Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
UNS
1891
pt.1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1891.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNS
1891
-pt.1

Mondschein.

Novelle von **Martha Asmus.**

Die Ringbahn glitt durch die grünen Hecken des Reichstagsplatzes, deren streifende Zweige ihre Frühlingsgrüße ins Fenster winkten, und weiter, hinein in die volle Maienpracht von jungem Grün dichtbelaubter Büsche und Bäume.

„Brandenburger Thor!“ Hier ein Ziehen an der Signalleine, dort ein Ruck der Zügel, und heraus, hinein führte der Strom der Bewegung die Menschen, aneinander vorüber, zu auseinandergehenden Zielen. Vielleicht trifft man sich morgen wieder, vielleicht nie.

Unter den Ausgestiegenen waren ein Herr und zwei Damen, die durch das Brandenburger Thor und über den Pariser Platz gingen. Die Damen begrüßten beim Umblicke die alten Bekannten in immer reicher werdendem Frühlingsschmucke, die duftenden Fliederbüsche, die fallenden Wasserstrahlen mit den regenbogenfarbenen Lichtern, die neu ergrünten Linden. Der Herr sah mit der Neugier des von auswärtig Hereingekommenen an den Gebäuden umher und die Straße hinunter.

„Vor fünfundzwanzig Jahren gingen wir hier auch“, sagte er zu der Dame, die er führte. Und als sie nickte, rief das junge Mädchen, das ihr zur Seite ging: „Das weißt du noch, Mutter?“ Dann sah sie mit Erstaunen auf das ältliche Paar, die großen, vornehmen Gestalten, die einen ruhig gleichmäßigen Schritt hielten.

„Es war einige Tage vor meiner Hochzeit“, sagte die Dame.

„Und die Pfingstferien hatten eben begonnen wie jetzt“, setzte er hinzu. „Ich war in meinem achten Semester. Seitdem trete ich zum ersten male wieder dieses Pflaster, viele Schritte sind darauf gemacht worden, und die meinen trugen mich weit von hier, nach Italien, nach England, dann aufs französische Schlachtfeld. Darauf als Lehrer nach süddeutscher Schule und Universität, und nun ich kaum, auf meine «Aesthetischen Plaudereien» und einige andere wissenschaftliche Schriften hin, dem Rufe als Professor nach Berlin gefolgt bin, treffe ich meine Jugendfreundin in der Ringbahn!“

„Die somit den Ring wieder schließt“, rief Hedwig, „das ist ihr Beruf!“

„Ich könnte mir einbilden“, sagte er, „die Zeit hätte auf dieser Stelle auf mich gewartet, und wir setzten nun unsern Spaziergang von damals fort, wenn nicht da an Ihrer Seite, Frau Anna, Berlin mir die Veränderung zeigte, die für mich alle seine übrigen Veränderungen schlägt.“

Die Dame ließ sich nun durch den

309973

Digitized by Google

muntern Ton ihrer Gefährten aus ihrem Sinnen ziehen, in das sich eine leise Schwermuth gemischt hatte.

„Und die sind doch gerade in den letzten zwanzig Jahren bedeutend", antwortete sie.

„Nun ja, seit meiner Geburt, wie der Herr Professor sagt!"

„Bitte, den gibt es nicht für Sie! Ich bin Ihr angeborener Onkel! Ja", fuhr er nach einer Pause fort, „Berlin weiß, daß es die Hauptstadt Deutschlands ist. Hierher bringen die Künstler des Reiches ihre Meisterwerke. Der vor andern objective, kosmopolitische Deutsche sieht in der Welt umher, er schätzt die Sonderheit jeder Nation und läßt die fremden Eindrücke befruchtend auf sich wirken. Mit neuerwachtem Nationalgefühle sehen wir freudig die Werke deutschen Geistes, deutscher Hand unter dem Einflusse der Welten und Zeiten entstehen. Wir suchen aus den Jahrhunderten unser Eigenthum zusammen, um dem Schaffen unserer Väter das unsere anzureihen. Welch ein Regen und Bewegen der drängenden Entwickelung in den Formen! Seht euch um in den Straßen, welche Bauten entstehen vor unsern Augen! Seht in die Schaufenster der Kunstläden! Und da wollte mir neulich ein College unsere Sucht bespötteln, Scherben und Fetzen aus dem alten vaterländischen Hausrathe hervorzusuchen und mit dem französischen Wortkrame in der Sprache aufzuräumen! Er wollte eine nationale Armuth darin erblicken, sich an dergleichen Spielereien zu hängen, die Schale anstatt den Kern zu pflegen. Ich sagte ihm, ob nicht der Mann, der nach langer Zeit ins Vaterhaus zurückkehrt, mit Rührung jeden altvertrauten Gegenstand begrüßt, und auch wol nach diesem bunten Glase, jenem irdenen Kruge fragt? Ob er nicht auf die gewohnten, lange nicht gehörten Ausdrücke lauscht, die Vater und Mutter ganz allein für ihn hatten? Wenn ihm das alles Kleinigkeiten sind, so hat er nie sein Vaterhaus geliebt."

Als die Frauen bewegt schwiegen, fing er wieder in dem frühern muntern Tone an: „Sieh da, die Kunstschätze im Schaufenster! Eberlein's Psyche! Und hier noch mehr von seinen farbig angehauchten Geschöpfen! Sie sind alle so fein, so nervös! Vor fünfundzwanzig Jahren hätten die hier auch noch nicht stehen können. Und daneben diese Antiken und die Ausgrabungen! Und hier Blumen-Schmidt! Welcher Geschmack in der Anordnung! Und diese Orchideen! Sieg des Geistes über den Raum! Wie, Nichtchen? Zu Schulte hinein? Nun, mir ist es recht!"

„Hedwig hat da eine Liebschaft!" sagte ihre Mutter.

„Ein Stelldichein? Und so nachsichtig, Frau Mutter? Sie machen mich neugierig!"

Die Damen wurden von dem Aufseher an der Thür ehrerbietig gegrüßt, wie bekannte Stammgäste; sie konnten ihre Karten in der Tasche lassen. Der Professor zahlte seinen Eintritt, und als er sich dann umwandte, war Hedwig bereits in die hintern Räume geeilt.

„Lassen Sie sie nur ihrer Bestimmung!" sagte seine Freundin lächelnd.

Sie waren allein in dem ersten Ausstellungsraume. Der Aufseher ging in den Sälen, in denen zur Zeit nur wenige Besucher waren, hin und her. Der Professor stand neben seiner alten Freundin vor einem Gemälde, aber er sah nicht darauf hin.

„Sie gleicht Ihnen, Frau Anna", sagte er halblaut, „es ist, als sähe ich Sie in Ihrem Kinde. Sie lassen sie ihrem Herzen folgen, sie braucht nicht der Pflicht eines in zu großer Jugend

Digitized by Google

gegebenen Wortes geopfert zu werden. Verzeihen Sie, daß ich daran rühre!" bat er in weichem Tone, als sie sich, wie erschöpft, auf das kleine Polster zwischen den Fenstern setzte. „Mich hat dies unverhoffte Wiedersehen so bewegt, dieser Augenblick ist mir so bedeutend, daß mir jede verhüllende Redensart unwürdig erscheint — nun, nach fünfundzwanzig Jahren, da Sie Witwe und Mutter einer erwachsenen Tochter sind, und ich ein einsam gebliebener Junggeselle bin, der nicht mehr an eigenes Glück denkt."

„Sind die Böcklins noch da?" fragte sie den eben näher kommenden Aufseher.

„Ja wohl, nebenan!"

Sie erhob sich und trat an einen Andreas Achenbach. In Wellen- und Wolkenmassen kämpfte ein Schiff, Menschenkraft und Menschenkönnen gegen elementare Gewalten. Sie sah wie gebannt darauf, dann auf ihn.

„Ja wohl", sagte er, „die Vorgänge wiederholen sich. So ein Kampf wäre es geworden, dem geht es sich leichter aus dem Wege! Dann entsagt man lieber dem vollen Menschenleben. Aber wie komme ich zu der Bitterkeit? Die ist längst überwunden! Nochmals Verzeihung! Und nun sind wir bei der Kunst, die tritt uns oft für das Leben ein. Ein Sehen wird uns hier Erleben, wir machen seelisch durch, was der Künstler uns zeigt. Wer, der dies Gemälde sieht, könnte sagen, er hätte noch keinen Sturm erlebt? Aber Sie sind so still, Frau Anna, und ich bin ein Schwätzer. Früher, glaube ich, gaben wir einander nichts nach beim Plaudern!"

„Ich bin noch etwas betäubt von dem Ereignisse! Auch bin ich hier zu Hause und will die Eindrücke meiner Heimat auf den Ankömmling beobachten. Ich dachte eben, wie gewinnbringend ein fortgesetzter geistiger Austausch mit Ihnen für mich und Hedwig sein wird, und freute mich für uns beide."

„Für uns drei!" verbesserte er. Nach einer Pause fragte er: „Wie lange ist Berlin Ihnen wieder Heimat?"

„Seit einundsiebzig. Oskar fiel im Kriege. Der im Frieden für heitere Genüsse lebende Offizier war auf dem Schlachtfelde der Tapfersten einer. Hedwig darf das Andenken des Todten ehren. Ich kehrte damals bald mit meinem Töchterchen zu den Aeltern zurück, die ich im Laufe der Zeit auch verlor. So haben wir hier keine Verwandten mehr, aber einen angenehmen Freundeskreis. Doch kommen Sie zu Böcklin! Hier ist die «Büßende Magdalena»!"

Der Professor sah das Bild schweigend an. Frau Anna mußte über sein Gesichterschneiden lachen, er hatte sich ein etwas freies Mienenspiel angewöhnt. „Nun?" fragte sie.

„Was berechtigt Sie zu der Annahme, daß dies eine büßende Magdalena ist?" sagte er. „Dazu hat sie zu wenig Aeußeres. Wahrscheinlich ist sie eine Diebin, die man geschlagen hat. Man sieht, wie sie der Bock stößt."

„Sie sind ja ein Ketzer!"

„Ich bin ein Rechtgläubiger der Kunst."

„Da ist die «Mater Dolorosa»!"

„Eine interessante Abart von Mund und Kuß! Man sollte nicht denken, daß die Lippe solch eines zeugartigen Gefältes fähig wäre, besonders wenn sie sich im Mutterkusse auf die Stirn des Todten drückt. Kommen Sie!"

„Hier sehen Sie doch —"

„Ich sehe schon! Ja, wenn diese Farben ohne Gestalten da wären! Kommen Sie zu Hedwig! Mich verlangt zu sehen, ob sie glücklich wird."

Digitized by Google

„Ach, so ist es nicht! Nein, nein, es ist nicht, wie Sie denken!"

Im letzten, elektrisch erleuchteten Saale fanden sie Hedwig auf dem kleinen Sessel links in die Ecke gedrückt, in den Anblick einer Mondscheinlandschaft versenkt. Der Professor sah sich suchend um, Frau Anna lachte hell auf. „Der Liebhaber ist nicht da!" sagte sie.

Hedwig war roth geworden und lachte auch, aber etwas gezwungen.

Der Professor sah sie fragend an. „Sie geben mir ein Räthsel zu rathen, Nichtchen."

„Es war nur ein Scherz von meiner Mutter", sagte sie nun wieder freier, „weil ich immer wieder hierher gehe, um dies Bild anzusehen. Finden Sie das nicht ganz erklärlich? Sehen Sie, wie der Mondschein da durch die Baumstämme fällt! Wie er hier auf dem Weiher ruht und die Farrn und Gräser versilbert! Jeder Nerv der Empfindung ist aufgerufen, heraus aus dem zerstreuenden Geräusche zur Stille, zu regungslosem Lauschen. Beethoven hat das schon einmal gesagt —", sie griff mit den Fingern vor sich hin die Triolen der Mondscheinsonate, und summte die Noten, die der kleine Finger anschlug. „Das klopft die Seele wach!"

Der Professor las den Namen des Künstlers: „E. Stein."

Hedwig wiederholte ihn mit sichtlicher Erregung. „Ein recht allgemeiner Name, nicht wahr?" fragte sie. Aber er war wieder in das Bild vertieft.

„Der Maler bietet uns hier einfach sein Selbstempfundenes, ohne Manier", sagte er. „Er wagt es, uns seinen Kunstgedanken ohne Beihülfe moderner Effecte von Farbenübertreibungen oder Entfärbungen und crassen Lichtbrechungen vorzuführen. Er gibt nicht das zufällig Wirkliche, nicht die unverwirklichte Idee, sondern das wirkliche Wahre, den körpergewordenen Gedanken — das reine Kunstwerk.

„Aber der Mondschein hat mein Nichtchen ganz verwandelt!" Er sah Hedwig prüfend an und erschrak, als er bemerkte, wie sie bemüht war, die Thränen in ihren Augen zu verbergen. Ihre Mutter kam ihr zu Hülfe.

„Geh' voraus, Kind, und mache uns den Thee! Ich hoffe", fügte sie gegen den Professor mit einem Lächeln hinzu, das diesen wieder fünfundzwanzig Jahre zurückversetzte, „dein unverdient gewonnener Onkel wird uns heute den Abend schenken.

„So nehmen Sie nur gleich die volle Bürde der Freundschaft auf sich, lieber Professor", sagte sie, als Hedwig sich entfernt hatte, „und theilen Sie die erste große Sorge, die das Kind mir macht!"

„Sie können mir nichts Lieberes thun, als mir Ihr Päckchen zu tragen geben! Aber Sie machen mir fast bange, es wird doch so schwer nicht sein?"

Sie saß jetzt auf Hedwig's verlassenem Platze, er stand neben ihr, halb den Bildern zugewendet, sodaß die wenigen Gäste der Ausstellung beide in sachlichem Gespräche begriffen glauben konnten.

„Wir machten vor einem Jahre einen Frühlingsausflug nach der Wartburg, an den wir Fußpartien schlossen", erzählte sie. „Bei einem kleinen Reiseunfalle, der mich traf und der, da er spurlos vorbeigegangen ist, nicht mehr zur Sache gehört, waren wir genöthigt, die Hülfe eines jungen Mannes anzunehmen, der uns durch sein umsichtiges und sicheres Eingreifen sehr zu Dank verpflichtete. Er blieb einige Tage durch seinen gefälligen Beistand in unsere Nähe gefesselt, und als wir bald unsere Reise fortsetzen konnten, wußte er es so ein-

Digitized by Google

zurichten, daß er uns immer wieder traf. Da wir es mit einem liebenswürdigen, interessanten Manne zu thun hatten, so ließ ich mir für uns beide seine fortgesetzte Gesellschaft gern gefallen, den Naturgenüssen gesellte sich das Wohlgefallen an einer Menschenseele. Ich merkte nun wohl, daß bei Hedwig letzteres das erstere bald überwog."

„Es ging ihr", unterbrach der Professor, „wie in dem Liede — warten Sie einmal —" und nach kurzem Sinnen fuhr er mit bewegter Stimme fort: „Sie jubelte einmal beim Erwachen an einem schönen Maimorgen:

Weckte heute mich die Sonne,
Warm umkosend mein Gesicht,
Oder tiefer Herzenswonne
Neubelebend Schöpferlicht?

War's, daß Erd' und Himmel glühten,
Weil der Frühling heut erstand,
Oder weil ich unter Blüten
Gestern eine Seele fand?"

„Ist das Ihres?" fragte Frau Anna nach einer Pause.

„O, es ist schon fünfundzwanzig Jahre alt", sagte er trocken. „Aber bitte, fahren Sie fort!"

„Ja, Hedwig kam zum ersten male in den Zustand, wo man Alles nur in Bezug auf das Eine sieht. Die schöne Natur wurde ihr Staffage für eine Persönlichkeit. Sie war so glücklich und ich hatte kein Arg."

„Donner und — Verzeihung, Frau Anna! Ich hätte fast geflucht! Es gibt also etwas Arges dabei! Und das muß Ihnen begegnen und Hedwig! Warum war ich nicht schon da! Aber, Frau Anna, wußten Sie denn nichts von seinen Verhältnissen?"

„Ja wohl! Er stellte sich uns gleich ganz umständlich vor. Wie finden Sie diesen Rahmen?" unterbrach sie sich mit etwas erhobener Stimme, da sie bemerkte, daß sie nicht allein waren.

Der Professor antwortete nicht gleich. „Ganz verzwickt!" stieß er dann hervor, „ach so, den Rahmen meinen Sie! Aber wir sind wieder allein!"

„Er ist Gutsbesitzer in der Nähe von N.", fuhr Frau Anna fort, „wo meines Mannes Verwandte wohnen, die ich in den Jahren meiner Ehe hin und wieder sah. Von diesen hörte ich, bald nach unserer Rückkehr, in Beantwortung einer scheinbar zufälligen Anfrage meinerseits, daß unser Reisegefährte nicht des besten Rufes genießt, für alle höhern Genüsse, als für Kunst und Literatur, die in der Stadt sehr gepflegt werden, ganz unzugänglich ist, die bessern Umgangskreise flieht oder eine Null in ihren geselligen Vereinigungen ist, um mit ungebildeten Gutsbesitzern und Pächtern bei Trinkgelagen zusammenzukommen, wo es sehr toll zugehen soll. «Bacchus, Gambrinus und Amor finden dort ihre Jünger!» schloß wörtlich jener Bericht."

„Amor, liebe Freundin! Ich bin ganz betäubt! Und was sagt Hedwig? Und konnten Sie denn nicht sehen, welch Geistes Kind Sie vor sich hatten in der ganzen Reisezeit?"

„Da kommen nun meine Selbstvorwürfe! Ich hätte tiefer forschen müssen. Die Unterhaltungen machten sich so ungezwungen, ich hatte den Eindruck, als wäre er überall zu Hause. Er hat sechs Semester auf der Universität zugebracht, aber kein Examen gemacht, da er gleich das Gut übernahm. Er war früh verwaist. Es machte sich ja so natürlich in der freien Natur, daß man die Gelehrsamkeit etwas zu Hause ließ; aber doch plapperten wir nicht nur, und ich begreife noch nicht, wie ich mich so täuschen konnte!"

„Und wie wurde es nun? Ging die Geschichte weiter?"

„Ja! Er kam sehr bald nach Ber-

Digitized by Google

lin und besuchte uns. Wir hatten eben den Brief bekommen, und er merkte natürlich den Eindruck. Hedwig war schweigsam und auffallend blaß, vielleicht hat den Schönheitsverehrer das seinerseits abgeschreckt. Ich lud ihn nicht ein, er konnte nicht wiederkommen, und er that auch nichts zu einer Annäherung.

„Hedwig ist nun jedenfalls bewahrt vor einer Ehe mit einem ihr geistig fremden Manne", sagte sie nach einer Pause leise.

Er sah sie schnell an, dann kehrte sein Blick zögernd zu der Mondscheinlandschaft zurück. „Arme Liebe!" hörte sie ihn murmeln. „Aber was ist das mit dem Bilde?" fragte er dann.

„Das Bild ist hoffentlich eine Rettung! Gerade in diesem Monate, wo jede Blüte, jeder Duft sie in jene Zeit zurückversetzt, wo ich wieder öfter des Morgens ihre verweinten und verwachten Augen bemerke, da macht dies Bild einen so großen Eindruck auf sie, und der Künstler heißt wie er, von dem sie ihr Herz loslösen muß."

„Ich verstehe! Sie sagt sich: so groß, so schaffend müßte der Mann sein, dessen Name mir im Herzen geschrieben ist, und da er von diesem das Gegentheil ist, so lösche ich ihn aus! Armes, braves Mädchen! Aber kommen Sie! Sie wird uns erwarten. Ich sehne mich, das Kind zu sehen! Am Oranienburger Thore, sagten Sie? Also wieder Ringbahn!"

Er nickte dem Aufseher zu. „Auf Wiedersehen! Nächstes mal abonnire ich!"

Um elf Uhr befand sich der Professor noch am Theetische im Heim seiner beiden Freundinnen. Frau Anna saß auf dem Sofa, er daneben in einem Sessel, Hedwig an seiner andern Seite. Jeder Gegenstand im Zimmer hatte etwas Anheimelndes: das geöffnete Klavier mit den Noten darauf, die wallenden Gardinen, der weiche Stubenteppich, die umherstehenden Sessel, die bücherbedeckten Tische. Die beschirmte Hängelampe verbreitete ein mildes Licht, der Kessel über der Flamme summte. Hedwig schenkte dem Onkel eben die dritte Tasse Thee ein, er bemerkte es zu spät, um sich zu widersetzen, er war zu angeregt in der Unterhaltung gewesen. Da brach er plötzlich im Satze ab und schwieg. Beide Frauen sahen ihn fragend an.

„Laßt nur, ihr Kinder!" sagte er endlich selbstvergessen. „Heute Morgen noch! Und jetzt! Der Alte träumt! Ich könnte mir einbilden, es wäre alles anders gekommen, eins liegt mir so nah wie das andere!" Er stand auf. „Aber es ist gut und schön so!" sagte er und reichte den Frauen die Hände. „Auf Wiedersehen denn! Und auf gute Freundschaft unter uns dreien!"

Er hatte nur bis zum Anfange der Karlsstraße zu gehen. Als er in seine Junggesellenwohnung trat, leise, damit er die alte Haushälterin nicht störte, nahm er sich vor, seine Freundinnen zu bitten, ihm seine Wohnung freundlicher einzurichten, und dann wollte er sie zum Thee laden. Er dachte noch daran, als er schon im Bette lag und das Licht ausmachte. Dann aber kam ihm ein neuer Gedanke, der ihn noch wach erhielt bis gegen Morgen. Da war der Gedanke gründlich zu Ende gedacht und machte einem etwas ungründlichen Schlafe Platz.

Am andern Morgen war er früh in der Ausstellung. Das Mondscheinbild war aber schon länger verkauft und gestern Abend bereits abgeholt worden. Doch der Professor wollte nicht so schnell auf seinen Wunsch verzichten; er ließ sich die Adresse des Künstlers geben, um ihn selbst in seinem Atelier aufzu-

Digitized by Google

suchen. Gewiß war er zu bewegen, dasselbe Bild noch einmal zu machen. Wie würde es das Arbeitszimmer des Professors schmücken! Er freute sich darauf, so oft er wollte, in die Mondnacht sehen zu können und den Zauber zu fühlen, den sie gestern auf ihn ausgeübt hatte. Sein Leben würde dadurch reicher werden. Denn die Kunst hat die Macht, uns zu beglücken, dachte er, indem sie unser Empfinden zugleich erregt und ausfüllt durch das Vollendete, Ganze ihrer Darstellung. Daher haben diejenigen die Kunst verkannt, welche sich auf das Copiren eines Stückes Natur ohne Idee beschränken wollen. Sie verzichten damit auf die Stimmung, die Kundgebung des Kunstgedankens, die Mittel bleiben ohne den Zweck.

Jetzt erst las er die Adresse, die man ihm bei Schulte aufgeschrieben hatte, und fand, daß der Maler ein Gut in der Nähe des Städtchens bewohnte, in dem seine Freundin die Jahre ihrer Ehe zugebracht hatte. Und „Stein"? Der talentvolle Künstler konnte also wol der Familie jenes liebenswürdigen Taugenichtses angehören. Er hätte gern selbst näher in die Verhältnisse gesehen und gewußt, wie der Mann aussah, der einem so anziehenden Mädchen gefährlich werden konnte. Vielleicht auch — wer weiß? — wurde durch diese Verbindung dem würdigern Gliede der Familie Gelegenheit gegeben, die Stelle des andern auszufüllen; vorbereitet war ihm der Weg durch sein eigenes Werk. Der Professor mußte über sich selbst lächeln, als er jäh aus seinen Phantasien auffuhr, die ihn lebhaft, wie Wirklichkeit, umgaben. Inzwischen hatte ihn der Omnibus nach dem Stettiner Bahnhofe gebracht, er nahm sein Billet und fand sich bald im Eisenbahnwagen auf dem Wege nach dem ihm noch unbekannten Mecklenburg. Jedenfalls war der Kauf des Bildes ein genügender Grund für den Eintritt in das Haus; was folgte, war nicht seine Sache. Er wurde froh und hoffnungsvoll gestimmt, als er die lieblichen Landschaftsbilder sah, die in Wäldern und Seen an seinem Auge vorüberzogen.

Die letzte Bahnstation war noch nicht der Ort seiner Bestimmung. Jetzt, in den Sommermonaten, gab es dahin die Fahrgelegenheit mit dem Dampfboote über den großen See. Dem Professor gefiel seine Reise je länger desto mehr. Schon auf der Bahn hatte er mit Unmuth seine Fahrgenossen stöhnen gehört über die früh eingetretene Hitze und die Langsamkeit des Zuges auf dieser Linie, dann wieder über die Prosa des Fahrens durch Abschaffung der Post, mit der alle Gelegenheit zu poetischen Reisegefühlen schwände. Unangefochten von dem Heimweh nach verstimmten Posthörnern, der Gesellschaft übernächtigter Mitreisender und deren Leiden und Freuden, genoß er, was die Jetztzeit in raschem Fluge seinem Auge bot, und als er das Dampfschiff betrat, beklagte er nicht, daß es Sommer war und er in dieser der alten Poesie der Postfahrten noch nicht völlig entrissenen Gegend das Winterfuhrwerk nicht benutzen konnte. Er saß auf dem Verdecke, sah die Wellen sich am Schiffe brechen und die Uferbilder schwinden und heranziehen. Den lieblichsten Anblick bot das immer näher kommende N. Die kleine Kirche winkte von dem belaubten Hügel ein freundliches Willkommen. Ueber den See herüber tönten die Glocken, die den Sonntag einläuteten. Der Professor faltete unwillkürlich die Hände. Es war ihm wie als Kind, wenn er seine Mutter beten hörte, und als er die Kirche sich immer deutlicher von dem Gewölke der untergehen-

Digitized by Google

den Sonne abheben sah, schien sie ihm ein Bild unsers bestgehüteten Heiligthums im Herzen, das dem Anpralle aller Lebenswellen standhält.

Aber die Glocken und die untergehende Sonne sagten ihm, daß es Abend war, und als sie landeten, dunkelte es bereits. Der Professor überlegte, daß er heute kaum noch schicklicherweise einen Besuch auf dem Gute machen konnte, dessen Entfernung vom Städtchen er nicht einmal kannte, ebenso wenig wie die häuslichen Verhältnisse des Künstlers. Unentschlossen stolperte er über das schlechte Pflaster der Straßen, als er sich unversehens wieder neben der Kirche fand. Er war jetzt auf dem Hügel, aus einiger Entfernung tönte der leise Wellenanschlag des Sees herauf, und vor ihm lag ein hübsches, weinumranktes Häuschen. Es mußte das Pfarrhaus sein, und der Pastor war, jetzt fiel es ihm ein, der Vetter des Mannes seiner Freundin. Nach einigem Schwanken beschloß der Professor, hier einzutreten, sich als Freund der Freunde einzuführen und um Auskunft über Gasthäuser der Stadt zu bitten, vielleicht auch Näheres über die Verhältnisse des Malers zu erfahren. Als er einmal mit sich einig war, diesen kleinen Schritt vom Reisewege ab zu machen, ließ er sich auch nicht durch die Wahrnehmung, daß im Hause Gesellschaft sei, davon abbringen. Trotz der hellen Erleuchtung der ganzen vordern Fensterreihe und dem aus den niedrig gelegenen Zimmern dringenden lebhaften Durcheinander von Stimmen, trat er in die ihm fremde Behausung. Auf das Läuten der Thürglocke kam eine junge Dame aus dem Zimmer links, und das Geräusch und die Helle drangen einen Augenblick in den matt erleuchteten Flur, um sogleich hinter ihr wieder abgeschlossen zu werden.

Das hübsche Mädchen mit den von der Unterhaltung gerötheten Wangen war sichtlich enttäuscht beim Anblicke des Fremden, sie mochte wol jemand anderes erwartet haben, und den Professor fing seine Rolle als Eindringling nun doch an fühlbar zu drücken. Er beeilte sich, seine Karte zu übergeben und zu fragen, ob er den Herrn Pastor nur auf einen Augenblick seinen Gästen entziehen dürfte. Die Antwort kam kindlich verlegen heraus, und das junge Mädchen war augenscheinlich froh, als sie den Störenfried, unter Entschuldigungen, daß schon gedeckt sei, in das gegenüberliegende Zimmer genöthigt hatte und in kleinem Laufschritt zurückflüchten konnte, um den Papa zu benachrichtigen.

Der Professor hatte kaum einige Schritte die Abendtafel entlang gemacht und in Gedanken einige Namen auf den Tischkarten gelesen, als der Herr des Hauses eintrat. Mit einer fast zu angelegentlich gezeigten Gastfreundschaft hieß er den fremden Professor willkommen, der die Störung schnell erklärte, um, nach erhaltenem Aufschlusse über seine Fragen, sich sogleich wieder zurückzuziehen.

„Ein alter Freund meiner Cousine!“ rief der lebhafte Herr und nahm von neuem die eben losgelassene Hand seines Gastes. „Ja, ich erinnere mich sogar — ich muß Ihren Namen früher von ihr gehört haben! Nun, da habe ich ein unbestrittenes Anrecht auf Sie. Nein, keine Absage! Sehen Sie, lieber Herr Professor, wir sind heute gerade so recht unter uns, Sie werden die Besten des Städtchens kennen lernen und können dann unserer gemeinschaftlichen Freundin von unserm hübschen, angeregten Leben erzählen. Ein Element, wie es uns in Ihnen kommt, fehlte noch gerade, um die Geselligkeit zu einer vollkommenen zu machen. Die

Digitized by Google

Erfahrung der Großstadt wird die einseitige Tiefe unserer Abgeschlossenheit ausgleichend verbreiten. Kommen Sie, Sie werden sich ganz an Ihrem Platze finden!"

Der Professor wollte eben eine entschiedene Ablehnung aussprechen, er fühlte seine ganze Reisemüdigkeit sich geltend machen in dem Gedanken, den Abend mit den seinen Zwecken so fern liegenden Interessen zu verbringen, als sein zerstreut über die Tischkarten streifender Blick plötzlich an einem Namen hängen blieb. „Herr Ernst Stein", las er.

„Sie sind wirklich beschämend gütig gegen den fremden Eindringling, Herr Pastor", sagte er, „ich fürchte aber, in meinen Reisekleidern nicht vor den Augen der Damen bestehen zu können."

„Der Einwand kann entkräftet werden, Herr Professor; hier" — der Pastor öffnete eine Thür — „treten Sie einen Augenblick in mein Schlafzimmer, und frischen Sie Ihr Aeußeres auf."

„Nun, auf Ihre Verantwortung! Verzeihen Sie meine Neugierde", setzte der Professor, schon in der Thür des Schlafzimmers, hinzu, indem er von weitem auf einen Platz in der Tafelreihe zurückdeutete, „Herr Stein — ist das der Maler oder ...", er zögerte, „oder der andere?"

„Der Maler?" Sein Wirth war in augenscheinlicher Besorgniß, den schlecht orientirten Kleinstädter zu verrathen. „Nein, nein", sagte er hastig, „es ist der andere!"

„Also der, auch gut!" dachte der Professor, als er die Thür hinter sich schloß, „eigentlich kann ich es mir nicht besser wünschen."

Einige Minuten später trat der Professor in das Gesellschaftszimmer. Bei seinem Erscheinen verstummte die lebhafte Unterhaltung, und alle Anwesenden erhoben sich. Dies setzte ihn in Verlegenheit, besonders da auch die ältern Damen ehrfurchtsvoll stehen blieben, bis ihm alle Namen genannt waren. Schon wollte er diese Huldigung dem Erfolge seiner ästhetischen Abhandlungen zuschreiben, als seine Eitelkeit auch schon eine Niederlage erlitt. Die Thür öffnete sich wieder und ließ einen jungen Mann ein, dem derselbe ehrenvolle Empfang von Damen und Herren wurde. Nur daß man sich schneller wieder setzen konnte, da nach der allgemeinen Begrüßung nur die Vorstellung zwischen dem neuen Ankömmling und dem Professor erfolgte. Als dieser den Namen „Stein" hörte, wurde sein Interesse in erhöhtem Maße an den jungen Mann gefesselt, der ihn gleich bei seinem Eintritte angezogen hatte. Waren es die scharf geschnittenen Züge des von dunkelm Haar und Barte umgebenen Gesichts, die ihm so gefielen? Der wechselnde Ausdruck der Augen, oder das natürliche, fast unbekümmerte Benehmen, die einfache Art, mit der er der Frau Pastor einige verbindliche Worte erwiderte auf ihre Frage, ob sie die Annahme ihrer Einladung einem Ahnungsvermögen zuzuschreiben habe, daß die Geselligkeit heute noch etwas Außergewöhnliches zu bieten hätte? Oder war es gar ein Etwas, das den Professor verstehen ließ, Stein fühle sich hier nicht am Platze, er kam gezwungen her, etwa aus Höflichkeit auf dringliche Einladung der Dame des Hauses, sonst wäre er lieber irgendwo anders, nur nicht hier? Nein, das hatte für den Professor nichts Fesselndes, denn das rief plötzlich wieder seine ganze Voreingenommenheit zurück, die er fast vergessen hatte bei dem anziehenden Aeußern des jungen Mannes. Die Ueberhebung sah einem ähnlich, der in bequemem Müßiggange sich selbst die Zügel locker hielt zu ausschweifendem Genußleben.

Digitized by Google

Dabei kommt man leicht dazu, über ehrbare Menschen hinwegzusehen, welche die geselligen Formen nicht beherrschen, sich durch die ungeschickte Hülle vom Aufsuchen des innern Werthes abschrecken zu lassen! Als wenn es die Schuld dieser braven Leute wäre, daß sie, in einen kleinen Kreis gebannt, sich nicht so frei und leicht zu bewegen wußten wie die, welche ihre Formen in wechselvollem Begegnen abreiben.

Die photographische Wiedergabe eines Overbeck'schen religiösen Werkes lag auf dem Sofatische aus. „Helfen Sie uns erklären, Herr Professor", sagte die Frau Pastorin und bot ihm den Stuhl ihr zur Seite. Mehrere Schaulustige drängten sich um den Tisch, auf dem das große Buch lag.

„Was mag das für ein Vogel sein?" „Ein Phönix", schlug jemand vor, „das ist ja wol ein allegorischer Vogel."

„Nein", berichtigte der Pastor dagegen, „es ist das Bild der Sakramente, also ein Pelikan, der die Seinen mit seinem Herzblute nährt, ein Vorbild!"

Der Professor kam sich vor wie in einem Schulexamen. Er half freundlich die Bedeutungen der Figuren herausfinden und erntete dankbare Anerkennung, wenn sein gutes Gedächtniß ihn auf die rechte Fährte geführt hatte. Einer der Eifrigsten war der Amtsrichter, dessen Urtheil oft befragt wurde.

„Aber die Randfiguren müssen wir auch noch mitnehmen!" rief er, als die Pastorin einmal zu schnell umschlagen wollte, „sie sind theilweise so klein, daß man die Linien kaum erkennen kann. Sehen Sie, Herr Professor, hier! Ist dies ein Haken oder ein Mensch?"

„Es ist nicht zu unterscheiden, es scheint die Andeutung einer Figur."

„Ach, so schnell wollen wir uns nicht geben!" hieß es von anderer Seite. „Die Bibelstelle steht darunter. Schlagen wir nach!"

„Richtig!" rief der Pastor, „ein Mensch! Die Schöpfung, also Adam!"

„Vortrefflich!" sagte der Amtsrichter, „das nenne ich den geheimsten Spuren des Kunstgedankens folgen!"

Der Professor wischte sich die Stirn. Er sah sich wie hülfesuchend um. Etwas abgesondert von der in Overbeck vertieften Gruppe standen einige junge Leute. Die Tochter des Hauses schenkte an einem kleinen Tische den Thee in die Tassen, und Herr Stein faßte eben mit ruhiger Bewegung ihren Arm und hielt ihn fest.

„So!" sagte er, „so bleiben Sie, Hebe, wenn Sie Ihren Vortheil verstehen."

Das junge Mädchen war wie mit Purpur übergossen, aber sie hielt geduldig still. Der Professor sah von der Seite nach seiner Nachbarin und war betroffen, sie ihrem Gatten einen Blick zusenden zu sehen, der fern von Misbilligung war. Aber sogleich wandte sie sich dem Professor wieder zu.

„Lassen Sie nur Herrn Stein", flüsterte der Pastor, „der versteht nichts von der Kunst. Sehen Sie, hier sind noch viele Randzeichnungen!"

In demselben Augenblicke klirrte es an dem kleinen Tische, die Kanne lag zerbrochen am Boden. Ein junger Mann stand neben der Hebe, bald verlegen auf die Scherben und den vergossenen Thee, bald zornig auf den ruhig dastehenden Herrn Stein sehend. Augenscheinlich hatte sein Dazwischenkommen die Katastrophe herbeigeführt. Hebe schien beiden Betheiligten nicht sehr zu zürnen, und während sie, mit Hülfe einiger Freundinnen, die Flecken auf ihrem Kleide trocken rieb, suchte sie den Aufgeregten mit freundlichen Worten zu beruhigen. Die Hausfrau entfernte sich,

Digitized by Google

um den Schaden gutzumachen, und die Gruppe um Overbeck löste sich auf. Der Professor fand sich mit seiner Theetasse in der Hand einen Augenblick allein neben dem Pastor.

„Der Herr Stein", begann dieser zögernd, „ist Ihnen vielleicht etwas bekannt vom Hörensagen?" Der Professor murmelte eine halbe Zustimmung. „Ja, ja, Sie werden sich erinnern! Ich weiß nicht, was sich meine Frau in den Kopf gesetzt hat, daß sie ihm plötzlich das Wort redet. Man müsse die jungen Leute nicht so ganz sich selbst überlassen, und der Familienumgang übe oft wunderbare Wandlungen. Ich halte den Herrn für unsere Kreise verloren, und alle andern denken auch so. Er hat keinen Ernst, und er fühlt sich auch zweifellos bei seinen Trink- und Spielkumpanen wohler. Viel lieber ist mir so ein Mann wie der junge Prediger, der vorhin die Kanne zerschlug, und der eben mit meiner Tochter spricht."

Jetzt bat die Wirthin zu Tisch. Sie nahm den Arm des Professors, der sich in Gedanken führen ließ, und sich erst wieder sammelte, als er neben ihr saß. Das Stimmengewirr, welches durch das Suchen der bestimmten Plätze auf einige Augenblicke hervorgerufen war, dämpfte sich zu einem summenden Geplauder herab. Die meisten Gäste waren zufrieden mit ihrer Tischumgebung, und die Enttäuschten suchten sich bei dem ihnen zugefallenen Lose mit guter Miene abzufinden. Die Tochter des Hauses saß zwischen Stein und dem jungen Prediger. Sie verstand es, einen unterschiedslos lieblichen Gesichtsausdruck innezuhalten, und spendete nach beiden Seiten hin das gleiche Lächeln zu allen Aeußerungen ihrer Nachbarn. Der Professor hatte diese Art Gesichtsmaske auch schon über den Mienen der Mutter bemerkt und sich mit Unbehagen gefragt, ob und was für ein Etwas wol hinter diesem Nichts wäre. Stein überließ dem andern die von diesem sichtlich begehrte Gunst der Unterhaltung mit der jungen Dame. Er betrachtete sie nur hin und wieder mit unverhehltem Wohlgefallen und rückte bald an der Rose im Haare, bald legte er eine Locke anders, immer mit einer Ruhe, die deutlich zeigte, daß er das Glück nicht zu schätzen wußte, das er sich so unberufen aneignete. Das junge Mädchen ließ es immer geschehen, was der Professor, der ihnen gegenüber saß, ihrer Schüchternheit zuschrieb; um so mehr wunderte ihn die Duldsamkeit der Mutter.

Die Unterhaltung wurde jetzt allgemein. Der Amtsrichter knüpfte an den eben gehabten Kunstgenuß einige ästhetische Betrachtungen, und die Tischgenossen brachen gern ihre Gespräche ab, um von dem gelehrten und kunstverständigen Manne ihr Urtheil bilden zu lassen. Besonders aufmerksam hörten die Frauen zu, denen die Gelegenheit selten geboten wurde, von Sachverständigen über Dinge reden zu hören, die ihnen so anziehend, aber auch noch so fremd waren.

„Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen!" flüsterte die Frau Pastorin ihrem Nachbar, dem Professor, zu. Dieser hatte sich noch nicht aus seinen unbehaglichen Eindrücken herausgefunden, trotz seines guten Willens, alles zu entschuldigen, und auch für abstoßende Erscheinungen Erklärung in den einwirkenden Verhältnissen zu finden.

„Ich zehre immer noch von den Kunstgenüssen, die ich von meinem letzten Besuche in Berlin mitgebracht habe", sagte der Amtsrichter jetzt. „Diese Panoramen! Man denkt doch, man ist mitten in der Schlacht von Sedan, wenn man da auf der Erhöhung steht. Die Täuschung ist vollständig, und der Fort-

Digitized by Google

schritt, den die Kunst hier gemacht hat, bewunderungswürdig. Was sind dagegen die schönsten Bilder der Museen!"

„Ob in späterer Zeit die Kunst sich wol noch höher entwickeln kann?" warf ein junger Mann dazwischen.

„Warum sollte sie nicht? Man wird dahin kommen, die Personen sich bewegen, vielleicht gar sprechen zu lassen. Die Wolken werden am Himmel dahinziehen, der Regen wird fallen — was meinen Sie, Herr Professor?"

„Sie sprechen von Kunststücken, Herr Amtsrichter, nicht von der Kunst", sagte der Angeredete, jetzt ohne Rücksichtnahme auf etwaige mildernde Umstände, die jene Ansichten rechtfertigten. Er konnte sie, der Wahrheit zu Liebe, nicht unangefochten lassen. „Kunst ist die Vermählung des Gedankens mit der Form. Der Maler stellt sie im Bilde dar; was der Maschinist nachher mit dem Bilde thut, um die vollendete Technik als Natur erscheinen zu lassen, erhöht den Werth der Kunst nicht."

„Nein, nein! Das nicht! Sie als Aesthetiker haben bei Ihren Auseinandersetzungen so Ihre besondern Stichwörter."

Die Gesellschaft wurde sichtlich mehr und mehr erregt. So ein gelehrter Professor in Ehren, aber das konnte man doch nicht gelten lassen! Wie? Es sollte nichts sein, was der Amtsrichter da beschrieben hatte und was dieser und jener aus der Anschauung bestätigen konnte?

„Aber, Herr Professor", sagte der junge Prediger, „Sie unterschätzen ja damit die Realistik, der heutzutage unsere eifrigsten Bestrebungen zugewandt sind. Je täuschender wirklich, desto künstlerischer!"

„Vorausgesetzt, daß die Technik den Kunstgedanken stimmungsvoll wiedergibt, lasse ich Ihren letzten Satz gelten. Die Form, die das Wesen in sich schließt, kann nicht zu vollendet sein." Sein Blick traf, als er dies sagte, den Blick Stein's, und er stockte betroffen. Eine Secunde hielten die Augen sich fest, und der Professor glaubte deutlich zu lesen: „Ich danke Ihnen, aber was soll das hier?"

Er war ein wenig verwirrt, doch faßte er sich schnell, um das Angefangene zu vollenden. „Aber wir sprechen hier doch von den Maschinerien der Panoramen. Die berühren die Technik des Bildes nicht. Sehen Sie jedes beliebige, perspectivisch richtige Gemälde durch eine Röhre oder etwa durch die hohl gegeneinandergelegten Hände, sodaß der Rahmen verdeckt wird, und Sie haben den Eindruck, der Sie in den Panoramen so überwältigt. Auf dem Grundsatze der Verdeckung der Umgebung beruht die ganze, großartige Täuschung."

„Sehen Sie, Herr Professor", sagte jetzt der Amtsrichter, der sich von der ersten Bestürzung über den Widerspruch seines gelehrten Gegners erholt hatte, „das habe ich auch gedacht! Es ist doch gut, wenn man sich darüber ausspricht. Ja, es ist etwas Großes um unsere jetzige Kunst — oder Geschicklichkeit. Die einfachen Bilder sind auch schön, wenn auch nicht so großartig in ihrer Wirkung wie die Panoramen. Da sah ich etwas ganz Neues auf der Gartenbauausstellung. Als ich in einen kleinen Nebensaal trat, stand ich plötzlich vor den lebensgroßen Bildern der drei Kaiser. Bis auf eine ganz geringe Fremdheit in den Gesichtern waren sie prachtvoll. Was werden Sie aber sagen, wenn Sie hören, daß die Bilder ganz aus Blumenblättern gefertigt waren! Vor dieser Kunst stand ich tief erschüttert!"

Der Professor sah zu Stein hinüber. Dieser war sichtlich ungeduldig geworden, und selbst die Nachbarschaft des schönen Mädchens schien ihre Reize für ihn verloren zu haben. Jetzt sah er

Digitized by Google

sogar verstohlen nach der Uhr und seufzte, als er sie wieder einsteckte. Den Professor reizte es, von diesem stummen Gaste verstanden, weiter zu kämpfen.

„Oder", wandte er sich dem Amtsrichter zu, „man würde Ihnen sagen, der Porträtkünstler hätte mit einer verstümmelten Hand gemalt oder mit dem Fuße. Die Darstellungsmittel erschweren, heißt nicht, die Kunst vergrößern."

„Darin", meinte der Pastor, „kann ich nun doch nicht mit Ihnen übereinstimmen. Je schwerer, desto mehr Kunst!"

„Je packender der Gedanke, desto größer das Kunstwerk! Ist es Kunst, die Farben durch Mühe zu beschaffen? So stiege der Werth des Werkes, wenn wir die Erlangung der Darstellungsmittel erschwerten. Vergraben Sie die Pinsel in die Erde, sodaß der Maler lange danach suchen muß und dann ermüdet an die Arbeit geht. Oder schneiden Sie dem Maler in die Finger, sodaß er beständig bemüht sein muß, das Blut von der Leinwand fernzuhalten. Das alles schreiben Sie an den Rand des Bildes, so haben Sie dieselbe Wirkung wie mit den Blumenblättern."

Diesmal lachten alle Tischgenossen, und da der Professor seine Parodien in gutgelauntem Tone vorgebracht hatte, schlossen sich auch der Pastor und der Amtsrichter nicht aus.

„Oho, das kann ich nicht zugeben!" rief der letztere. „Ein Kunstwerk ist so ein Bild immer, denn sehen Sie, Herr Professor, Sie können es doch nicht machen!"

„Ich? Nein! Ich kann aber auch keinen Tisch machen!"

„Nun, Sie sind auch ganz gewiß kein Tischler!"

Dieser Schluß kam so unerwartet, daß der Professor unter dem Gelächter, das die Gesellschaft diesmal auf seine Kosten anstimmte, anstatt seinen eigenen Satz logisch zu schließen: „Und ein Tisch ist auch kein Kunstwerk", starr vor Staunen dasaß. Er kam erst wieder zu sich, als die Frau Pastor ihm die Hand zur gesegneten Mahlzeit reichte. Alle hatten sich erhoben und verließen jetzt paarweise das Zimmer.

„Ich danke Ihnen für die genußreiche Stunde, Herr Professor", sagte die Frau Pastor, während er sie in die Wohnstube führte. „Unser Amtsrichter ging ordentlich aus sich heraus! Ich freute mich, ihn zu hören! Er wird aber auch selten so angeregt wie heute durch Sie."

Der Professor verbeugte sich, und seine Dame verließ ihn, um sich den Gästen zuzugesellen, welche die Sofaplätze einnahmen. In dem Durcheinander, das nun auf einen Augenblick folgte, sah er plötzlich Stein's Gesicht dicht vor sich. Es leuchtete daraus wie eine knabenhafte Schadenfreude.

„Kennen Sie nun die Sorte?" kicherte er. „Wollen Sie noch mehr davon?" Und dann, ohne Antwort abzuwarten, flüsterte er schnell: „Lassen Sie uns gehen!" und entfernte sich von dem verdutzten Professor.

Dieser empfahl sich, sobald es sich höflicherweise thun ließ, und Stein erbot sich, ihn zu einem guten Gasthause zu geleiten. Während er sich verabschiedete, trat der Pastor mit dem Professor hinaus.

„Sehen Sie nun, wie er ist?" sagte er. „Kein Wort spricht er in eine vernünftige Unterhaltung hinein! Sie können nun so weit die Wahrheit meines Berichtes an meine Cousine bestätigen. Wie er aber zu leben versteht und in welcher Gesellschaft, sehen Sie nun nicht! Es thut mir leid, daß er sich Ihnen anschließt, machen Sie nur, daß Sie ihn los werden, er wird Sie zum Kneipen bereden wollen!"

Digitized by Google

Der Besprochene trat aus der Thür, und beide Gäste verabschiedeten sich.

Als der Professor seinen Begleiter ohne die Folie der eben verlassenen Gesellschaft betrachtete, fühlte er die günstigere Beurtheilung schwinden, die während einiger Augenblicke den Groll gegen den unwürdigen Geliebten der lieblichen Hedwig fast in den Hintergrund gedrängt hatte. Das arme Mädchen quälte sich noch mit der Erinnerung an ein betrügerisches Glück, während er längst vergessen hatte, wie sein tändelndes Wesen zu der Tochter des Hauses heute deutlich gezeigt hatte. Vielleicht hatte er der bethörten Hedwig gegenüber auch nicht anders gefühlt als hier.

„Wünschen Sie ein Gasthaus zu längerm Aufenthalte?" fragte die Stimme des schwer Angeklagten neben ihm.

Er mußte sich erst besinnen, so weit war er von seinem Reisezwecke abgekommen. „Nein", sagte er nach einigem Zögern, „nur für eine Nacht. Ich will morgen zu dem Landschaftsmaler Herrn Stein auf D., in Sachen seines herrlichen Mondscheinbildes. Er ist vielleicht ein Verwandter von Ihnen?" wandte er sich fragend an seinen Gefährten.

Dieser antwortete nicht gleich. Es war dunkel in den Straßen. Die Petroleumlampen brannten nicht wegen des Mondscheins, der Mond aber war hinter Wolken getreten. Der Professor konnte das Gesicht des jungen Mannes nur undeutlich sehen.

„Wenn Sie zum Maler Stein wollen", sagte der Angeredete jetzt, „so haben wir denselben Weg, denn ich wohne auch auf D. Ja, er ist mein Verwandter. Wollen Sie meinen Wagen mit benutzen, so wird uns beiden gedient sein. Sie ersparen Zeit und im Gasthause vielleicht neue Enttäuschungen in Bezug auf Civilisationserwartungen, und ich gewinne einen sehr willkommenen Begleiter und Gast."

Er hatte etwas Bestechliches, das war außer Frage! Der Professor schalt sich, daß er dies empfand, er wollte sich nicht gewinnen lassen. Aber war es nicht werthvoll für Hedwig, wenn er sich ein genaueres Urtheil über den Leichtfuß bildete, um sie völlig zu heilen? Und welche Gelegenheit, den andern kennen zu lernen! Es sprach so viel für die Annahme der Einladung, daß der Professor ohne Gewissensbisse seiner Neigung folgen konnte.

Bald rollten sie in einem leichten offenen Wägelchen, von Stein selbst kutschiert, auf der Landstraße dahin.

(Schluß folgt.)

Robert Koch und seine große Entdeckung.

Von **Dr. med. Moritz Alsberg.**

Wir leben in einer Zeit gewaltiger Entdeckungen und Fortschritte auf naturwissenschaftlich-medicinischem Gebiete. In kurzen zeitlichen Zwischenräumen erhalten wir Kenntniß von neuen wissenschaftlichen Errungenschaften; aber die neueste Nachricht ist wohl geeignet, alle vorhergehenden in den Schatten zu stellen; sie meldet uns, daß es einem deutschen Gelehrten gelungen ist, einer der furchtbarsten Geißeln des Menschengeschlechts, jener Seuche, die gleich den

Digitized by Google

Reitern der Apokalypse seit Jahrhunderten verheerend über den Erdball dahinzieht, ein „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen. Waren schon die von Robert Koch auf dem berliner Internationalen Aerztecongreß im August 1890 gemachten Andeutungen über seine auf die Heilung der Tuberkulose (Schwindsucht) gerichteten Versuche wohl dazu angethan, die Erwartungen hoch zu spannen, so haben doch die neuerdings in die Oeffentlichkeit gedrungenen Thatsachen sowie jene Mittheilungen, welche Koch in der „Deutschen medicinischen Wochenschrift" vom 13. Nov. 1890 gemacht hat, alle Erwartungen übertroffen. In diesen Mittheilungen, die hinsichtlich der Schlichtheit und Einfachheit ihrer Fassung an die Schriftstücke Moltke's erinnern, bemerkt der große Stratege auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung: „Die im Anfangsstadium der Phtisis (Lungenschwindsucht) behandelten Kranken sind sämmtlich im Laufe von vier bis sechs Wochen von allen Krankheitssymptomen befreit, sodaß man sie als geheilt ansehen konnte. Auch Kranken mit nicht zu großen Cavernen (durch Zerstörung des Lungengewebes erzeugte Aushöhlungen in der Lunge) sind bedeutend gebessert und nahezu geheilt.... Nach diesen Erfahrungen möchte ich annehmen, daß beginnende Phtisis durch das Mittel mit Sicherheit zu heilen ist." Welcher Inhalt birgt sich aber in diesen wenigen Worten! Wer die Bedeutung derselben erfassen will, der möge sich vergegenwärtigen, daß im Königreiche Preußen in den sieben Jahren von 1882 bis einschließlich 1888 nicht weniger als 606500 Menschen an Tuberkulose zu Grunde gegangen sind, daß die Schwindsuchtssterblichkeit im ganzen Deutschen Reiche, niedrig veranschlagt, jährlich etwa 160000 Todesfälle beträgt, daß in der einzigen Stadt Berlin in jedem Jahre 4000 Personen dieser furchtbaren Seuche zum Opfer fallen.

Das jetzt seinem Ende sich zuneigende Jahrhundert hat nur zwei Ereignisse aufzuweisen, die hinsichtlich ihrer Bedeutung für die leidende Menschheit zu der Entdeckung Robert Koch's einigermaßen in Vergleich gestellt werden können, nämlich: 1) die Einführung der Schutzpockenimpfung durch William Jenner, und 2) die Begründung der antiseptischen (Fäulniß verhindernden) Chirurgie durch den schottischen Arzt Joseph Lister. Jenner muß allerdings das Verdienst zuerkannt werden, durch die Schutzpockenimpfung Hunderttausenden von Menschen, die in vergangenen Jahrhunderten von den Blattern dahingerafft wurden, das Leben erhalten zu haben; aber ein Einblick in das Wesen der Krankheit, die er bekämpfte, war bei dem damaligen Stande des Wissens unmöglich. Die Entdeckung Jenner's beruht daher im wesentlichen auf zufällig gemachten Beobachtungen, die allerdings von ihm in geistreicher Weise gedeutet wurden. Ungleich besser vorbereitet nach der Seite der wissenschaftlichen Erkenntniß hin war das Verfahren des großen schottischen Chirurgen Lister. Wenn auch zur Zeit, wo letzterer mit seiner neuen Wundbehandlung in die Oeffentlichkeit trat, von einer eigentlichen Spaltpilzforschung noch keine Rede sein konnte, so hatte doch bereits Louis Pasteur auf die Thatsache hingewiesen, daß überall in der Luft, im Wasser und im Erdboden niedere pflanzliche Organismen bezw. deren Sporen enthalten sind, und daß jene Vorgänge, die wir als „Gärung", „Fäulniß" und „Verwesung" bezeichnen, auf der durch die Ernährung und Vermehrung jener winzigen pflanzlichen Gebilde bewirkten Zersetzung

Digitized by Google

organischer Stoffe beruhen. Unter solchen Umständen lag es nahe, daran zu denken, daß jener in den Wunden sich abspielende Vorgang, den man gewöhnlich als „Eiterung" bezeichnet, darauf zurückzuführen ist, daß die überall in der Luft schwebenden Fäulnißkeime (d. i. gewisse als Fäulnißerreger wirkende Spaltpilze oder Bacterien) in die Wunde gerathen. Mit folgerichtiger Nothwendigkeit gelangte man dann ferner zu dem Schlusse, daß zwischen dem Eiterungsprocesse und den in Form von Wundfiebern sich äußernden Störungen des Allgemeinbefindens und den hieran sich anschließenden Erscheinungen der Blutvergiftung (Pyaemie, Septicaemie u. dgl.) ein ursächlicher Zusammenhang bestehen müsse. Von der Feststellung dieser Thatsachen war es aber nur ein Schritt zu einer Behandlungsmethode, welche dahin zielt, das Hineingelangen der Fäulnißkeime in die Wunden zu verhindern, bezw. durch gewisse als Verbandmittel dienende Substanzen die zufällig in die Wunde gelangenden Fäulnißerreger unschädlich zu machen. Es liegt also auf der Hand, daß ebenso wie für die große Entdeckung Robert Koch's auch für die antiseptische Wundbehandlung Lister's die Erforschung der Bacterien die Grundlage und den Ausgangspunkt abgegeben hat. Auch ist es bekannt, daß durch die letzterwähnte Methode Tausenden von Kranken das Leben erhalten wird, daß Operationen, an die sich vor ein bis zwei Jahrzehnten der kühnste Chirurg kaum jemals gewagt hat, nunmehr, nachdem die Gefahr der im Gefolge solcher Operationen auftretenden Wundkrankheiten beseitigt oder wenigstens auf ein geringes Maß zurückgeführt ist, als verhältnißmäßig ungefährliche chirurgische Eingriffe sich erweisen. Die gefürchteten Hospitalkrankheiten, welche ehedem die Geschicklichkeit der hervorragendsten Operateure zu Schanden machten, haben aufgehört, seitdem der Grundgedanke der Lister'schen Wundbehandlung: die Ausschließung der Fäulnißkeime aus den Wunden und die Zerstörung derjenigen, die etwa zufällig in dieselben gelangt sind, bei den Vertretern der Heilkunde allgemeine Anerkennung gefunden hat. Eine Epoche früher ungeahnter chirurgischer Großthaten hat begonnen — dadurch gekennzeichnet, daß der Arzt sich nicht mehr scheut, Organe, die vor kurzem noch für seine Kunst ein noli me tangere bedeuteten, wie: Gehirn, Lunge, Kehlkopf, Nieren und andere Unterleibsorgane, in den Bereich seiner operativen Eingriffe zu ziehen.

Aber nicht nur für den Chirurgen war eine neue Aera angebrochen. Fast gleichzeitig mit den gewaltigsten Fortschritten und Neuerungen auf chirurgischem Gebiete entwickelte sich die Gesundheitspflege, welche noch vor zwei Jahrzehnten einem auf schwankender Grundlage hergestellten Gebäude glich, zu einer auf sorgfältigen Beobachtungen und sicher festgestellten Thatsachen beruhenden Wissenschaft. Die von der Gesundheitspflege in neuerer Zeit vorgeschlagenen Maßnahmen stützen sich auf die Anschauung, daß verschiedenen typisch verlaufenden Krankheiten verschiedene gut unterscheidbare Ursachen zu Grunde liegen müssen, wobei allerdings zunächst die Vorfrage zu erledigen war, ob in erster Linie chemisch wirkende Stoffe gewisse Gärungserscheinungen und Zersetzungen in unserm Körper veranlassen, oder ob organisirte Wesen in den Menschen- und Thierkörper eindringen und in demselben jene Störungen, die wir als „Krankheiten" bezeichnen, hervorrufen. Daß diese Frage in letzterm Sinne entschieden wurde, daß sowol dasjenige, was die medicinische Wissen-

Digitized by Google

schaft als „Contagium" (von Person zu Person übertragene Ansteckung), wie auch dasjenige, was dieselbe als „Miasma" (vom Erdboden, Luft oder Wasser aus auf den Menschen übertragene Ansteckung) bezeichnet, auf die Einwirkung von niedern Organismen zurückzuführen ist — dies ist allen denen bekannt, welche die Ergebnisse der Spaltpilzforschung während der letzten 15 Jahre verfolgt haben. Innerhalb jenes Zeitraums brachte fast jede Woche neue Entdeckungen auf dem zuletzt erwähnten Gebiete; es gelang für eine große Anzahl von Seuchen, welche den Menschen oder das Thier befallen, den betreffenden Parasiten, d. h. eben jenen Pilz, welcher durch sein Eindringen in den Menschen- und Thierkörper in demselben bestimmte Krankheitserscheinungen hervorruft, mit Sicherheit nachzuweisen. Auf die von dem für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Dr. Otto Obermayer gemachte Beobachtung, daß im Blute von Kranken, die an Rückfallfieber leiden, gewisse korkzieherförmige Gebilde, ein nach seinem Entdecker als Spirochaete Obermayeri bezeichneter Mikroorganismus, mit größter Regelmäßigkeit nachzuweisen ist — auf diese Entdeckung folgte der Nachweis der Spaltpilze des Typhus, der Gonorrhoe, der Wundrose, der Lungenentzündung, der Blutfäulniß (Septicämie), des Wundstarrkrampfes, der Rotzkrankheit der Pferde, des Rothlaufs der Schweine und anderer Menschen- und Thierseuchen. Auch ist es bekannt, daß Robert Koch, der als junger unbekannter Arzt zu Ende der siebziger Jahre in die Bacteriologie eintrat, diesem neuen Wissenszweige ganz hervorragende Dienste geleistet hat.

Während Koch — geboren zu Klausthal am 11. December 1843, studirte 1862—66 zu Göttingen, Assistent am Allgemeinen Krankenhause in Hamburg und praktischer Arzt zu Langenhagen (bei Hannover), später zu Rakwitz und Wollstein in der Provinz Posen — für seine Forschungen auf dem besagten Gebiete anfangs nur die Mußestunden verwendete, die ihm seine ärztliche Thätigkeit zu Wollstein übrigließ, gab er später diese vollständig auf, um sich ausschließlich den Untersuchungen über die Bacterien zuzuwenden. Wie aber auch der tüchtigste Forscher bis zu gewissem Grade auf demjenigen weiter baut, was seine Vorgänger auf demselben Gebiete geschaffen haben, so ist die von C. Weigert angegebene Bacterienfärbungs-Methode — d. i. jenes Verfahren, vermittels dessen die überaus winzigen Spaltpilze, indem man sie mit gewissen Farbstoffen imprägnirt, unter dem Mikroskop leichter sichtbar gemacht werden — Koch bei seinen Arbeiten in nicht geringem Grade zugute gekommen, und ebenso haben ihn die Erfahrungen und Rathschläge seines Freundes, des berühmten Pflanzenphysiologen Professor Ferdinand Cohn in Breslau, in dessen Laboratorium Koch längere Zeit arbeitete, wesentlich unterstützt. In der Auffassung der Beziehungen der pflanzlichen Schmarotzer zu den Ansteckungskrankheiten trat gerade damals ein Gegensatz zwischen der Cohn'schen Schule und derjenigen C. von Nägeli's in München hervor. Während Nägeli und dessen Anhänger der Ansicht waren, daß unter gewissen Umständen (Veränderung des Nährbodens, der Sauerstoffzufuhr u. dgl.) die Spaltpilze ihre äußere Form und ihre sonstigen Eigenschaften zu verändern im Stande seien, hielt Cohn die Lehre von der „Constanz" der Spaltpilzarten aufrecht, mit andern Worten: er behauptete, daß ebenso wie bei den höhern Pflanzen auch im Reiche dieser niedern pflanzlichen Lebewesen bestimmte, sowol

Digitized by Google

hinsichtlich ihrer Form wie ihrer sonstigen Eigenthümlichkeiten unveränderliche Arten zu unterscheiden seien. Hier war es nun, wo die Untersuchungen Koch's zuerst einsetzten und den entscheidenden Sieg der Cohn'schen Lehre herbeiführten. Erst seitdem Koch sich den betreffenden Untersuchungen zuwandte, kann von einer auf wissenschaftlicher Beobachtung beruhenden Spaltpilzlehre die Rede sein. Er gab zunächst ein Verfahren an, welches von den Spaltpilzforschern aller Länder sofort angenommen wurde, nämlich die Züchtung der Spaltpilze auf festem Nährboden. Er vervollkommnete die Technik der Bacterienuntersuchungen ferner noch dadurch, daß er lehrte, wie man die Nährsubstanzen, welche zum Züchten der Bacterien dienen, sowie die Gefäße, in welchen die Culturen enthalten sind, zu „sterilisiren", d. h. von allen zufällig anhaftenden Spaltpilzen oder deren Sporen zu befreien habe. Behufs Entscheidung der Frage, ob man es in einem gegebenen Falle mit einem krankheiterregenden (pathogenen) Spaltpilze zu thun habe, stellte Koch den Grundsatz auf, daß nur dann, wenn man einen solchen Spaltpilz in „Reinculturen" (d. h. unter Ausschluß aller übigen niedern Organismen) gezüchtet und dann durch Verimpfung der betreffenden Cultur auf Versuchsthiere bei letztern die für eine bestimmte Krankheit charakteristischen Erscheinungen hervorgerufen hat — daß nur unter solchen Umständen der Beweis erbracht ist, daß man in dem in Reinculturen gezüchteten und verimpften Spaltpilze den Erreger und Verbreiter der betreffenden Seuche vor sich hat.

Die erste Frucht der Koch'schen Studien war die Arbeit: „Ueber die Mikroorganismen der infectiösen Wundkrankheiten", die er im Jahre 1878 auf der Naturforscherversammlung zu Kassel in der „Abtheilung für innere Medicin" zum Vortrag brachte. Schon in dieser Arbeit offenbart sich der spätere Meister; dieselbe verräth eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe, einen Scharfsinn, der vor der Bewältigung der schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben nicht zurückschreckt, und einen Fleiß, der ihn befähigt, durch zahllose, stets erneuerte Versuche der Natur ihre Geheimnisse abzuzwingen. Was aber unsern großen Gelehrten ganz besonders kennzeichnet und vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, ihm zu seinen fast beispiellosen wissenschaftlichen Erfolgen und Triumphen zu verhelfen, das ist der Umstand, daß er mit seinen Schlüssen nie einen Schritt weiter geht, als dies die Thatsachen rechtfertigen, daß er bei seinen Folgerungen den festen Boden der wissenschaftlichen Beobachtung und nüchternen Beurtheilung des Beobachteten niemals unter den Füßen verliert. Diese umsichtige, gewissenhafte Art zu arbeiten hat Koch vor Enttäuschungen bewahrt, wie sie der Mehrzahl der heutigen Forscher — darunter auch einem so bedeutenden Gelehrten wie Louis Pasteur — nicht erspart geblieben sind. Um jener Arbeiten Koch's, welche an die obenerwähnte Erstlingsarbeit sich anreihten, hier noch kurz zu gedenken, so waren es die Untersuchungen über die Septicämie (Blutfäulniß) und den Milzbrand, welche ihn zunächst in Anspruch nahmen. Was die letzterwähnte, unter Rindern und Schafen besonders häufig vorkommende Seuche anlangt, welche in gewissen Gegenden und zu gewissen Zeiten durch Schädigung des Viehstandes den Landwirthen die schwersten Verluste zufügt, so ist dieselbe nicht, wie von französischer Seite behauptet wird, im Jahre 1863 zuerst von Davaine, sondern

Digitized by Google

schon 1855 von Pollender in ihrem Wesen erkannt und 1857 von Brauell als eine auf der Einwirkung von Mikroorganismen beruhende Seuche beschrieben worden. Auch haben die Untersuchungen Koch's sehr wesentlich dazu beigetragen, über die biologischen Verhältnisse dieses Spaltpilzes, sowie über dessen Verbreitung, welche insbesondere durch die außerordentliche Widerstandsfähigkeit seiner Sporen begünstigt wird, ins Klare zu kommen. An die Untersuchungen über die Bacterien des Milzbrandes reihten sich diejenigen über den Krankheitserreger der Tuberkulose, von dem im Nachfolgenden ausführlicher die Rede sein wird. Wir wollen an dieser Stelle nachtragen, daß Koch bereits im Jahre 1880 als ordentliches Mitglied des Reichs-Gesundheitsamtes nach Berlin berufen wurde; seine Aufsehen erregenden Veröffentlichungen über den Tuberkelbacillus sind aus diesem Institute hervorgegangen. Im Jahre 1883 wurde Koch als Leiter der deutschen Cholera-commission nach Aegypten und Indien entsandt; das Ergebniß dieser Reise war der Nachweis des bis dahin unbekannten Cholerakeims, des vielgenannten Kommabacillus. Auch diese Entdeckung brachte einen vollständigen Umschwung in den Anschauungen von der Entstehung, der Verbreitung und dem Wesen der furchtbaren Seuche mit sich. Der Nachweis der Cholera ist durch dieselbe wesentlich erleichtert worden, und in dem Maße, wie die Seuche früher erkannt wird, wächst auch die Möglichkeit, der Ausbreitung derselben eine Schranke zu ziehen. Seine Anerkennung für die im Vorhergehenden erwähnten großartigen Leistungen — welche jedoch hinsichtlich ihrer Bedeutung für das Volkswohl hinter der neuesten wissenschaftlichen That Koch's noch bedeutend zurückstehen — brachte der preußische Staat dadurch zum Ausdruck, daß er dem Gelehrten nach seiner Heimkehr aus dem Orient eine Dotation von 100000 Mark verlieh.

Wir haben im Vorhergehenden die wissenschaftliche Laufbahn Robert Koch's in ihren Hauptumrissen geschildert und zugleich die Entwickelung der neuern Spaltpilzforschung, welche nicht zum geringsten Theile das Werk des großen Gelehrten ist, in ihren wichtigsten Momenten dargelegt. Die im Vorhergehenden namhaft gemachten Arbeiten Koch's bilden aber die Grundlage für seine neuern Forschungen, als deren wichtigstes Ergebniß die gegenwärtig die ganze civilisirte Welt in Erregung versetzende Heilung der Schwindsucht zu bezeichnen ist. Ehe wir jedoch zu demjenigen übergehen, was von Koch über das Wesen, die Entstehung, Verbreitung und Heilbarkeit der Tuberkulose festgestellt wurde, dürfte es wol am Platze sein, wenn wir der ältern Anschauungen über die in Rede stehende Seuche hier zunächst mit einigen Worten gedenken.

Ueber das Wesen der Lungenschwindsucht (Phtisis pulmonalis) sowie über die Ursachen, welche diese Krankheit hervorrufen, hat man ehedem die merkwürdigsten Hypothesen aufgestellt, und in den hierauf bezüglichen Erklärungen der ältern Aerzte spielt „das verkältete und erhitzte Blut", „der kalte Trunk", „der zurückgeschlagene Schweiß" u. dgl. m. eine große Rolle. Obwol die Häufigkeit der Tuberkelablagerung, d. h. die Entstehung weißer Knötchen im Gewebe der Lunge und der angrenzenden drüsigen Organe, schon früh erkannt wurde, so brachte man diese Tuberkel doch nicht sofort in Zusammenhang mit der Krankheit, die man als einen von Kräfteverfall und Abmagerung (Marasmus) begleiteten Husten erklärte. In unserm Jahrhunderte waren es die

Digitized by Google

Arbeiten von Laennec, Andral und Louis, welchen insofern ein gewisses Verdienst zuzuerkennen ist, als dieselben auf den innern Zusammenhang zwischen Tuberkelbildung und Lungenschwindsucht aufmerksam machten. Andererseits war es die vermeintliche Vererbung der Krankheit und die durch anderweitige Krankheitszustände geschaffene Anlage zur Tuberkulose, auf die man vorzugsweise seine Aufmerksamkeit richtete, wobei auch vielfach die Frage erörtert wurde, ob nicht das Einathmen von unreiner Luft, ungenügende Ernährung, ungesunde Wohnungen, deprimirende Gemüthserregungen u. dgl. als ursächliche Momente der Phtisis mit in Betracht kommen. Eine dunkle Vorstellung, daß die Tuberkulose möglicherweise eine ansteckende Krankheit sein könnte, hatten allerdings bereits die Aerzte der ältesten Zeiten; schon bei Hippokrates finden sich ganz unzweifelhafte Andeutungen über die Möglichkeit der Verbreitung der Tuberkulose durch Ansteckung. Daß die Phtise übertragbar sei, wurde in neuerer Zeit zuerst von Villemin, sodann von Cohnheim, Salomonsen und Baumgarten durch Inoculation von Tuberkelmasse auf Thiere, ferner auch von Tappeiner durch interessante Einathmungsversuche nachgewiesen. Auch Kleber und Aufrecht haben schon vor zwei Jahrzehnten ihre Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Tuberkulose an die Anwesenheit eines bestimmten Krankheitserregers gebunden sei. Die Thatsache, daß die charakteristischen Knötchen fast regelmäßig zuerst in den Luftwegen (Kehlkopf, Luftröhre, Lungen) und in den angrenzenden drüsigen Organen auftreten, während doch alle Gewebe des Thierkörpers für Tuberkeleinimpfung gleich empfänglich sind, diese Thatsache weise, so bemerkten die letzterwähnten Aerzte, auf einen Ansteckungsstoff hin, der mit der Athmungsluft dem Organismus zugeführt wird und sich in letzterm vervielfältigt. Wenn übrigens auch diese Gelehrten mit ihren Schlüssen der Wahrheit bereits sehr nahe kamen, so fehlte doch immer noch ein sehr wichtiges Glied der Kette, nämlich der Krankheitserreger selbst. Letztern zuerst erkannt und seine Lebensbedingungen festgestellt zu haben, ist, wie wir bereits andeuteten, eines der hervorragendsten Verdienste Koch's, eine Leistung, ohne welche die Entdeckung des auf die Heilung der Tuberkulose hinzielenden Verfahrens nicht möglich gewesen wäre.

Am 24. März 1882 fand die denkwürdige Sitzung der berliner Medicinischen Gesellschaft statt, in welcher der besagte Gelehrte seinen Vortrag „Ueber die Aetiologie der Tuberkulose" hielt, einen Vortrag, der in dem Satze gipfelte: „Ohne Tuberkelbacillus keine Tuberkulose." Bei dieser Gelegenheit wurde von Koch der unumstößliche Beweis geliefert, daß die Lungenschwindsucht sowie die verschiedenen Arten der Tuberkulose der Haut, der Knochen und Gelenke, sowie gewisse Drüsenanschwellungen, die man bisher der Skrofelkrankheit zugerechnet hat, auf der Anwesenheit und Vermehrung des besagten Bacillus in den betreffenden Organen beruhen. Es gelang Koch, denselben regelmäßig in frischen Tuberkelknötchen, in den Wänden tuberkulöser Lungendefecte (Cavernen), im käsig infiltrirten Lungengewebe — in der Regel der Folgezustand einer Lungenentzündung, bei der das in seiner Structur veränderte Lungengewebe sich nicht wieder zurückbildet — in Tuberkeln des Gehirns und in tuberkulös entarteten Bronchial-, Darm- und Lymphdrüsen nachzuweisen, während dieselben in verkreideten und in der Rückbildung begriffenen Tuberkeln entweder ganz fehlen oder nur spärlich angetroffen werden. Gewöhnlich erblickt man die

Digitized by Google

Bacillen der Tuberkulose im Innern der „Riesenzellen", eigenthümlichen Gebilden, die in den Tuberkelmassen selten fehlen und von denen man fast vermuthen möchte, daß sie dem durch die eingedrungenen Pilze hervorgerufenen Entzündungsreize ihre Entstehung verdanken. Was man längst vermuthete, daß die Perlsucht des Rindviehs identisch ist mit der Tuberkulose des Menschen, wird dadurch bewiesen, daß ebensowol in den höckerigen Knötchen wie in den glatten, mit dickbreiiger, käseartiger Masse gefüllten Geschwülsten perlsüchtiger Rinder dieselben Bacillen sich vorfinden. Desgleichen beweisen die bei Hühnern, Meerschweinchen, Kaninchen, beim Affen, bei Katzen und Schweinen bald spontan in Lungen, Milz, Leber, Netz, Lymphdrüsen u. s. w. auftretenden, bald durch Verimpfung hervorgerufenen, regelmäßig von den charakteristischen Bacillen durchsetzten Tuberkel, daß auch diese Thiere der furchtbaren Seuche nicht entgehen.

Die im Jahre 1882 von Koch gemachten Mittheilungen, welche den Tuberkelbacillus und dessen Beziehungen zur Tuberkulose zum Gegenstande haben, begegneten anfangs mannichfachem Zweifel, zumal bei denjenigen, welche seine Auffassungen von dem Wesen der Infectionskrankheiten nicht theilten. So wurde z. B. vielfach der Einwand erhoben, daß der Tuberkelbacillus wol ein häufiger Begleiter, nicht aber die Ursache der Lungenschwindsucht sowie überhaupt der tuberkulosen Erkrankungen sein möge; allein die überzeugende Beweiskraft der Koch'schen Thierversuche machte bald jeden Widerspruch schweigen. Der Tuberkelbacillus hat bei den hervorragendsten ärztlichen Autoritäten aller Völker und Länder Anerkennung und die ihm zukommende Würdigung gefunden. Auch bedarf es kaum einer besondern Erwähnung, daß durch den Nachweis des besagten Spaltpilzes in den ärztlichen Anschauungen betreffend das Wesen der Tuberkulose während der letzten Jahre sehr bedeutende Veränderungen hervorgerufen wurden. Man versuchte anfangs zwischen den von Koch festgestellten Thatsachen und der ältern Anschauung, welche die Erblichkeit der Lungenschwindsucht in den Vordergrund stellt, eine Uebereinstimmung herzustellen. Man nahm an, daß dasjenige, was man bisher als „Vererbung der Tuberkulose" bezeichnet hat, im wesentlichen nichts anderes sei als eine Vererbung der für das Wachsthum des Schwindsuchtspilzes günstigen Bedingungen, als eine erblich überkommene geringe Widerstandsfähigkeit gegen die Infection mit dem als Krankheitserreger wirkenden pflanzlichen Schmarotzer. Man wies darauf hin, daß je energischer das Zellenleben des Organismus, je größer — um ein der Physik entlehntes Bild zu gebrauchen — die Summe von lebender (potentieller) Kraft und Spannkraft (ruhender Kraft) ist, welche ein Individuum im gegebenen Falle besitzt, um so schwieriger bei dem Antagonismus zwischen thierischer Zelle und pflanzlichen Parasiten die Tuberkelinfection zu Stande kommen werde. Behufs Erklärung der Annahme, daß bei verschiedenen menschlichen Geschlechtern und Familien die Widerstandsfähigkeit gegen das Tuberkelgift eine verschiedene sein könne, berief man sich auf die Thatsache, daß im Gegensatze zu den Schafen von französischer und spanischer Rasse die algerischen Schafe eine höchst bemerkenswerthe Immunität gegen Milzbrand an den Tag legen. Wenn somit die Möglichkeit nicht bestritten werden kann, daß gewisse durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht übertragene Eigenschaften als die Entwickelung der Tuberkulose

Digitized by Google

begünstigende oder verhindernde Momente mit in Frage kommen, so lassen doch andererseits alle neuern Beobachtungen und Untersuchungen keinen Zweifel darüber bestehen, daß diese Momente jedenfalls nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, daß wir die Tuberkulose als eine Ansteckungskrankheit im eigentlichen Sinne des Wortes aufzufassen haben.

Wenden wir uns zu der Frage: „Woher stammen die Ansteckungskeime der Tuberkulose und wie gelangen sie in den Körper?" so lassen die Koch'schen Untersuchungen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die in Rede stehenden Mikroorganismen nicht etwa wie gewisse andere Spaltpilze unter günstigen Verhältnissen in der freien Natur aus ihren Pilzsporen hervorgehen, daß dieselben vielmehr nur innerhalb des Menschen- und Thierkörpers sich zu entwickeln im Stande sind. Auch lassen gewisse, neuerdings von Cornet, einem Schüler Koch's, angestellte Untersuchungen deutlich erkennen, welche Richtung die gegen die Tuberkulose zu ergreifenden prophylaktischen Maßregeln (d. i. Maßregeln, welche die Ansteckung zu verhindern bestimmt sind) innehalten müssen. Cornet hat nämlich gezeigt, daß der Schwindsuchtspilz fortbewegungsunfähig ist und keinen Schaden anrichten kann, solange er sich in einer feuchten Umgebung befindet. Dieser Gelehrte hat ferner darauf hingewiesen, daß dem Auswurfe der Tuberkelkranken insofern eine ganz besondere Wichtigkeit zukommt, als derselbe bei seiner Eintrocknung in Staubform der Luft sich beimischt, und auf diese Weise die verhängnißvollen Bacillen den menschlichen Lungen, die, wie schon bemerkt, in der Mehrzahl der Fälle die Eingangspforte für den krankheiterregenden Pilz darstellen, zugeführt werden. Auch ist es nach dem Gesagten leicht verständlich, daß die Behandlung des Auswurfes der Tuberkelkranken ganz besondere Sorgfalt erfordert, daß unter keinen irgendwie controlirbaren Umständen der Schwindsüchtige seinen Speichel anderswohin entleeren darf als in einen feucht gehaltenen Spucknapf oder in ein verschließbares Speiglas, und daß das vielbeliebte Entleeren des Auswurfes in das Taschentuch oder in mit Sand, Sägespänen und ähnlichen Substanzen gefüllte Spucknäpfe auf alle Weise verhindert werden muß.

Freilich so einfach jene hygieinischen Maßregeln sind, welche die Prophylaxe der Lungenschwindsucht erfordert, so erheischen sie doch eine ausdauernde und ausnahmslose Befolgung, und bei dem geringen Bildungsgrade und der Sorglosigkeit der niedern Volksklassen, unter denen die Tuberkulose gerade am weitesten verbreitet ist, wird die folgerichtige Durchführung der soeben erwähnten, die Verhinderung der Ansteckung bezweckenden Maßnahmen wol noch lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Um so erfreulicher ist es daher, daß wir durch jene Behandlungsmethode, mit der Robert Koch die staunende Welt soeben bekannt gemacht hat, in den Stand gesetzt sind, den verderbenbringenden Spaltpilz auch dann noch zu bekämpfen, wenn er bereits durch die bekannten Krankheitserscheinungen seine Ansiedelung in den Geweben des menschlichen Körpers zu erkennen gibt. Da Koch über die Herstellung und Zusammensetzung des von ihm zur Bekämpfung der Tuberkulose in Vorschlag gebrachten, in Form von Einspritzungen unter die Haut dem Körper zuzuführenden Heilmittels bisjetzt noch nichts Näheres bekannt gegeben hat, so ist es zur Zeit unmöglich, über diese Punkte etwas Bestimmtes zu sagen. Die etwaige Annahme, daß man in dem Impfstoffe ein nach dem Vorgange Louis

Digitized by Google

Pasteur's abgeschwächtes Tuberkelgift zu erblicken habe, wird durch den Umstand widerlegt, daß die Wirksamkeit desselben durch Erhitzen nicht aufgehoben wird, was bei einer Substanz, welche Mikroorganismen irgendwelcher Art enthält, nothwendig der Fall sein müßte. Andererseits liegt es nahe, daran zu denken, daß Koch möglicherweise die in den Bacteriencolonien des Menschen- und Thierkörpers, sowie in den außerhalb des menschlichen und thierischen Körpers künstlich hergestellten Bacterienculturen regelmäßig auftretenden Ptomaine und Toxine — gewisse giftige Substanzen, welche bei der durch die Ernährung und Vermehrung der Bacterien bedingten Zersetzung der organischen Substanz als Nebenproducte sich bilden — zur Herstellung eines Heilmittels gegen die Tuberkulose verwendet hat. Bezüglich dieser, entsprechend ihren chemischen Eigenthümlichkeiten zur Klasse der Alkaloide zu rechnenden Substanzen haben die von Brieger, Hoffa u. a. angestellten Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht:

daß es nicht sowol die in dem Menschen- und Thierkörper vegetirenden Spaltpilze selbst sind, welche in demselben die charakteristischen Krankheitserscheinungen hervorrufen, daß vielmehr die soeben erwähnten als zufällige Nebenproducte des Bacterienstoffwechsels entstehenden chemischen Verbindungen vermöge ihrer giftigen Eigenschaften jene Krankheitserscheinungen hervorrufen. Andererseits deuten die neuern Untersuchungen auch darauf hin, daß die durch die Spaltpilzvegetation im Menschen- und Thierkörper erzeugten Ptomaine und Toxine die Substrate, auf denen die Spaltpilze wuchern, dergestalt verändern, daß dieselben zum Nährboden für die Bacterien sich nicht mehr eignen, und auf diese Weise die krankheiterregende Wirkung jener Mikroorganismen eine Einschränkung erleidet.

Indem man nun dem menschlichen Körper solche giftige Stoffe in einer Verdünnung zuführt, welche jede Gefahr für die Gesundheit und das Leben ausschließt, würde man wol im Stande sein, jene Gewebe, bezw. Organe, in denen der gefürchtete Tuberkelbacillus sich angesiedelt hat, dergestalt zu verändern, daß dieselben nicht länger einen für die Ernährung und Vermehrung des besagten Spaltpilzes geeigneten Nährboden abgeben. Wie dem aber auch sei, ob sich unsere Vermuthung, daß Koch jene soeben erwähnten giftigen Eigenschaften der Ptomaine zur Herstellung eines Heilmittels gegen Tuberkulose verwerthet hat, bestätigt oder nicht, gewiß ist, daß nach den bisjetzt mit dem Koch'schen Heilmittel angestellten Versuchen dasselbe seine gegen die Tuberkulose gerichteten Wirkungen in erster Linie dadurch zur Geltung bringt, daß es die von dem verderbenbringenden Spaltpilze befallenen Gewebetheile in ihrer Beschaffenheit verändert, dieselben theilweise zum Absterben bringt und auf diese Weise dem Tuberkelbacillus den für sein Fortkommen erforderlichen Nährboden entzieht. Auch deuten die Beobachtungen, die an den mit dem Koch'schen Heilmittel behandelten Tuberkelkranken bisjetzt gemacht wurden — Beobachtungen, welche sich nicht nur auf Fälle von Lungentuberkulose, sondern auch auf Tuberkulose der Haut (Lupus), der Drüsen, der Knochen und Gelenke beziehen — diese Beobachtungen deuten darauf hin, daß mit der besagten Reaction des Organismus gegen den krankheiterregenden Spaltpilz ein localer Entzündungsproceß Hand in Hand geht. Was letztern Punkt anlangt, so sind viele hervorragende

Digitized by Google

ärztliche Forscher der Ansicht, daß gerade die Entzündung als einer jener Vorgänge aufzufassen ist, durch welche der menschliche und thierische Organismus sich gegen die verderbliche Einwirkung der von außen eindringenden Krankheiterreger schützt. Alles in allem genommen werden wir der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn wir annehmen, daß das Heilmittel Koch's nicht unmittelbar auf die Tuberkelbacillen einwirkt* (zu welcher Annahme auch die in der „Deutschen medicinischen Wochenschrift" vom 13. Nov. 1890 enthaltenen Mittheilungen des berühmten Forschers berechtigen), daß vielmehr das die Spaltpilze beherbergende Gewebe in der Weise verändert wird, daß es den pflanzlichen Schmarotzern nicht länger als Nährboden zu dienen vermag, daß gleichzeitig die Einschmelzung der Tuberkelknötchen beschleunigt wird, und daß Hand in Hand gehend mit vermehrter Blutzufuhr (daher die bei Behandlung der Lupuskranken mit dem neuen Heilmittel in der Umgebung der Krankheitsherde beobachtete Röthung und Schwellung) in der Nachbarschaft der erkrankten Partien ein Entzündungsproceß zu Stande kommt, der seinerseits wieder zur Neubildung von Bindegewebe und Abkapselung der erkrankten Theile führt. Eine solche Wirkung des Koch'schen Impfstoffes würde einem Vorgange nahe kommen, den man hier und da beobachten kann, wenn ein tuberkulöser Herd durch die Natur ohne irgendwelchen ärztlichen Eingriff zur Heilung gebracht wird.

Was nun ferner die Frage nach den durch das Koch'sche Verfahren zu erzielenden Heilerfolgen anlangt, so sind es die tuberkulösen Erkrankungen der Haut, der Knochen und Gelenke, sowie gewisse auf Tuberkelbildung beruhende Drüsenanschwellungen, bei denen das neue Heilmittel bisjetzt die glänzendsten Erfolge aufzuweisen hat. Bezüglich der Behandlung von mit Lungenschwindsucht behafteten Personen, die ja bekanntlich unter den tuberkulösen Individuen hinsichtlich ihrer Anzahl die hervorragendste Stelle einnehmen, lassen ebensowol

* Wenn auch wahrscheinlich nur auf indirecter Beeinflussung durch den Koch'schen Impfstoff beruhend, sind die nach der Einverleibung der besagten Substanz in den menschlichen Körper bei den Tuberkelbacillen wahrzunehmenden Veränderungen doch bedeutend genug, um sofort in die Augen zu fallen. Nach den übereinstimmenden Beobachtungen von Fränzel, Gerhardt, Köhler und Westphal (vgl. „Deutsche medicinische Wochenschrift", Nr. 47, vom 20. Nov. 1890) äußert sich die Wirkung des neuen Heilmittels in folgender Weise: „Die Anzahl der im Auswurfe der Kranken enthaltenen Bacillen nimmt im Verlaufe der Behandlung ab; dieselben verschwinden sogar zeitweise vollständig, wie dies bei allen noch nicht sehr weit fortgeschrittenen Fällen von Lungentuberkulose regelmäßig der Fall ist. Es lassen sich ferner an den Bacillen mikroskopisch deutlich nachweisbare Veränderungen erkennen, die man bei den Spaltpilzen von Schwindsüchtigen, denen das Koch'sche Mittel nicht unter die Haut gebracht wurde, nicht vorfindet. Diese Veränderungen bestehen entweder in geringer Längen- und Breitenentwickelung des Bacillus, oder darin, daß derselbe an beiden Seiten aufgetrieben erscheint; hier und da äußern sich dieselben dadurch, daß der besagte Spaltpilz entweder in der Mitte durchbrochen oder zu perlschnurartig aneinandergereihten Bröckeln zerfallen ist. Mit dem in jedem einzelnen Falle sichtbaren Verkümmern der Bacillen geht in den nicht allzu weit fortgeschrittenen Fällen von Lungenschwindsucht, sobald die betreffenden Kranken nach den Vorschriften Koch's behandelt werden, eine Anzahl von höchst charakteristischen Veränderungen Hand in Hand. Die Dämpfungsgrenzen der erkrankten Lungenpartien gehen zurück, der Auswurf vermindert sich, die Nachtschweiße verschwinden, das Körpergewicht nimmt zu — mit Einem Worte, es zeigt sich in jeder Hinsicht eine bedeutende Besserung der Krankheitserscheinungen."

Digitized by Google

die eingangs angeführten Aeußerungen Koch's — und es ist ja bekannt, daß der in seinen Schlußfolgerungen überaus vorsichtige, von allen übertriebenen Erwartungen sich fern haltende Gelehrte eher zu wenig als zu viel behauptet — wie auch die in den berliner Universitätskrankenhäusern und Privatheilanstalten bisher gewonnenen Erfahrungen (vgl. den Schluß der vorhergehenden Anmerkung) keinen Zweifel darüber bestehen, daß in jenen Fällen, bei denen die Zerstörung des Lungengewebes noch nicht sehr weit fortgeschritten ist, eine vollständige Wiederherstellung zu erwarten ist. Aber auch für die veralteten Fälle von Lungenschwindsucht — jene Fälle, wobei die unter dem Namen der „Cavernen" bekannten Aushöhlungen in der Lunge nachgewiesen werden können — dürften sich die Aussichten vielleicht günstiger gestalten, als man nach den bisherigen Erfahrungen anzunehmen geneigt sein könnte. Erst die längere Erfahrung kann lehren, ob und wie in solchen Fällen, nachdem der Zerstörungsproceß durch das Koch'sche Mittel zum Stillstande gebracht wurde, die zur endgültigen Heilung führende Schrumpfung und Einkapselung befördert werden kann. Dabei ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß überall da, wo durch das Koch'sche Heilmittel dem ursprünglichen Krankheitsprocesse Einhalt geboten wurde und es sich lediglich um die Entfernung von abgestorbenem Lungengewebe handelt, der Chirurg eingreifen, daß sich in einer nicht allzu fernen Zukunft eine Lungenchirurgie entwickeln wird. Andererseits steht zu erwarten, daß durch genaue Beobachtung und frühzeitige Behandlung der in den ersten Stadien der Lungenschwindsucht befindlichen Kranken die Entwickelung jener weit gefährlichern und nicht so leicht zu heilenden Krankheitsformen verhindert werden wird, daß Kranke mit umfangreichen Veränderungen oder Zerstörungen des Lungengewebes in Zukunft ebenso selten in die Behandlung des Arztes kommen werden wie die Blattern nach der Einführung der Jenner'schen Impfung. Was aber die rechtzeitige Behandlung der Tuberkulose anlangt, so ist es nicht der geringste der aus dem neuen Verfahren sich ergebenden Vortheile, daß dasselbe neben seiner Zeitwirkung zugleich ein vorzügliches Hülfsmittel für das frühzeitige Erkennen der Krankheit (Sicherstellung der Diagnose) darbietet, was eben darauf beruht, daß während Tuberkelkranke gegen das neue Mittel überaus empfänglich sind, nicht mit Tuberkulose behaftete Personen auf eine bei ihnen unter die Haut gespritzte kleine Gabe des besagten Stoffes nicht im geringsten reagiren.

Wir möchten hier noch einen andern Punkt erörtern, dem ebenfalls eine gewisse Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, nämlich die Frage, ob es nicht vielleicht in Zukunft gelingen wird, eine echte Präventiv- oder Schutzimpfung gegen die Tuberkulose — das gegenwärtig von Koch in Vorschlag gebrachte Verfahren müssen wir, weil es bei bereits an Tuberkulose erkrankten Individuen zur Anwendung kommt, als „Heilimpfung" bezeichnen — ausfindig zu machen. In jenem Vortrage, den Koch im August 1890 vor dem Zehnten Internationalen medicinischen Congresse gehalten hat, erwähnte derselbe, daß bei Meerschweinchen, welche schon in hohem Grade an allgemeiner Tuberkulose erkrankt sind, der Krankheitsproceß durch die Impfung mit seinem Stoffe vollkommen zum Stillstand gebracht worden war; er erwähnte aber zugleich auch, daß Meerschweinchen, wenn man sie der Wirkung dieser Substanz vorher ausgesetzt hat, auf eine Impfung mit dem

Digitized by Google

Tuberkelgift nicht mehr reagiren. Den uns bekannt gewordenen neuen Mittheilungen zufolge hat Koch bisher nur die Heilimpfung auf die menschlichen Verhältnisse übertragen, nicht aber die Schutzimpfung, und die Annahme ist daher wol nicht ganz unberechtigt, daß der verdienstvolle Gelehrte vielleicht früher oder später bei seinen diesbezüglichen Versuchen zu einem Verfahren gelangen wird, welches eine Schutzimpfung gegen Tuberkulose ermöglicht, dergestalt, daß in Zukunft unsere Kinder ebenso gegen Tuberkulose geimpft werden wie bisher schon gegen Blattern.

Wie dem aber auch sei, die Thatsache kann wol kaum angezweifelt werden, daß das Koch'sche Verfahren, so wie wir es jetzt kennen, auf die gesammte Heilkunde und deren Ausübung voraussichtlich einen völlig umgestaltenden Einfluß ausüben wird, daß insbesondere die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen medicinischen Fächer eine völlige Umgestaltung erleiden werden. Was letztern Punkt anlangt, so bedarf es keines besondern Scharfsinnes, um vorauszusehen, daß die Spaltpilzforschung, der unter den medicinischen Einzelfächern bisher nur eine ziemlich untergeordnete Bedeutung eingeräumt und die vielfach sogar von seiten der praktischen Aerzte als eine „gelehrte Spielerei" bezeichnet wurde, daß dieses Einzelfach gegenwärtig zu einer überaus wichtigen Stellung sich aufzuschwingen im Begriff steht und vielleicht in einer nicht allzu fernen Zukunft den Angelpunkt aller Bestrebungen auf dem Gebiete der medicinischen Wissenschaften darstellen wird. Auch liegt es auf der Hand, daß die Dienste, welche die Bacteriologie der praktischen Heilkunde zu leisten verspricht, mit der neuesten Entdeckung Koch's keineswegs zu einem Abschlusse gekommen sind, daß vielmehr die Erwartung nicht unberechtigt ist, daß es der unermüdlichen Thätigkeit Koch's und der von ihm begründeten Schule in Zukunft gelingen wird, Mittel zur Bekämpfung der Diphtherie, der Cholera und anderer menschenmordender Seuchen ausfindig zu machen. Schon enthält die „Deutsche medicinische Wochenschrift" vom 4. Dec. 1890 eine Mittheilung von Dr. Behring und Dr. Kitasato, Schülern Robert Koch's, wonach es diesen Forschern gelungen ist, bei Thieren eine Unempfänglichkeit gegen Diphtherie- und Tetanus-(Wundstarrkrampf-)Ansteckung dadurch künstlich hervorzurufen, daß sie bei diesen Thieren das Blutwasser (Serum) von andern Thieren, die an und für sich gegen Diphtherie- bezw. Tetanusansteckung unempfänglich sind, in die Bauchhöhle einspritzten. Wenn sich die neuerdings ausgesprochene Ansicht bestätigen sollte, der zufolge auch der Krebs auf die Einwirkung gewisser Spaltpilze zurückzuführen wäre, so würde den Bacteriologen aus der Bekämpfung dieses furchtbaren Leidens eine weitere großartige Aufgabe erwachsen.

Aber kehren wir von diesem Ausblicke auf zukünftige Erfolge der Spaltpilzforschung noch für einen Augenblick zurück zu der neuesten Errungenschaft Robert Koch's, so ist es wol nicht zu viel gesagt, wenn wir dieser wissenschaftlichen That des größten Forschers auf dem Gebiete der kleinsten Lebewesen eine Wirkung zuschreiben, die, weit über die Grenzen der meisten wissenschaftlichen Entdeckungen hinaus sich erstreckend, die gesammte menschliche Cultur in segensreicher Weise beeinflußt. Wenn nach volkswirthschaftlicher Anschauung die Einwohner eines Staates als dessen werthvollstes Besitzthum zu betrachten sind, so muß derjenige, der alljährlich Tausenden von Menschen das Leben erhält, als einer der hervor-

Digitized by Google

ragendsten Beförderer des Wohlstandes der Völker bezeichnet werden. Wer es wie der Schreiber dieser Zeilen mit angesehen hat, daß die mit Lungenschwindsucht behafteten Personen von ihren nächsten Anverwandten, sobald dieselben wegen Ansteckung besorgt sind, mit Hintansetzung aller verwandtschaftlichen Pflichten auf das ängstlichste gemieden werden, dem wird es sofort einleuchten, daß die von Koch festgestellte Thatsache der Schwindsuchtsheilung auf die Familienbeziehungen einen überaus segensreichen Einfluß ausüben muß.

Somit ist es gewiß freudig zu begrüßen, daß auf die von dem Abgeordneten Dr. Graf im preußischen Landtage eingebrachte Interpellation der Cultusminister Dr. von Goßler eine Unterstützung der Koch'schen Forschungen seitens des Staates bereitwilligst zugesagt und zugleich Maßregeln in Aussicht gestellt hat, welche dahin zielen, das neue Heilmittel der gewerbsmäßigen Ausbeutung zu entziehen und die echt wissenschaftliche und menschenfreundliche Verwendung desselben zu gewährleisten. „Ich kann versichern" — so bemerkte Dr. von Goßler in jener denkwürdigen Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. Nov. 1890 — „daß, wenn ich aus dem Amte scheide, es für mich eine der schönsten Erinnerungen sein wird, daß es mir möglich gewesen ist, einem Manne wie Koch die Wege zu ebnen. Seine Forscherkraft und Wahrheitsliebe wird nur erreicht von seiner Uneigennützigkeit und Liebe zur Menschheit. Unser Vaterland kann glücklich sein, einen solchen Mann sein eigen zu nennen."

So mächtig und bedeutend aber auch der Einfluß ist, welchen die Entdeckung Robert Koch's auf die Gegenwart ausübt, von weit größerer Bedeutung und Tragweite ist jener Einfluß, welchen dieselbe bei den ärztlichen Bestrebungen und theoretisch-wissenschaftlichen Forschungen der Zukunft voraussichtlich zur Geltung bringen wird. Wie wir bereits andeuteten, wir stehen erst im Anfange einer Epoche, welche voraussichtlich weitere große Entdeckungen auf dem Gebiete der Seuchenbekämpfung zeitigen wird, und es ist nicht unmöglich, daß das 20. Jahrhundert die vor nunmehr 25 Jahren von Louis Pasteur ausgesprochenen Worte im vollsten Umfange verwirklichen wird, jene Prophezeiung, welche lautet: „Il est au pouvoir de l'homme de faire disparaître de la surface du globe les maladies parasitaires."

Seegefechtsübungen und Seegefechte.

Von **Victor Kurs**, Major a. D.

Bekanntlich finden in neuerer Zeit seitens einiger Marinen neben Flottenübungen taktischer auch solche strategischer Natur statt, und gerade diese letztern haben, namentlich bei der englischen Marine, zu überraschenden Ergebnissen geführt.

So gelang es 1887 dem später durch sein Verfahren gegen Dr. Peters unliebsam bekannt gewordenen Admiral

Digitized by Google

Freemantle, mit seinem Angriffsgeschwader sich der Themsemündung zu bemächtigen, ohne daß ihn das den Kanal deckende Geschwader daran gehindert hätte; damit war bewiesen, daß ein Ereigniß, das nur einmal — 1667 — als der holländische Admiral de Ruyter seine Flagge hatte auf der Themse wehen lassen, vorgekommen war, die unmittelbare Bedrohung Londons und seines Welthandels, sich in der Neuzeit wiederholen könne.

Als man 1888 in Anknüpfung an altbritische Ueberlieferungen den Feind in dessen Häfen zu blokiren versuchte, durchbrachen die Admirale der als feindlich gedachten Geschwadertheile, Tryon und Fitz Roy, unbemerkt die Blokade, beschossen und brandschatzten die schottisch-englische Ostküste, eroberten Liverpool, die zweitgrößte Handelsstadt des Reiches, und verfuhren dann an der West- und Südküste Englands ebenso unheilbringend wie vorher im Osten. Die Divisionen des Vertheidigungsgeschwaders, obgleich erheblich stärker, hatten weder das Brechen der Blokade noch die empfindlichste Schädigung britischen Eigenthums und Handels hindern können.

Im Jahre 1890 hatte ermittelt werden sollen, ob ein Vertheidigungsgeschwader den schwächern Angreifer zum Gefechte oder zur Rückkehr in den Hafen zwingen könne, und ob ein Angreifer, der dem Gefechte, bei vierundzwanzigstündigem Vorsprunge seinerseits, ausgewichen sei, den Verkehr auf einer wichtigen Seehandelsstraße ernstlich bedrohen könne. Die Ausführung der Uebungen warf auf die erste Frage gar kein Licht; der Admiral Tryon, diesmal Vertheidiger, soll durch einen unverbessert gebliebenen Schreibfehler seiner Instruction zu der Annahme gekommen sein, er müsse sich auf die reine Vertheidigung beschränken. Die zweite Frage wurde wie folgt gelöst. Seymour, der „feindliche" Admiral, benutzte seinen Vorsprung, um 1700 Seemeilen weit bis auf die Breite von Madeira zu dampfen, wo er am letzten eigentlichen Manövertage anlangte; dann füllte er, theils in See aus vorausbestellten Kohlenschiffen, theils auf den Azoren, Kohlen auf und dampfte zurück. Verfolgt oder auch nur gesehen war er nicht worden. Es war also, da die von Seymour zuletzt gehaltene Gegend unweit der Azoren die wichtigen Handelsstraßen nach Westindien, der Ostküste von Südamerika und nach Capstadt beherrscht, der Beweis dessen, daß unter Umständen ein Geschwader, auch ohne zu fechten, den britischen Handel empfindlich stören könne, einigermaßen geglückt; freilich war dabei vorausgesetzt, daß nur das im Kanal befindliche Geschwader die Vertheidigung jener Handelsstraßen zu übernehmen habe, was mit der Wirklichkeit wol nicht immer übereinstimmen dürfte.

In England war man mit diesem Ausgange der Flottenübungen von 1890 sehr unzufrieden; die „Times" nannten sie ein zehntägiges Blindekuhspiel, und die „Pall Mall Gazette", ohne zu bedenken, daß denn doch sehr lehrreiche Uebungen im Torpedokriege stattgefunden hatten, sagte gar: „Die Flottenübungen des Jahres 1890 haben lächerlich geendigt. Eine große Menge Kohlen ist unnütz verbraucht worden. Die Schiffe dampften in See und darauf dampften sie in den Hafen zurück. Zwei gewaltige Flotten haben Seewind gekostet, aber gesehen hat keine die andere." Admiral Hornby dagegen nennt die Flottenübungen von 1890 „die wahrsten und zufriedenstellendsten, die je stattgefunden haben"; sie hätten gezeigt, daß es den britischen Admiralen auch jetzt noch so gehen könne wie ihrerzeit Howe, Nelson und Saint-Vincent, denen der Feind

Digitized by Google

ausgewichen wäre; daß daher eine größere Anzahl Avisos erforderlich sei; nebenbei sei durch Seymour bewiesen, daß man auf hoher See Kohlen übernehmen und daß ein Geschwader mit zusammengewürfeltem Personal und bei schlechtem Wetter (Wellenhöhe in der Bai von Biscaya am 26. Aug. 1890 über 8 Meter!) ohne Unfall große Strecken im Verbande zurücklegen könne.

Dennoch wird zuzugeben sein, daß die Ergebnisse der englischen Hochseeflottenübungen von 1890 zu ihren Kosten kaum im richtigen Verhältnisse stehen. Zum mindesten wäre wol der Beweis, daß eine Angriffsflotte ohne Kampf wichtige Handelsstraßen bedrohen könne, auch dadurch als geführt anzusehen gewesen, daß Seymour etwa fünf Tage, statt während des ganzen Manövers, unentdeckt geblieben wäre; Seymour und Tryon, der Vertheidiger, hätten dann durch eine am Abende des fünften Manövertages zu eröffnende Ordre immer noch so zurück- bezw. vorwärtsgesandt werden können, daß sie sich bei genügendem Aufklärungsdienste in Sicht bekommen mußten; demnächst hätte sich auch gezeigt, ob auch so Seymour einem Kampfe auszuweichen vermocht hätte.

Aber auch die beinahe völlig so wie entworfen zur Ausführung gekommenen deutschen Flottenübungen von 1890 haben das Laienpublikum scheinbar hie und da enttäuscht, und zwar gerade denjenigen Theil, der weniger Werth auf das „Sehenswürdige", auf den Anblick der stolzen Schiffe, auf die schneidigen Landungsmanöver u. s. w. legt, sondern der ein wirkliches Gefecht der Schiffe untereinander oder mit den Landtruppen durchgeführt sehen will. Daß diesem Theile des Publikums die Flotte zu sehr „im Hintergrunde geblieben" zu sein scheint, wie sich das in Zeitungsberichten aussprach, hat seine Ursache wol zumeist in dem Mangel an Kenntniß der Schwierigkeiten, welche die manövermäßige Darstellung von Seegefechten hat, und sodann an Kenntniß der Kampfmittel der Flotte und ihres Kampfplatzes, der See. Dieser Mangel steht in scharfem Gegensatze zu demjenigen Verständnisse, mit dem unser deutsches Publikum den Manövern der Landtruppen oder wenigstens einzelnen Vorkommnissen derselben zu folgen im Stande ist; er erklärt sich indessen durch die einfache Betrachtung, daß ungefähr vierzigmal so viel Leute in der Landarmee gedient haben wie in der Marine. Dabei ist das der Marine und ihren Uebungen entgegengebrachte Interesse sehr lebhaft; es wird eben nur durch das Verständniß des Wesens der heutigen Seegefechte zu selten unterstützt.

Hierüber, soweit das im Rahmen eines kurzen Artikels möglich ist, aufzuklären, also in das Verständniß der Mittel und Bedingungen des Seekampfes und demnach der Flottenübungen das dafür interessirte Publikum einzuführen, das soll in den nachfolgenden Zeilen versucht werden. Daß dieser Versuch von einem frühern Offizier der Landarmee unternommen wird, der nur vorübergehend einige Jahre in dienstlichen Beziehungen zur Marine gestanden hat, mag damit entschuldigt werden, daß alles, was dem Verständnisse des Laien Schwierigkeiten zu machen pflegt, dem Fachmanne, dem Seeoffizier, so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß er unwillkürlich auch bei dem Laien ein zu großes Maß einschlägiger Kenntnisse voraussetzt, während derjenige, der selbst jene Schwierigkeiten empfunden hat, dieser Gefahr weniger leicht verfällt.

* * *

Digitized by Google

Obgleich in einigen Marinen seit der großartigen Vervollkommnung, welche die siebziger Jahre dem Geschützwesen brachten, der Satz verfochten worden ist, man müsse nunmehr die Panzer der Schiffe ebenso weglassen, wie Ritter und Reisige nach der Erfindung der Feuerrohre ihre Harnische abgelegt hätten, so gelten doch in allen Marinen als Hochseeschlachtschiffe ausschließlich Panzerschiffe. Auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas wollen noch nach ihrem neuesten Flottengründungsplane nicht weniger denn 65 gepanzerte Schlachtschiffe, neben 9 gepanzerten Kreuzern, 42 ungepanzerten Schiffen und Fahrzeugen und einer Anzahl von Torpedobooten, bauen. Ungepanzerte Schiffe gelten nur noch im Kampfe mit ihresgleichen oder mit untergeordneten Kräften, wie sie an außereuropäischen Küsten vorkommen, als verwendbar. Sollte ein solches Schiff ungewöhnlich schnell sein, so kann es natürlich auch für den Nachrichtendienst, also als Aviso, bei Hochseeschlachtgeschwadern Verwendung finden. Das Gleiche gilt in nicht zu stürmischen Gewässern auch für Torpedoboote. Denn die neuern Torpedoboote der deutschen, italienischen, russischen, türkischen und chinesischen Marine haben sehr gut See gehalten; ist doch unter Prinz Heinrich von Preußen eine ganze Torpedobootsflotille an der englischen Küste gewesen, und sind doch ganz neuerdings sämmtliche zur Nordseestation gehörige Torpedoboote des Manövergeschwaders bei sehr schlechtem Wetter wohlbehalten um Cap Skagen herumgekommen. Die Torpedoboote werden daher, auch abgesehen von den Fällen, in denen einzelne von ihnen als Avisos verwendet werden sollten, zumeist auch für das Gefecht auf hoher See mit herangezogen werden.

Können Panzerfahrzeuge nicht unbedingt hohe See halten, so darf man auf sie nicht für die Theilnahme an den Kämpfen der Hochseeschlachtgeschwader rechnen. Dies gilt z. B. von den, übrigens sehr gut gepanzerten und mit dem schwersten der in die deutsche Marine eingeführten Geschütze ausgerüsteten ältern Fahrzeugen der sogenannten Insektendivision, „Wespe", „Biene", „Mücke" u. s. w., während die neuesten („Brummer", „Bremse") hohe See halten können.

Demnach besteht ein Hochseeschlachtgeschwader der Hauptsache nach aus Hochseepanzerschiffen bezw. -Panzerfahrzeugen, einer mehr oder minder großen Anzahl seetüchtiger Torpedoboote, Torpedodivisionsboote und Torpedojäger, sowie irgendwelchen raschen Schiffen oder Fahrzeugen als Avisos.

Betreffs der letztern mag nur erwähnt werden, daß sie zwar einige leichte Geschütze führen, um sich ihrer Haut wehren zu können, daß sie im übrigen aber am Seekampfe theilzunehmen nicht bestimmt sind. Vielleicht wird man ein paar von ihnen mit Fesselballons ausrüsten, da diese bis 600 Meter Höhe Aufstieg gestatten und so die Erkundung sehr erleichtern. (Bei Versuchen, die im Herbste 1890 vom deutschen Artillerieschulschiff „Mars" aus angestellt wurden, hat man auch den Ballon, in 100 Meter Höhe schwebend, gefahren; bei französischen Versuchen wurde das Schiff ohne Schwierigkeit vom Ballon aus geleitet.)

Auch über die Torpedoboote dürften wenige Anführungen genügen. Derartige Boote sollen möglichst wenig sichtbar sein, daher man sie schwarz und mit stumpfer, nicht glänzender Farbe streicht, sollen aus ihren unter und über Wasser befindlichen Lancirrohren zusammen vier bis sechs der bekannten Fischtorpedos nach vorn und nach den Seiten versenden können und sollen möglichst rasch laufen. Man baut sie deshalb lang und scharf

Digitized by Google

und versieht sie mit den leistungsfähigsten Maschinen. So haben die S-Boote der deutschen Marine (von Schichau in Elbing gebaut) 39 Meter Länge, 4,80 Meter Breite, 2 Meter Tiefgang, und machen in einer Stunde 19—22 Seemeilen Fahrt*; ihre dreiflügelige Schraube, durch eine Maschine von 900 indicirten Pferdekräften getrieben, arbeitet tiefer als der Kiel, kommt also auch bei sehr unruhiger See nicht aus dem Wasser. Sie haben 1 Offizier und 15 Mann Besatzung und führen zwei Revolvergeschütze in Thürmen. Die deutschen Torpedodivisionsboote sind erheblich größer.

Torpedojäger oder -Kreuzer zum Aufbringen der Torpedoboote haben eine entsprechend stärkere Geschützarmirung. So hat der Torpedokreuzer „Tiger" (Oesterreich-Ungarn) vier Stück 12-Centimeter-Stahlbronzegeschütze in Schwalbennestern (erkerartige Ausbauten längsseit, mit herunterklappbaren Brustwehren, für je ein Geschütz, das nach beiden Seiten in Kielrichtung und außerdem nach einer Breitseite feuern kann) und 8 Schnellfeuer- und Hotchkiss-Kanonen. Doch hat „Tiger" auch schon 1640 Tons Deplacement**, erfordert also eine starke Maschine. Der russische Torpedokreuzer „Lieutenant Kasarski" soll sogar eine Maschine von 3500 indicirten Pferdekräften haben, obgleich er nur 21 Seemeilen läuft.

Da die Stahlhaut der Torpedoboote sehr dünn ist, so werden sie durch Treffer aus ganz leichten Geschützen schon zum Sinken gebracht; ein Treffer in die Maschine macht sie wehrlos, da sie keine Takelage führen. Auch bei jedem Anfahren an ein anderes Fahrzeug können sie leck gestoßen werden.

Die Waffen der Torpedofahrzeuge aller Art — Torpedos und Geschütze, namentlich Revolverkanonen — sind dieselben wie auf Panzerschiffen, somit werden sie weiter unten Besprechung finden. Dagegen mag schon jetzt ihre Aufgabe im Gefechte geschildert werden.

Sie sollen in erster Linie den feindlichen Panzern, nicht den feindlichen Torpedobooten, gefährlich sein, also bei jeder sich ihnen darbietenden Gelegenheit sich den feindlichen Panzern auf Torpedoschußweite — 4—600 Meter — nähern. Hierbei sind sie dem Feuer der Geschütze der Panzer, namentlich der Revolvergeschütze, schutzlos preisgegeben, sodaß sie bei Tage, wenn sie nicht für die auf den Marsen* stehenden Ausguckleute durch Pulverdampf verdeckt worden sind, möglicherweise weggesunken sind, ehe sie einen Torpedo haben versenden können. Bei Nacht, wo Gefechte zwischen Geschwadern so gut wie ausgeschlossen sind, wird man die Torpedoboote, ohne Lichter zu zeigen, gegen ankernde feindliche Geschwader verwenden; doch wird auch da ihre Annäherung nicht immer unbemerkt erfolgen können, weil mitunter der weiße Schaumstreifen an ihrer Bugwelle sie auch bei völliger Dunkelheit schon jenseit der Torpedoschußweite leicht verräth; sie sind dann, einmal entdeckt und nunmehr mit dem Scheinwerfer beleuchtet, von meh-

* Eine Seemeile, = 6000 geographischen Fuß, ist das Hundertzwanzigfache eines Knotens von 50 geographischen Fuß. Fährt man also in ½ Minute 1 Knoten, so fährt man in 1 Stunde 1 Seemeile. Letztere hat eine Länge von 1855 Meter. Neuere Schichau-Boote sollen 26,5—27,4 Seemeilen laufen; so „Adler" (russisch), „Falko", „Aquila", „Nibbo" u. s. w. (italienisch).

** Wasserverdrängung.

* Halbkreisförmige Plattformen etwa von der halben Schiffsbreite, zum Halten der Stengenwanten dienend, also an der Verbindungsstelle von Untermast und seiner Verlängerung, der Stenge, angebracht.

Digitized by Google

rern Schiffen aus gleichzeitig unter Feuer zu nehmen.

Immerhin kann ein Torpedoboot, welches auch nur einen einzigen Torpedotreffer erfolgreich abgegeben hat, unter Umständen den Ausgang des Kampfes entscheiden, bezw. einer ankernden Flotte sehr empfindlichen Schaden zufügen. Ein noch furchtbareres Kampfmittel aber als die jetzt üblichen würden unterseeische Torpedoboote werden; daß eine kriegsbrauchbare Bauart und Einrichtung von solchen gelingen wird, ist nur eine Frage der Zeit. Hat doch das vom spanischen Schiffslieutenant Peval erbaute Boot, wenn freilich nicht bei allen Proben, so doch bei einer, das vom Erfinder Vorausgesagte geleistet. Es tauchte nämlich an einem Versuchstage einige hundert Meter vor einem gerade vorüberfahrenden französischen Dampfer unter, ließ diesen über sich weggehen und tauchte dann wieder auf, womit die Möglichkeit völlig ungesehener Annäherung eines derartigen Torpedobootes bewiesen ist. Der „Peval" taucht unter mittels eines sinnreichen, durch elektrische Kraft getriebenen Pumpenwerkes; auch die Bewegung des Bootes selbst auf dem (und unter dem) Wasser und das Versenden seiner drei Torpedos geschieht durch Elektricität; unter Wasser erhellt es sich den Weg durch elektrische Spiegelreflectoren, über Wasser vermag sein Commandant es von einem 75 Centimeter hohen Thürmchen aus zu leiten, während im übrigen der Rücken des cigarrenförmigen Bootes nur mit einem kleinen Theile aus dem Wasser hervorragt.

So zusammengesetzt aber auch der Betrieb eines unterseeischen Torpedobootes sein mag, und so bedeutend die Anforderungen sein mögen, die an seinen Commandanten, der zugleich Maschinist sein muß, gestellt werden, so ist doch jedes Torpedoboot eine sehr einfache Kriegsmaschine im Vergleich zu einem Schlachtschiffe der gegenwärtigen Zeit.

Das moderne Hochseeschlachtschiff ist nicht allein eine, mit 350 bis gegen 800 Mann belegte schwimmende Kaserne, sondern auch Exercirplatz, Proviant-, Kohlen-, Pulver- und Geschoßmagazin, Cisterne, Küche, Lazareth, Apotheke, Maschinenhaus und — zugleich gepanzertes waffenstarrendes Fort; trotz seines riesigen Gewichts* ist dieses Fort an sich schon Angriffswaffe, denn es ist vorn mit einem Rammsporne ausgerüstet und kann sich mit Geschwindigkeiten von 7 Metern und mehr in der Secunde bewegen. Es hat außer einer Anzahl von Revolvergeschützen und den Handfeuerwaffen der Bemannung eine artilleristische Ausrüstung, die in Bezug auf die von ihr geschleuderten Eisenmassen diejenige eines alten Linienschiffs um das Zwei- bis beinahe Siebenfache übertrifft**, und es trägt Torpedolancirrohre, die das Versenden von Torpedos nach vorn, nach den Seiten und nach achtern gestatten.

---

* Von den neuesten italienischen Panzern hat „Sicilia" 13298, „Sardegna" 13860 Tons Deplacement und Maschinen von 19800 bezw. 22800 indicirten Pferdekräften. Beide sollen 18 Knoten, also 9,27 Meter in der Secunde laufen.

** Es konnten bezw. können nach einer Breitseite verfeuert werden:

von einem Linienschiff aus der Zeit Nelson's, von 100 Kanonen .	600	Kilogramm
von einem Schiff der Sachsen-Klasse. . . .	1100	„
von „König Wilhelm" .	1447	„
von „Anson" (engl.) . .	1400	„
von „Alexandra" (engl.) .	1200	„
von „Inflexible" (engl.) .	3084	„
von „Ting Yuen (chines.) .	1316	„
von „Duilio" oder „Dandolo" (ital.) . . .	3632	„
von „Italia" (ital.) . .	4072	„

Digitized by Google

In Nachfolgendem sollen Bauart, Bewegung und Bewaffnung der modernen Hochseeschlachtschiffe, soweit als hier erforderlich, erörtert werden; doch muß dabei, um Wiederholungen zu vermeiden, Waffenwirkung und Bauart zum Theile zugleich Besprechung finden.

Ein Theil der Hochseeschlachtschiffe ist aus dem Monitor hervorgegangen.

Der Monitor hatte Floßgestalt, tauchte 2—3 Meter und hatte 0,15—2 Meter Bord, bot also dem damaligen, unter geringem Einfallswinkel kommenden Geschosse nur wenig Treffläche; er trug einen gepanzerten Thurm, der nach allen Richtungen hin — denn der Monitor war ungetakelt — freies Schußfeld und also beste Ausnutzung seiner Artillerie hatte, sei es, daß die Thurmgeschütze oder die Thürme selbst drehbar waren. Allein der Monitor konnte nicht hohe See halten. Man mußte bei Hochseeschiffen die Borde erhöhen und brauchte entsprechend mehr Panzerung für diese; das Schiff wurde dadurch schwerer und mußte, um genügende Tragfähigkeit für Geschütze und Munition, Maschine und Kohlen, sowie genügende Schnelligkeit zu besitzen, verhältnißmäßig lang und breit gemacht werden. Die große Länge führte naturgemäß dazu, zwei Thürme statt eines anzuordnen. Da aus jedem von diesen — sofern sie nicht über Eck stehen, wie dies z. B. bei „Inflexible" (engl.) und „Dandolo", „Duilio" (ital.) der Fall — zwar nicht alle Geschütze nach vorn und achtern, wohl aber alle nach nur einer Breitseite feuern können, so nutzen die Hochseethurmschiffe die artilleristische Kraft des Schiffes am besten aus.

Aber auch die besten Thurmschiffe haben einen für die Festhaltung des richtigen Gleichgewichts ungünstigen Querschnitt — derselbe ähnelt dem einer Bratpfanne — und kentern daher verhältnißmäßig leicht. Auch gegen Winddruck sind sie nicht genügend sicher. So ging das englische Hochseethurmschiff „Captain", von seinem Erfinder Coles befehligt, durch einen plötzlichen Windstoß auf seine Segel am 11. Juni 1870 auf der Höhe von Cap Finisterre unter. Auch kleinere Schiffe, die man in Anlehnung an den Monitortypus, aber mit einigen Aenderungen (höhere Borde, auf Deck gestellte Aufbauten für Wohnzwecke, Aufstellung der Geschütze hinter Panzerbrustwehren statt in Thürmen) gebaut hat, haben sich auf See schlecht bewährt. So hat sich der „Cerberus" (engl.) auf der Reise vom Suezkanal nach Australien so benommen, daß ein großer Theil der Mannschaft desertirte, und der „Buffel" (holl.) ist mit Mann und Maus untergegangen. Lediglich schlechten Wetters wegen mußte während eines Zeitabschnittes des letzten chilenisch-peruanischen Krieges der sonst so vorzüglich geführte „Huascar" (peruan.) dem Kampfe ausweichen, obwol sein Gegner reparaturbedürftig war. Jene obenerwähnten Aufbauten schwächen zudem die sonst so vorzügliche artilleristische Kraft des Thurmschiffes. So mußte im entscheidenden Kampfe mit dem „Almirante Cochrane" (brasil.) bei Autofagasta der genannte „Huascar", da er seine eigene Achterhütte nicht rasch genug durchschießen konnte und diese seinen Schuß nach achtern, den Heckschuß, maskirte, jedesmal zur Abgabe des Heckschusses auf den ihn verfolgenden Brasilianer seitwärts ausscheren, und als dies, da „Almirante Cochrane" als Kasemattschiff besser manövriren konnte als „Huascar" und diesen beim Ausscheren hätte rammen können, wegen der zu geringen Entfernung beider Schiffe voneinander nicht mehr ging, wehrlos das Bugfener des Brasilianers über sich ergehen lassen

Digitized by Google

Als das beste Hochseeschlachtschiff muß daher das aus dem alten Linienschiffe hervorgegangene neuere Kasematt- oder Batterieschiff bezeichnet werden, obgleich es, wie gleich vorweg bemerkt werden mag, nach einer Breitseite nur die Hälfte seiner Artillerie ausnutzen kann.

Anfangs panzerte man die nach Art des alten Linienschiffs, aber meist nur mit einstöckiger Batterie erbauten, insgesammt etwa 14 Meter hohen Schiffsrumpfe von dem über der Batterie befindlichen Deck an bis etwa 1,5 Meter unter die Wasserlinie, und zwar in ganzer Länge, so bei „Minotaur" (engl.), „Numancia" (span.). Das Schiff trug also einen von vorn bis achtern reichenden, meist gleichmäßig starken Gürtelpanzer von 5—7 Meter Höhe. Aber obgleich der Panzer z. B. des „Minotaur" nur 140 Millimeter stark ist, hat dieses — fünfmastige! — Schiff schon etwa 122 Meter Länge, 18 Meter Breite und 8 Meter Tiefgang.

Man verstärkte daher bei neuern Schiffsbauten die Panzer, verringerte aber die Höhe des Gürtelpanzers auf etwa 2,25 Meter über und 1,25 Meter unter Wasser, panzerte aber außerdem die — kürzer als früher bemessene — ungefähr mittschiffs belegene Batterie, so bei „Prinz Friedrich Karl" und „Kronprinz" (deutsch), „Achilles" (engl.), „Magenta" (franz.) und „Brazil" (bras.).

Hätte man nach den weitern Verbesserungen der Geschütze die Schiffspanzer wieder stärker gemacht, aber ihre Anordnung so belassen, wie soeben angegeben, so würde wiederum eine erhebliche Gewichtsvermehrung eingetreten sein; man wäre daher wieder zu größern Schiffsabmessungen gekommen, und da wegen der Hafenverhältnisse sowol wie wegen der mit der Vergrößerung des Schiffsquerschnitts wachsenden Vermehrung des Wasserwiderstandes größere Breiten und Tiefen nicht wohl angängig gewesen wären, so hätte nur die Länge des Schiffes vergrößert werden können, wodurch aber seine Drehfähigkeit verringert worden wäre. Man verkürzte daher die Batterie noch mehr und suchte den Nachtheil, daß dadurch die Zahl der Breitseitgeschütze verringert wurde, durch Schwere und Aufstellungsart der Geschütze auszugleichen. Man stellte nämlich die für den Jagdschuß (nach vorn gerichtet) und für den Heckschuß (nach achtern gerichtet) bestimmten Geschütze derart hinter schrägen oder leicht gekrümmten Panzern auf, daß sie auch Breitseitschüsse abgeben konnten; so bei „Audacious", „Alexandra", „Temeraire" (engl.), „Memduhieh" (türk.), „Kaiser", „Deutschland", Sachsen-Klasse (deutsch), „Don Juan", „Tegetthoff" (österr.-ung.), „General Admiral" (russ.). Dabei wurde mitunter die Batterie nur in ihren Ecken gepanzert, die Mitte blieb ungepanzert; so bei „Nelson" und „Shannon" (engl.). Auch stellte man einen Theil der Geschütze ohne Panzer und den Rest in offenen gepanzerten Thürmen auf Deck und beschränkte sich auf einen Gürtelpanzer; so bei „Amiral Duperré" (franz.).

Bei den neuesten Schiffen beschränkt man sich darauf, die Maschine, die ebenfalls etwa mittschiffs liegt, durch Gürtelpanzer außenbords und durch gepanzerte Querschotten vorn und achtern zu sichern, den sonstigen Panzer nach Möglichkeit durch Füllung der Zellen zwischen Innen- und Außenhaut des Schiffs mit Kohlen, Kork oder dergleichen zu ersetzen, das Schiff im übrigen durch ein flach gewölbtes Stahlpanzerdeck gegen die jetzt unter viel steilern Einfallswinkeln als früher kommenden Geschosse zu schützen und nur die schwersten Geschütze hinter offenen, verschieden gestellten Panzer-

Digitized by Google

schilden so aufzustellen, daß sie artilleristisch den Geschützen der Thurmschiffe möglichst nahe kommen. Diese Aufgabe kann in sehr verschiedener Weise gelöst werden, sodaß alle größern Marinen verhältnißmäßig reich an neuern Schiffstypen sind. Aber auch die ältern Typen werden noch längere Zeit den Schlachtflotten erhalten bleiben müssen, weil ihr Ersatz ein zu kostspieliger ist.

Die Panzer setzte man in den 70er Jahren aus etwa 200 Millimeter Walzeisen, 250 Millimeter Teakholz und wieder 30 Millimeter Walzeisen zusammen („Kaiser", „Deutschland"); doch hatten einige englische Panzer, z. B. „Dreadnought", schon weit stärkere Panzer. Später wandte man Compoundstahl als Panzer an, indem auf eine 229 Millimeter dicke Eisenplatte stark kohlenstoffhaltiger flüssiger Stahl 127 Millimeter hoch aufgegossen wurde, worauf man beide Metalle durch Auswalzung auf 229 Millimeter Gesammtstärke brachte. Solche Compoundpanzer haben z. B. die englischen Schiffe „Inflexible", „Colossus", „Majestic", „Conqueror" und „New Agamemnon", ebenso auch unsere neuern deutschen Schiffe. Neueste Schiffe, wie die Italiener „Rè Umberto", „Sardegna" und „Sicilia", haben für ihre schweren, panzerbrechenden Geschütze birnförmige Brustwehrthürme aus Compoundpanzern von bereits 480 Millimeter Stärke.

Zu den Schutzwaffen des Schiffes gehören außer den Panzern in gewissem Sinne die Schotten, auch die nichtgepanzerten. Das ganze Schiff wird der Länge nach durchsetzt von einem mittlern Längsschott. Hat das Schiff nur eine Schraube, so setzt dies Schott auf den die Welle der Schraube umgebenden „Tunnel" oder Mantel auf. Parallel dem Mittelschott laufen ziemlich nahe den Bordwänden, also auch fast durch die ganze Länge des Schiffes, die Wellgangsschotten. An Querschotten sind dicht hinter dem Bug das Collisionsschott, ferner ein „Stopfbüchsenschott", und außerdem noch etwa sechs bis acht ebenfalls wasserdichte Schotten vorhanden.

Was die Bewegung der Schiffe im Gefecht anlangt, so geschieht diese ausschließlich durch Maschinen. Hat das Schiff überhaupt Takelage geführt, so werden vor dem Gefecht alle Segel abgeschlagen und die Mastenverlängerungen (Stengen und Bramstengen), die Raaen, Spieren und alles Tauwerk, das sogenannte laufende Gut, heruntergenommen; dies kann zwar an und für sich in wenigen Minuten geschehen sein, allein es bleibt dann noch das Aufschießen der Taue und Leinen und das Verstauen des gesammten heruntergenommenen Materials auszuführen. Ist dies nicht schnell genug möglich, so können herabfallende Enden in die Schraube kommen und diese unklar machen; sogar die Wanten der Untermasten, die stehen bleiben müssen, sind in dieser Beziehung gefährlich; ebenso die etwa umgeschossenen Masten selber für die auf Deck stehenden Geschütze, während diese letztern auch durch die stehen gebliebenen Masten maskirt werden. Genug, ein Theil der neuern Kampfschiffe hat gar keine Takelage.* Daß man sie andern, wie z. B. dem „Amiral Duperré", der als Vollschiff ohne Oberbramraaen getakelt ist, läßt, geschieht theils zu Uebungszwecken,

* So von deutschen Schiffen die Sachsen-Klasse und die Fahrzeuge der obenerwähnten sogenannten Insektendivision, von englischen „Thunderer", „Devastation", „Dreadnought", „Inflexible", von russischen „Peter der Große". Die Takelage stellt übrigens auch eine erhebliche Vermehrung des Gewichts dar, indem die Segelfläche das Zwanzig- bis Dreiundzwanzigfache des eingetauchten Schiffsquerschnitts betragen muß.

Digitized by Google

theils, da während längerer Reisen gesegelt werden kann und so Kohlen gespart werden, aus Ersparnißrücksichten; übrigens läßt sich, was für den Frieden ins Gewicht fällt, ein getakeltes Schiff steifer halten. Auch kann es rascher drehen.

Die ungetakelten Schiffe müssen natürlich möglichst sparsam Kohlen verbrauchende Maschinen haben und viel Kohlen mitnehmen können, damit sie nicht genöthigt werden, nur um Kohlen auffüllen zu können in einen Hafen zu laufen, oder aber: sie müssen Kohlen nachgesandt erhalten und auf See übernehmen, wie dies — vgl. den Eingang dieses Artikels — von dem Geschwader des Admirals Seymour geschah.

Bezeichnend ist in Beziehung auf Vorstehendes der Umstand, daß schon 1870 die französischen Geschwader von vornherein ohne Bramstengen, Raaen, Spieren und Leesegel — letztere werden auf deutschen, für den Kampf bestimmten Schiffen überhaupt nicht mehr geführt — in See gingen.

Was die Schiffsmaschinen selbst anbetrifft, so genügt die Bemerkung, daß alle neuern Schlachtschiffe die kohlensparenden und leistungsfähigen Compoundmaschinen haben, und daß alle Schraubenschiffe, theils mit einfachen, theils mit Zwillingsschrauben, sind. Die letztern sind der Beschädigung von der Seite mehr ausgesetzt als die einfachen, haben aber auch einige Vortheile vor diesen voraus; die Schiffe mit Zwillingsschrauben nämlich laufen bei gleicher Gesammtstärke der Maschinen rascher, und drehen mit kleinerm Drehungskreis, wenn man eine Schraube zurückarbeiten läßt; auch wird das Schiff durch die Beschädigung einer Schraube noch nicht hülflos, während bei Einschraubenschiffen erst eine Reserveschraube eingesetzt werden muß, ehe man wieder Fahrt machen kann.

Die Geschwindigkeit, welche die Maschine dem Schiffe zu ertheilen vermag, ist um so größer, je länger das Schiff im Verhältnisse zum eingetauchten Querschnitt ist, je weniger Deplacement es hat und je vortheilhafter der Querschnitt an allen Punkten für das Durchschneiden und Ablaufenlassen des Wassers ist. Aeltere Panzer laufen etwa 11, neuere 16 Seemeilen; alle verlieren aber in kurzer Zeit sehr an Fahrt, da ihre Eisenhaut bewächst.

Bei Drehungen des Schiffes ist, wie schon bemerkt, die größere Länge nachtheilig, da mit ihr der seitliche Wasserwiderstand wächst. Der 60 Meter lange „Taureau" (franz.) hat z. B. 200 Meter, der 122 Meter lange „Minotaur" 800 Meter Durchmesser desjenigen Kreises, bei dem eine volle Drehung vollzogen ist.

Jedes Schiff hat einen „kleinsten" Drehungskreis (z. B. wenn das Ruder entsprechend gelegt wird und eine Schraube, bei Zwillingsschraubenschiffen, rückwärts schlägt), der durch keine Gewalt zu verkleinern ist. Befindet sich ein zweites Schiff im Drehungskreise eines ersten, so ist daher dieses erste nicht im Stande, das zweite mit dem Rammsporn zu treffen. Demnach ist jedes Schiff nach beiden Seiten in jedem Augenblick seiner Fahrt von je einem Kreisraume, dem sogenannten todten Kreise, begleitet, in welchen es nicht gelangen kann.

Bemerkt sei noch, daß ein Schraubenschiff in völlig ruhigem Wasser und bei völliger Abwesenheit irgendeiner Luftströmung doch nicht geradeaus geht. Die durch die Schrauben hinter dem Heck erzeugten Strömungen veranlassen vielmehr gewisse Drehungen. Im allgemeinen drehen beim Angehenlassen linksschlagende Schrauben das Heck etwas nach Backbord, rechtsschlagende nach Steuerbord, und wenn man die Schrau-

Digitized by Google

ben zurückschlagen läßt, wirken sie im umgekehrt drehenden Sinne. In Fahrt dreht eine linksschlagende Schraube meist das Heck nach Steuerbord, eine rechtsschlagende nach Backbord, welche Drehung $2^1/_2$—10 Grad beträgt und durch die Wirkung des Ruders aufgehoben werden muß. Soll das Schiff drehen, so legt man das Ruder in Fahrt backbord, wenn die Schraube links schlägt, vom Stillstande aus dagegen steuerbord, und umgekehrt. Betreffs des Ruders bedarf es hier nur noch der Erwähnung dessen, daß die Ruderfläche ungefähr $^1/_{40}$ des eingetauchten Schiffslängsschnittes betragen soll, daß seine Bewegung sowol durch Drehung mit der Hand als auch durch Einwirkung des Dampfes geschehen kann, und daß zu hartes Legen des Ruders leicht das Brechen der Ruderkette bewirkt.

* * *

Die Waffen eines Panzerschiffes sind Rammsporn, Geschütze und Torpedos.

Der Rammsporn wird dadurch gebildet, daß der Bug des Schiffes ganz scharf gebaut ist und unter Wasser in eine scharfkantige Spitze ausläuft, deren Eisenstärke unmittelbar hinter der Vorderkante etwa 120 Millimeter beträgt.

Der Rammstoß richtet sich am besten gegen das Heck des feindlichen Panzers, weil dieses schwach oder gar nicht gepanzert ist, nur durch wenige schwere Geschütze vertheidigt wird, und weil das Ablassen von Torpedos im Sogg* der Schraube unsicher ist. Er wird etwas schräg und nicht mit voller Fahrt geführt, damit das eigene Schiff nach dem Rammen leichter freikommt. Ein gut geführter Rammstoß kann das gegnerische Schiff kampfunfähig machen, sogar — trotz aller durch die Schotten gebildeten wasserdichten Wände — zum Sinken bringen. Bei Lissa nahm dem „Rè d'Italia" ein erster Rammstoß das Ruder, ein zweiter — von der österreichischen Fregatte „Ferdinand Max" — brachte ihn in drei Minuten zum Sinken. Der brasilianische Flußmonitor „Alagoa" bohrte, obgleich er in verzweifelter Lage war und seine beschädigte Maschine eben erst wieder in Gang gebracht hatte, drei paraguitische Schiffe in Grund. Daß eine geringe Geschwindigkeit für die Wirksamkeit des Rammsporns ausreicht, erhellt aus der Thatsache, daß der auf der Rhede von Anker getriebene „Northumberland" zwar dem „Hercules", gegen den er getrieben war, den Klüverbaum wegschlug, dafür aber von dem Sporn des passiv zu Anker liegenden „Hercules" derart gerammt wurde, daß er nur mit Mühe vor dem Sinken bewahrt werden konnte.

Wenn auch die Zeit vorüber ist, da die Rammtaktiker sagten: „Man bewaffne die Küstenvertheidiger ausschließlich mit dem Rammsporn, der Dampf sei das Pulver, das Schiff sei das Geschoß", so ist doch nicht zu leugnen, daß in einem Kampfe zwischen zwei gleich gut ausgerüsteten und gleich starken Panzern, die etwa ihre Torpedos schon verschossen haben und sich mit ihrer Artillerie gegenseitig nicht viel anhaben können, der Rammstoß allein rasche Entscheidung bringen kann. Aber auch von diesem Falle abgesehen, wird der Rammsporn voraussichtlich im Seegefecht der Gegenwart dieselbe wichtige Rolle spielen, die ihm in ihren Phantasieschlachten die Verfasser der Seeschlacht von Port-Said und des Seekrieges von 1887 zugewiesen haben.

Freilich ist die richtige Anwendung des Rammstoßes schwer, schon weil die-

* Sogg ist der durch die Schraubendrehung erzeigte hinter dem Schiffe herlaufende wirbelartige Strom.

Digitized by Google

ser auch dem eigenen Schiffe gefährlich werden kann, wie das noch der bekannte Vorfall von Folkestone zeigt, wo dem den „Großer Kurfürst" rammenden „König Wilhelm" die vordere Abtheilung voll Wasser lief und sich sein ganzer Bug verbog. Erschwert wird er aber noch dadurch, daß das Schiff, welches beabsichtigt, ein anderes zu rammen, seine Ramme nicht mehr gebrauchen, wohl aber selbst gerammt werden kann, wenn in seinen todten Kreis das feindliche Schiff eindringt. Je nach der Anfangsstellung, Geschwindigkeit und Drehfähigkeit zweier Rammspornkämpfer ergeben sich mannichfache Fälle, für welche sich Kampfregeln* geben lassen, die sich zu eigen zu machen und anzuwenden für den Seeoffizier der Hauptsache nach nur im Seekriegsspiele möglich ist, da Rammversuche auf See zwar gegen verankerte oder bewegliche Scheiben, nicht aber gegen gepanzerte Schiffe gemacht werden können. In der Hitze des Gefechts, das doch auch noch mit Geschützen und Torpedos geführt wird, wird es freilich zu einer einwandfreien Anwendung jener Regeln selten kommen; im allgemeinen wird jeder der Kämpfer bemüht sein, unter Rücksichtnahme auch auf den Geschütz- und Torpedokampf, das Heck des Gegners zu rammen, nachdem er in dessen todten Kreis eingedrungen ist.

Nicht geringere Kaltblütigkeit und Ueberlegung betreffs der Ausnutzung der einzelnen Gefechtsaugenblicke erfordert die Leitung des Geschützkampfes von Schiffen. Diese Ausnutzung wird um so schwieriger, weil die Marinegeschütze in Aufstellungsart, Kalibern und ballistischen Eigenschaften sehr verschieden sind. In fast allen Marinen, die deutsche nicht ausgeschlossen*, muß der Seeoffizier etwa ein Dutzend Geschütze in Bezug auf Construction, Laffetirung, Aufstellungsart, ballistische Eigenschaften und Bedienung genau kennen. Auf einem und demselben Schiffe befinden sich vielleicht eine Anzahl von Hotchkiss- oder auch Maxim-Kanonen und einige der schwersten Geschütze; erstere bedienen zwei bis drei Mann, letztere bedürfen vielleicht hydraulischer Vorrichtungen. Die Hotchkiss-Kanone entsendet aus ihren fünf drehbaren Läufen und mit nur einer Lade- und Abfeuervorrichtung etwa in einer Minute 60—70 Geschosse von 37, die Maxim-Kanone 500 Geschosse von 25 Millimeter Kaliber, deren jedes auf 90 Meter 25 Millimeter starke Stahlplatten durchschlägt; das 40-Centimeter-Geschütz des „Lepanto" (ital.) hat eine Ladung von 330 Kilogramm bei einem Geschoß von 1050 Kilogramm, und diese Geschosse, von denen vielleicht alle vier Minuten eines entsendet werden kann, durchschlagen bei rechtwinkeligem Auftreffen eine schmiedeeiserne Platte von 970 Millimeter auf 1000 Meter Entfernung.

Was zunächst die Hotchkiss- oder sonstigen Revolvergeschütze anbetrifft, so werden sie meist gegen lebende Ziele und gegen Torpedoboote verwendet; Aufstellung finden sie auf den Marsen, wo sich die Bedienungsmannschaft durch Masken aus Hängematten gegen Sicht deckt, und hinter der Reeling** sowie auf der Commandobrücke.

* Der französische Schiffslieutenant Besson hat über den Spornkampf wie über Seegefechte überhaupt einen sehr lesenswerthen Aufsatz geschrieben, der freilich hie und da veraltet ist. Eine Uebersetzung enthält Beiheft 52 des „Marine-Verordnungsblatts" von 1884.

* Diese hat z. B. allein an 21-Centimeter-Geschützen bezw. Laffeten fünf verschiedene.

** Verlängerung der Bordwand nach oben über Deck hinaus.

Digitized by Google

Was sodann die verschiedenen schweren Schiffsgeschütze anbelangt, so sind namentlich auf ältern Kasemattschiffen die schwersten für den Schuß nach Breitseit, die minder schweren für den Jagd- bezw. Heckschuß bestimmt. Bei neuern Schiffen jedoch sind, wie schon oben angegeben, auch die Jagd- und Heckgeschütze so aufgestellt, daß sie nach Breitseit feuern können. „Amiral Duperré" hat sogar als reine Breitseitgeschütze nur je 7 Stück 14-Centimeter; von den 34-Centimeter-Geschützen können zwei, die in seitwärts vorspringenden Halbthürmen nahe dem Bug auf Deck stehen, Jagd-, Heck- und Breitseitschuß abgeben, eins im Vollthurm nahe dem Heck nach beiden Breitseiten und über das Heck, das letzte im Vollthurm etwa mittschiffs nach beiden Breitseiten und über den Bug feuern.

Jagdschüsse gibt man im Einzelkampf kurz vor dem Rammen und beim Aufbringen eines Gegners ab; mit Heckschüssen bekämpft man den Verfolgenden. Beide Schußarten finden natürlich, sobald die Gefechtslage, namentlich im Geschwadergefechte es gebietet, auch sonst Verwendung. Während ihrer Abgabe bietet das Schiff dem Gegner, auf den es feuert, nur ein Ziel von der Größe des Schiffsquerschnitts über Wasser, und Treffer kann es nur sehr schräg bekommen.

Der Breitseitschuß, weil in der Regel von mehr Geschützen abgegeben, ist wirksamer. Durch einen solchen z. B. wurde bei Autofagasta die Uebergabe des mehrerwähnten „Huascar" herbeigeführt. Das chilenische Admiralschiff „Blanco Encalada" hatte ihn steuerbord rammen wollen (und hätte beinahe den „Almirante Cochrane" gerammt, wenn dieser nicht hart backbord gewendet hätte!), ging aber hinter seinem („Huascars") Heck vorbei und überschüttete ihn mit einer vollen Breitseite, deren furchtbare Wirkung die sonst über jedes Lob erhabene Vertheidigung daselbst — die Thurmbedienung hatte zwei-, die Ruderbedienung dreimal gewechselt werden müssen, das Schiff brannte allerwärts — so lähmte, daß kurz nachher der „Huascar" aufhörte ein peruanisches Schiff zu sein.

Bedenkt man, daß zwei Schiffe von 90 Meter Länge, die mit der mäßigen Geschwindigkeit von 10 Seemeilen aneinander mit Contrebord vorbeifahren, sich nur etwa 9 Secunden recht querab voneinander haben, während die beiden Hecks schon nach 20 Secunden 290 Meter voneinander entfernt sind, so ist zunächst klar, daß bei der Schnelligkeit der Bewegung die Schüsse leicht weit hinter den Gegner hin abgegeben werden können, sodann, daß es nothwendig sein kann, den einmal gegebenen Gefechtszeitpunkt zur Vernichtung des Gegners auszunutzen. Hierzu dient das Schießen mit Concentration, bei welchem alle Geschütze einer Batterieseite — übrigens wird auch auf Thurmschiffen mit Concentration geschossen — zugleich auf den gleichen Zielpunkt feuern. Ist z. B. zu erwarten, daß im Zeitpunkte des Abfeuerns das feindliche Schiff 500 Meter seitlich voraus sein wird, und wird daher Concentration auf 500 Meter 30 Grad voraus commandirt, so zeigt das Mittelgeschütz eine Richtung, die 30 Grad nach vorn von der Querachse des Schiffes abweicht; die übrigen Geschütze werden nach Marken auf dem Batterieboden so eingestellt, daß sich alle Seelenachsen in 500 Meter Entfernung mit derjenigen des Mittelgeschützes treffen, und alle Geschütze haben die Erhöhung für 500 Meter. Gegen ein Schiff, welches zu rammen beabsichtigt, wird man sich ebenfalls durch Concentrationsschuß auf 200 Meter zu wehren

Digitized by Google

suchen. Nachtheilig ist, daß man nach der betreffenden Breitseite hin nach Abgabe der Concentration auf etwa 90 Secunden — und 90 Secunden im Seegefecht sind lang — ohne Artillerie ist.

Daß der Geschützkampf im Geschwader, sogar das rechtzeitige Erkennen von Freund und Feind, durch den Pulverrauch sehr erschwert wird, ist einleuchtend.

Die Revolvergeschütze der Torpedofahrzeuge aller Art werden zur Bekämpfung feindlicher Torpedoboote und -Jäger verwendet; die hieraus erwachsenden Aufgaben sind naturgemäß viel einfacher als die artilleristischen Aufgaben der Schlachtschiffe.

Bei der dritten Schiffswaffe, den Torpedos (nicht zu verwechseln mit den früher auch Torpedos genannten Seeminen) unterscheidet man solche, die vom Hafen oder Schiffe aus geleitet, und solche, die vom Schiffe aus gefeuert werden (Fischtorpedos). Beiden gemeinsam ist die Anbringung der Sprengladung im Vordertheile, dem Kopfe, des Torpedos; sie besteht zumeist aus 40 bis 120 Kilogramm Schießwolle oder aus Nitroglycerin. Zur erstern Art gehört der Laytorpedo, dessen Bewegung durch ein elektrisches Kabel, das zur Maschine und Steuervorrichtung führt, geleitet wird, während zwei nur nach rückwärts leuchtende, auf seinem Rücken befestigte Laternen dem Leiter den Weg, den der Torpedo nimmt, kenntlich machen. Die Bewegung erfolgt durch Gasförmigwerden flüssiger Kohlensäure. Volle Zuverlässigkeit scheint der Laytorpedo nicht zu besitzen; wenigstens machte ein solcher, den der „Huascar" auf den „Abtao" bei Autofagasta sandte, kurz vor dem „Abtao" kehrt und lief auf den „Huascar" zu, zurück; er hätte diesen beschädigt, wenn nicht ein Offizier sich nach außenbords geschwungen und dem Torpedo mit dem Fuße eine andere Richtung gegeben hätte. Wohin dieser Torpedo gegangen ist, weiß kein Mensch. Ob der neuere Halpin-Savagetorpedo, der durch aufgespeicherte Elektricität getrieben, aber auch vom Schiffe aus geleitet wird, und von dem beim Schusse nur der die Sprengladung enthaltende Kopf verloren geht, während der „Torpedoträger" nach dem Schiffe zurückgeleitet wird, im Ernstfalle so gut wirken wird, wie angeblich bei den in Amerika angestellten Versuchen, kann nur die Zukunft lehren.

Vorläufig sind die Fischtorpedos wichtiger, weil die meisten Marinen sie führen. Ueber die in der deutschen Marine zur Verwendung gelangenden Fischtorpedos enthält die bekannte Schrift: „Das Torpedowesen in der deutschen Marine in seiner organisatorischen und materiellen Entwickelung" (Berlin, Mittler, 1884), fast alles Wissenswerthe, sodaß hier, und zwar nur, um den Gang der Darstellung nicht plötzlich abzubrechen, lediglich einige kurze Anführungen angeschlossen werden.

Die Rohre, aus denen der Torpedo „lancirt" wird, sind theils unter, theils über Wasser befindlich. Auch hat man auf den Commandobrücken und auf Deck Torpedogeschütze, die besonders für den Breitseitschuß bestimmt sind. Die Unterwasserrohre zeigen sowol nach vorn wie nach achtern und nach den Breitseiten, sodaß man aus ihnen Bug-, Heck- und Breitseittorpedos verfeuern kann. Die Vorwärtsbewegung wird dem Torpedo durch die Ausdehnung comprimirter Luft ertheilt, die in einer Kammer seitlich des Lancirrohrs sich befindet. Daß der Torpedo unter Wasser in horizontaler und in verticaler Richtung steuerbar ist, wird durch einen besondern Steuerapparat bewirkt, dessen Einrichtung theilweise Geheimniß ist. Ver-

Digitized by Google

feuert wird der Torpedo auf Entfernungen bis zu 600 Meter.

Von den verschiedenen Torpedoschüssen ersetzt derjenige recht voraus, der Bugtorpedoschuß, den Rammstoß, oder ist als eine Art Verlängerung des Rammsporns anzusehen; er ist aber leichter abzugeben und nicht gefahrvoll für das eigene Schiff, wie dies der Rammstoß ist; kommt man in der Absicht zu rammen, wie dies oft geschieht, voraussichtlich hinter dem Heck vorbei, so kann man einen Bugtorpedo mit Vortheil abschießen; ebenso kann der Angegriffene nach kurzer Drehung einen Bugtorpedo verfeuern.

Der Torpedoschuß recht achteraus, der Hecktorpedoschuß, erfolgt, wenn der Gegner beim Rammversuch hinter dem Heck vorbeischert, ferner als Ersatz des Heckschusses und allenfalls auch dann, wenn zwei Gegner mit Contrebord einander vorbeigelaufen sind, in welchem Falle man das Ruder so legen muß, daß das Heck dahin zeigt, wohin das feindliche Schiff in der Weiterfahrt kommen muß. Doch kann man bei letzterm Manöver leicht gerammt werden oder einen Bugtorpedoschuß erhalten.

Der Breitseittorpedoschuß wird ebenfalls abgegeben, wenn zwei Gegner mit Contrebord einander vorbeikommen; womöglich verfeuert man den Torpedo, ehe der Feind die Concentration mit 30 Grad voraus abgeben kann. Auch von einem Schiffe, dessen Maschine beschädigt ist und das still liegen muß, kann der Breitseittorpedoschuß mit Vortheil abgegeben werden, um den Gegner vom Rammen abzuhalten.

Als Schutzmittel gegen Torpedos dienen für verankerte Schiffe Schutznetze, in denen sich der Torpedo fängt. Bei einem englischen Flottenmanöver hatte ein Torpedoboot (trotz Wachbooten, Minensperren, Scheinwerfen und Batterien!) seinen Torpedo bereits lancirt, als dieser im Schutznetze hängen blieb und so die Entdeckung und Gefangennahme des Bootes herbeiführte. Hobart-Pascha schützte seine in der Bucht von Batum liegenden Schiffe durch eine vorgelegte Sperre von aufrecht schwimmenden Balken, die etwa 3,75 Meter unter Wasser hinabreichten und in der That alle Torpedos zur vorzeitigen Explosion brachten oder ablenkten. Hobart's fernerer Vorschlag, Schiffe, die kein Schutznetz haben, auf etwa 360 Meter Abstand kreisförmig mit Booten zu umgeben, die zwischen sich aufgeboyte, d. h. durch Schwimmkörper in der Mitte zwischen zwei Booten hochgehaltene Drahttaue zum Festhalten von Torpedos haben, ist immerhin beachtenswerth; allein die heutigen Torpedoboote können auch bei sehr schlechtem Wetter fahren, während die Boote, welche die Drahttaue tragen, dann nicht liegen bleiben können.

Daß die Scheinwerfer als Schutzmittel hauptsächlich erst dann von Werth sind, wenn das nahende Torpedoboot schon entdeckt ist, hat schon Erwähnung gefunden.

Für nicht verankerte Schiffe, also im Gefechte, muß der kräftigste Schutz, da Schutznetze die Fahrt zu sehr hindern, in der Wachsamkeit der Ausguckleute in den Toppen und auf den Marsen, und im rechtzeitigen Gebrauche der Revolvergeschütze gesucht werden.

Gerade für den Torpedokampf, der unausgesetzte Aufmerksamkeit auf beiden Seiten und Benutzung jeglichen Umstandes, z. B. des Pulverrauchs, erfordert, sind die englischen Flottenmanöver von 1890 sehr lehrreich*, weshalb hier einige der dortigen Vorkommnisse mitgetheilt werden mögen.

* Vgl. über dieselben den Aufsatz des Kapitäns zur See Stenzel im „Militär-Wochenblatt", Nr. 75, Jahrgang 1890.

Digitized by Google

Torpedoboot 82 sandte einen Torpedo gegen den „Black Prince", der zu der im Plymouthsunde ankernden Hochseeflotte gehörte. Der Torpedo ging zu langsam, das Boot, als es mit Hartruder vom „Black Prince" abhalten wollte, brach die Ruderkette, trieb steuerlos gegen den „Black Prince" und verbog sich den Bug auf 2 Meter Länge. Ein von einem andern Boote gegen den „Anson" abgelassener Torpedo traf nur dessen an der Backspier, einem von der Back (dem Vordertheile des Schiffs) querab und horizontal herausgeschobenen Rundholze, liegendes Boot. Ein Torpedo traf dagegen den „Northumberland" recht breitseit. Zwei wieder liefen gegen einen Wellenbrecher und einer gar traf ein nach den Manöverregeln — weil es einen abgeschossenen Torpedo aufzuholen hatte — auf 24 Stunden ausgeschiedenes Boot der eigenen Partei und stieß es leck, obgleich er doch nur den Exercirkopf, der aus dünnem Kupferblech besteht, trug. Ein Torpedoboot kam fest und ein Torpedojäger schnitt einem Torpetoboote der eigenen Partei die Bordwand fast bis zum Kiel hinunter durch.

* * *

Dieser Betrachtung der Schiffswaffen muß eine Uebersicht dessen angeschlossen werden, was dazu gehört, ein Schiff gefechtsklar zu machen. Gewöhnlich wird ein Schiff schon unter Dampf und in Fahrt sein, wenn es gefechtsklar gemacht werden soll. Liegt es aber vor Anker und ist zum Auflichten desselben keine Zeit, so „slippt" man die Ankerkette, d. h. man läßt ihre untern Enden durch die Klüsen (Oeffnungen der Bordwand nahe dem Bug) schießen, nachdem die Kette eine Boye erhalten hat. Kann der Anker aufgelichtet werden, was etwa 20 Minuten erfordert, so geschieht dies am raschesten durch Einwirkenlassen des Dampfes auf das Spill (aufrechte Trommel), um welches die Kette liegt). Mit der Hand dreht sich das Spill nur so lange flotter, als die Kette noch nicht steif ist und also die Last des Schiffes noch nicht auf sie drückt. (Gewöhnlich ist bei ruhigem Wetter das Drei- bis Vierfache der Wassertiefe an Kette ausgesteckt; bei unruhigem steckt man lieber mehr Kette weg, als daß man einen zweiten Anker ausbrächte; denn das Schiff hat doch beide Ankerketten niemals gleichzeitig steif, liegt also doch immer nur an einem Anker). Im übrigen sei über das Gefechtsklarmachen Nachstehendes bemerkt:

Die Mannschaft eines Kriegsschiffes wird für ihre verschiedenen Dienstverrichtungen (Wachegehen, Gefecht, Schottenverschluß, Löschen größerer Brände, Zu-Wasser-Bringen und Armiren der Boote, Mahlzeiten, Schiffsreinigung und Segelmanöver) nach der Wach-, Gefechts-, Verschluß-, Feuer-, Bootsrolle, bezw. Rolle für armirte Boote, Backs-, Reinschiff- und Manöverrolle eingetheilt. Die Gefechtsrolle bildet die Grundlage. Wird nun das Signal zu Klar-Schiff* und zu Verschluß** gegeben, so tritt die Gefechts- und die Verschlußrolle in Kraft. Die Geschützbedienung nimmt Handwaffen und Lederzeug und tritt an ihre Geschütze. Die Schützen und Mannschaften für die Revolverkanonen entern in die Toppen und Marsen, bezw. auf Deck. In den Marsen werden die erwähnten Masken hergestellt. Die Torpedomannschaften gehen an die Torpedorohre. Die Ersatzreserve hilft beim Dichtmachen der Luken und Fortnehmen der Wind-

* Auf deutschen Schiffen mit Trommel oder, wenn alle Lichter außer den Gefechtslichtern gelöscht und Pulver und Geschosse gleich ausgegeben werden sollen, mit Trommel und Horn.

** Auf deutschen Schiffen mit der Glocke.

Digitized by Google

säcke und Ventilatoren. Das Maschinenpersonal macht die Dampfpumpe klar, schafft das Gefechtsinventar der Maschine herbei, verstaut die Backsgeschirre* und trifft Vorbereitungen zum Löschen kleinerer Brände (für größere tritt die Feuerrolle in Kraft). Die Takler holen das Werkzeug zum Kappen der Wanten und Wasser für die Marsen und machen etwa stehen bleibende Segel naß. Gefechtsräder und Reserverudertaljen müssen bereit sein. Die Leute zum Lothen stehen klar zum Lothen, die Signalposten klar an den Signalapparaten. Die Zwischendecksleute schließen die nicht für den Munitions- und Verwundetentransport erforderlichen Luken mit Gefechts-Greetings** und schlagen den Verbandstisch auf.

Alles das geschieht exercirmäßig in etwa fünf Minuten.

* * *

Wenn die vorstehenden Anführungen zur Genüge gezeigt haben dürften, welch eine complicirte Kriegsmaschine ein modernes Schlachtschiff oder auch nur ein Torpedoboot ist, und wie viel dazu gehört, unter Verwerthung aller seiner Eigenschaften es im Gefecht zu führen, so ist die Aufgabe, eine Anzahl von Schlachtschiffen und Torpedobooten im Gefecht als Oberbefehlshaber führen zu sollen, so schwer, daß — ist einmal ein Gefecht begonnen — der Oberbefehlshaber über ganz allgemeine Anordnungen hinaus, etwa zum Rückzuge oder zum Angriffe auf ein bestimmtes Schiff oder eine bestimmte Schiffsgruppe, kaum auf das Gefecht wird einwirken können. Dieses wird vielmehr in Einzelgefechte, mitunter in Schiffszweikämpfe, zerfallen, was natürlich nicht ausschließt, daß jedes Schiff und Torpedoboot möglichst jedem sich ihm zeigenden Feinde, der ein günstiges Ziel bietet, mit einer oder mehrern seiner Waffen zu schaden suchen wird.

Aufgabe des Flottenbefehlshabers ist es, das Gefecht in einer für sein Geschwader günstigen Formation einzuleiten. Hierfür sind, da Kriegserfahrungen mit wirklich modernen Schiffen nicht vorliegen, der Hauptsache nach theoretische Erwägungen maßgebend. Da die an der Küste, wo Minen aufgesucht und zur Explosion gebracht werden müssen, und wo die Landgeschütze und Landtruppen am Kampfe theilnehmen, stattfindenden Gefechte nach zu vielen Rücksichten geführt werden müssen, als daß sie hier besprochen werden könnten, werde die Besprechung jener Erwägungen auf das reine Seegefecht beschränkt.

Wenn der Oberbefehlshaber eines Geschwaders von etwa 4 Avisos, 2 Thurmschiffen, 4 ältern und 6 neuern Kasemattschiffen und 2 Torpedobootsdivisionen (aus je einem Torpedodivisionsboote und etwa 6 Torpedobooten bestehend) den Feind aufzusuchen oder zu erwarten hat, so wird er sich, wenn anders ihn nicht bestimmte Formationsvorschriften binden, zunächst schlüssig werden müssen, ob er eine Reserve ausscheiden und ob er die Torpedobootsdivisionen auflösen und ihre Boote einzelnen Schiffen beigeben will.

An Land wird man immer eine Reserve ausscheiden und hinter demjenigen Flügel halten, der nach der Kriegs- oder Gefechtslage oder nach der Geländegestaltung als der schwächere anzusehen ist. Auf offener See aber, wo von bestimmten Vormarsch- oder Rückzugsrichtungen ebenso wenig wie von Geländeverhältnissen die Rede sein kann, wo jedes Fahrzeug überall genügende Bewegungsfreiheit hat, könnte

* Eßnäpfe u. dgl.
** Hölzerne Gitterwerke.

Digitized by Google

man einen schwächern Flügel nur künstlich herstellen, indem man die schwächern Schiffe sämmtlich dorthin nähme, und das wird natürlich nicht der Fall sein. Man wird also auch eine Reserve nur dann ausscheiden, wenn man unzweifelhaft die Uebermacht hat und den Feind mit der Hauptmacht schlagen, mit der Reserve aber vernichten will.

Da die Zutheilung der Torpedoboote an einzelne Schiffe zwar das Gute hat, daß diese flankirt werden, aber den Nachtheil, daß die Bewegungsfreiheit der Schiffe beeinträchtigt wird, die Boote zu sehr am Schiffe „kleben" und dadurch mancher günstige Gefechtszeitpunkt verpaßt wird, so dürfte man sich dahin entscheiden, die Divisionen vereint zu lassen und das Eingreifen der Torpedoboote in den Kampf durch die Divisionsführer anordnen zu lassen.

Des weitern wird zu entscheiden sein, in welcher Ordnung — die Avisos gehen natürlich zum Theil voraus — das Geschwader, von den für sich fahrenden Torpedobootsdivisionen abgesehen, fahren soll: ob in einfacher Kiellinie, ein Schiff hinter dem andern in 3—400 Meter Abstand folgend, oder in Frontlinie*, ein Schiff neben dem andern mit ebenso viel Zwischenraum, oder in Staffeln oder in Gruppen.

Bei letztern Formationen kommen die Staffeln, bezw. Gruppen (die z. B. aus einem Thurm- und je einem Kasemattschiffe neuerer und älterer Art bestehen könnten) zu leicht aus der Hand des Oberbefehlshabers, und die Gefahr des Nichterkennens von Freund und Feind wird vergrößert, damit auch namentlich die des Rammens der eigenen Schiffe. Man dürfte sich daher meist für einfache Kiel- oder Frontlinie entscheiden. Letztere ist leicht zu durchbrechen, wenn der Gegner in Kiellinie fährt und so alle seine Schiffe Breitseiten und Torpedos auf die Schiffe verfeuern, zwischen denen der Durchbruch geschieht, während vor und nach dem Durchbruche im Artilleriekampfe beide Formen ziemlich gleich stark sind, im Torpedokampfe aber die Kiellinie im Vortheil ist. Die Frontlinie wird also wol nur dann gewählt werden, wenn man so stark ist, daß man einen Flügel zur Umfassung des in Kiellinie anfahrenden Feindes verwenden und ihn so von zwei Seiten bekämpfen kann.

Uebrigens geht der Kampf, wenn auch beide Geschwader in Kiellinie fahren, doch, nach dem ersten Passiren mit Contrebord, wahrscheinlich in einen Frontkampf über, der, wenigstens zeitweise, in Einzelzweikämpfen ausgefochten wird.

Erst nachdem nunmehr die Mittel des Seekampfes, die Schlachtschiffe und Torpedoboote nach Construction, Fahrteigenschaften und Bewaffnung, sowie ihre Verwendung im Ernstfalle, im Seegefechte, durchgesprochen sind, kann zur Betrachtung der Scheingefechte, der Manöver, übergegangen werden.

Flottenmanöver sind in Beziehung auf den Kampfplatz natürlicher zu gestalten als Landheermanöver, weil bei letztern der Flurentschädigungen wegen zu viel „Suppositionen" gemacht werden müssen, indem Bäche als unüberschreitbar, Rübenfelder oder Weinberge als ungangbar angesehen werden u. s. w. Nur wenn Flottenmanöver unter Land stattfinden, ist der Kampfplatz anders gestaltet als im Ernstfalle. Denn man kann im Frieden die Seezeichen nicht

* Andere Formen — z. B. das gesammte Geschwader in Kiellinie, die Divisionen in Frontlinie, d. h. alle Schiffe kehren dem Feinde den Bug zu, aber die Schiffe je einer Division fahren neben-, nicht hintereinander — dienen lediglich Uebungszwecken und werden im Gefecht nicht gewählt.

Digitized by Google

aufnehmen, weil sonst die Handelsschiffahrt leiden würde, weil ferner das Aufnehmen und Wiederausbringen der Seezeichen sehr viel kostet, und weil endlich man nicht gern sich der Gefahr aussetzt, ein kostbares Kriegsschiff aufrennen zu lassen, nur um eine Uebung etwas kriegsgemäßer zu gestalten. Auch müssen die Leuchtfeuer im Frieden, schon der Handelsschiffahrt wegen, brennen bleiben, was ebenfalls mit dem Ernstfalle nicht übereinstimmt.

Andere „Suppositionen" sind beim Flottenmanöver so wenig — oder sogar weniger schädlich, als an Land. Man kann z. B. einen Panzer als stärker supponiren, als er ist, ein ungepanzertes Schiff als Panzer, eine Schraube oder ein Ruder als beschädigt, eine Landbatterie stärker armirt supponiren, ohne daß dadurch das Manöver für den Eingeweihten unnatürlich würde. (Minensperren zu supponiren ist schon mislicher, weil gerade das Nichtrespectiren von Minensperren sehr verführerisch ist.) Während bei Landmanövern Stärke und Zusammensetzung des Gegners erst durch Erkundigungen ermittelt werden muß, kennt man beim Flottenmanöver den Gegner auf den ersten Blick, weil man die Construction und Armirung jedes einzelnen Schiffes kennt. Allein das ist im Ernstfalle ganz ähnlich. Denn die Zusammensetzung der für den Kampf in bestimmten Gewässern verfügbaren Geschwader ist, da man die Aufenthaltsorte aller Schiffe der andern Mächte kennt, völlig bekannt, und jedes Schiff der Geschwader ist kurze Zeit, nachdem es in Sicht gekommen ist, auszumachen, sei es, daß man es aus Zeichnungen oder aus Anschauung kennen gelernt hat.* Der häufige Wechsel in den Offiziercorps der Landarmee und der beinahe stetige Wechsel in den zu Manövern ausgewählten Geländen führt eine, die Kriegsähnlichkeit fördernde, Unbekanntschaft der Führer mit dem Gelände herbei. Da die Flottenmanöver, von Ausnahmefällen abgesehen, sich in heimischen Gewässern abspielen, so kennt allerdings der Seeoffizier — auch der jüngere — schon durch die zahlreichen Torpedofahrten und die Admiralstabsreisen den Kampfplatz.

Immerhin mag sich in vorstehenden Beziehungen betreffs der Kriegsähnlichkeit der Manöver im ganzen die Wage noch zu Gunsten der Flottenübungen neigen. Anders steht es mit dem Kampfe selbst. An Land gibt die Zahl der ins Gefecht tretenden Waffen und die Gunst des Geländes den verhältnißmäßig leicht zu übersehenden Ausschlag. Auf See sind die Gefechtsaugenblicke sehr viel kürzer, die Wirkungen der gewaltigen Waffen der Schiffe aber, eben weil sich deren Thätigkeit auf wenige Augenblicke beschränken muß, sehr viel schwerer zu beurtheilen. Eine Waffe, der Sporn, fällt für das Manöver ungefähr ganz aus; die Möglichkeit der Wirkung der Breitseitgeschütze oder des Feuers aus den Revolvergeschützen ist oft auf etwa zwei Minuten beschränkt; selbst der Exercirtorpedo darf, gegen Torpedoboote wenigstens, nicht ohne Gefahr angewendet werden.

* Die den Nichtseemann überraschende Fähigkeit des Seemannes, nach Merkmalen, die dem Laien kaum als solche auffallen, ein Fahrzeug auszumachen, wird vielleicht durch Mittheilung der Thatsache erläutert, daß die dem Schreiber dieser Zeilen während eines halben Jahres zu Seevermessungszwecken unterstellten Schiffer bei Rückfahrt aus See ihre eigenen im Hafen oder auf Rhede gebliebenen kleinen Küstenfahrzeuge unter 60 bis 80 ganz gleichartigen, auf große Entfernungen mit unfehlbarer Sicherheit herauserkannten, wenn jene auf Anordnung des Hafenmeisters oder aus andern Gründen den Ankerplatz gewechselt hatten.

Digitized by Google

Vor allem: während im Ernstfalle die Schiffe einander nahe auf den Leib rücken, müssen sie im Manöver ängstlich Abstand — bei englischen Manövern eine Seemeile — halten, damit ernste Unglücksfälle vermieden werden. Man hat für einen Theil des Manövers, den Kampf mit Torpedos, gewisse Regeln aufgestellt, die im Hinblick auf den Ernstfall ausgearbeitet sind, indessen noch immer verbesserungsbedürftig sein möchten. Bei dem letzten englischen Manöver galten z. B. die folgenden Regeln:

Ein Schiff gilt als durch einen Torpedo auf 48 Stunden kampfunfähig gemacht, wenn ein Torpedoboot sich länger als drei Minuten „unbehelligt" auf 500 Meter Entfernung vom Schiffe gehalten hat. Ein Torpedoboot gilt für 48 Stunden als kampfunfähig, wenn es von einem Schiffe aus in weniger als einer Seemeile Entfernung $2^1/_2$ Minuten unter Feuer gehalten worden ist, oder wenn es 15 Minuten lang in einem Abstande von 370 Meter von einem feindlichen, ihm überlegenen Torpedoboote sich aufgehalten hat. (Das Entsprechende gilt von Torpedobootsabtheilungen.) Hat ein Torpedoboot einen seiner beiden Exercirtorpedos verfeuert, so bleibt es 24 Stunden außer Gefecht und fischt ihn wieder auf.

Diese und ähnliche Regeln können die Aufgaben der Schiedsrichter zwar erleichtern. Dennoch bleiben dieselben sehr schwer, eben weil die Gefechtsdauer zu kurz ist, und sodann auch, weil jedes Schiff — ganz unähnlich den einander gleichartigen, wenn gleichnamigen Kampfmitteln des Landheeres — ein Individuum für sich ist.

Aus dieser Betrachtung heraus wird es begreiflich, daß in der deutschen Marine „schöne Gefechtsbilder" nur ausnahmsweise, und dann nur zur Einübung von gewissen Exercitien, gezeigt werden, und daß es vortheilhafter ist, Manöver strategischen Charakters vorzunehmen, wie dies auch die Engländer thun. Der getadelten Ergebnißlosigkeit läßt sich vorbeugen, und eine jede Fahrt mit Schiffen nach untergelegten Manöveridee ist unterrichtender, als es die im allgemeinen ja sehr nützlichen Admiralstabsreisen und Seekriegsspiele sein können, weil dort diejenigen Kräfte der „Reibung" in der rauhen Wirklichkeit wirksam werden, die hier höchstens ein sehr kenntnißreicher und überlegender Leiter „supponiren" kann. Vor allem aber dürften diejenigen Uebungen weiter zu treiben sein, die jetzt schon stattfinden: Fahrtversuche, Drehungen (sog. Dampffahrkunst), taktische Evolutionen, gefechtsmäßiges Schießen mit Geschützen und Torpedos nach verankerten oder gezogenen Scheiben, Landungsmanöver, Anwendung des elektrischen Lichtes und der Fesselballons, sowie Beobachtungs- und Aufklärungsdienst gegen einen vorhandenen Feind.

Daß auf diesen von der deutschen Marine innegehaltenen Wegen mehr geleistet werden kann als durch häufige Vorführung großartiger, aber unnatürlicher Scheingefechte, das dem Verständniß des großen, mit der Marine nicht vertrauten Publikums näher zu führen, war der Zweck dieser Zeilen.

Digitized by Google

Die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten.*

Von Karl Friedrichs.

Unter dem Titel „Die rechtliche Stellung der Eingeborenen in den Deutschen Schutzgebieten" hat Herr Professor Dr. Freiherr von Stengel in der „Deutschen Colonialzeitung" von 1887, S. 363 fg., 396 fg., einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er im wesentlichen die Frage prüft, wie weit in den einzelnen Gebieten die Colonialverwaltung in der Lage ist, den Eingeborenen Gesetze zu geben und das bestehende Recht abzuändern und aufzuheben**; im Gegensatze hierzu wird im Folgenden dargestellt werden, was, bis zu einer eventuellen Abänderung, unter den Eingeborenen Recht und Gesetz ist, welche Rechtsnormen für sie bestehen und Gültigkeit haben.

Eine erschöpfende Darstellung dieses reichhaltigen Gegenstandes — Personen-, Sachen-, Obligationen-, Familien- und Erbrecht, Staatsrecht, Strafrecht und Proceß — würde aber entweder eine solche Breite annehmen, daß die Theilnahme eines allgemeinen Publikums ermüden müßte, oder die Darstellung würde so gedrängt werden, daß das eigentlich Interessante nicht zur Geltung kommen könnte. Es erscheint daher rathsamer, einzelne Materien, welche ein besonderes Interesse beanspruchen können, herauszugreifen, und diese mit der nöthigen Ausführlichkeit zu behandeln.

Solche Materien sind das Strafrecht (allgemeiner Theil) und aus dem Familienrechte das Recht der Sklaven.

Zur Vervollständigung wird dieser Darstellung aber eine allgemeine Uebersicht über die verschiedenen in Frage stehenden Rechtsgebiete vorangehen.

1. Uebersicht über die Rechtsgebiete.

Wenn wir unsere Schutzgebiete vom Standpunkte der Rechtsgelehrten betrachten, so ist zunächst nicht zu verkennen, daß hier kein einheitliches Rechtsgebiet vorliegt und vorliegen kann. Die Gebiete sind erworben, so wie sie da waren, auf den verschiedensten Theilen des Erdballes; und die Zeit, in der sie in unsern Händen sind, beträgt bisjetzt erst ein paar Jahre. Wir müssen daher annehmen, daß jede ethnologische Einheit, jedes einzelne Volk, wie seine politische Geschichte, so auch seine Rechtsgeschichte selbständig durchgemacht hat und somit ein eigenes Rechtsgebiet bildet; und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß ihre Sitten und Gebräuche, ihre Rechtsinstitute, Rechtssätze und Rechtsanschauungen in vielen und abermals vielen Dingen übereinstimmen, so bedarf dieser Satz doch in jedem einzelnen Falle des Beweises. Die einzelnen Rechtsgebiete sind folgende:

Im Togolande an der Sklavenküste haben wir Neger von der Ewe-Familie, als Gäste vielleicht Dahome- und Aschanti-Neger; aber alle diese sind nahe untereinander verwandt und in ihren Instituten — mit Ausnahme der Staats-

* Nach einem Vortrage, gehalten am 30. Juni 1890 in der Generalversammlung der Deutschen Colonialgesellschaft zu Köln.

** Vgl. auch den Aufsatz ebenda, 1890, S. 293 fg.

Digitized by Google

verfassungen — einander durchaus ähnlich, sodaß wir hier ein Rechtsgebiet anzunehmen haben.

In Kamerun haben wir zunächst die Dualla, ba-Ntu von der Congo-Familie; die Congo-Familie umfaßt alle Völker an der Küste vom Alt-Kalabarflusse bis fast an den Kunene, und auch die Völker des Innenlandes bis ziemlich ins Centrum hinein. Zu der Congo-Familie gehören die Neger von Benguela und Angola, Congo und Loango, Gabun und Aschango, die Mpongwe, Schikani, ba-Kalai, Mpangwe und im Norden außer den Dualla und den ba-Kwiri noch die Isubu am Alt-Kalabar und die Bubie oder Ediya auf Fernando Po. Von diesen haben wir nur mit den Mpangwe, Dualla, ba-Kwiri und deren nächsten Verwandten zu thun; es sind dies meist Völker mit höchst charakteristisch ausgeprägter patriarchaler Lebensführung, die wol auch bei den Völkern des Hinterlandes, von denen uns meist nur die Namen bekannt sind, die vorherrschende sein wird.

Unser Interessengebiet um Kamerun erstreckt sich indessen noch über einen Theil der Provinz Adamaua. In Adamaua besteht der Kern der arbeitenden Bevölkerung aus Negern der Mässa-Familie, insbesondere den Bágelē, vielleicht auch aus Haussa-Negern, die herrschende Bevölkerung sind aber die Fulbe. Der Pullo (das Wort heißt im Singular Pullo, im Plural Fulbe, andere weniger zu empfehlende Namen sind Felláta, Féllani, Peulh) ist kein Neger und kein mu-Ntu, sondern er gehört nach Friedrich Müller zur Nuba-Rasse; er ist braun von Farbe, insbesondere im Vergleiche zu den frühern Nachbarn des Volkes, den schwarzen Woloffen in Cayor. Die Fulbe sind ein Hirtenvolk und stammen ursprünglich aus der Landschaft Futa-Djallon, an der Sierra Leone-Küste, einzelne Theile von ihnen haben aber im Laufe dieses Jahrhunderts eine Völkerwanderung in das Innere des Sudans unternommen und drei große Reiche mit fester monarchischer Staatsgewalt gegründet: Mäsina, Gando und Sókoto; und von Sókoto ist Adamaua eine Provinz. Die Fulbe sind ohne Zweifel das interessanteste und bedeutendste Volk aller unserer Interessengebiete. Muhammedaner von strenger Observanz, energische Menschen von großer sittlicher Kraft, sehen sie ohne Zweifel einer ganz bedeutenden Zukunft entgegen.

Wenn wir aber, wie es angemessen scheint, das deutsche Interessengebiet bis an den Tschadsee ausdehnen und als ungefähre Westgrenze eine Linie von Yola am Benuë bis zu Kuka oder Kukaua am Tschadsee ziehen, so haben wir noch mit den drei Staaten Bornú, Logón und Baghirmi zu thun. In Bornú leben die Kanōri-Neger und verschiedene Völker vom Mässa-Stamme, Verwandte der Bágelē in Adamaua. Die Kanōri sind Muslime, leben aber nach eigenem Rechte, sie sind ein höchst civilisirtes Volk. Die Mässa-Stämme leben noch ziemlich wild, d. h. ohne Bedürfnisse und ohne gemeinsames Oberhaupt. Die Logón-Neger sind gleichfalls eine Abtheilung der Mässa, aber civilisirter, die Baghirmi bilden eine besondere Gruppe der Negerrasse für sich.

In Südwestafrika haben wir fünf Völkerschaften: zwei ba-Ntu-Völker von der Bunda-Familie, nämlich die Dama (ova-Herero und ova-Mbandieru) und die ova-Mpo; sodann beide Glieder der hottentottischen Rasse, nämlich die viehzüchtenden eigentlichen Hottentotten und die Sān oder Buschmänner, zwerghafte Jäger mit vergifteten Pfeilen, deren nächste Verwandte unter verschiedenen Namen, wie Akka-Akka, Tiki-Tiki, Abongo, Babongo, Obongo, in verschie-

Digitized by Google

denen Gegenden Süd- und Mittelafrikas zu finden sind und welche die Urbevölkerung eines großen Theiles der südlichen Hälfte dieses Welttheils gebildet zu haben scheinen. Endlich leben hier noch die ethnologisch räthselhaften Berg-Dama oder Hau-Khoin. Von diesen bedürfen jedenfalls die drei letztgenannten Völker, also die Hottentotten, Buschmänner und Berg-Dama, einer durchaus selbständigen Behandlung. Die Dama und ova-Mpo haben viele wichtige Charakterzüge miteinander gemeinsam, und es wird sich vielleicht später zeigen, daß wir diese zwei Völker als einheitliches Rechtsgebiet auffassen können. Dies ist aber noch keineswegs selbstverständlich.

In Deutsch-Ostafrika leben zunächst die Araber, welche in Sansibar ein selbständiges Staatswesen unter einem Sultan errichtet haben, und welche auch auf dem Festlande als Fremdlinge, besonders um Tabora und Udschidschi, vorkommen; sie leben nach muslimischem Rechte.

Neben ihnen leben die Banianen, Inder, vom Stamme der Kanaresen, oder Mischlinge aus kanaresischem und portugiesischem Blute, welche ihre Heimat an der Malabar-Küste haben, auf den Inseln und dem Festlande als Fremdlinge nach ihrem Rechte.

Da die Araber und Inder in großem Umfange Handelsgeschäfte treiben, so ist es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie für den Verkehr miteinander und mit der einheimischen afrikanischen Bevölkerung feste Handelsgebräuche entwickelt und zum Handelsrechte ausgebildet haben; es muß hier ein einheitliches Handelsrecht gegenüber den verschiedenen selbständigen Landrechten bestehen, wie auch wir seit 1861 ein einheitliches Handelsrecht haben. Diese Frage ist aber noch von keiner Seite einer Untersuchung unterzogen worden.

Außerdem haben auch die eingeborenen afrikanischen Völker jedes sein besonderes Recht. Von ihnen nenne ich zunächst die Massai, ein Volk ohne feste Wohnsitze, welches zwischen dem Victoria-See und dem Kilima-Ndscharo sowie nördlich und südlich von diesen Gebieten schweift und von Viehzucht und Raub lebt. Friedrich Müller rechnet sie weder zur Neger- noch zur ba-Ntu-Rasse, sondern hält sie gleich den Fulbe für eine besondere Familie der Nuba-Rasse; indessen ist diese Ansicht nicht gesichert, und von anderer Seite werden die Massai mit den Negern in Verbindung gebracht. Ein besonderer Zweig der Massai, welcher ansässig geworden ist, aber sich noch immer aufs heftigste gegen die persönliche Ausübung des Ackerbaues sträubt, sind die wa-Kuafi, welche infolge ihrer abweichenden Lebensweise einzelne besondere Rechtsgebräuche entwickelt haben und daher als ein eigenes Rechtsgebiet zu betrachten sind. Den Rest und den Kern der Bevölkerung bilden, abgesehen von den räthselhaften menschenfressenden wa-Doë in u-Segua, nur ba-Ntu-Völker von der Sansibar-Familie; hier tritt uns eine sehr große Zahl von Namen entgegen, und die meisten dieser Völker haben wieder ihr eigenes Recht. Von diesen ist eins besonders hervorzuheben: es sind dies die wa-Suahili, deren Sprache in einem großen Theile von Ostafrika als allgemeines Verkehrsmittel üblich ist, etwa wie in Europa früher das Französische und noch früher das Lateinische. Während die wa-Suahili so mit ihrem Handel und ihrer Sprache auch ihren Einfluß in einem großen Theile Afrikas herumtragen, sind sie selbst von allen umwohnenden Völkern am meisten von fremdem Recht und fremder Sitte beeinflußt; denn die wa-Suahili sind diejenigen, mit welchen die von Sansibar

Digitized by Google

aus ins Land dringenden Araber und Inder zuerst in Berührung gekommen sind und noch heute am meisten in Berührung kommen, sodaß die vornehmen wa-Suahili ganz wie die Araber leben. Selbst ihr Name ist arabisch. Sâhil heißt die Küste, der Plural Sawâhil die Küsten, und Sawâhili ist einer, der an den Küsten wohnt. An dieses Wort Sawahili sind blos die der ba-Ntu-Sprache angehörenden Flexionsvorsilben wa, u u. s. w. herangetreten*. Es ist somit bei den wa-Suahili keinenfalls zu erwarten, daß ihre Rechtsentwickelung eine nationale und rein afrikanische sei, und aus dem, was wir bei ihnen vorfinden, dürfen wir keinen Schluß auf andere Nationalitäten ziehen.

Von andern Völkern seien hier nur die wa-Sagára, wa-Sambára, wa-Gogo, wa-Dschágga, wa-Nyamwési genannt.

Hiermit sind die afrikanischen Rechtsgebiete erschöpft. Die deutschen Südseebesitzungen bieten uns drei verschiedene Völkerrassen: zunächst haben wir die echten Papúa auf Neuguinea oder Kaiser-Wilhelms-Land, auf dem Bismarck-Archipel und einigen kleinern zu diesen Gruppen gehörigen Inseln. Ihre Rechts- und Staatsverfassung bietet im wesentlichen ein einheitliches Bild, obwol im einzelnen noch Unterschiede genug vorkommen, welche der wissenschaftlichen Forschung verbieten, sie alle durcheinanderzuwerfen.

Auf den Marschall-Inseln im Nordosten haben wir Vertreter der mikronesischen Rasse, von denen sonst noch die Karolinen- und Palau-Inseln, die Mariannen- und die Gilbert-Inseln bewohnt werden.

* Es ist übrigens auch möglich, daß das Schluß-i nicht von den Arabern stammt, sondern von den Schwarzen zur Erleichterung der Aussprache hinzugefügt ist, wie sie auch aus Arab wa-'Rabu gemacht haben.

Endlich gehören die Bewohner der Salomonen, von denen ja auch ein Theil zu den deutschen Besitzungen geschlagen ist, zu den Melanesiern, welche sich außerdem auf den Neu-Hebriden, den Neucaledonischen und den Fidschi-Inseln vorfinden. Die Melanesier gelten als eine Vermischung der reinen Papua mit den Polynesiern, den Bewohnern der übrigen, weiter im Osten belegenen Inseln, und man sagt wol, sie gehörten anthropologisch, d. h. ihrer Körperbeschaffenheit nach, zu den Papua, und ethnologisch, d. h. mit ihren Sitten und Gebräuchen und mit ihren Culturverhältnissen, zu den Polynesiern. Dies ist aber nicht ganz richtig, wenigstens was das Rechtsleben der Völker anbetrifft. Denn soweit die verschiedenen Völker Melanesiens gemeinsame Rechtsinstitute haben, so gleichen sie im allgemeinen mehr den reinen Papua als den Polynesiern.

Wir haben also im ganzen 9 verschiedene Rassen und wenigstens 33 einzelne Völker vertreten.

I. Semiten:
   1. Araber in Ostafrika.
II. Drawida:
   2. Inder in Ostafrika.
III. Micronesier:
   3. Marschall-Insulaner.
IV. Papua und Melanesier:
   4. Kaiser-Wilhelms-Land.
   5. Neu-Pommern.
   6. Neu-Mecklenburg.
   7. Neu-Lauenburg und andere kleinere Inseln.
   8. Salomonen.
V. Neger:
   9. Ewe im Togolande.
   10. Bágelē in Adamaua.
   11. Kanōri in Bornu.
   12. Massa-Stämme in Bornu.
   13. Logón-Neger.
   14. Baghirmi.

Digitized by Google

15. Haussa-Neger in Adamaua und den Hinterländern.

VI. ba-Ntu:

a) In Kamerun:

16. Dualla.
17. ba-Kwiri.
18. Mpangwe.

b) In Südwestafrika:

19. Dama (ova-Herero und ova-Mbandieru).
20. ova-Mpo.

c) In Ostafrika:

21. wa-Suahili.
22. wa-Sagara.
23. wa-Sambara.
24. wa-Gogo.
25. wa-Nyamwesi.
26. wa-Dschagga am Kilima-Ndscharo.

VII. Hottentotten:

27. Hottentotten (Gri, Nama und Kora).
28. Sân oder Buschmänner.

VIII. Nuba:

29. Fulbe in Adamaua.
30. Massai in Ostafrika.
31. wa-Kuafi in Ostafrika.

IX. Unbekannter Abstammung:

32. Berg-Dama in Südwestafrika.
33. wa-Doë in Ostafrika.

2. Das Sklavenrecht.

Wenn wir über die Sklaverei unbefangen urtheilen wollen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, woher unsere Anschauungen über dieselbe stammen. Wir finden hier zwei Quellen. Wir haben zunächst das römische Alterthum vor uns, wo die Juristen in folgerechter Durchführung ihrer Grundanschauungen dahin gedrängt wurden, dem Sklaven und der Sklavin jede Persönlichkeit abzusprechen, und sie für Sachen und für unfähig erklärten, Eigenthum zu erwerben, Forderungen zu haben, eine Ehe einzugehen und Erben zu hinterlassen. Es ist gewiß, daß das Los der Sklaven in der allerältesten Zeit und auch in der spätern Zeit unter einzelnen launenhaften und grausamen Herren sehr hart gewesen ist; aber so hart, wie man es nach der Theorie erwarten sollte, ist es im Leben nicht gewesen.

Zum andern sehen wir die Sklaverei in den von europäischen Colonisten gegründeten Staaten Nord- und Südamerikas. Hier war das Los der Sklaven sehr schwer und hart; die Ursache davon lag aber nicht in der Anwendung von römischen Anschauungen, sondern in dem Rassenhochmuthe, den der Weiße dem Farbigen immer gern entgegenbringt und dem die Herren sich in diesem Falle ungehindert hingeben konnten. Mögen wir die bekannten tendenziösen Rührschriften aufschlagen, oder ernstere Sittenschilderungen, wie die vorzüglichen von unserm Landsmanne Sealsfield, so finden wir selbst bei grundsätzlich milden Herren noch Härten in der Behandlung, die uns in Europa unerträglich vorkommen müssen.

Diese Verhältnisse dürfen wir aber nicht zum Maße machen, nach dem wir die Sklaverei bei allen andern Völkern messen. Die brutale Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft und der Rassenhochmuth sind Dinge, welche wir nur bei sehr hoch entwickelten Völkern, ja fast nur bei den Indogermanen finden. Den Unterschied zwischen der Sklaverei bei den Indogermanen und bei weniger cultivirten Völkern hat bereits vor mehrern Jahrzehnten Frankenheim* vollkommen zutreffend gewürdigt; dennoch aber scheint er noch heute vielfach verkannt zu werden.

* „Völkerkunde" (Breslau, Trewendt u. Granier, 1852).

Digitized by Google

In unsern afrikanischen Schutzgebieten ist die Sklaverei fast überall heimisch.

Von unserm Togogebiete wissen wir, daß einige der dortigen Völker Sklaven halten, und daß insbesondere die Timu ihre Bedienung wie eine Handelswaare von den Haussakaufleuten erwerben. Die Nachrichten über die Behandlung der Sklaven sind noch überaus spärlich, doch vermuthe ich, daß die Behandlung sich nicht wesentlich von der in dem großen stammverwandten Nachbarlande Dahome unterscheidet.

Dahome ist berüchtigt durch seine Sklavenschlächtereien; beim Tode eines Königs und an seinen Gedächtnißtagen werden Tausende von Menschen geopfert, zum Theile Frauen, zum Theile Sklaven, damit sie dem Verstorbenen im andern Leben nahestehen und ihn bedienen können. Es ist auch bekannt, daß dieser Brauch eingerissen ist, nachdem der Sklavenhandel aufgehört hat und eine andere Verwerthung der massenhaft eingeführten Gefangenen nicht mehr möglich war. Aber dies ist nur die eine Seite, neben der auch andere Momente zu berücksichtigen sind. Trotz dieser Sklavenopfer äußert sich eine beachtenswerthe Stimme dahin, die Sklaverei sei für dieses Land geradezu ein Bedürfniß, und solange der gegenwärtige Culturzustand dauere, sei ihr Fortbestehen im Interesse der Humanität zu wünschen. Die Sklaven werden als Kriegsgefangene erworben; ihre Kinder sind aber keine Sklaven, sondern, sobald sie herangewachsen sind, bleiben sie nur noch als eine Art von Leibeigenen mit dem Herrn in Verbindung. Der Herr kann seine Sklaven verkaufen, aber er kann die Aeltern von den Kindern nicht trennen.

In Adamaua, dem Hinterlande von Kamerun, ist die Zahl der Sklaven sehr groß; sie werden im Kriege als Gefangene erworben, von Händlern angekauft, und die Kinder der Sklaven sind wieder Sklaven, sodaß man also auch durch Geburt Sklave werden kann. Die Fulbe erlauben ihren Sklaven, sich zu verheirathen; sie geben ihnen ein Stück Land zu eigener Verwerthung, und lassen ihnen entweder zwei Tage in der Woche oder alle Nachmittage frei, um das Kathenland zu bearbeiten. Die übrige Zeit müssen sie auf dem Herrenacker Frondienste thun. Im Kriege fechten die Sklaven an der Seite ihres Herrn, und es gab eine Zeit, wo alle Feuergewehre, die sich überhaupt im Lande befanden, an Sklaven ausgegeben waren. Ja Barth hat erlebt, daß die Sklaven von vornehmen Herren eine Schar Leute zusammenbrachten, Raubzüge im Auslande unternahmen und die Beute an ihre Herren ablieferten. Wenn ein Sklave mit seinem Herrn unzufrieden ist, so hat er es ganz in seiner Macht, zu einem andern Herrn zu kommen. Wenn er nämlich hört, daß ein anderer Herr besser ist als der seine, so haut er diesem oder einem Stücke Vieh, welches ihm gehört, ein Ohr ab. Dann kann der freundliche Herr verlangen, daß ihm der Sklave als Schadenersatz abgetreten werde, und so wechselt der Sklave seinen Herrn und kommt zu einem Manne, bei dem er sich guter Behandlung versieht. Hierin liegt ein gewaltiger Antrieb für die Herren im allgemeinen, daß sie ihre Sklaven gut behandeln, um sie nicht zu verlieren, und diese Freundlichkeit findet einen äußern Ausdruck auch darin, daß es üblich geworden ist, jedes Jahr eine Anzahl von Sklaven freizulassen.

Auch in Kamerun selbst ist die Sklaverei herrschend; die Zahl der Sklaven ist größer als die der Freien. Bei den Dualla werden die Sklaven durch einen

Digitized by Google

Geheimbund niedergehalten, welchem nur Freie angehören; bei den ba-Kundu und andern Stämmen sichern sich die Herren dadurch, daß sie die kräftigern Sklaven nicht bei sich im Dorfe wohnen lassen, sondern in besondern Sklavendörfern ansiedeln, von denen aus sie zur Feldarbeit angehalten werden. Der Erwerb der Sklaven geschieht durch Kauf und kaufmännische Einfuhr, der Erwerbspreis beträgt für jeden etwa 20 Mark. Ihre Stellung ist im allgemeinen schlechter als die der Freien, aber keineswegs hart. Wer viele Frauen hat, läßt seine Sklaven mit diesen zusammen arbeiten; und trotz der Furcht, welche die Herren vor ihren Sklaven zu haben scheinen, nehmen sie sie mit in den Krieg und geben ihnen Flinten in die Hand; freilich wird im Kriege das Leben der Sklaven weniger sorgfältig geschont als das ungleich kostbarere Leben ihrer Herren. Bei der Beerdigung eines Häuptlings pflegt ein Sklave auf dem Grabe geopfert zu werden, aber nur ein einziger. Charakteristisch ist, daß der englische Matrosenausdruck „Nigger" (für negro, der Neger) im Kamerun-Englischen die Bedeutung von „Sklave" gewonnen hat. Es kommt vor, daß ein Eingeborener den Commis eines europäischen Handlungshauses fragt: „You are Mr. Woermann him nigger?" („Sind Sie Herrn Wörmann sein Sklave?") Aber es wäre eine schwere Beleidigung, wenn jemand sich erlauben würde, einen freigeborenen Schwarzen als Nigger zu bezeichnen. Dieser Umstand beweist übrigens zur Genüge, daß von einem elenden Lose der Sklaven nicht die Rede sein kann; denn wenn unsere behaglich lebenden und elegant gekleideten Handlungsgehülfen als Sklaven angesehen werden, so folgt daraus, daß die Kameruner auch ihren eigenen Sklaven die Möglichkeit behaglichen Lebens keineswegs abgeschnitten haben.

Die ba-Kwiri, welche die Kru-Neger im Dienste der Europäer thätig sahen, äußerten, dies müßten nothwendig Sklaven sein, denn ein Freier würde so nicht arbeiten; aber auch ihre Sklaven thäten nicht halb soviel wie die Kru-Neger.

In den südwestafrikanischen Schutzgebieten gibt es bei den Dama und ova-Mpo gleichfalls Sklaven, und zwar zerfallen diese in zwei Arten, die Dongo, welche im Eigenthume ihrer Herren stehen und die er gekauft oder im Kriege erbeutet hat, und die Hafuka, das sind Schuldner, an deren Person er nur ein Pfandrecht hat bis zur Abtragung der Schuld.

Die Hottentotten und Buschmänner haben keine Sklaven. Die Buschmänner selbst werden von den benachbarten Dama sowie von den ba-Toana am Ngami-See für eine niedere Rasse gehalten und mit Vorliebe zu Sklaven gemacht, während sie von einem andern der umwohnenden ba-Ntu-Völker als die ältesten Bewohner des Landes geehrt und bei jedem Jagdschmaus, zu dem sie zufällig hinzukommen, mit einem Ehrenstücke von dem erlegten Thiere ausgezeichnet werden.

Im Osten steht die Sklaverei in voller Blüte, und dies gilt insbesondere von den Arabern in Sansibar und auf den Festlandsstationen. Indessen herrscht hier das milde Recht des Islams, welches durch besondere Ortsgewohnheiten noch weiter abgemildert worden ist.

Die Sklaven sind bei den Arabern wie nach römischem Rechte unfähig, Eigenthum zu haben, aber im Gegensatze zum römischen Rechte sind sie hier der Ehe fähig. Ein Sklave kann nach einigen Sekten zwei Frauen haben, nach andern Sekten vier Frauen. Zur Ein-

Digitized by Google

gehung der Ehe ist die Erlaubniß des Herrn erforderlich, die aber bei den Arabern niemals verweigert wird. Wenn die Ehe einmal eingegangen ist, so kann der Herr sie nur in einzelnen Fällen auflösen, und es ist ihm auch nicht leicht, die Sklaven dadurch zu kränken, daß er das Paar durch Wegschicken räumlich auseinanderbringt.

Auf der Insel Sansibar theilen sich die Sklaven in Haussklaven, Plantagensklaven und Lohnsklaven. Die Haussklaven bekommen von ihrem Herrn regelmäßige Arbeit zugewiesen und erhalten dafür Nahrung, Wohnung, Kleidung und ein Taschengeld; die Plantagensklaven werden auf den Pflanzungen beschäftigt; sie erhalten von ihrem Herrn Nahrung und Wohnung, aber keine Kleidung; sie haben aber zwei Tage in der Woche frei, an denen sie sich das übrige, was sie brauchen, verdienen können; die Lohnsklaven endlich bekommen keinen Unterhalt von ihrem Herrn, sie müssen sich Arbeit suchen, etwa nach Art unserer Dienstmänner, und müssen von dem Erlöse täglich 5 Pice, d. i. 17 Pfennige, an den Herrn abliefern. Was sie mehr verdienen, bleibt ihnen. Auf dem Festlande werden die Sklaven zu häuslichen Arbeiten, auf dem Acker und zu Trägerdiensten verwendet; die Aussendung derselben als Lohnsklaven fällt hier vorläufig noch fort, doch ist nicht unmöglich, daß dieses Institut mit dem wachsenden Verkehre in den Hafenstädten nach und nach eingeführt werden wird.

Wo die Sklaven ihre Arbeit von den Herren zugewiesen bekommen, da ist die Arbeit niemals übermäßig; die Behandlung ist milde. Leichte Züchtigungen sind erlaubt, werden aber selten angewandt, durch besonders schwere Züchtigung macht der Herr sich strafbar. Indessen gibt es oder gab es auf der Insel für den Herrn ein anderes Mittel, ungehorsame Sklaven zu bändigen; er konnte sie nämlich auf die Festung in Sansibar schicken und dort so lange einsperren lassen, wie er wollte. Der Herr hatte auch die Wahl, zu entscheiden, ob der Sklave in Ketten liegen sollte oder nicht, aber er mußte die Haftkosten bezahlen und außerdem an den Gefängnißvorsteher eine einmalige Vergütung entrichten. Die Behandlung der Gefangenen auf der Festung wird vom Freiherrn von der Decken als ziemlich milde, von Rust dagegen als sehr hart geschildert.

Der Herr hat im allgemeinen das Recht, den Sklaven zu verkaufen; auf Sansibar waren früher Sklavenmärkte, und in Udschidschi werden Sklaven noch heute weggegeben, um Schulden zu bezahlen; aber diejenigen Araber, welche nicht Sklavenhändler sind, verkaufen die Sklaven nur, wenn sie nicht länger im Stande sind, sie zu behalten, und auf der Insel Sansibar wird ein Plantagensklave, den sein Herr ererbt hat, niemals ohne die Plantage verkauft, falls er nicht selbst darin einwilligt.

Der Erwerb von Sklaven erfolgt durch Ankauf von den Händlern, durch Erbschaft und durch Geburt. Wenn ein Kind aus einer Verbindung von zwei Sklaven stammt, so ist es Sklave und gemeinsames Eigenthum der beiden Herren, oder Alleineigenthum des Herrn der Mutter, je nach der Verschiedenheit der Sekten. Wenn aber der Vater oder die Mutter eines Kindes frei ist, so ist auch das Kind frei, mag der andere Aelterntheil Sklave sein oder nicht.

Der Korān läßt auch zu, daß jemand sich selbst freiwillig zu Sklaven macht, wenn er nämlich Heide ist; dies scheint aber bei den ostafrikanischen Arabern nicht gebräuchlich zu sein.

Nach dem Korān kann jeder Herr seine eigenen Sklavinnen zwingen, ihm

Digitized by Google

zu Willen zu sein, doch wird von dieser Befugniß in Ostafrika kein Gebrauch gemacht. Wenn die Sklavin sich diesem Herrn aber freiwillig hingibt, so heißt sie Sirriyah oder Surriyah (die Vertraute), und wird thatsächlich besser behandelt als die übrigen Sklavinnen. Wenn eine Sirriyah ihrem Herrn ein Kind geboren hat und der letztere das Kind als das seine anerkannt hat, so wird sie als umm walad bezeichnet. Das Kind ist ohne weiteres frei, und hat gegen den Vater dasselbe Erbrecht wie dessen andere Kinder, und auch in Betreff der Mutter gibt der Korān die Vorschrift, daß sie nicht mehr verkauft werden darf und nach dem Tode des Herrn aus dem Erbtheile ihres Kindes freigekauft werden muß. Die Araber Ostafrikas gehen aber weiter und lassen sie meist schon zu Lebzeiten unentgeltlich frei.

Die Freilassung von Sklaven ist auch außer diesem Falle im muhammedanischen Rechte vielfach vorgesehen; mehrfach dient sie als Sühne für religiöse Versehen, und auch in der Form des Mukātabah-Vertrages kommt sie vor. Durch diesen Vertrag wird eine bestimmte Geldsumme festgesetzt, und eine bestimmte Zeit, in der der Sklave sie sich verdienen muß. Der Herr muß dem Sklaven so viel freie Zeit lassen, wie er braucht, und wenn er das Lösegeld zusammengearbeitet und an seinen Herrn abgeführt hat, so wird er dadurch frei. Bei den Arabern in Ostafrika kommt die Freilassung ziemlich häufig vor.

Der Freigelassene bleibt nach dem Korān in einem Schutzverhältnisse gegenüber seinem ehemaligen Herrn, und dieser muß ihn gegen alle willkürliche Behandlung Dritter vertreten. Dafür erbt der Herr das Vermögen, wenn der Freigelassene ohne Leibeserben stirbt. In Ostafrika tritt der freigelassene Sklave sofort in die Klasse der Freien ein, ohne daß ihm oder seinen Nachkommen ein Makel deshalb anhaftet.

Alles Vorstehende bezieht sich nur auf solche Sklaven, welche bereits in die Hände des letzten Herrn gekommen sind, des Herrn, welcher sie gebrauchen und behalten will. Ganz anders ist freilich das Los der Sklaven, solange sie sich als Waare in der Gewalt der Sklavenräuber und Sklavenhändler befinden. Der Erwerb der Sklaven geschieht durch Raub und Brand, indem in der rücksichtslosesten Weise alles verheert wird, Tausende von Gütern vernichtet werden, um den Räubern Hunderte einzubringen. Der Transport der Sklaven geschieht unter großer Härte; man hat sie vielfach durch Hunger abgemagert gesehen, und wenn bei der Fahrt über den Tanganyika oder über den Sund von der Küste nach Sansibar das Transportschiff Havarie erleidet, so sind die Sklaven das erste Gut, das über Bord geworfen wird; entflohene Sklaven werden, wenn es möglich ist, wieder eingefangen und dem Transport wieder zugesellt; wegen ihrer Flucht werden sie aber weder bestraft noch mishandelt.

Der Korān schreibt vor, daß Christen, Feueranbeter und Juden nicht zu Sklaven gemacht werden dürfen; ob dies Gebot verletzt worden ist, weiß ich nicht; indessen wird die Gelegenheit zu einer Uebertretung nur selten geboten worden sein. Die Festnahme von Meyer und Baumann durch Buschiri fällt nicht unter diese Vorschrift.

Auch im Hinterlande sind die Sklaven bekannt; die wa-Suahili, welche überhaupt ganz im Stile der Araber leben, wenn ihr Vermögen dazu ausreicht, verwenden ihre Sklaven zur Bestellung des Ackers und als Träger. Bei den wa-Suahili gilt die Arbeit als

Digitized by Google

eine Sache, die dem Freien nicht zukommt; es werden daher auch die Matrosen der europäischen Kriegsschiffe als Sklaven angesehen und als Sklaven bezeichnet. Dies spricht aber eher für gute Behandlung der Sklaven als für das Gegentheil. Denn mit den typischen nordamerikanischen Negersklaven könnte man weder ein Kriegsschiff noch ein Kauffahrteischiff bemannen; die Sklaverei der Ostafrikaner muß daher nothgedrungen etwas anderes sein als die der Nordamerikaner.

Auch bei den wa-Nyamwesi finden sich Sklaven. Dieselben werden gut behandelt, selbst der Häuptling muß seinen Sklaven vielerlei nachsehen. Eine Ehe zwischen freien Leuten und Sklaven ist zulässig. Wenn eine Sklavin verheirathet ist, so kann ihr Herr die Ehe trennen, aber nur, wenn er das gezahlte Brautgeld zurückgibt. Allerdings werden beim Tode eines Häuptlings drei Sklaven mit ihm begraben, um ihm im Jenseits die Schrecken der Einsamkeit zu vertreiben — eine Rolle, welche bei andern Völkern vielfach genug die Ehefrauen spielen. Wenn ein Sklave mit seinem Herrn unzufrieden ist oder eine schwere Bestrafung fürchtet, so kann er entfliehen. In jedem District findet sich eine Stange, an der ein Löwenkopf aufgespießt ist, öffentlich ausgestellt. Wenn ein Sklave diese Stange auf der Flucht erreicht, so gehört er dem m-Temi (Häuptling) und sein Herr kann ihm nichts mehr anhaben.

Aehnliche Freistätten finden sich überall. In u-Sambára ist ein fliehender Sklave sicher, sobald er in das Haus einer der Königsfrauen oder eines der Königskinder eingetreten ist. Der Sklave wird dadurch zum freien Manne; aber sein ehemaliger Herr wird für den Verlust dadurch entschädigt, daß er von dem Vorbesitzer, von dem er den Sklaven gekauft hat, das Kaufgeld zurückfordern kann.

In u-Sagára ist das Verfahren ähnlich wie bei den Fulbe. Wenn ein Sklave einen neuen Herrn zu haben wünscht, so zerbricht er diesem einen Bogen oder einen Speer, oder er macht einen Knoten in dessen Kleid. Damit gehört er dem neuen Herrn an, und wenn der andere ihn zurückerwerben will, so muß er ihn nicht nur seinem vollen Werthe nach bezahlen, sondern er muß auch das Versprechen ablegen, daß er ihn nicht hart behandeln will.

Bei den menschenfressenden wa-Doë, einem eingesprengten rassenfremden Volke, mitten in u-Segua, ist es Sitte, jedem Häuptling bei seiner Bestattung einen Sklaven und eine Sklavin lebendig mit ins Grab zu geben; die Sklavin hält den Kopf des Abgeschiedenen in ihrem Schoße, der männliche Sklave steht mit einem Feuerzeuge bereit.

Die nomadisirenden Massai auf der Steppe um den Kilima-Ndscharo haben keine Sklaven, sie pflegen ihre Kriegsgefangenen zu tödten.

Dagegen pflegen ihre Verwandten, die wa-Kuafi, welche sich selbst mit dem Ackerbau nicht beschäftigen, aus den Paré-Gebirgen, nördlich von u-Sambára, Menschen zu rauben und durch diese ihre Felder bestellen zu lassen. Für sie ist also Sklaverei und Ackerbau etwas Untrennbares, sodaß sie mit dem Verluste des einen auch das andere aufgeben müßten. Dieser Zustand ist aber noch sehr jung. Vor 30 Jahren, zur Zeit der Decken'schen Reise, pflegten sie zwar ihre Kriegsgefangenen nicht mehr zu tödten, aber sie verwertheten sie auch nicht selbst als Sklaven, sondern sie verkauften sie an die Küste. Sie müssen also in der Zwischenzeit den Werth des Ackerbaues kennen und würdigen gelernt haben; einer der we-

Digitized by Google

nigen Fälle, wo wir bei einem Naturvolke einen culturgeschichtlichen Umschwung, der sich ohne Mitwirkung der Europäer vollzogen hat, mit Augen verfolgen können.*

Berichte über die Sklaverei finden wir auch auf Neuguinea. Die Sklaven werden geraubt oder gekauft, und der Herr hat unbeschränktes Recht über sie; er kann mit ihnen machen, was er will; auch die Kinder der Sklaven sind wieder Sklaven; im ganzen ist die Zahl der Sklaven nicht groß, da sich weder zum Raube noch zum Tausche viel Gelegenheit findet, und außerdem stammen sämmtliche Berichte über Sklaverei und Sklavenhaltung nur aus dem holländischen Theile von Neuguinea, welcher durch die Malaien von Tidore in seiner ethnologischen Eigenthümlichkeit vielfach beeinflußt ist; alle Berichterstatter, welche über das Kaiser-Wilhelms-Land und über das britische Schutzgebiet geschrieben haben, enthalten sich jeder Angabe über das Vorkommen von Sklaverei, obwol sie vielen nicht entgangen sein könnte, wenn sie vorhanden wäre. Es ist daher mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß in Kaiser-Wilhelms-Land keine Sklaverei vorhanden ist.

Mit Sicherheit wissen wir dagegen, daß die Sklaverei auf den übrigen Gebieten des Südseebezirkes, dem Bismarck-Archipel, den Salomonen und den Marschall-Inseln fehlt. Auf dem Bismarck-Archipel und den Salomonen hat sich noch keine Sklaverei bilden können, weil die Kriegsgefangenen noch als Speise verwerthet werden und eine andere eventuelle Quelle des Sklavenerwerbes nicht vorhanden ist. Die Arbeiten, die dem Sklaven zufallen könnten, werden von den Frauen besorgt. Auf den Marschall-Inseln besteht nicht einmal Gelegenheit zur Verwendung von Sklavenarbeit.

Was nun die Stellung des Colonisten zu der Sklavenfrage betrifft, so ist sie zunächst für die australischen Schutzgebiete sehr einfach. Sklaven sind nicht vorhanden; man kann zweifelhaft sein, ob dies erfreulich oder bedauerlich ist; aber es ist keine Frage, daß wir nicht in der Lage sind, sie einzuführen.

Anders ist es mit Afrika. Ich glaube gewiß, daß, wie für jedes Land, so auch für sämmtliche afrikanische Schutzgebiete die Zeit kommen wird, in der die Sklaverei aufhören wird und aufhören muß und in sich selbst zerfallen wird; ich glaube aber auch, und befinde mich darin in Uebereinstimmung mit Lavigerie, Wißmann und andern großen Autoritäten, daß diese Zeit noch lange nicht gekommen ist. Es wäre nichts so thöricht, als wenn die neue, vom Sultan von Sansibar erlassene Sklavengesetzgebung, welche auch auf der Insel niemals durchgeführt werden wird, kritiklos nachgemacht werden würde; vielleicht wird die Zahl der Sklaven durch den Deutschen eher vermehrt als vermindert werden, und auch im Interesse der Europäer wird von Sklavenarbeit vielfacher Gebrauch gemacht werden.

Es mag dahingestellt bleiben, und wird vielleicht für die einzelnen Gebiete verschieden zu beantworten sein, ob den Europäern der Erwerb von eigenen Sklaven gestattet werden soll, oder ob sie auf das Miethen von fremden Sklaven zu beschränken sind; jedenfalls

* Während der Correctur geht mir Höhnel, „Ostäquatorial-Afrika", im 99. Ergänzungshefte zu „Petermann's Mittheilungen", zu, dessen Angaben S. 33 mit den im Vorstehenden wiedergegebenen Berichten nicht zu vereinigen sind. Ich halte indessen das Vorstehende aufrecht, bis es sich ergibt, auf welche Weise Höhnel seine widerstreitenden Kenntnisse erworben hat.

Digitized by Google

aber muß den Eingeborenen in ihrem Sklavenrechte im wesentlichen freie Hand gelassen werden, und etwaige Auswüchse sind mit schonender Hand zu beseitigen.

Für die Völker Afrikas bedeutet die Einführung der Sklaverei einen Culturfortschritt; dies beweist schon das Beispiel an den Massai. Die rohen, wilden, eigentlichen Massai, welche ihre Viehheerden durch regelmäßige Raubzüge ergänzen und in einigen Theilen Afrikas wie die Landsknechte leben, haben keine Sklaven. Ihre nächsten Anverwandten, die wa-Kuafi, sind in der Cultur bedeutend höher; die entschiedensten Aeußerungen dieser höhern Cultur sind aber: die festen Wohnungen und die Sklaven in Verbindung mit dem Ackerbau.

Es ist gewiß, daß auch die Abschaffung der Sklaverei einen Culturfortschritt bedeutet, aber die Art der Sklavenemancipation, welche von den sentimentalen Stimmen Europas gefordert zu werden scheint, ist nicht die Weiterführung in die höhere Cultur, sondern die Zurückführung in die Zeit vor der Sklaverei.

Die Sklavenwirthschaft treibt leicht faule Früchte, hat solche auch in Afrika getrieben, und diese können und müssen, wie ich sagte, beseitigt werden; manche von ihnen werden aber von selbst abfallen, wenn sie reif sind. Das letzte Ziel der Colonialpolitiker ist ja, aus jedem Schutzgebiete ein einheitliches Friedensgebiet zu schaffen, mit der Wirkung, daß innerhalb derselben zwischen den einzelnen Völkerschaften keine Kriege mehr möglich sind. Wenn aber die Kriege aufhören, so gibt es auch keine Kriegsgefangenen mehr, und diejenige Art der Sklavenerwerbung, welche unsern Humanitätsanschauungen am meisten widerstrebt, wird daher von selbst beseitigt; auch bedarf es keiner Ausführung, daß es Aufgabe der Colonialregierung ist, alle Raubzüge der Eingeborenen untereinander zu verhindern und keine Einfuhr über die Grenze zuzulassen, wenn der Sklavenhändler sich nicht über den friedlichen Erwerb der Sklaven auszuweisen vermag. Es bleiben also nur folgende drei Erwerbsarten der Sklaven: die Geburt, die Selbsthingabe und die Schuldknechtschaft. Und diese drei Erwerbsarten müssen den Eingeborenen belassen werden, selbst die Schuldknechtschaft, und wo sie sich etwa noch in Zukunft bei den Eingeborenen herausbilden sollte, da halte ich es für angebracht, dem nicht entgegenzutreten, denn ein strenges Schuldrecht ist für die Hebung der Cultur sehr förderlich, und die Schuldknechtschaft ist ein strenges, aber kein grausames Mittel, um dem schlechten Schuldner entgegenzutreten.

In der Behandlung der Sklaven muß den Eingeborenen gleichfalls Freiheit gelassen werden; die Tödtung und Verstümmelung von Sklaven und die Strafe durch Hunger müßte, wo sie vorkommt, nach Kräften gehindert werden; es muß ferner verhindert werden, daß ein Herr seinen Sklaven, wenn er alt und arbeitsunfähig geworden ist, mittellos aus dem Hause jagt, und es muß diesem die Möglichkeit gewährt werden, einen strengen Herrn mit einem guten und gelinden zu vertauschen.

Aber alle diese Sorgen sind gegenüber den zur Zeit bestehenden Verhältnissen überflüssig, weil die Eingeborenen durchweg von selbst human genug sind, um solche Uebelstände nicht aufkommen zu lassen. Entgegenzutreten wäre somit nur den Menschenräubern.

3. Das Strafrecht.

Das Strafrecht ist in mehr oder weniger vollkommener Entwickelung bei

Digitized by Google

allen Völkern der Erde vorhanden; aber die Grundsätze, von denen es beherrscht wird, sind sehr verschieden.

Es ist auch unter Laien allgemein bekannt, daß wir heute in Deutschland zwischen der vorsätzlichen und der fahrlässigen Begehung eines Verbrechens einen wichtigen Unterschied machen, und daß wir einen Angeklagten freisprechen, wenn ein Schaden ohne seine Schuld und ohne seinen Willen nur durch Zufall von seiner Hand herrührt. Ja bei dem wichtigsten Verbrechen, der Tödtung, unterscheiden wir noch mehrere Stufen: die überlegte vorsätzliche Tödtung oder den Mord, die unüberlegte vorsätzliche Tödtung oder den Todtschlag, die Körperverletzung mit tödlichem Ausgange und die fahrlässige Tödtung, und endlich verschiedene andere strafbare Handlungen, welche durch einen tödlichen Ausgang besonders qualificirt werden (wie z. B. die Herbeiführung einer Ueberschwemmung, die Zerstörung von Wasserbauten, die Gefährdung von Eisenbahntransporten, die Verursachung einer Schiffsstrandung und viele andere Delicte) und dadurch, daß der Tod eines Menschen durch sie verursacht wird, noch nicht in die Reihe der Tödtungsverbrechen hineintreten, sondern ihren Charakter als Transportgefährdung, Brunnenvergiftung u. s. w. behalten und nur zu einer höhern Strafe Anlaß geben.

Diesem Grundsatze, daß die Schuld oder die Handlung zu bestrafen ist, und somit die Grade der Schuld zu unterscheiden sind, steht ein anderer Grundsatz gegenüber, welcher nur den Erfolg treffen will, und somit den Vorsatz und die Fahrlässigkeit gleich behandelt, und auch den, der durch Zufall ein Unglück herbeigeführt hat, ebenso straft, als wenn er ein vorsätzliches Verbrechen begangen hätte. Und dieser Grundsatz des Erfolgsstrafrechts herrscht bei allen primitiven Völkern, und erst mit steigender Cultur pflegt das Schuldstrafrecht aufzukommen; die Einführung desselben macht aber viele Schwierigkeiten und erfordert viele Kämpfe, wie wir besonders an dem Beispiele von zwei ziemlich hochstehenden Rechtsgebieten, dem chinesischen Rechte und dem jüdischen Rechte des Alten Testaments, recht charakteristisch ausgeprägt sehen.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Völker unserer Schutzgebiete noch durchweg auf dem niedern Standpunkte des Erfolgsstrafrechts stehen, daß sie Fahrlässigkeit und Zufall dem Vorsatze gleich behandeln, und daß sie dementsprechend auch die Nothwehr und den Nothstand nicht als Schuldausschließungsgründe betrachten. Endlich wird auch eine Rachehandlung oder die Vollstreckung eines Todesurtheils nicht als gerechtfertigte Tödtung anerkannt, sondern unterliegt der Strafe genau ebenso wie jedes andere Verbrechen.

So genügt es auf Neuguinea, wenn jemand außerhalb seines Wohnortes stirbt, um die Blutrache hervorzurufen; wenn nicht das Dorf, in dem er gestorben, sich durch Wergeld losmacht, so ist jeder Angehörige dieses Dorfes der Blutrache unterworfen. Die Regierung von Queensland, welche Lohnarbeiter aus Neuguinea nach Australien geholt hatte, hat diesen Grundsatz anerkennen müssen, und für jeden Arbeiter, der ihr gestorben war, Wergeld bezahlt. In den wenigen Dörfern, wo dies nicht geschehen ist, ist jedesmal der erste Engländer, der das Land betrat, getödtet worden. Gleiche Grundsätze herrschen auf Holländisch-Neuguinea, und es liegt kein Grund zur Annahme vor, daß es in Kaiser-Wilhelms-Land anders sein sollte.

Chalmers erzählt von einem Falle, wo auf der Jagd der eine Jagdgenosse

Digitized by Google

den andern zufällig mit dem Speere traf, sodaß dieser daran starb. Obgleich allgemein anerkannt war, daß hier nur ein Zufall vorlag, hielten sich doch vier ganze Districte, jeder aus mehrern Dörfern bestehend, für verpflichtet, zusammenzutreten, um an dem Nachbar und seinem Dorfe Rache zu nehmen.

Ebenso ist es bei den ba-Kwiri im Norden von Kamerun. Auch hier liegt Blutschuld vor, wenn einem Manne sein Gewehr zufällig losgeht und ein anderer dadurch getroffen wird.

Bei den wa-Saramo in Ostafrika muß der Ehemann den Verwandten der Frau das Wergeld bezahlen, wenn seine Frau im Wochenbette stirbt. Obgleich er am meisten unter diesem Unglücksfalle leidet, gilt er doch als Mörder.

Bei den wa-Nyamwesi besteht die ähnliche Vorschrift, daß der, welcher ein Mädchen verführt hat, Buße zahlen muß, wenn die Verführte im Wochenbette stirbt; auch hier wird der Verführer somit als Mörder betrachtet, obgleich er nichts so wenig bezweckt hat wie diesen Erfolg.

Ein anderer Grundsatz unsers Strafrechtes ist der, daß die verdiente Strafe nur gegen den Thäter und seine Mitschuldigen erkannt und vollstreckt wird, und seine unbetheiligten Familienangehörigen davon vollständig unberührt bleiben.

Diese Grundsätze finden wir aber bei Völkern von geringerer Cultur regelmäßig nicht angewandt. Hier gilt vielmehr der Satz, daß jeder Genosse für die Thaten jedes seiner Genossen verantwortlich ist, und die Rache oder Strafe ebensowol an ihm vollstreckt werden kann wie an dem Thäter selbst.

Was in diesem Sinne unter Genossen zu verstehen ist, ist nach der Verfassung jedes Volkes zu beurtheilen. Wo das Volk in Geschlechtsgenossenschaften lebt, da haftet jeder Geschlechtsgenosse; wo aber Gau- oder Dorfverbände bestehen, da haftet jeder Gau- und Dorfgenosse für die Unbill, die die andern Genossen begangen haben. Eine Folge desselben Grundsatzes ist es, daß auch Genossen der Rassen füreinander einstehen, und ein seltener Auswuchs ist es, wenn auch zufällig Begegnende für das einstehen müssen, was andere, ihnen unbekannte, Leute gethan haben.

Alles dieses erscheint uns im ersten Augenblicke ungeheuerlich. Der Satz von der Solidarität im Strafrecht ist aber nicht nur sehr weit verbreitet, sondern er findet auch eine ganz natürliche Erklärung, und dies aus zwei Gründen.

Einmal nämlich steht er auch unserer eigenen Cultur nicht ganz fern.

Ich erinnere nur an den ersten Act des „Götz von Berlichingen". Ein Schneider aus Stuttgart hat als Bogenschütze zu Köln auf dem Schießen das Beste gewonnen. Die Kölner wollen ihm die 100 Thaler nicht geben. Da kommt der Schneider zu Götz und dieser nimmt sich des Mannes an, und reitet aus, und nimmt den Kölnern ein paar Kaufleute weg, und plagt sie so lange, bis sie das Geld herausgeben.

Gleiche Fälle haben wir auch in unserer neuesten Geschichte. Ein deutscher Kaufmann hat eine Forderung gegen einen Kaufmann in einer kleinen südamerikanischen Republik; er kann sie nicht geltend machen; das Reich nimmt sich seiner an und nimmt ein paar Schiffe weg, die unter der Flagge jenes Staates segeln, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob die Rheder jener Schiffe mit dem säumigen Schuldner durch etwas anderes verbunden sind als das Band der gemeinsamen Nationalität.

Dieses Solidaritätsprincip ist aber auch noch aus einem andern Grunde

Digitized by Google

natürlich: weil nämlich kein anderer Grundsatz durchzuführen ist.

Die Völker, welche unsere Schutzgebiete bewohnen, leben durchweg in kleinen selbständigen Gemeinwesen. Vielfach ein einzelnes Dorf, höchstens eine Landschaft von geringem Umfange, ein Bezirk, ein District, ein Gau, steht nach außen ganz unabhängig da. Und wenn einmal ein mächtiger und glücklicher Herrscher ein größeres Gebiet unter seiner Botsmäßigkeit vereinigt, da beschränkt sich diese Obmacht vielfach darauf, daß der Oberhäuptling sich Tribut zahlen läßt und einzelne wenige gemeinsame Angelegenheiten für das ganze Land regelt. Im übrigen sind die einzelnen Theile ebenso selbständig geblieben wie vorher.

Innerhalb dieser kleinen Gemeinwesen kommen Streit und Verbrechen verhältnißmäßig selten vor; die Mehrzahl aller begangenen Vergehen wird an Angehörigen fremder Gemeinden verübt.

Eine Strafe muß sein, damit das beleidigte Dorf nicht allen Anspruch auf Ansehen verliert und damit der berechtigte Anspruch des Beleidigten auf Genugthuung befriedigt wird. Ein gemeinsamer Richter, der Beweis aufnehmen, Strafe festsetzen und Strafe vollstrecken könnte, besteht nicht. Es muß also ohne processuales Verfahren gegen den Thäter vorgegangen werden, sei es, daß der Beleidigte sich unter der Autorität seines Dorfes selber rächt, sei es, daß die Gemeinde es in die Hand nimmt.

Das einzige gegebene Strafmittel ist die Blutrache und der Abkauf derselben durch Zahlung von Wergeld. Der Thäter selbst ist nicht immer zu finden, irgendeine Rachehandlung muß aber ausgeführt werden, und so bleibt nichts übrig, als daß irgendein anderer Dorfgenosse zum Opfer fällt, und insbesondere, wenn das Dorf seinen Angehörigen gegenüber dem Rächerdorfe vertreten hat.

Es ist somit dieser Grundsatz der Solidarität bei einer gewissen Culturstufe geradezu nothwendig, und daß er auch in unsern Schutzgebieten angewendet wird, werden einige Beispiele beweisen.

Bei den ba-Kwiri, nördlich von Kamerun, finden wir den vorgetragenen Grundsatz in ziemlich reiner Form. Wenn ein m-Kwiri Rache zu üben hat, so legt er sich vor die Stadt des Thäters und erschießt jeden Heraustretenden; er begnügt sich also nicht mit dem Tode des Thäters, sondern er opfert seinem Zorne noch mehrere andere Volksgenossen, ja vielleicht sogar ganz unbetheiligte Personen. Dieses Verfahren erzeugt aber wieder Rache, welche sich gegen die Stadt des Rächers richtet, und so ist ein Krieg zwischen beiden Orten unvermeidlich.

Bei den nahe benachbarten Dualla werden bei jeder Streitigkeit die Todten auf beiden Seiten genau gezählt, und der Blutrachegedanke beherrscht ihre ganze Kriegführung und Kriegskunst; wenn ein Friede geschlossen wird, so muß nicht der unterlegene Theil die Sieger entschädigen, sondern die Partei, auf deren Seite die meisten Menschen gefallen sind, verlangt von der andern ein Wergeld für die Ueberzahl. Es ist auch Sitte, daß man vor dem Ausbruche der eigentlichen Feindseligkeiten oder zu Anfang des Kampfes einige Leute von der Gegenpartei gefangen nimmt und als Geiseln behält. Diese Geiseln werden getödtet, sobald ein Stammesgenosse den feindlichen Waffen erliegt. Diesem Brauche ist auch der Deutsche Pantänius, der Agent des Wörmann'schen Hauses, zum Opfer gefallen.

Digitized by Google

Auf Neuguinea ist es allgemein, daß eine jede Tödtung und selbst eine geringe Beleidigung durch die ganze Dorfgemeinde des Beleidigten verfolgt wird. Oft genug kommt es aber auch vor, daß der ganze Bezirk, dem das Dorf angehört, sich an dem Streite betheiligt. Die Rache richtet sich in einigen Gegenden gegen irgendeinen Stammesgenossen des Thäters, einerlei ob Mann oder Weib, Greis oder Kind, schuldig oder unschuldig; in andern Gegenden ist der Thäter selbst von der Rache bedroht, aber dieser findet jedesmal Beistand bei seiner Dorfgemeinde, und es ist nichts Außergewöhnliches, daß auch die andern Dörfer seines Bezirks sich seiner annehmen, sodaß die Rache nothwendig die Form des Krieges zwischen Dorf und Dorf, oder zwischen Bezirk und Bezirk annimmt, und der beleidigte Theil schon sehr zufrieden ist, wenn er zwar nicht den Thäter, dafür aber ein paar von seinen Dorfgenossen getödtet hat. In den Gegenden Neuguineas, in welchen die Blutrache durch Wergeld abgekauft werden kann, wird das Wergeld von dem ganzen Dorfe des Beleidigers gezahlt. Nur dort, wo es sich um eine richterlich erkannte Strafe handelt, wird sie selbstverständlich nur an dem Thäter selbst vollstreckt; aber der Gegenden, deren Völker sich zu einer so hohen verhältnißmäßigen Cultur aufgeschwungen haben, sind sehr wenige, wahrscheinlich hat sich diese Bildung nur in der Geelvinks-Bai im holländischen Neuguinea unter dem Einflusse der Malaien von Tidore entwickelt. Im deutschen Gebiete wird sicherlich kein so hochgebildetes Volk zu finden sein.

Die beiden wichtigsten Folgen dieses Grundsatzes sind auch für Neuguinea ausgesprochen. Erstens: Wer keinem Dorfe angehört, kann straflos erschlagen werden, denn er hinterläßt keinen Rächer, und alle Rache erfolgt auf Privatbetrieb. Der Reisende begebe sich daher nicht ohne Noth in eine Gegend, wo er nicht seinen Zusammenhang mit der Station erkennbar machen kann.

Sodann aber gelten in den Augen der Uncultivirten alle Weißen als Mitglieder einer Gemeinde. Wenn also ein Weißer durch irgendeine Handlung den Rachegeist erweckt hat, sei es, daß er eine Handlung begeht, die auch nach unsern Gesetzen strafbar sein würde, sei es, daß er aus Nothwehr oder aus Unwissenheit gehandelt hat, so muß der nächste Weiße, der in die Hände des Rächerdorfes geräth, sich darauf gefaßt machen, daß er der Rache zum Opfer fällt. Wir haben in der Colonialgeschichte einige sichere Fälle dieses Vorgehens, und zweifellos werden auch einige sogenannte unbegreifliche Angriffe der Wilden auf eine solche Vorgeschichte zurückzuführen sein. Und hierbei wird man nicht an eine Vorbeugungsmaßregel zu denken haben derart, daß die Eingeborenen den Europäer beseitigen wollten, um zu verhindern, daß er die Uebelthaten seines Vorgängers nachahmte; vielmehr wird hier nichts vorliegen, als eine einfache Anwendung des Racheprincips.

Ebenso ist es im Bismarck-Archipel. Die Eingeborenen untereinander betreiben Blutrache von Dorf zu Dorf, und ebenso rächen sie sich an den Weißen für das Unheil, das ihnen von Weißen widerfahren ist. Als am 22. Mai 1888 auf die Expedition des Grafen Pfeil ein unerwarteter Angriff gemacht ward, nahm man an, daß die Eingeborenen einen früher von einem Weißen erschossenen Häuptling rächen wollten. Graf Pfeil glaubte dies nicht für die Ursache des Angriffs halten zu sollen; er sagt aber nicht, weshalb er dies nicht glaubt. Wenn ihm ein anderer

Digitized by Google

Anlaß des Angriffs bekannt war, so hätte er darüber sprechen sollen, damit ein gleicher Anlaß in Zukunft vermieden werden kann; glaubte er aber nicht an das Bestehen der Regel, so hat er sich jedenfalls geirrt.

Der Blutrachegedanke beherrscht auf Neu-Pommern auch die Kriegführung, aber in weniger mechanischer Weise als bei den Dualla. Beim Abschlusse des Friedens wird den Verletzten von dem Gegner ein Schmerzensgeld bezahlt; aber der Sieger braucht für die Todten kein Wergeld zu zahlen, vielmehr muß der Ueberlebende die Herausgabe der Leichen, falls sie nicht anderweit verwandt sein sollten, durch Geld erkaufen.

Die Höhe des Wergeldes wird in den verschiedenen Gebieten verschieden festgestellt; bei einigen Völkern wird die Bemessung nämlich regelmäßig der Verabredung zwischen den Betheiligten vorbehalten; in andern Gebieten bestehen gewisse Taxen, die oft nach Alter und Geschlecht sehr verschieden sind. Wie sich diese Frage in unsern Schutzgebieten regelt, ist nur zum geringsten Theile festgestellt.

An der Goldküste gibt es Taxen, also vermuthlich auch im deutschen Togolande.

Am Kamerun-Flusse wissen wir, daß wenigstens für Tödtung eines Sklaven eine bestimmte Taxe besteht, nämlich 5 Kru, das sind 60—80 Mark.

Die Dama-Völker in Südwestafrika verlangen für die Tödtung eines unbegüterten freien Mannes eine Buße von zwei Rindern.

An der Blanche-Bai in Neu-Pommern beträgt das Wergeld für einen freien Mann 50 Klafter Diwarra, das sind etwa 100 Mark; für denselben Preis kann man auch eine Frau kaufen, während der Preis für die Tochter eines sehr vornehmen Mannes bis auf das Doppelte, nämlich bis auf 100 Klafter Diwarra oder 200 Mark ansteigt. Ein Mann hat also den Werth von einer halben Frau oder von sechs Schweinen; denn ein Schwein kostet 6—9 Klafter oder 12—18 Mark.

Das wichtigste Vergehen, welches neben der Tödtung und Körperverletzung zu betrachten ist, ist der Diebstahl; seine Behandlung unterscheidet sich nothwendigerweise von der Behandlung der Tödtung, Körperverletzung und Sachbeschädigung.

Denn aus diesen letztern Vergehen zieht der Schuldige keinen unmittelbaren Vortheil; er ist also schon genug bestraft, wenn er den angerichteten Schaden wieder ersetzen muß; anders aber beim Diebstahl. Denn wenn den Thäter hier nichts Schwereres erwartete, als im schlimmsten Falle die Rückgabe der Sache, wenn er entdeckt wird, und den Vortheil des Besitzes, wenn er nicht entdeckt wird, so würde die Verführung zur Begehung von Diebstählen zu groß sein.

Wir finden daher bei allen Völkern, daß der Dieb außer der Rückgabe oder dem Ersatze des Schadens noch eine Zusatzstrafe erleidet. Diese Zusatzstrafe kann sehr verschieden sein.

Die einfachste Form der Zusatzstrafe ist eine Geldstrafe, und diese Strafe finden wir an der Goldküste, in Südwestafrika bei den Gri-Hottentotten, in Ostafrika bei den Massai und auf Neuguinea. Die Gri oder Griqua, ein Stamm der Hottentotten, verlangen regelmäßig doppelten Ersatz, einerlei ob jemand selbst etwas stiehlt, oder ob das Vieh auf der Weide die Feldfrüchte eines andern benascht. Andere Maßregeln treten nur bei der Wiederholung des Diebstahls ein.

An der Goldküste richtet sich die Höhe der Geldstrafe nach dem Vermögen des Schuldigen, bei den Massai endlich

Digitized by Google

gilt der Grundsatz der freien Vereinbarung. Die Strafe muß aber auch in dem Falle gezahlt werden, wenn der Dieb etwa ein Sklave sein und von seinem Herrn für die Verübung der That gezüchtigt sein sollte.

Eine andere Art der Zusatzstrafe ist die körperliche Züchtigung.

Bei den Hottentotten, die nicht zu den Gri gehören, also bei den Nama und Kora, wird jeder Diebstahl mit Stockschlägen gebüßt. Bei den Gri, welche, wie wir sahen, den einfachen Diebstahl nur mit einer Vermögensstrafe ahnden, tritt im Falle der Wiederholung eine körperliche Züchtigung neben die Buße. Stockschläge als Strafe des Diebstahls finden wir außerdem noch im Osten von Afrika bei den über Sansibar eingedrungenen Arabern und im Westen, im Hinterlande von Kamerun, bei den Fulbe. Wiederholter Diebstahl und wiederholter Raub wird von den Arabern mit dem Verluste einer Hand gesühnt.

Endlich gibt es noch Völker, welche den Dieb mit der Todesstrafe bedrohen. Es sind dies in Deutsch-Ostafrika die wa-Saramo und die wa-Nyamwesi. Von den letzten berichtet allerdings Reichard, daß die Todesstrafe wol angedroht, aber selten vollstreckt wird; dies läßt sich auch denken, ohne daß man auf den Charakter des Volks ungünstige Schlüsse zu ziehen braucht. Denn sobald ein Volk zur Ueberzeugung kommt, nicht jeder Diebstahl sei des Todes würdig — und zu einer solchen Ueberzeugung kommt ein freies Volk nicht schwer — so wird zuletzt der Geschädigte die Sache nicht weiter verfolgen, um dem Diebe nicht eine zu strenge Strafe zutheil werden zu lassen.

Ich schließe diese Darstellung des Strafrechts mit einer mehr praktischen Bemerkung.

Die Befehlshaber der Kriegsschiffe pflegen vielfach Racheexpeditionen zu unternehmen, und dies ist ja eine Art des Verfahrens, die leider nicht immer entbehrt werden kann, der aber durchaus nicht zu widerrathen ist, weil die Eingeborenen hierfür durchaus das nöthige Verständniß haben. In einzelnen Fällen ist auch nach Vollendung der Sache ein Friede zwischen den Deutschen und den Feinden geschlossen worden. Ich möchte zu bedenken geben, ob nicht darauf zu halten wäre, daß dies immer geschieht, derart, daß ein solches Racheunternehmen nur durch Abschluß des Friedensvertrags als vollendet angesehen wird. Denn der allgemeine Grundsatz „Rache erzeugt Rache" beherrscht einen großen Theil des Erdballs und insbesondere auch unsere Schutzgebiete, und nur durch einen Friedensschluß erhalten wir die Bürgschaft, daß die Gemaßregelten sich mit der Strafe beruhigen, sich gewissermaßen für die gnädige Strafe bedanken und nicht mit neuen Angriffen wieder kommen werden.

Im übrigen glaube ich, daß die Colonialverwaltung gut daran thun wird, wenn sie diesen Grundsatz der Solidarität vorläufig nicht zu bekämpfen versucht, sondern seine Anwendung zuläßt und ihn gegebenenfalls auch für sich ausnutzt. Später wird es freilich anders werden.

Die Blutrachekriege vertreten in den Schutzgebieten die Stelle unsers Strafprocesses. Wenn nun die Colonialregierung in die Lage kommt, eine vollständige Herrschaft über die Eingeborenen zu gewinnen, so kann sie auch Gerichtsbehörden einsetzen und die Bestrafung der Verbrechen selbst in ihre Hand nehmen; sie wird dann auch in der Lage sein, ein Strafgesetzbuch und eine Strafproceßordnung einzuführen, in der auch europäische Grundsätze zur Anwendung

Digitized by Google

kommen; alsdann wird es möglich sein, einerseits die Kriege der schutzverwandten Völker untereinander entbehrlich zu machen, und andererseits eine Freisprechung erfolgen zu lassen, sobald eine That nur durch Zufall herbeigeführt oder durch Nothwehr oder Nothstand entschuldigt ist; endlich wird es dann auch möglich sein, die Strafe allein gegen den Thäter zu richten und eine Sache unverfolgt zu lassen, sobald der wirkliche Thäter nicht zu finden ist, ohne sich an das Dorf des Thäters zu halten.

Der Proceßgang müßte sich in den einfachsten Formen bewegen, unter Anwendung der Anklage-, nicht der Inquisitionsmaxime; als materielles Recht müßte zunächst das der Eingeborenen in Anwendung kommen; Handlungen, welche nach dem Eingeborenenrechte erlaubt sind, dürften nicht blos aus dem Grunde verfolgt werden, weil sie nach dem Reichs-Strafgesetzbuche mit Strafe bedroht sind; als Richter müßte ein Europäer (Einzelrichter) fungiren, unter einem Beistande von Notabeln der Eingeborenen, denen aber möglicherweise nur eine berathende Stimme zu geben sein würde.

Die einschlägige Verordnung für Kaiser-Wilhelms-Land erscheint mir aus diesen Gründen verfrüht und in den Grundzügen verfehlt.

Außerdem müßte noch für die Uebergangszeit Sorge getragen werden; denn wenn die Colonialgerichte einmal anfangen, Angeklagte freizusprechen, sei es aus mangelndem Beweise, sei es weil Zufall, Nothwehr oder Nothstand vorliegt, so wird dies zunächst die Wirkung haben, daß die verletzte Partei unter den Eingeborenen damit höchlich unzufrieden ist: mit der Freisprechung fällt natürlich auch ihr Entschädigungsanspruch fort, und eine Forderung, die sie für ihr gutes Recht halten, bleibt unbefriedigt; ohne gerade habgierig zu sein, werden die Beleidigten dennoch das bittere Gefühl haben, daß sie nicht zu ihrem Rechte gekommen sind, und zugleich bleibt ihr Rachedurst ungestillt, und dieser ist oft um so heißer, als er auf religiöser Grundlage oder auf abergläubischer Furcht vor dem Blute des Todten beruht.

Wenn man also den Freigesprochenen ohne weiteres in sein Dorf zurückschicken wollte, so müßte man wenigstens in der ersten Zeit befürchten, daß einer der Beleidigten der Versuchung unterliegt, sich dennoch zu rächen, und der öffentliche Friede würde dauernd gefährdet sein. Um diesem auszuweichen, haben wir dasselbe Mittel, welches auch das altjüdische Recht mit Erfolg verwerthete, die Einrichtung von Asylplätzen. Dem Freigesprochenen müßte Gelegenheit gegeben werden, innerhalb des Asylplatzes zu bleiben, bis er mit dem beleidigten Dorfe Frieden geschlossen hat, oder bis er sich auch ohnedies sicher genug fühlt. Asylplätze sind unsern Schutzvölkern nichts Unbekanntes: es gibt Asylplätze in u-Sambára in Deutsch-Ostafrika und anscheinend auch auf Neuguinea.

Vielleicht ist dieses Mittel am einen oder andern Platze nicht erforderlich, aber dies festzustellen ist Aufgabe der zukünftigen Forschung.

4. Schluß.

Die Stellung, welche der Colonist gegenüber den Rechtsverhältnissen der Eingeborenen im ganzen genommen einzunehmen hat, läßt sich mit folgenden Sätzen darstellen:

1) Die Aufgabe des Colonialpolitikers gegenüber den Rechtsverhältnissen der Eingeborenen beschränkt sich vorläufig auf ein möglichst eingehendes Studium.

Digitized by Google

2) Es ist zu wünschen, daß dieses Studium nach einem einheitlichen Plane geschieht, und daß die Colonialgesellschaft einen solchen Plan von geeigneten Personen ausarbeiten läßt.

3) Bis auf weiteres sind Aenderungen des Rechtszustandes der Eingeborenen nur so weit zulässig, als sie durch die Einführung der Colonialregierung und der Reichsautorität von selbst eintreten.

Eine Begründung dieser Sätze ergeben die nachfolgenden Ausführungen.

In den deutschen Colonien sind wir dringend darauf angewiesen, die Eingeborenen in ihrem Stande zu erhalten und sie zu fördern, denn diese Gebiete sind zum größten Theile derart, daß Europäer in ihnen nicht anders denn als Aufseher arbeiten können, und daß für die rein körperliche Arbeit die Hülfe der an das Klima gewöhnten Farbigen unentbehrlich ist. Was also überall als eine Forderung der Humanität erscheint, ist hier im eigensten Interesse der Deutschen dringend geboten: wir sollen nicht an Stelle der Eingeborenen, sondern neben ihnen Raum und Unterhalt suchen.

Da nun aber eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß die Ansiedelung von Europäern leicht die Wirkung hat, das Aussterben der Eingeborenen zu beschleunigen oder herbeizuführen, so bedarf die Erhaltung der Eingeborenen einer ganz besondern Sorgfalt: sie sind nicht mit unserer Cultur zu überraschen, sondern an sie zu gewöhnen; es muß darauf gesehen werden, daß sie nicht nur die Laster erlernen, die durch unsere Cultur besonders erleichtert werden, sondern daß sie auch mit der segenbringenden Arbeit vertraut werden, die den eigentlichen Kern unserer Cultur bildet, und die den Eingeborenen fürs erste so schwer erkennbar und verständlich zu machen ist.

Hierzu ist aber nöthig, daß man die Eingeborenen von Grund aus kennen lernt, damit man ermessen kann, welche Wirkung eine geplante oder vollzogene Maßregel auf ihre Gemüther hat. Dies Kennenlernen erfolgt aber nur dadurch, daß wir das Recht der Eingeborenen studiren, denn weder ihre religiösen Anschauungen, noch ihre Kleidung, Wohnung und Hauseinrichtungen, noch auch ihre Körpermaße und die andern Ergebnisse der modernen Anthropologie führen dazu; auch ihre Fertigkeiten und Handwerkskünste bilden kein deutliches Maß für den Grad ihrer geistigen Entwickelung und für ihre Empfänglichkeit für die moderne Cultur, sondern lediglich und allein ihr Rechts- und Staatsleben.

Der Völkergedanke, dem die moderne ethnologische Schule mit vielem Eifer und wenigem Erfolge nachsucht, ist das Recht.

Es fragt sich nun, was wir bisher von dem Rechte der Eingeborenen wissen und was wir thun können, um es weiter zu erforschen.

In allen unsern Schutzgebieten haben nur zwei Völker ein geschriebenes Gesetz, ein Gesetzbuch, das sind die Araber in Ostafrika und die Fulbe hinter Kamerun, welche als Muslime nach korānischem Rechte leben, aber auch bei ihnen ist der Korān durch Gewohnheitsrecht vielfach abgeändert.

In allen andern Gebieten gibt es nur Gewohnheitsrecht, welches seine Stütze in der öffentlichen Meinung und im öffentlichen Willen findet, und dieses Gewohnheitsrecht hat bei keinem einzigen Volke eine einheimische Aufzeichnung gefunden, schon aus dem einfachen Grunde, weil keins der Völker eine einheimische Schrift besitzt.

Wir sind also für die Kenntniß des Rechts lediglich und allein auf die Be-

Digitized by Google

richte der Personen angewiesen, welche als Reisende, Missionare, Kaufleute u. s. w. und jetzt auch als Colonisten und Colonialbeamte an Ort und Stelle gewesen sind; und dies gilt auch für die Araber und die Fulbe, da, wie gesagt, die Vorschriften des muslimischen Rechts vielfach gewohnheitsrechtlich abgeändert sind.

Die Berichte der Reisenden können aber zwei Formen annehmen, entweder wird nämlich ausdrücklich ausgesprochen: dies oder jenes Volk hat folgende Sitten und Gewohnheiten; und dies ist für die weitere Behandlung in der Heimat sehr bequem, aber wir können niemals wissen, ob der Beobachter nicht misverstanden oder voreilige Schlüsse gezogen hat, kurz wir bekommen vorgearbeitetes Material, aus dem der Urstoff nicht mehr herauszuerkennen ist.

Der andere Weg ist der, daß der Reisende seine einzelnen Erlebnisse erzählt und dem Heimatsforscher überläßt, hieraus Schlüsse über das Bestehen von Rechten und Sitten zu ziehen. Dies Verfahren ist sicherer, aber sehr viel weniger bequem.

Welche Form aber auch die Berichte angenommen haben, so sind doch leider die bisherigen Sammlungen noch immer vollständig ungenügend gewesen und zwar deshalb, weil die Beobachter durchweg keine juristischen Kenntnisse haben und deshalb nicht zur Genüge ermessen können, worauf es ankommt; entweder sie beobachten zu wenig, wollen nicht beobachten, weil sie nicht wissen, welchen Nutzen es bringt, oder aber, sie schreiben das, was sie gesehen haben, in ihre Berichte nicht mit hinein. Eine unendliche Masse Materials, die leicht zu erreichen wäre, geht uns auf diese Weise verloren, und leider dessen unwiederbringlich, denn unter dem Einflusse der Europäer pflegen sich die urwüchsigen Sitten der Eingeborenen immer mehr zu verändern, und ein späterer Beobachter bekommt nicht mehr dasselbe zu sehen wie sein Vorgänger.

Das beste Mittel wäre, wenn man Juristen zur Beobachtung an Ort und Stelle entsenden könnte, sie würden im Stande sein, ein reiches und vollständiges Material zusammenzubringen; aber es ist nicht daran zu denken, dies im großen durchzuführen; dagegen wird wol nicht daran zu zweifeln sein, daß die beiden Richter erster Instanz in Kaiser-Wilhelms-Land und auf der Bismarck-Gruppe ihren ganzen Eifer aufwenden werden, um die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen zu ermitteln; aber alles können die Herren nicht selbst beobachten, da sie nicht überall sein können.

Es bleibt also im allgemeinen nur übrig, daß den übrigen Reisenden, Naturhistorikern und Missionaren, die Pflicht auferlegt wird, nach Kräften dieses Studium zu betreiben, und daß ihnen zugleich eine Anleitung mitgegeben wird, aus der sie ersehen können, auf welche Dinge und auf welche Vorgänge sie zu achten haben.

Die bekannte „Anleitung zu Beobachtungen auf Reisen", von Neumayer, welche 1888 in zweiter Auflage in zwei Bänden erschienen ist, enthält eine Abhandlung von Bastian: „Allgemeine Begriffe der Ethnologie", welche auf die vergleichende Rechtswissenschaft gar keine Rücksicht nimmt, und einen weitern Aufsatz von Meitzen: „Allgemeine Landeskunde, politische Biographie und Statistik", welche zwar auch einige Gegenstände aus der vergleichenden Rechtswissenschaft umfaßt, aber nur ganz nebenbei, und viel zu unvollständig, als daß sie mit Erfolg verwerthet werden könnte.

In einer kleinen Broschüre von Kaltbrunner: „Beobachtungen auf Reisen"

Digitized by Google

(Zürich, Wurster), ist der vergleichenden Rechtswissenschaft ihr Recht geschehen, aber das Material ist schlecht angeordnet, und es wird eine Menge von Kunstausdrücken angewandt, ohne daß sie definirt würden, sodaß auch diese Arbeit zur Benutzung nur in Ermangelung einer bessern empfohlen werden kann.

Die Einrichtung der Kaltbrunner'schen Arbeit ist indessen insoweit empfehlenswerth, als das Büchlein aus Fragen besteht, die sich durch Ja oder Nein oder eine andere kurze Antwort beantworten lassen.

Es handelt sich also darum, daß für die Zwecke der Colonialpolitik eine geeignete Anleitung hergestellt wird, und zwar womöglich unter der Autorität eines angesehenen Vereins oder einer öffentlichen Behörde.

Daß wir nicht ohne weiteres Reformen in dem Rechte der Eingeborenen einführen können, sondern daß wir es bei dem Bestehenden belassen müssen, bis unsere Colonialpolitik um ein Beträchtliches weiter entwickelt ist, ist schon aus dem Grunde zweifellos, weil wir das Recht und somit auch den Charakter der Eingeborenen noch nicht genügend kennen, um zu wissen, ob das, was uns am Grünen Tische (und Grüne Tische gibt es auch in Finsch-Hafen und Bagamoyo) gut und schön vorkommt, nicht in Wahrheit ein Fehler und ein folgenschwerer Misgriff sein wird.

So war es möglicherweise nicht richtig, daß die Annahme der Unterwerfung Miokos und die Einrichtung von Schiedsgerichten für die Eingeborenen so frühzeitig erfolgt ist; wer weiß, ob die Eingeborenen unter den gebrauchten Ausdrücken nicht etwas ganz anderes verstanden haben als der Vertreter der Neuguinea-Compagnie, und ob nicht die Eingeborenen viel weniger gewähren oder — was wahrscheinlicher ist — viel mehr haben wollten, als wir aus dem Vertrage entnehmen möchten.

Aus diesen Gründen scheinen die oben aufgestellten drei Sätze die Norm für das Verhalten des Colonialpolitikers zu enthalten.

Zur politischen Lage in Portugal.

Von **Gustav Diercks.**

Seit einigen Jahren schon haben die Streitfragen zwischen Portugal und England die Aufmerksamkeit der übrigen Welt auf die Zustände in dem kleinen lusitanischen Reiche gelenkt. Der tiefe Eindruck, den die Ereignisse in Brasilien zu Ende des Jahres 1889 auf die portugiesische Bevölkerung machten, und das jüngste Zerwürfniß zwischen England und Portugal erhöhten das allgemeine Interesse an der letztern Macht in den verflossenen Monaten um ein Bedeutendes. Zur Zeit ist nun zwar ein Einvernehmen zwischen den beiden Mächten hergestellt, die große Erregung der Massen ist einer ruhigern Stimmung gewichen, trotzdem ist die Lage Portugals sehr ernst, und alle diejenigen, welche an dem Schicksale des Landes ein warmes Interesse nehmen

Digitized by Google

und die Verhältnisse daselbst zu durchschauen vermögen, lassen sich durch den äußern Schein der Besserung der Lage nicht täuschen, sondern sehen mit gerechter Besorgniß der Zukunft entgegen. Politischer Zündstoff ist in Masse vorhanden, die Spannung ist sehr groß, und ein unbedeutender Anlaß kann jeden Augenblick unberechenbare Verwickelungen herbeiführen.

Die vielen Umstände, welche zusammenwirken, um die Verhältnisse in Portugal ernst zu gestalten, die eigentlichen Ursachen der Verschlimmerung der Sachlage, liegen keineswegs klar zu Tage; zum Verständnisse derselben ist daher ein tieferes Eingehen in die politische Geschichte der letzten Jahre geboten.

Bestimmend für die Gestaltung der politischen Verhältnisse Portugals sind einerseits die Beziehungen dieser Macht zum Auslande und andererseits die Interessenkämpfe der Parteien um die Herrschaft, sowie die Bestrebungen der Demokraten und Republikaner gegen die Monarchie geworden. Diese letztern sind keineswegs, wie man vielfach angenommen hat, ganz neuen Datums, sie reichen mit ihren Anfängen vielmehr schon um Jahrzehnte zurück; aber sie sind allerdings in jüngster Zeit so mächtig geworden, daß sie nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade angezogen, sondern auch thatsächlich alle andern Fragen der innern und äußern Politik in den Hintergrund gedrängt und sich untergeordnet haben. Die Aufregung, welche der englisch-portugiesische Vertrag über die Besitztheilung in Afrika im ganzen Lande erzeugt hat, war in Wirklichkeit nicht so sehr der Ausdruck des wahren Empfindens des Volkes, als vielmehr durch die Republikaner zum Zwecke der Verfolgung ihrer politischen Bestrebungen herbeigeführt worden. Wir müssen daher die auf den Umsturz der bestehenden staatlichen Institutionen abzielende Bewegung in erster Linie einer eingehenden Betrachtung unterziehen und das Verhältniß zwischen der Krone und dem Volke ins Auge fassen.

Die Portugiesen haben sich von jeher durch stark entwickelten Freiheitssinn ausgezeichnet. Ihre Vorfahren haben mit größter Erbitterung gegen die weltbeherrschenden Römer gekämpft und wiederholt das Joch derselben abzuschütteln gesucht. Früher als ihre Nachbarn, die Spanier, befreiten sie sich von der Herrschaft der Araber. Den Eroberungsgelüsten der Spanier begegneten sie immer mit größter Energie und wußten sich ihrer Macht zu entziehen, als Spanien schon glaubte, die vollständige Unterwerfung Portugals erzielt zu haben. Die geschulten Heere Napoleon's fanden in den Portugiesen muthige und gefährliche Gegner. Aber sie verlangten nicht nur nach staatlicher Unabhängigkeit vom Auslande, sondern auch nach möglichst großer innerer politischer Freiheit, und die durchgreifenden Reformen Pombal's waren charakteristisch für die Denkweise des gesammten portugiesischen Volkes. Der staatliche wie der geistliche Absolutismus waren und sind ihnen verhaßt. Obgleich die Verfassungskämpfe des verflossenen Jahrhunderts in der Hauptsache den Interessen der Parteien und ihrer Führer dienten, durch diese heraufbeschworen waren, so standen die Massen des Volkes doch im allgemeinen immer auf seiten derjenigen, welche dem Volke und dem einzelnen Bürger die größten Freiheiten zu sichern wünschten. Dom Miguel und seine Anhänger, die Miguelisten oder die Legitimisten und Absolutisten Portugals, erfreuten sich niemals der Neigungen der Volksmassen, und vermochten immer nur kurze Zeit ihren politischen Gegnern standzuhalten.

Die ungeheuere Bewegung der Frei-

Digitized by Google

heitskriege der Spanier gegen die Herrschaft der Franzosen, die jahrzehntelangen Kämpfe derselben gegen Ferdinand VII. und die Vertreter der staatlichen und geistlichen Reaction, der Abfall der spanischen Colonien von dem Mutterlande fanden in Portugal lebhaften Widerhall und nachdrückliche Unterstützung. Noch mehr aber war man begeistert für die demokratische spanische Verfassung des Jahres 1812, und die Vertreter der Volksinteressen Portugals verlangten unter dem Beifall der großen Massen eine gleich freie Verfassung wie die spanische, die Gewährung aller Rechte, die die Französische Revolution auf ihre Fahne geschrieben hatte. Nachdem mit Englands Hülfe die Franzosen aus Portugal vertrieben wurden, drehten sich die innern politischen Kämpfe ganz ausschließlich um die vollständige Beseitigung alles dessen, was mit den demokratischen Forderungen nicht mehr vereinbar war, um eine Verfassung, die zwar die Monarchie nicht abschaffte, aber ihr nur sehr beschränkte Rechte ließ. So kam die Verfassung von 1822 zu Stande, und König Johann VI. wurde, als er von Brasilien her zur Ordnung der Verhältnisse nach Portugal kam, erst die Landung gestattet, nachdem er diese Verfassung beschworen hatte. Die Königin Carlotta und Dom Miguel boten allerdings ihren Einfluß auf, um diese unbequemen Staatsgrundgesetze umzustoßen, und das gelang ihnen auch bis zu gewissem Grade. König Pedro IV. mußte jedoch, um die Regierung seiner Tochter Maria da Gloria zu befestigen, 1826 eine neue, zwar weniger liberale, aber immerhin sehr freie Verfassung gewähren, die mit einer Zusatzacte vom Jahre 1852 bis heute die herrschende geblieben ist. Sie gilt unter allen europäischen Verfassungen als die freieste, und die portugiesische Monarchie war und ist in der That kaum mehr als eine Republik mit einem lebenslänglichen Präsidenten an der Spitze.

Die Portugiesen konnten sich somit nicht über einen Mangel an Freiheit beklagen, und konnten nicht erwarten, viel weiter gehende Rechte zu erwerben. Wenn trotzdem schon seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts republikanische Bestrebungen sich in Portugal bemerkbar gemacht haben, so müssen noch andere Umstände hierfür maßgebend gewesen sein. Die ersten derartigen Bewegungen zeigten sich im Anschlusse an die innern politischen Kämpfe zwischen den Vertretern der Verfassung von 1822, den Septembristen, und denen der Verfassung von 1826, den Cartisten oder Pedristen oder Regeneradoren. Diese Parteikämpfe sind während der vergangenen Jahrzehnte mit größter Erbitterung geführt worden, und auch nachdem durch die Zusätze von 1852 ein gewisser Ausgleich geschaffen war, haben sie bis heute fortgedauert, wenngleich sie jetzt einen etwas andern Charakter angenommen haben und sich um andere politische Parteifragen drehen. Sind selbst die heutigen Conservativen oder Regeneradoren im allgemeinen fortschrittlicher gesinnt als die sogenannten Liberalen mancher anderer Länder, so haben ihre Parteivorgänger in frühern Jahrzehnten allerdings durch ihre Sonderbestrebungen das durchgehends demokratische Volk oft genug zu lebhaften Protesten herausgefordert, und es war den Vertretern des Republikanismus dann nicht schwer, für ihre Sache Propaganda zu machen. Der Einfluß dieser Männer aber war um so größer, als sie zu den Höchstgebildeten des Landes gehörten und sich als Gelehrte und Schriftsteller eines Einflusses und eines Rufes erfreuten, die zum Theile weit über die

Digitized by Google

Grenzen Portugals hinausgingen, sich über die ganze lateinisch-romanische Welt erstreckten. Die einzige Universität des Landes, Coimbra, ist seit einem Jahrhunderte auch der Herd und der Hort des Fortschritts gewesen; fast alle republikanischen Führer sind aus ihr hervorgegangen.

Neben den rückschreitenden Bestrebungen der frühern Conservativen waren es die Dom Miguel's und seiner Anhänger, welche den Republikanismus förderten, und ferner die vereinzelten Versuche, welche seitens der Träger der Krone selbst gemacht wurden, die Macht der letztern zu erweitern. Das Haus Braganza ferner hatte nach seiner Absetzung und Vertreibung durch Napoleon in Brasilien seine Zuflucht genommen, hatte von dort aus lange Jahre hindurch regiert, und hatte nach der Losreißung dieses mächtigen Colonialreiches vom Mutterlande, nach der Erhebung desselben zum Kaiserreiche dort seinen Sitz behalten. Kaiser Pedro I. hatte zu Gunsten Brasiliens auf den Thron Portugals 1826 verzichtet und diesen seiner Tochter Maria da Gloria überlassen. Diese Umstände hatten zusammengewirkt, um im portugiesischen Volke das Gefühl der Vernachlässigung seitens seines angestammten Fürstenhauses zu erzeugen, und die Folge war, daß viele zu der Ansicht gelangten, man könnte die Könige überhaupt entbehren.

Maria da Gloria heirathete einen ausländischen Prinzen, den Herzog von Leuchtenberg, und als dieser wenige Monate später starb, vermählte die Königin sich mit einem deutschen Prinzen, mit Ferdinand von Coburg-Kohary. Die Ueberlieferung des portugiesischen Thrones an ein fremdes, dem Volke nicht einmal stammverwandtes Fürstenhaus war der Sache der Monarchie auch nicht förderlich, und es war nur dem klugen Verhalten des Prinz-Gemahls zu verdanken, daß die Anhänger der republikanischen Staatsform nicht schon vor Jahrzehnten einen kräftigen Vorstoß gegen den Thron machten. Dom Fernando, ein für Künste und Wissenschaften begeisterter und hochbegabter Mann, vermied so sorgfältig alles, was die Gefühle der Portugiesen verletzen konnte, befolgte so streng die Gesetze der bestehenden Verfassung, zeigte sich so demokratisch gesinnt, verkehrte so freundlich mit den niedern Ständen, daß er sich sehr bald die Zuneigung des Volkes erwarb und sie sich bis an sein Lebensende erhielt. Die Portugiesen rechneten es ihm sehr hoch an, daß er den Bestrebungen der spanischen Verfechter der Idee eines iberischen Einheitsstaates nicht nur selbst kein Entgegenkommen bewies, sondern auch auf seine Kinder in gleichem Sinne einwirkte, daß er wie Dom Luis die Krone Spaniens ablehnten, als der Königsmacher Prim sie ihnen anbot.

Auch Dom Fernando's Nachfolger, Dom Luis, war darauf bedacht, die Verfassung streng zu beobachten, die Freiheiten des Volkes nicht anzutasten, und aus diesen Gründen gewann auch unter seiner Regierung der Republikanismus in Portugal nicht viel neue Nahrung.

Anders wurde es jedoch, als Dom Luis I. am 19. Oct. 1889 starb und sein Sohn Dom Carlos den Thron bestieg. Schon als Kronprinz und als Regent während der Abwesenheit seines Vaters im Jahre 1886 fand der nunmehrige König kein freundliches Entgegenkommen beim Volke, weil er es nicht verstand, sich dasselbe geneigt zu machen. Weniger leutselig als sein Vater und sein Großvater, weniger demokratisch als diese, mehr bemüht als sie, das Ansehen der Königswürde zu er-

Digitized by Google

höhen, die Macht der Krone zu erweitern, gab er Veranlassung zu der Befürchtung, daß seine Regierung dem Liberalismus und dem Fortschritte nicht sehr dienlich sein wird. Dom Carlos, ein Sprößling eines fremdländischen Fürstenhauses, ist aber obendrein mit einer Tochter des Grafen von Paris, mit Amalie von Orléans, vermählt. Ganz abgesehen davon, daß die frühere Kronprinzessin und jetzige Königin es auch nicht verstanden hat, sich die Zuneigung des Volkes zu gewinnen, das letztere vielmehr durch ihr stolzes Wesen abstößt, ist sie den Portugiesen aber auch aus andern Gründen nicht sympathisch. Der Vertreter des Legitimitätsprincips in Frankreich, der Graf von Paris, ist nicht nur den Republikanern, sondern auch den Liberalen, ja wol selbst ganzen Gruppen von Conservativen Portugals verhaßt, weil er politische und religiöse Ansichten hegt, die mit den portugiesischen nicht vereinbar sind. Die ehrgeizigen Pläne aller Glieder des Hauses Orléans sind hinlänglich bekannt, um die um ihre Freiheit und Unabhängigkeit so besorgten Portugiesen mit Mistrauen gegen ihre Königin und deren Familie zu erfüllen. Man befürchtet, daß die Königin großen Einfluß auf die Politik gewinnen, daß sie dem Klerus, vielleicht sogar den Jesuiten zu Ansehen und Macht verhelfen wird. Man hat Züge von Aehnlichkeit zwischen Königin Amalie und der Tochter des gestürzten Kaisers von Brasilien, Isabella, der Gemahlin des Grafen von Eu, entdeckt, und dieser Umstand ist nicht dazu geeignet, der Gemahlin des Dom Carlos die Herzen der zum Liberalismus neigenden Portugiesen zu gewinnen.

Auch die in ihrem Wesen überwiegend republikanische panlateinische Bewegung hat in Portugal Eingang gefunden, während der von den spanischen Republikanern so lebhaft verfochtene Gedanke an einen iberischen Einheitsstaat dort auf entschiedenen Widerspruch stößt, weil die Verwirklichung desselben die Unabhängigkeit des Landes wahrscheinlich aufheben würde.

Den wichtigsten äußern Anlaß zur Entfaltung der regen republikanischen Propaganda des Jahres 1890 hat jedoch der so plötzlich eingetretene Sturz des Kaiserthums in Brasilien gegeben. Dieses Ereigniß hat in dem durch zahllose Beziehungen mit der neuen Republik auf das engste verbundenen Mutterlande einen nachhaltigen tiefen Eindruck gemacht, und es wird der größten Klugheit des Königs, seiner Regierung und der monarchischen Parteien bedürfen, um diesen Eindruck zu verwischen. Brasilien und gewisse Kreise Frankreichs unterstützen die republikanische Bewegung in Portugal auf das nachdrücklichste; wenn trotzdem daselbst bisjetzt kein directer Versuch gemacht worden ist, die Monarchie zu stürzen, so haben die Leiter der republikanischen Parteien wohl erkannt, daß die Kraft der letztern noch unzureichend ist, andererseits haben die Gegenmaßregeln einiger monarchischer Großmächte doch zur Vorsicht gemahnt. Königin Amalie hat angesichts der Gefahren, welche der portugiesischen Königsfamilie in den vergangenen Monaten wiederholt drohten, ihre Mutter bewogen, die Königin Victoria um ihren Schutz und ihre Hülfe zu bitten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diesen Bemühungen die Beilegung des englisch-portugiesischen Streites zu verdanken ist, der den äußern Anlaß zu den republikanischen Kundgebungen in Portugal gab. Die Königin und ihre Mutter, die Gräfin von Paris, haben aber auch an andern Höfen durch die einflußreichen Mitglieder ihres weitver-

Digitized by Google

zweigten Hauses Interesse für das Schicksal der portugiesischen Monarchie zu erwecken gesucht.

Von anderer Seite sind indessen gleichfalls Schritte gethan worden, um den Umsturzbewegungen in Portugal vorzubeugen.

Der Leiter der conservativen Regierung Spaniens war sich vollständig des Einflusses bewußt, den eine republikanische Erhebung in Portugal auf Spanien ausüben mußte, wo die Monarchie keineswegs so fest gegründet ist, als es zur Zeit den Anschein hat. Obgleich zum Schutz des Landes und seiner Dynastie ein selbständiges Eingreifen Spaniens in die Verhältnisse Portugals von keiner andern Macht beanstandet werden könnte, so hat Cánovas del Castillo es doch für angezeigt gehalten, sich hierüber mit den Regierungen der monarchischen Großmächte für den Fall einer republikanischen Schilderhebung in Portugal ins Einvernehmen zu setzen, und es sind wol auch bezügliche Abmachungen getroffen worden.

Wenngleich nun durch diese mehrfachen Schutzmaßregeln die republikanische Bewegung in Portugal etwas eingedämmt ist, so verhehlt sich doch niemand, der die dortigen Verhältnisse und die Stimmung der Bevölkerung genau kennt, daß sie unter Umständen, die für sie günstiger sind als die augenblicklichen, rasch wieder an Bedeutung gewinnen wird. Die Republikaner sind zu einer Macht geworden, die wahrscheinlich auch in den parlamentarischen Kämpfen der Folgezeit eine hervorragende Rolle spielen wird.

Wenden wir uns nunmehr dem zweiten, für die gegenwärtige politische Lage Portugals so ungemein wichtigen Punkte, den Beziehungen zwischen diesem Staate und England zu.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts war Portugal zur Höhe der Macht gelangt. Dank der Kühnheit und Abenteurerlust seiner Seeleute hatte es einen ungeheuern Colonialbesitz erworben, und konnte Spanien, dem es zur See überlegen war, die Weltherrschaft streitig machen. Der ausgedehnte Länderbesitz, den Portugal in Asien, Afrika und Amerika erlangt hatte, warf zwar zuerst, ohne daß große Anstrengungen nothwendig gewesen wären, ihn fruchtbar zu machen, Erträge ab, die für jene Zeiten sehr bedeutend waren und das Mutterland außerordentlich bereicherten. Die Masse der portugiesischen Bevölkerung war aber zu keiner Zeit sehr groß und reichte kaum aus, die natürlichen Schätze des kleinen Landes zu heben. Wenn nun auch ein großer Procentsatz dieser Bevölkerung nach den Colonien auswanderte, so waren diese Scharen doch vollständig ungenügend, die neuen großen Besitzungen gehörig zu cultiviren, sie verschwanden unter der Masse der Eingeborenen und unter der der Einwanderer, welche aus andern europäischen Ländern nach den Colonien strömten. Die Verwaltung der Portugiesen war höchst mangelhaft, von regem Gewerbfleiße war bei ihnen keine Rede. In den Colonien, namentlich in den ostasiatischen, erlangten daher sehr bald die englischen Kaufleute einen großen Einfluß, da diese es hauptsächlich waren, welche den Handelsverkehr mit Europa vermittelten. Die englischen Regierungen suchten die Rechte ihrer in den portugiesischen Colonien arbeitenden Landsleute auf das nachdrücklichste zu schützen, und frühzeitig wurden zu diesem Zwecke Handels- und Besitzverträge zwischen beiden Ländern abgeschlossen. Hierzu trugen außerdem auch die regen directen Beziehungen zwischen Portugal und England bei, da die politischen wie

Digitized by Google

die Handelsinteressen dieser beiden Seemächte sich vielfach berührten.

Portugal, das schon während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts viel von seinem rasch erworbenen Besitz und Ansehen verloren hatte, büßte vollends unter der Herrschaft der Spanier von 1580 bis 1640 seine frühere Macht ein. Das Mutterland wie seine Colonien wurden von den Castiliern in schmählicher Weise ausgebeutet, und Portugal vermochte nur mit Hülfe Englands, und unter Gewährung immer größerer Vorrechte an diese Macht, seine 1640 wiedererworbene Unabhängigkeit gegen Spanien zu erhalten. Auch in den Kriegen und Streitigkeiten anderer europäischer Mächte mit Portugal trat England für dieses ein, das um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert in Wirklichkeit kaum mehr als ein Vasallenstaat Englands geworden war.

Dieses Verhältniß blieb auch in der Folge bestehen, und selbst Pombal vermochte dasselbe nicht zu ändern. Napoleon konnte sich darauf stützen, als er seine Eroberungsgelüste gegen die Iberische Halbinsel richtete. Die Verweigerung seines Verlangens, daß Portugal seine Häfen für englische Waaren verschließen sollte, gab ihm die gewünschte Veranlassung, das Haus Braganza für abgesetzt zu erklären und den Besitz desselben mit Beschlag zu belegen. Englische Flotten und Heere mußten nun in Portugal den Kampf gegen Napoleon führen. Lord Beresford und andere englische Generale schalteten und walteten dort wie in ihrem Eigenthume, und die nach Brasilien geflüchtete portugiesische Königsfamilie verdankte ihnen die Erhaltung ihres Besitzes.

In den innern Verfassungskämpfen der folgenden Jahrzehnte mußten die Regierungen sich oft genug um Unterstützung an England wenden, das auch aus Rücksicht auf die Erhaltung seines allmächtigen Einflusses in Portugal immer bereit war, Hülfe zu leisten. Die Münzen, deren man sich dort bediente, waren überwiegend die englischen; die Waaren, welche dort gebraucht wurden, kamen von England; auf allen Gebieten der Cultur herrschte der mächtige Lehnsherr oder Beschützer.

Eine Entfremdung fing erst an einzutreten, als vor einigen Jahren die große Colonisationsbewegung alle europäischen Mächte erfaßte, als im Anschlusse an die Gründung des Congostaates die Theilung Afrikas begann, und als die Grundsätze festgestellt wurden, welche für die Geltendmachung von Besitzrechten fernerhin zur Anwendung gelangen sollten.

Portugal besaß zwar aus den Zeiten der ersten großen Colonisationsperiode des 16. Jahrhunderts bedeutende Ländermassen in Afrika, aber es hatte so gut wie nichts gethan, jene Gegenden durch eine gute geordnete Verwaltung in den Bereich der europäischen Cultur zu ziehen. Wo von einer solchen die Rede sein konnte, da war sie von Engländern geschaffen. Der Boden befand sich großentheils in Händen der letztern, die dort den Handel ausschließlich beherrschten, die den Verkehr vermittelten, die die Bodenschätze ausbeuteten. Es waren im Laufe der Zeit eine große Masse englischer Gesellschaften entstanden, die die portugiesischen Colonien bewirthschafteten, ausbeuteten und in denselben unumschränkt herrschten. Stand den Portugiesen somit wol das historische Besitzrecht in vielen Gegenden zweifellos zu, so war doch das Erforderniß des thatsächlichen Besitzes in den Formen einer sorgfältigen Cultur und einer tüchtigen Verwaltung in den meisten Fällen nicht vorhanden. Selbst in Mozambique, in der

Digitized by Google

Delagoabai, in Lourenço Marques, in Angola, Mossamedes und andern Colonien, die als die bestgeordneten unter den portugiesischen Afrikas zu betrachten waren und sind, lagen Handel und Wandel fast ausschließlich in englischen Händen, ja an vielen Orten überwog die englische Bevölkerung die oft nur aus den nothwendigsten Beamten und Zollwächtern bestehende portugiesische ihrer Zahl nach um ein Bedeutendes.

Doch auch nun trat Portugal für sein Besitzrecht in Afrika noch nicht mit der Energie ein, die nach den Beschlüssen der Congo-Conferenz nothwendig gewesen wäre, sondern, auf seine historischen Rechte pochend, ließ es sich in unverantwortlicher Weise Zeit, die Colonialverwaltung den neuern Anforderungen gemäß umzugestalten.

Als Entschuldigung mag ja allerdings gelten, daß Portugal weder über die Menschen verfügte, die afrikanischen Colonien schnell zu besetzen und mit Beamten zu versehen, noch auch über Schiffe und Kriegsmaterial, womit es seine fernen Besitzungen vertheidigen konnte, noch auch namentlich über Gelder, alle die Einrichtungen zu treffen, welche unter den veränderten Verhältnissen und Anschauungen der Gegenwart nothwendig waren.

Unter diesen Umständen war es aber natürlich, daß die portugiesischen und die britischen Interessen oft und an vielen Orten Afrikas in bedenkliche Reibung miteinander geriethen, und letztere mußte allmählich eine Störung des frühern so freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Mächten herbeiführen. Der Nationalstolz der Portugiesen fing darüber an sich zu regen, und sie strebten bewußtermaßen dahin, die Herrschaft Englands abzuschütteln, sich von dem allmächtigen Einflusse desselben zu befreien. Ueberall tauchten nun Streitfragen auf, deren Erörterung immer neuen Anlaß zu mehr oder minder ernsten Conflicten gab. Man fing an, zu sehen, daß die Waaren, die bisher von England bezogen worden, in Deutschland und anderswo billiger und besser zu haben waren. Die genauere Prüfung der Grundlagen, auf denen die zahllosen englischen Handelsgesellschaften geschlossen waren, die in Portugal und seinen Colonien arbeiteten, ergab die überraschende Thatsache, daß viele derselben gar kein Recht hatten zu existiren, die erforderliche Genehmigung zu ihrer Bildung seitens der portugiesischen Regierung nie nachgesucht und erhalten hatten. Diese Handelsgenossenschaften aber riefen natürlich den Schutz ihrer, der englischen, Regierung an, die nicht zögerte, für die Interessen der angeblich Geschädigten nachdrücklich einzutreten. Hauptsächlich aber gab die Angelegenheit der Lourenço-Marques-Eisenbahn zu ernsten Streitigkeiten und Unruhen Veranlassung.

Schon die Genehmigung zur Herstellung dieser Eisenbahn im Jahre 1879 war Ursache großer politischer Bewegungen innerhalb Portugals gewesen, da sich die Conservativen der Angelegenheit zum Kampfe gegen die liberale Regierung bedienten. Der Zweck dieser Eisenbahn war gewesen, das Küstengebiet der Delagoabai mit dem Hinterlande, Lourenço-Marques mit Pretoria im Transvaallande zu verbinden. Darin hatten die Gegner der portugiesischen Regierung eine zu große Nachgiebigkeit gegen England, eine Schädigung der nationalen Interessen erblickt und den Sturz des liberalen Cabinets darüber herbeigeführt, ohne indeß den Abschluß des bezüglichen Vertrages mit der englischen Eisenbahngesellschaft verhindern zu können. Da der Leiter dieses Baues, der amerikanische Ingenieur

Digitized by Google

Mac Murdo, dann in der Folge die eingegangenen Verpflichtungen nicht pünktlich erfüllte, den Sonderinteressen der englischen Actionäre dienend die Fertigstellung der Bahnlinie hintertrieb, so sah sich die portugiesische Regierung, die schon wiederholt neue Fristen zugestanden hatte, im Juni 1889 gezwungen, die der englischen Gesellschaft gewährte Concession zurückzuziehen und dieselbe einer neuen Genossenschaft zu übertragen. Dieser Schritt führte zu so ernsten Zwistigkeiten mit England und Nordamerika, daß eine Zeit lang der Abbruch der Beziehungen zwischen diesen Mächten und Portugal befürchtet wurde, und letzteres mußte sich endlich dazu verstehen, ein Einvernehmen mit der ersten Gesellschaft anzubahnen.

Während der Verhandlungen über diese und mehrere andere auf die afrikanischen Colonien bezüglichen Angelegenheiten und Streitfragen ereigneten sich in Portugal selbst Dinge, die zur Verschärfung des Conflicts mit England wesentlich beitrugen.

Eine der Haupteinnahmequellen Portugals haben von jeher der Weinbau und der Weinhandel gebildet und zwar hauptsächlich der Vertrieb der unter dem Namen Portwein in aller Welt bekannten und beliebten Douroweine.

Die Reblaus hat aber seit längerer Zeit große, dem Weinbau gewidmete Gebiete vernichtet, diesen Zweig der Landwirthschaft auf das höchste geschädigt und die Weinbau treibende Bevölkerung in eine arge Nothlage gebracht. Außerdem hat die Ausfuhr von Portweinen unter der Herstellung von Kunstweinen sehr gelitten, die in ungeheuern Massen im Auslande als echte Portweine in den Handel gebracht worden sind. Der alte gute Ruf der echten Portweine ist dadurch auf das empfindlichste geschädigt worden. Die massenhafte Fälschung wurde theils in Porto, theils im Auslande vorgenommen; namentlich machten sich mehrere sehr bekannte und sehr große von Ausländern geleitete Weinexporthäuser Portos derselben schuldig. Da diesem schmachvollen, das Ansehen Portugals, der Portugiesen und ihrer Weine im Auslande sehr herabsetzenden Treiben auf gesetzlichem Wege kein Ende zu machen war, so beschlossen die Weinbauer des Dourogebietes und dann überhaupt Nordportugals, zum Selbstschutze zu greifen, sich zusammenzuthun und den Handel mit ihren Weinen in ihre eigene Hand zu nehmen. Diesen Bestrebungen kam der Centralverein für Handelsgeographie in Berlin entgegen, indem er zum Zwecke der Belebung des directen Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Portugal die Einrichtung einer portugiesischen Weinausstellung in Berlin anregte. Der Plan wurde im November 1888 ausgeführt und der Erfolg war ein bedeutender; die nordportugiesischen Weinbergsbesitzer traten daher zu einer Actiengesellschaft zusammen, die auf Grund der Eröffnung des deutschen Marktes den Ausfuhrhandel mit reinen, unverfälschten Naturweinen im größten Maßstabe betreiben wollten. Sie glaubten dazu aber der Unterstützung des Staates nicht entrathen zu können, Verhandlungen mit der Regierung wurden angeknüpft und im December 1888 die Königliche Nordportugiesische Weincompagnie gebildet, die unter staatlicher Aufsicht den Weinhandel betreiben wollte. Dagegen erhoben jedoch die großen Weinexporteure Portos den lebhaftesten Widerspruch und boten alle nur erdenklichen Mittel auf, um die Ratificirung dieses Vertrags zu hintertreiben, weil sie denselben als vernichtend für ihren ungemein erträglichen Handel betrachteten. Sie suchten zugleich, und mit bestem

Digitized by Google

Erfolge, den gesammten Handelsstand Portos und die politischen, der Regierung feindlichen Parteien für ihre Sache zu interessiren und wandten sich, da unter ihnen eine große Zahl Engländer war, an die englische Regierung mit dem Ansuchen, daß diese ihre Rechte der portugiesischen Regierung gegenüber mit dem nöthigen Nachdrucke vertreten möge. Nicht genug damit, riefen die reichen Weinhändler auch eine starke Arbeiterbewegung hervor, indem sie die Handwerker, die Schiffer, Fischer und Lastträger Portos zu großen Strikes veranlaßten, um dadurch auf die Regierung einen starken Druck auszuüben.

Das Cabinet sah sich wirklich gezwungen, diesem mächtigen Ansturme nachzugeben, den ersten Vertrag mit der Nordportugiesischen Weingesellschaft aufzuheben und einen neuen, den Interessen der Weinexporteure Rechnung tragenden am 15. März 1889 abzuschließen. Doch auch damit wurde der Conflict, welcher nachgerade ausgeprägt politischen Charakter angenommen hatte, nicht beigelegt, und erst am 17. Juni 1890 wurde seitens des im Jahre zuvor zur Entscheidung in dieser Streitfrage eingesetzten Schiedsgerichts ein für die Nordportugiesische Weingesellschaft günstiges Urtheil gefällt.

Es war hauptsächlich englisches Geld gewesen, das diese mächtige Bewegung so andauernd in Fluß erhalten hatte; es waren die Interessen der unermeßlich reich gewordenen, überwiegend der englischen Nation angehörigen Großhändler Portos gewesen, die auf dem Spiele gestanden hatten, denn es hatte sich darum gehandelt, das Monopol zu beseitigen, das diese kapitalkräftigen fremden Weinexporteure sich geschaffen hatten. Wenngleich die englische Regierung nicht Veranlassung gehabt hatte, direct einzugreifen, so hatte sie die portuenser Landsleute doch moralisch unterstützt; die londoner Presse hatte gegen die portugiesische Regierung Partei ergriffen, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die öffentliche Meinung gegen Portugal aufzureizen und darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse in Afrika geradezu zur Schadloshaltung Englands an dem abtrünnigen Portugal herausforderten.

Diese Agitation verfehlte ihr Ziel um so weniger, als portugiesische Reisende in Innerafrika nun, leider zu spät, das Besitzrecht Portugals zu sichern, seine Machtsphäre auszudehnen und eine Verbindung zwischen den ost- und westafrikanischen Besitzungen herzustellen suchten, was den Interessen der Engländer durchaus zuwiderlief. Kaum waren die großen für die Geschichte Portugals so ungemein bedeutenden Ereignisse des Spätherbstes 1889: der Tod des Königs Ludwig I., der Sturz der Monarchie in Brasilien, eingetreten, so kamen auch aus Afrika die folgenschweren Nachrichten über die daselbst zwischen den Portugiesen und den Engländern ausgebrochenen Feindseligkeiten.

Die öffentliche, den Engländern seit lange abgeneigte Meinung Portugals gelangte infolge dessen um die Jahreswende von 1889 zu 1890 zu lebhaftestem Ausdrucke und richtete sich, dank der Thätigkeit der Republikaner, nicht nur gegen die Uebergriffe Englands in die Besitzrechte Portugals, sondern auch gegen die Regierung, der der Vorwurf der Schwäche gemacht wurde. Im Januar 1890 sah sich das liberale Cabinet gezwungen, der Uebermacht ihrer Gegner zu weichen, den Conservativen die Herrschaft über das Land zu überlassen. Die Beziehungen zu England wurden dadurch jedoch nicht verändert. Der Conflict spitzte sich vielmehr in dem Maße zu, wie neue Nachrichten aus

Digitized by Google

Afrika anlangten; denn immer deutlicher zeigte sich jetzt, welche Absichten die Engländer in Afrika verfolgten und welche Mittel sie den Portugiesen gegenüber anwandten, um ihre Zwecke zu erreichen. Sie sahen, daß Eile noththat: das Vorgehen der Deutschen in Ostafrika; der Miserfolg Stanley's hinsichtlich der geheimen Mission, welche ihm offenbar mit Bezug auf Emin-Pascha übertragen worden war; die Bemühungen der Spanier, der Franzosen und der Portugiesen, noch den letzten Augenblick zur Erweiterung ihrer Macht und ihres Länderbesitzes zu benutzen, veranlaßten sie, die letzten Rücksichten gegen Portugal hintanzusetzen und diesem zu entreißen, was nicht anerkanntermaßen thatsächlich von ihm besetzt war. Mehrmals steigerte sich die Aufregung der Portugiesen gegen die Engländer daher bis zu dem Grade, daß sie das Verlangen der Kriegserklärung gegen ihre einstigen Freunde stellten. Als dann vollends die Regierung den Vertrag vom 20. Aug. abschloß, da war das Maß der Geduld der Portugiesen erfüllt. Das Cabinet Serpa Pimentel mußte am 17. Sept. der Volkswuth weichen, und drei Wochen vergingen, ehe die Krisis überwunden wurde, ehe sich die Männer fanden, welche es unternehmen wollten, sich unter so ungünstigen Verhältnissen der schweren Aufgabe der Herstellung eines freundlichen Einvernehmens mit England zu unterziehen. Mit Ausnahme einer kleinen Gruppe von Conservativen, die das Verhalten des Cabinets Serpa Pimentel billigte, waltete in allen andern politischen Kreisen und in der gesammten Bevölkerung Portugals die Ansicht vor, daß der englisch-portugiesische Vertrag vom 20. Aug. dem Verluste der portugiesischen Besitzungen in Afrika gleichbedeutend war, weil er den Engländern nicht nur den Handel und Verkehr in denselben vollständig freigab, sondern auch die Möglichkeit der freien Verfügung über den Portugal zuerkannten beschränkten Besitz ausschloß.

Angesichts der außerordentlichen, die Monarchie auf das höchste bedrohenden Bewegung in Portugal, wahrscheinlich auch auf Grund der Vorstellungen des portugiesischen Hofes und mehrerer europäischen Großmächte, hat sich die englische Regierung nun am 14. Nov. zum Abschlusse eines modus vivendi entschlossen, der Portugal zwar nur sehr unbedeutende Zugeständnisse macht, aber daselbst für den Augenblick wenigstens die drohende Gefahr einer republikanischen Bewegung beseitigt hat. Hoffentlich wird es dem von General Abreu e Souza gebildeten, aus Mitgliedern aller Regierungsparteien zusammengesetzten Ministerium nach diesem ersten Erfolge gelingen, in den nächsten sechs Monaten, während deren der modus vivendi Geltung haben soll, einen für die beiden Mächte annehmbaren Vertrag abzuschließen, durch den gleichzeitig auch die Spannung beseitigt wird, welche seit längerer Zeit, wie wir gesehen haben, zwischen England und Portugal bestanden hat.

Die innere politische Lage ist durch die im Vorstehenden behandelten zwei wichtigen Fragen wesentlich bedingt und gestaltet worden. Der unaufhörliche Kampf der miteinander um die Herrschaft ringenden Parteien drehte sich hauptsächlich um diese Angelegenheiten. Ein wenig erfreuliches Bild ist es, das sich uns bietet, wenn wir den heutigen Parlamentarismus Portugals einer genauen Untersuchung unterwerfen. Persönliche, materielle eigennützige Interessen walten in demselben vor; es herrscht die selbstgefällige Schönrednerei, deren Unfruchtbarkeit deutlich zu Tage tritt, wenn man die praktischen Ergebnisse

Digitized by Google

der langathmigen Debatten der Cortes ins Auge faßt. Ueber den glänzenden Redeleistungen werden die wichtigsten Aufgaben vernachlässigt. Die Verwaltung, welche der Besserung dringend bedürfte, bleibt so mangelhaft, wie sie ist. Die Finanzlage gestaltet sich immer ungünstiger, denn die Einnahmen vermindern sich und die Ausgaben wachsen; ein großer Fehlbetrag erscheint bei jedem Rechnungsabschlusse, und der Credit, welcher Portugal in den vergangenen Jahren seitens des Auslandes entgegengebracht wurde, ist seit dem Tode des Königs Ludwig I. sehr vermindert. Handel und Gewerbe liegen danieder; es fehlt an den Mitteln, an dem Interesse, sie zu heben, gerade so wie es an den Mitteln fehlt, die Marine den heutigen Anforderungen entsprechend umzugestalten und neues, brauchbares Flottenmaterial zu beschaffen.

Ist die politische Lage des Landes im allgemeinen zur Zeit zwar nicht als eine trostlose zu bezeichnen, so ist sie doch sicherlich keineswegs befriedigend, und der politische Horizont zeigt manche dunkeln Punkte, die die Krone und die Regierung genau beobachten sollten, wenn sie sich und das Land vor Gefahren schützen wollen.

Die Auslieferung von politischen Verbrechern.

Von **Ludwig Fuld.**

Der verstorbene französische Minister Rouher, der bekannte „Vicekaiser" des zweiten Kaiserreichs, nannte einmal in der französischen Kammer die Auslieferung von flüchtigen Verbrechern ein Mittel contre l'ubiquité du mal. Es ist schwer, diesen Ausdruck in einer dem Sinne vollkommen entsprechenden Weise in der deutschen Sprache wiederzugeben, da wir kein Wort haben, welches den Begriff ubiquité vollkommen enthält*, was um so bedauerlicher ist, als das Wesen der Auslieferung nicht kürzer noch treffender bezeichnet werden kann, als es in dem angeführten Ausspruche geschehen ist. In je höherm Maße sich die Ueberzeugung, daß alle Culturvölker an der Aufrechthaltung der Rechtsordnung ein wesentliches Interesse besitzen, unter den Staaten ausbreitete, um so zahlreicher wurden auch die Auslieferungen von Verbrechern; je mehr man einsah, daß die Nichtauslieferung eines schweren Verbrechers nicht nur die Rechtsordnung des Staates verletze, gegen dessen Gesetze sich derselbe vergangen hatte, sondern in weiterm Sinne auch die Rechtsordnung jedes andern Staates, um so leichter gelang es, Auslieferungsverträge abzuschließen, durch welche eine immer größer werdende Anzahl von Vergehen als solche strafbare Handlungen bezeichnet werden, wegen deren auf Verlangen die Auslieferung des verfolgten Thäters stattfinden solle. Eine eigenthümliche Stellung nehmen nun sowol in der Auslieferungslehre wie in

* Unsers Erachtens reicht das Wort „Allgegenwärtigkeit" völlig aus. D. Red.

Digitized by Google

den Auslieferungsverträgen die politischen Verbrechen ein, und die neueste Entwickelung des internationalen Rechts scheint auch bezüglich ihrer dem Gedanken Rechnung tragen zu wollen, daß die Nichtauslieferung von Verbrechern auf das allergeringste Maß zu beschränken ist.

Der Grundsatz, daß wegen eines politischen Verbrechens eine Auslieferung nicht stattfinden soll, welcher in allen Auslieferungsverträgen und Auslieferungsgesetzen der neuern Zeit wiederkehrt und mit Recht daher als einer der am wenigsten bestrittenen Sätze des Völkerrechts bezeichnet werden darf, ist keineswegs unausgesetzt seitens der Staaten anerkannt worden; im Gegentheile, im 18. Jahrhunderte waren die politischen Verbrechen fast die einzigen, wegen deren eine Auslieferung bewilligt wurde, und das ganze Institut der Auslieferung hat sich eigentlich aus der Auslieferung politischer Verbrecher entwickelt. Erst seit Beginn dieses Jahrhunderts, genauer seit Beendigung der Freiheitskriege, hat sich die entgegengesetzte Anschauung Geltung verschafft; zuerst war es Frankreich, welches den politischen Verbrechern ein Asyl gewährte, im Laufe der Zeit eigneten sich auch die andern Staaten, vor allem England und die Schweiz, diese Auffassung an; jedoch wurde der Begriff des politischen Verbrechens seitens der Staaten bald in engerm, bald in weiterm Sinne aufgefaßt, und wenn man seitens dieses Staates nur ein solches Vergehen darunter verstand, welches nur die Merkmale einer Verletzung der politischen Rechtsgüter besaß, so betrachtete man seitens eines andern auch die Strafthat als politisches Delict, welche neben dem politischen Charakter den Charakter eines gemeinen Verbrechens trägt.

Daß eine Auslieferung wegen eines rein politischen Verbrechens von einem Staate nicht bewilligt werden kann, liegt auf der Hand; es ergibt sich dies nicht nur aus der Erwägung, daß die meisten Staaten die politischen Delicte gegen fremde Staaten nicht strafen, sondern auch aus der Berücksichtigung der Thatsache, daß der Inhalt des politischen Vergehens ein wandelbarer ist, daß er sich mit der Aenderung der Verfassung und anderer Grundgesetze ebenfalls ändert. „Ein Staat", sagt Lammasch, dessen Buch über die Auslieferung die bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete ist, „der sich zur Auslieferung politischer Verbrecher verpflichtete, würde damit ein Blanket ausstellen, dessen Ausfüllung er dem betreffenden fremden Staate überließe. Was immer dieser als seine Verfassung wollte oder ertrüge, würde er seinerseits zu schützen sich verpflichtet haben." Eine solche Verpflichtung kann aber kein Staat übernehmen, und der Grundsatz, daß wegen eines rein politischen Verbrechens eine Auslieferung nicht stattfindet, wird daher zu allen Zeiten als bindend anerkannt werden müssen, mag auch im übrigen das Völkerrecht den größten und wichtigsten Veränderungen noch unterzogen werden. Anders verhält es sich mit der Auslieferung wegen eines gemischt-politischen Verbrechens, d. h. eines Verbrechens, das sowol politisches wie gemeines ist; ein gemischt-politisches Verbrechen ist z. B. der aus politischem Motive oder zu einem politischen Zwecke begangene Fürstenmord; gemischt-politische Verbrechen sind die Sprengungen von Eisenbahnbrücken, Gebäuden und Tunnels, welche seitens der Anarchisten und Fenier in den letzten Jahren verübt wurden aus politischen oder socialen Motiven; ein gemischt-politisches Verbrechen ist auch die Ausgabe von Papiergeld, welches die revolutionäre Re-

Digitized by Google

gierung eines Landes, das gegen die rechtmäßige Regierung im Aufstande begriffen ist, herstellen läßt. Die Behandlung dieser Delicte hat dem Völkerrechte schon viele Schwierigkeiten verursacht, und im Laufe der letzten Jahrzehnte hat ein mehrfacher Wechsel der Meinungen darüber stattgefunden. Kein Zweifel besteht darüber, daß wegen der in einem Bürgerkriege begangenen Acte der Kriegführung, welche dem Kriegsgebrauche der civilisirten Völker entsprechen, eine Auslieferung nicht stattfindet, vorausgesetzt allerdings, daß die Revolutionspartei von der rechtmäßigen Regierung als kriegführende Macht anerkannt wird, was bekanntlich zumeist nicht der Fall ist. Im übrigen aber hat die Völkerrechtslehre bis in die allerjüngste Gegenwart daran festgehalten, daß auch wegen der gemischt-politischen Verbrechen die Auslieferung nicht bewilligt werden soll, es sei denn, daß es sich um die schwersten Verbrechen gegen das Leben der Staatsoberhäupter und deren Angehörige handelt. Die letztere Einschränkung bildet den Inhalt der genannten belgischen Attentatsclausel; dieselbe wurde aus Anlaß eines gegen Napoleon III. im September 1854 versuchten Attentats auf der Eisenbahnstrecke Lille-Calais von der belgischen Regierung in das Gesetz vom 22. März 1855 aufgenommen und ging seitdem in die Auslieferungsverträge der meisten Staaten über. England, die Schweiz und Italien haben sich jedoch nicht zu ihrer Aufnahme seither verstanden.

Die schauerlichen Verbrechen, welche im Laufe des letzten Jahrzehnts von einer Bande wahnwitziger Mordgesellen in den verschiedenen Ländern Europas zu politischen oder socialen Zwecken verübt wurden, haben nun in immer weitern Kreisen die Ueberzeugung hervorgerufen, daß eine weitere Einschränkung des Grundsatzes der Nichtauslieferung politischer Verbrecher ein Bedürfniß und ein Gebot der Nothwendigkeit sei; die öffentliche Meinung, soweit sie nicht entartet ist, bäumte sich dagegen auf, daß den Anarchisten und Feniern, welche mit kaltem Blute gemeingefährliche Verbrechen der größten Ausdehnung verübten oder versuchten, um ihrem Hasse gegen die bestehende Rechtsordnung einen erkennbaren Ausdruck zu geben, die Wohlthat des Asylschutzes zugute kommen dürfe; das moderne Rechtsbewußtsein schauderte vor dem Gedanken zurück, „als könne vielleicht die Rücksicht auf den der Billigung und Bewunderung würdigen letzten Zweck der That ihren Urheber vor der für die angewendeten Mittel verdienten Strafe schützen"; mit Recht nennt Lammasch diesen Schauder einen der größten Culturfortschritte, welchen die Menschheit seit der Renaissance aufzuweisen hat, und wir sehen die Früchte dieses Fortschrittes in dem neuen Auslieferungsgesetze, das sich die Schweiz zu geben im Begriffe steht, und welches ohne Zweifel für die weitere Ausbildung der Auslieferung von hoher Bedeutung sein wird. Dieses von dem bekannten Völkerrechtslehrer Rivier in Brüssel ausgearbeitete Gesetz hält, den Traditionen des Schweizervolks entsprechend, daran fest, daß wegen politischer Verbrechen eine Auslieferung nicht bewilligt wird; sofern jedoch ein Verbrechen sowol die Merkmale des politischen wie des gemeinen besitzt, so kann gleichwol die Auslieferung durch das Bundesgericht verfügt werden, wenn der Charakter des gemeinen Verbrechens den politischen überwiegt. Es kommt hiernach auf eine genaue Untersuchung des vorliegenden Verbrechens an, um festzustellen, ob dasselbe mehr in die Klasse der politischen oder der gemeinen Verbrechen gehört. Man hat gegen

Digitized by Google

diese Fassung vor allem den Einwand erhoben, daß es ungemein schwierig sei, diese Feststellung in einem bestimmten Falle vorzunehmen; man kann dies zugeben, allein eine Fassung, welche von Schwierigkeiten frei ist, wird sich überhaupt nicht finden lassen, und sicher scheint der Vorschlag der Schweiz den Vorzug vor allen übrigen Vorschlägen, so zahlreich sie auch sind, zu verdienen, die man in den letzten Jahren in dieser Beziehung gemacht hat. Es kann hiernach ein Verbrechen, das nicht nur aus einem politischen Motive, sondern auch zu einem politischen Zwecke verübt wurde, sehr wohl die Grundlage für die Auslieferung bilden; der Anarchist Reinsdorff, welcher gelegentlich der Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde versuchte, den Kaiser und die deutschen Fürsten mittels einer Dynamitexplosion zu vernichten, würde auf Grund des neuen schweizerischen Gesetzes seitens der Schweiz unbedingt ausgeliefert worden sein, dagegen hätte der im Jahre 1879 von Frankreich an Rußland ausgelieferte Nihilist, welcher im Interesse der russischen social-revolutionären Partei lediglich zu politischen Zwecken Veruntreuung von Urkunden begangen hatte, nach Maßgabe dieses Gesetzes nicht ausgeliefert werden können, weil bei ihm nicht der Charakter des gemeinen, sondern derjenige des politischen Verbrechens bei weitem überwog. Diese beiden Beispiele zeigen, daß einerseits das eidgenössische Gesetz viel weiter geht als die Verträge, in welche sich die belgische Attentatsclausel Eingang verschafft hat, daß es aber andererseits durchaus ungerechtfertigt ist, wenn man ihm vorgeworfen hat, es vernichte den bislang den politischen Flüchtlingen gewährten Asylschutz. Gerade dadurch, daß die Schweiz das Asyl in Zukunft den Personen versagt, welche auf dasselbe weder nach Recht noch Billigkeit einen Anspruch haben, kann sie jedem Angriffe auf den Asylschutz der politischen Verbrecher im engern und engsten Sinne mit um so stärkerm Nachdrucke und desto größerer Entschiedenheit entgegentreten, und wir erachten es als eine höchst segensreiche Fortbildung des Völkerrechts, daß gerade die Schweiz, der Asylstaat vor allen, den andern Staaten zeigt, daß die Zeiten doch endgültig vorüber sind, in welchen man in einer gewissen Vorliebe für politische Verbrecher ganz zu vergessen schien, daß auch ein an sich berechtigter, vielleicht sogar ein edler und schöner Zweck niemals die Anwendung verbrecherischer Mittel rechtfertigen darf. Der Zweck heiligt eben nicht die Mittel, und auch die glühende Begeisterung für das Wohl des Volks kann einen Mord oder die Sprengung von Gebäuden nicht zu einer des Beifalls würdigen That stempeln. Wenn der Nihilist Nikolai Suchanow, welcher wegen Ermordung Alexander's II. verurtheilt wurde, seinen Richtern erklärte, die Liebe zum Vaterlande, zum Volke und zu der Freiheit habe ihn veranlaßt, selbst über die moralischen Pflichten hinwegzusehen, so wird man bei aller Anerkennung dieser Empfindung doch niemals zu der Billigung eines Standpunktes kommen können, welcher um der Liebe zum Vaterlande willen den Mord für erlaubt hält. Wir denken eben heute hierüber schärfer, strenger und sittlicher als die antike und mittelalterliche Welt: die That eines Harmodius und Aristogiton, welche den Tyrannen um der Freiheit willen ermordeten, erscheint uns zwar im Lichte mildernder Umstände, allein die Billigung vermag ihr das moderne Rechtsbewußtsein nicht zu ertheilen. Die Schärfung des öffentlichen Gewissens, das Ergebniß einer langen Entwickelung

Digitized by Google

hat dahin geführt, daß im Interesse der Weltrechtsordnung, an der alle Culturstaaten betheiligt sind, die Nichtauslieferung politischer Verbrecher eine Einschränkung erlitt, und es ist das Verdienst der Schweiz, durch ihre Gesetzgebung der hierauf gerichteten Absicht zuerst einen entsprechenden Ausdruck gegeben zu haben. Es darf wol angenommen werden, daß das schweizerische Gesetz den Staaten zum Anlaß werden wird, ihre Auslieferungsverträge einer Abänderung zu unterziehen, welche an Stelle der veralteten, ungenügenden und unbrauchbaren belgischen Attentatsclausel die Fassung für die empfehlenswertheste erklärt, deren sich jenes Gesetz bedient hat.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne dem lebhaften Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß in den Auslieferungsverträgen, welche 1884 und 1885 zwischen Preußen, bezw. Baiern einerseits, Rußland andererseits abgeschlossen wurden, die Auslieferung auch wegen Beleidigung des Landesherrn oder eines Mitgliedes der landesherrlichen Familie zugesichert worden ist; ein Russe, welcher irgendeinen der zahlreichen russischen Großfürsten beleidigt, wird auf Grund dieses Vertrages von den beiden großen Bundesstaaten des Deutschen Reiches der russischen Justiz überliefert. Diese Bestimmung enthält, wie von den hervorragendsten Rechtslehrern übereinstimmend anerkannt wird, einen sehr bemerkenswerthen Rückschritt, namentlich wenn man bedenkt, daß sie sich in einem Vertrage befindet, der mit einem Staate abgeschlossen ist, in welchem das aller Gerechtigkeit Hohn sprechende System der Verbannung auf administrativem Wege in größtem Umfange angewendet wird. Die preußische und bairische Regierung würden sich zweifellos ein Verdienst erwerben und auch im Einklange mit der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes handeln, wenn sie diesen dem modernen Völkerrechte nicht entsprechenden Vertrag sobald wie möglich kündigen wollten.

Das Erdwachs.

Eine Weihnachtsstudie von **Dr. Karl List.**

Von allen Herrlichkeiten, welche das Weihnachtsfest bringt, ist uns doch keine mehr lieb und werth als der Tannenbaum mit seinem hellen Kerzenglanze. Wo auch immer der Deutsche das Weihnachtsfest feiert, die Kerzen dürfen nicht fehlen, ohne sie gibt es keine Weihnachtsfreude. Keine Gasflamme, kein elektrisches Licht, nichts, was die Beleuchtungstechnik noch ersinnen mag, wird jemals die bescheidene Kerze von ihrem Platze auf dem Weihnachtsbaum verdrängen.

Wir sprechen hier von den sogenannten Wachskerzen. Aber aus wahrem Bienenwachs besteht nur noch ein geringer Theil der Weihnachtskerzen. An vielen Orten sind echte Wachskerzen oder reiner Wachsstock kaum oder wenigstens nur zu hohem Preise zu haben. Es würde gegenwärtig nicht mehr möglich sein, den immer mehr ge-

Digitized by Google

steigerten Bedarf an Kerzen aus Bienenwachs allein zu befriedigen, da die Production von diesem nicht nach Belieben vermehrt werden kann. Selbst wenn es möglich wäre, die Bienen zu größerm Fleiße in der Erzeugung von Wachs anzuspornen, so liegt dies doch keineswegs in der Absicht der Bienenzüchter; diese haben vielmehr die Dzierzon'schen Bienenkörbe mit künstlichen Zellen eingeführt, um den Bienen die Umwandlung des Honigs in Wachs zu ersparen. Außerdem ist die Verwendung von Wachs in andern Industriezweigen bedeutend gesteigert; außerordentlich große Mengen werden unter anderm bei dem jetzt so allgemein gewordenen Bohnen der Fußböden verbraucht, während dies vor 30 oder 40 Jahren nur selten geschah und für unnöthigen Luxus gehalten wurde.

So ergab sich die Nothwendigkeit, einen Ersatz für das Wachs zu suchen. Für Tafelkerzen wurde ein Surrogat in Stearin und Paraffin gefunden. Beide sind jedoch in den wesentlichsten Eigenschaften von Wachs verschieden; denn Stearin brennt mit weniger heller Flamme, die schönen durchscheinenden Paraffinkerzen brennen zwar mit hellerer Flamme, sind dagegen weicher und leichter schmelzbar als das Wachs; das Stearin ist härter und schwerer schmelzbar. Beiden fehlt aber die merkwürdigste Eigenthümlichkeit des Wachses; denn weder Stearin noch Paraffin lassen sich bei gewöhnlicher Temperatur biegen und auch nach mäßiger Erwärmung nicht kneten oder modelliren; während zwei Stückchen Wachs sich durch Drücken zwischen den warmen Fingern leicht zu einem Stück vereinigen lassen, bleiben Stearin und Paraffin beim Drücken bröckelig und werden bei starkem Druck in weißes Pulver verwandelt. Beim Erwärmen wird Stearin nicht biegsam wie das Wachs, Paraffin nur in geringem Grade. Aus diesem Grunde können wir aus Stearin und Paraffin wol Kerzen gießen, aber nicht ein Surrogat für unsern Wachsstock erhalten, der sich beim mäßigen Erwärmen abwickeln lassen soll, um zu kleinen Kerzen für den Weihnachtsbaum zerschnitten zu werden, die sich durch einfaches Aufdrücken auf eine Unterlage befestigen lassen. Um billiges Material für Wachsstock zu liefern, hat man wol auch ungebleichtes Wachs, mit Terpentin versetzt, also eine wirkliche Fälschung begangen. Die hieraus verfertigten Kerzen haben nur die eine gute Eigenschaft, sich gut aufkleben zu lassen, brennen aber mit dunkler, röthlicher Flamme, die leicht rußt und den Docht nicht völlig verzehrt; nach dem Ausblasen geben sie einen starken übelriechenden Qualm.

Seit einiger Zeit ist nun ein drittes Surrogat, ein wirklicher Ersatz für das Bienenwachs aufgekommen, welches diesem in den wichtigsten Eigenschaften nicht nachsteht, es vielmehr in den meisten übertrifft. Es ist unter dem Namen Ceresin zuerst 1872 in den Handel gekommen; auf der wiener Weltausstellung von 1873 hat es die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dort war ein monumentaler Aufbau von der Firma Otto in Frankfurt a. O. errichtet. Auf mehrern treppenförmigen Stufen, deren Farbe die Schattirungen von schwarzbraun bis hell-honiggelb durchlief, erhob sich eine etwa 8 Meter hohe Säule von dem gelblichen Weiß und der Lichtdurchlässigkeit des gebleichten Wachses. Als Material war Erdwachs oder Ozokerit angegeben und die Farben entsprachen den Stufen der Reinheit, die dasselbe während der Fabrikation durchlaufen hatte, um die Handelswaare zu liefern, welche den Namen

Digitized by Google

Ceresin erhalten hat. (Etymologisch richtiger würde der Name Ceroïd sein, welcher die Aehnlichkeit mit cera, dem Bienenwachs, noch besser bezeichnen würde.)

Noch anziehender für das große Publikum war vielleicht die Ausstellung der Ceresinfabrik von H. Ujhely in Stöckerau bei Wien; sie zeigte das neue Material in mannichfachster Verarbeitung: als Kerzen der verschiedensten Größen und Farben, einfach und auf das geschmackvollste decorirt, und Wachsstock oder Wachsdraht in mannichfachster Verwendung und gefälliger Form, sodaß diese Ausstellung einen wirklich anmuthigen Anblick gewährte. Noch drei andere Firmen aus der Umgebung von Wien hatten Ceresinfabrikate ausgestellt, und außer ihnen Dingler u. Comp. in Mährisch-Ostrau, zwei Fabriken in Galizien, eine in Bukarest, und endlich aus England J. Field und die Price Candle Company in London.

So trat den meisten Besuchern der wiener Ausstellung das neue Fabrikat in wahrhaft überraschender Weise entgegen. Aber selbst von den Mineralogen war dessen Rohstoff, der Ozokerit oder das Erdwachs, kaum gekannt oder beachtet. In den ältern Lehrbüchern finden wir erwähnt, daß er in geringen Mengen bei Newcastle, bei Garning in Oesterreich, bei Wettin und bei Slanik in der Moldau vorkomme, und der Zusatz, daß es hier zu Kerzen benutzt werde, ließ auf ein ergiebiges Vorkommen schließen. Das Erdwachs von Galizien, am Nordrande der Karpaten, besonders bei Drohobycz, welches gegenwärtig die größte Bedeutung erlangt hat, scheint nur in der nächsten Nähe bekannt gewesen zu sein; dort ist es in ungereinigtem Zustande schon lange als Kerzenmaterial benutzt; aber auch diese Thatsache ist erst bekannt geworden, seitdem die wiener Ausstellung die Aufmerksamkeit auf dieses eigenthümliche Product des Mineralreichs gelenkt hatte.*

Das Erdwachs oder der Ozokerit ist im Zustande größter Reinheit dunkel-honiggelb, seidenartig schimmernd oder wachsartig glänzend, faserig-blätterig-spaltbar, sehr weich, sodaß es vom Fingernagel geritzt wird, beim Schneiden zerbröckelt es leicht, in der Kälte läßt es sich zu Pulver zerreiben, beim Drücken zwischen den warmen Fingern schwieriger als Wachs kneten. Der Schmelzpunkt ist 80° C. und darüber, also 20° höher als der des gereinigten Bienenwachses. Es löst sich leicht in Benzin, Petroleum und Terpentinöl.

Diese Eigenschaften des reinen Minerals besitzt jedoch das Erdwachs gewöhnlich nur unvollständig, weil es meistens Verunreinigungen enthält, durch welche es sowol weicher und leichter schmelzbar — bei 60—70° — als auch dunkler, mehr oder weniger braun wird. Die Ursache der größern Weichheit ist ein Gehalt an Erdöl, dessen Gegenwart sich durch den Geruch verräth und sich leicht aus dem Umstande erklärt, daß in der Nähe von Erdwachs häufig auch Erdöl oder Petroleum vorkommt. Dieser innige Zusammenhang bietet in mehrfacher Beziehung großes Interesse. Das Vorkommen in Galizien ist in dieser Hinsicht besonders bemerkenswerth, ebenso wie dasselbe auch für die Industrie die größte Bedeutung gewonnen hat.

Am nördlichen Fuße der Karpaten zieht sich eine Kette von Erdwachslagern in südöstlicher Richtung durch das sieben-

* Vgl. den kurzen Hinweis auf diesen „ganz modernen Beleuchtungsstoff" in dem Aufsatze „Die Fortschritte der chemischen Industrie", von Dr. H. Schwarz in Graz, in „Unsere Zeit", Neue Folge, XIII, 1., 301 fg.
D. Red.

Digitized by Google

bürgische Hügelland bis in die Donauebene der Moldau und verschwindet erst am Schwarzen Meere. Das am meisten nach Westen vorgeschobene Vorkommen ist das bei Boryslaw, in der Nähe von Drohobycz, welches zugleich das ergiebigste ist. Hier schließt sich die galizische Erdöl- oder Petroleumzone an, welche von Krakau bis hierhin verläuft. Die geognostischen Verhältnisse stimmen bei beiden überein; das Petroleum findet sich ebenso wie das Erdwachs im Salzthon der Tertiärformation, welche dem Kreidesandstein der Karpaten aufgelagert ist. Die tertiären Schichten zeigen hier eine faltenähnliche Zusammenschiebung, welche wol durch einen Seitenschub verursacht ist, den das Karpatengebirge bei seiner Hebung hervorbrachte. Die Streichungslinie der Mulden und Sättel läuft parallel der Erhebungslinie des Gebirges. Auf den Höhen der Sättel und in den Tiefen der Mulden sind infolge der Biegung zahlreiche Spalten entstanden, und diese sind es, in welchen sich häufig Erdöl oder Erdwachs angesammelt findet.* Vermuthlich werden beide aus größern Tiefen hervorgekommen sein; es liegen Anzeichen vor, welche dafür sprechen, daß die Devonformation die ursprüngliche Bildungsstätte ist, so wie dieses für das amerikanische Petroleum nachgewiesen wurde. „Das Vorkommen bildet einen mächtigen Gangstock, von Nordost nach Südwest streichend, in einer von dem Bergbau aufgeschlossenen Länge von 1,5 Kilometer; die größte Wagerechte beträgt 4—500 Meter und verschwächt sich nach Südosten bis auf eine Breite von 50—500 Meter."

* Man kann sich, wie Platz sagt, die Stockwerksmasse als regelloses Bruchsteinmauerwerk vorstellen, in welchem die taube Gangmasse die Bruchsteine, das Erdwachs den Mörtel darstellt.

Der Zusammenhang des Erdwachses mit dem Petroleum zeigt sich am deutlichsten darin, daß es Zwischenglieder gibt, welche aus Gemengen von beiden bestehen. In der Nähe des festen Erdwachses kommt häufig eine weiche Masse von der Dichtigkeit des plastischen Thons vor, welche Kindybal genannt wird, und deren Beschaffenheit durch die Gegenwart von mehr oder weniger Erdöl bedingt ist. Wird letzteres durch Erhitzen ausgetrieben, so bleibt ein Rückstand, welcher nach dem Erkalten aus festem Erdwachs besteht. In demselben Schacht findet sich zuweilen Erdwachs und Kindybal, aber außerdem noch ein theerartiges Gemenge, welches größere Mengen von Oel enthält — und endlich auch wahres, flüssiges Petroleum, welches beim Abdestilliren einen nur geringen Rückstand von Erdwachs hinterläßt. Das reinste Erdöl liefern die westlichsten, d. h. die von den Erdwachsablagerungen am weitesten entfernten Quellen; das Oel von Boryslaw enthält durchschnittlich 8 Proc. feste Bestandtheile.

Der nicht flüssige Gemengtheil des Erdöls stimmt so sehr mit dem Paraffin, dem bekannten Producte der trockenen Destillation der sächsischen Braunkohle überein, daß man ihn mit demselben Namen bezeichnet und auch Kerzen aus ihm bereitet hat, welche alle Vortheile und Mängel der Paraffinkerzen besitzen. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß Petroleum von andern Fundorten ebenfalls, jedoch meistens geringere Mengen von Paraffin enthält. Eine außerordentlich große Menge ist in dem von Java enthalten, 13 Proc.; am wenigsten enthält das amerikanische, das von Canada 3 Proc., das pennsylvanische nur 2 Proc.

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie in Galizien findet sich Erdwachs

Digitized by Google

in der Naphthagegend am Kaspischen Meere. Es wird dort Naphtedil oder Naphthagil, d. h. „Naphthastein", genannt, die russischen Schiffer nennen es Steintalg. Der bekannteste Fundort ist die Insel Tschelekan, gegenüber der Halbinsel Apscheron, welche von den östlichsten Ausläufern des Kaukasus gebildet wird. Es findet sich dort theils in größern oder kleinern Klumpen in Lehm und Sand, theils auf dem Boden verlassener Erdölbrunnen. Außerdem wird es aus einem theerartigen Gemenge mit Erdöl in sehr urwüchsiger Weise gewonnen, indem dieses, um das Erdöl zu verflüchtigen, in Gruben angezündet wird, bis das Erdöl durch die erzeugte Hitze verflüchtigt ist und das Erdwachs im geschmolzenen Zustande zurückbleibt.

Das Zusammenvorkommen von Erdwachs und Erdöl gewinnt ein besonderes Interesse, wenn die chemische Zusammensetzung ins Auge gefaßt wird. Erdwachs und Petroleum, obgleich dem Mineralreiche angehörend, entstammen ebenso wie Braunkohlen und Steinkohlen den Producten des organischen Lebens untergegangener Schöpfungsperioden, die unter den Schichten der jüngern Formationen begraben liegen. Beide bestehen nur aus Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasserstoff. Daß durch Vereinigung von nur zwei Grundstoffen so verschiedenartige Verbindungen entstehen können, wie dieses bei den Kohlenwasserstoffen in so großer Mannichfaltigkeit und Anzahl der Fall ist, hat bekanntlich darin seinen Grund, daß, wenn zwei Grundstoffe sich in verschiedenen Gewichtsverhältnissen chemisch verbinden, die hieraus entstandenen Stoffe wesentlich verschieden sind. Die hierdurch gebotene Mannichfaltigkeit ist jedoch dadurch eingeschränkt, daß in der Anzahl der miteinander chemisch verbundenen Atome von Kohlenstoff und Wasserstoff Gesetzmäßigkeit herrscht. Wir können die Zusammensetzung des Erdwachses sowie die der Hauptbestandtheile des Petroleums durch die allgemeine Formel C^nH^{2n+2} ausdrücken, welche ansagt, daß in jeder kleinsten Menge von ihnen die Anzahl der vorhandenen Wasserstoffatome um 2 größer ist als die doppelte Anzahl der vorhandenen Kohlenstoffatome.* Das erste Glied dieser Reihe, welches also nur ein Atom Kohlenstoff und vier Atome Wasserstoff enthält — CH^4 —, ist das Sumpfgas oder Grubengas (Methan), welches sich oft auf dem Boden von stehenden Gewässern entwickelt und in Kohlengruben die Gasausströmungen bildet, welche als „böse" oder „schlagende Wetter" bekannt und mit Recht gefürchtet sind. Die Mittelglieder sind Flüssigkeiten, deren Siedepunkt um so höher liegt, je mehr Kohlenstoff sie enthalten (diejenigen, welche in dem für Lampen bestimmten Petroleum enthalten sind, sieden um 150°). Die letzten, kohlenstoffreichsten Glieder der Reihe sind feste Stoffe, welche sich nur in sehr großer Hitze verflüchtigen; zu ihnen gehört das Paraffin des Handels. Während man früher die ganze Reihe als Sumpfgasreihe bezeichnete, zieht man gegenwärtig für die ihr angehörenden Kohlenwasserstoffe den Namen Paraffine vor.

Wir mußten bei dieser Betrachtung verweilen, weil sie uns den Zusammenhang klar macht, welcher zwischen Erdwachs, Paraffin, Petroleum und den aus Braunkohlentheer dargestellten Beleuchtungsölen Photogen und Solaröl stattfindet. Alle diese Stoffe bestehen in der Hauptmasse aus Kohlenwasser-

* Die neuesten Untersuchungen haben weniger einfache Verhältnisse ergeben, welche jedoch nur für den Chemiker wichtig sind.

Digitized by Google

stoffen der Paraffin- oder Sumpfgasreihe; sowol die in der Natur vorkommenden wie die künstlich durch Destillation von Braunkohlen erhaltenen sind Gemenge von verschiedenen Paraffinen, und ihre Beschaffenheit hängt davon ab, welcher Gemengtheil darin vorherrscht. Das rohe Erdwachs enthält nur so viel von flüssigen Paraffinen, daß es weicher ist als der reine Ozokerit. Das rohe Petroleum ist verunreinigt durch geringe Mengen von festen Paraffinen, welche, wie oben bemerkt, in dem von Boryslaw 8 Proc., in dem amerikanischen 2—3 Proc.* betragen; sein Gehalt an flüchtigen Oelen, welche unter 150° abdestilliren und als Benzin verwerthet werden**, beträgt etwa 15 Proc., und außerdem enthält es auch gasförmige Kohlenwasserstoffe der Paraffinreihe, aufgelöst besonders C^2H^6, welche die große Feuergefährlichkeit des rohen Petroleums verursachen. Der Braunkohlentheer endlich ist ein breiartiges Gemenge von flüssigen und festen Paraffinen, deren Trennung und Reinigung die Aufgabe der Braunkohlentheer-Industrie der Provinz Sachsen bildet. Ihm entspricht der Kindybal von Boryslaw und die kaukasische schmierige Naphtha.

Aber auch die gasförmigen Glieder der Paraffinreihe kommen überall zugleich mit den flüssigen und festen vor. Sie finden sich nicht nur im rohen Erdöl aufgelöst und entweichen beim ersten Erwärmen aus demselben, indem die in der Flüssigkeit aufsteigenden feinen Bläschen ein scheinbares Sieden bewirken. Am Kaukasus ist es ausströmendes Sumpfgas, welches die „ewigen Feuer von Baku" speist, und in Galizien kann man auf mehrfache Weise erkennen, daß es in bedeutenden Mengen in den öl- und wachsführenden Schichten eingeschlossen ist. Aus ihnen strömt es ähnlich wie in den Kohlengruben die schlagenden Wetter hervor, welche ja auch hauptsächlich aus Sumpfgas bestehen, und zwar oft mit erstaunlicher Gewalt. Herrn Windakiewitz verdanken wir hierüber interessante Mittheilungen: „Die Gasausströmungen machen in der Regel die bergmännische Gewinnung nur unter Anwendung kräftiger Ventilatoren möglich. Beim Schachtabteufen darf man nur im Gurt arbeiten lassen, um den Mann am Seil schnell heraufwinden zu können, wenn ein plötzlicher Andrang von Gasen Gefahr bringt. In Torokowska befindet sich ein Schacht, der gegenwärtig mit Wasser gefüllt, und in welchem die Gasentwickelung so groß ist, «daß das ganze Wasser im Schacht sehr stark und ununterbrochen aufwallt und förmlich kocht». In einem Bohrloche bei Orow, das 130 Lachter tief war, stand das Wasser 105 Lachter hoch, und doch wurden die Gase während des Bohrens von dem tiefsten Punkte bis auf die Oberfläche hinausgeschleudert, wozu ein Druck von mehr als 20 Atmosphären erforderlich war. Vielleicht hat der Gasdruck auch Antheil an einer eigenthümlichen Erscheinung, welche sonst wol dem Drucke zugeschrieben wird, welchen die stark zerklüfteten Schichten

* Daß diese Menge hinreicht, um fabrikmäßig gewonnen zu werden, hat auf der Gewerbeausstellung zu Bremen 1890 die bremer Petroleumraffinerie von A. Korff gezeigt, indem sie einen Obelisk ausstellte, welcher ähnlich wie der oben erwähnte von F. Otto auf der wiener Ausstellung aus Petroleum-Paraffin von verschiedenen Stufen der Reinheit hergestellt war.

** Das bei dem Raffiniren des Petroleums zuerst überdestillirende Rohbenzin oder Naphtha wird in drei Flüssigkeiten von verschiedenen Siedepunkten zerlegt: Rhigolen, Gazolin und das eigentliche Benzin, welches zur Beleuchtung, zur Reinigung, zur Extraction von fetten Oelen u. dgl. verwendet wird.

Digitized by Google

ausüben. Bei jeder größern Wachskluft kommt, wenn sie angefahren wird, das sogenannte Blasen vor; es wird nämlich das Wachs in großen dicken Wülsten herausgedrückt in die offene Strecke oder Schacht; je flüssiger oder mehr mit Rohöl getränkt das Erdwachs ist (als sogenannter Kindybal), um so gefährlicher ist dieses Blasen. Oft quillt es so rasch hervor, daß die Arbeiter sich kaum zu retten vermögen. Im März 1874 wurde bei 100 Meter Tiefe eine Erdwachslage angefahren, die in einer Nacht den ganzen Schacht füllte; seit zwei Jahren liefert dieselbe täglich etwa 50 Ctr. Kindybal und 50 Kessel Erdwachs."

Dieselben Verhältnisse, jedoch in größerm Maßstabe, finden sich in den Oelregionen von Pennsylvanien, besonders bei Pittsburg.* Hier hat man sich aber den Nutzen nicht entgehen lassen, welchen ein so vorzügliches Brenn- und Beleuchtungsmaterial liefert.** Bei Pittsburg und dessen Umgebung, wo im Jahre 1884 3583 industrielle Etablissements bestanden und wenige Jahre vorher täglich 30000 Tonnen Steinkohlen verbraucht wurden, war 1887 ein Drittel dieser Menge durch das Naturgas ersetzt, und hat seitdem dessen technische Verwendung sowie der Gebrauch für Beleuchtung und Heizung der Städte mehr und mehr zugenommen. Dabei schätzte man die bei Pittsburg unbenutzt entweichende Gasmenge auf 2 Mill. Kubikmeter, welches beiläufig einem Verluste von 17—19000 Mark entspricht.***

Den großartigen amerikanischen Verhältnissen gegenüber mag die galizische Petroleumgewinnung unbedeutend erscheinen, wie wichtig sie auch für das benachbarte Oesterreich und Ungarn ist.*

Die Bodenfläche, unter welcher das Vorkommen von Erdwachs festgestellt ist, beträgt mehr als 80 Hektar. Durch die vorhandenen Schächte, von denen einige eine Teufe von 200 Meter haben, ist die untere Grenze des Erdwachses noch nicht erreicht; sie haben vielmehr gezeigt, daß seine Ablagerungen nach unten an Mächtigkeit zunehmen, und hiernach muß angenommen werden, daß sich die eigentliche Ansammlung des Erdwachses in den ältern Schichten befindet und nur zum Theil in die Spalten durch den Druck hinaufgepreßt wurde, welche der letztere in den tertiären Schichten erzeugt hat, wie wir dieses oben gesehen haben. Da das vorhandene Abbaufeld bisjetzt nur zum kleinen Theile, etwa auf 50 Hektar und bis zu einer Tiefe von 100 Meter abgebaut ist, so haben Sachverständige unter Zugrundelegung der gegenwärtigen Production und Annahme einer Teufe des Vorkommens von 200 Meter den noch vorhandenen Erdwachsvorrath noch für 150 Jahre ausreichend erklärt. Man hat, auf dieser Grundlage fußend, den vorhandenen Wachsreichthum auf mehr

* Eine gründliche, vieles allgemein Interessante enthaltende Besprechung derselben von K. Sorge findet sich in der Zeitschrift „Stahl und Eisen", Jahrg. 1887, Nr. 1, S. 93.

** Seine Zusammensetzung ist derjenigen des Gases der Leuchtgasfabriken sehr ähnlich.

*** Gegen Ende des vorigen Jahres (1889) haben die Gasausströmungen bei Pittsburg in so bedenklicher Weise abgenommen, daß die meisten Fabriken zur Steinkohle zurückkehren mußten.

* Es ist wol wenig bekannt, daß schon in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Boryslaw eine Erdölraffinerie bestanden hat und daß mit von hier bezogenem Petroleum die Straßen von Prag eine Zeit lang beleuchtet wurden. Anfang der funfziger Jahre, also ebenfalls noch lange vor der Eröffnung der amerikanischen Petroleumindustrie, nahm sie infolge der Vervollkommnung der Apparate an Umfang zu.

Digitized by Google

als eine halbe Milliarde Gulden geschätzt.*

Der Umstand, daß Erdwachs und Petroleum bei Boryslaw in Spalten und Klüften des Gesteins vorkommen, also unregelmäßige Gänge und Ablagerungen bilden — beiläufig in einer Mächtigkeit von wenigen Millimetern bis zu 1 Meter — würde einen regelmäßigen Abbau sehr schwierig, wenn nicht unmöglich machen. Ein ganz eigenartiges Gepräge aber hat die Erdwachsgewinnung dadurch erhalten, daß die Regierung den Bergbau nicht in die Hand genommen, sondern durch eine Verfügung 1862 das Recht der Gewinnung von Petroleum und Erdwachs dem Grundeigenthümer zugesprochen hat. Da nun der Grundbesitz bei Boryslaw sich meistens in kleinen Händen befindet, so hat sich dort der Raubbau in üppigster Blüte entwickelt. Schon 1870 hat Wünschmann geschildert, „wie dort jeder kleine Grundbesitzer in seinem Acker auf Wachs wühlt", und spätere Berichte schildern Zustände höchst eigenthümlicher Art. Ueber eine Fläche von nicht mehr als 68,25 Hektar sind 12000 ältere und neuere Schächte zerstreut, von denen 5000 angemeldet und 4000 noch gegenwärtig in Betrieb sind. Sie sind oft so dicht nebeneinander angelegt, daß die Bretterverschläge über Tage kaum hinreichenden Raum zum Hindurchgehen lassen und es sich „nicht selten ereignet hat, daß zwei Nachbarn, wenn die Schächte nicht genug senkrecht geführt waren, miteinander löcherten, wodurch Streitigkeiten entstanden. Sehr oft haben die Nachbarn, um einen im Stiche zu lassen, den Betrieb und die Wasserhebung in den umliegenden Schichten eingestellt, sodaß der Isolirte wegen zu großer Wasserhebungskosten sich zurückziehen mußte. Da häufig neben den Schächten der nöthige Raum zum Ausstürzen des todten Gesteins fehlt, und überhaupt der Grund bei Boryslaw so theuer ist, daß sehr viele die Unkosten für einen Haldensturz vermeiden wollen, so werden die herausgeförderten Berge (Steine) aus den Schächten in Säcke gepackt und von Individuen, welche überall in den Winkeln mit gefüllten Säcken auf dem Rücken die günstige Gelegenheit abwarten, in den Augenblicken, wo sie sich ungesehen glauben, wo immer auf die Straßen, in den Hof u. s. w. heimlich ausgeschüttet, wonach sie schnell davonlaufen" (Windakiewitz). Von den gegenwärtigen Zuständen in Boryslaw hat Bernouilli ein ähnliches Bild entworfen. Er sagt unter anderm: „Man denke sich, daß die meisten der vorhandenen Schächte, deren jeder einzelne zugleich ein Grubenfeld darstellt, nur einen Abstand von 6, 10 und selten von 15 Meter voneinander haben, daß diese Schächte in sehr druckhaftem Gebirge bis auf Teufen bis zu 100 Meter und mehr abgeteuft werden, von einem einigermaßen regelmäßigen Streckenbetriebe also naturgemäß gar keine Rede sein kann. Es ist ein Raubbau, bei welchem von der Schachtscheibe aus, soweit dies ohne Zubruchegehen möglich ist, aus den Stößen so viel Haufwerk als möglich gewonnen wird. Ist ein Schacht durch irgendwelche günstige Umstände dem Nachbarschachte vorausgeeilt, so benutzt der betreffende Schachteigenthümer dies, um so weit als möglich seitlich das Erdwachs zu gewinnen, unbekümmert natürlich darum, ob er seine Grenze überschreitet oder nicht, und wenn der Nachbar dann mit seinem Schachte die betreffende Teufe erreicht, so findet er oft nur zusammengebrochene alte Baue. Man darf behaupten, daß hier durch

* Vgl. „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure", 1889, Nr. 11.

Digitized by Google

einen Mangel in der Gesetzgebung ein reiches Naturproduct systematisch vergeudet wird, und daß es ebenso sehr vom nationalökonomischen wie vom menschlichen Standpunkte gewünscht werden müßte, daß die ganze Erdwachsgewinnung unter die sachgemäße Aufsicht der Bergbehörden gestellt und dem bisherigen Treiben ein schnelles Ende bereitet werde."

Die kleinen Eigenthümer, etwa 500 an der Zahl, meist Juden, sind schwer zum Verkaufe zu bewegen. Dennoch ist es in den letzten Jahren drei Gesellschaften gelungen, Grundstücke zu einem größern Ganzen zu vereinigen, unter diesen einer französischen Gesellschaft. Letztere hat bereits einen regelrechten Grubenbau eingeführt.

Die Production an Erdwachs betrug seit 1862, von wo ab die Gewinnung in einigermaßen geregelte Bahnen gelenkt wurde, etwa 225 Mill. Kilogramm im Werthe von etwa 57 Mill. Fl. Oesterr. W. Sie ist noch in fortwährendem Steigen begriffen und beträgt gegenwärtig jährlich etwa 12 Mill. Kilogramm mit einem Geldwerthe von 3—3½ Mill. Fl. Obgleich das raffinirte Erdwachs unter dem Namen Ceresin als Ersatz für Bienenwachs verwandt wird, so ist doch der Marktpreis für Erdwachs gegenwärtig nicht über 30 Fl. Oesterr. W., während Bienenwachs im Großhandel mit 150 Fl. für 100 Kilogramm bezahlt wird; er schwankte im letzten Jahrzehnt ohne jede äußere Veranlassung zwischen 22 und 35½ Fl. und würde bei Beseitigung des ungesunden Wettbewerbs der Producenten untereinander naturgemäß bedeutend höher als der höchst erzielte Preis gesteigert werden können, ohne den Absatz zu beeinträchtigen.

Es bleibt uns nun noch übrig, zu sehen, auf welche Weise das Erdwachs durch die Industrie zu einer so werthvollen Waare geworden ist. Die aus den Gruben geförderten Erdwachsmassen werden zerkleinert und die darin enthaltenen Steine herausgelesen, die Wachsstücke aber behufs einer vollständigern Absonderung der erdigen Theile in eisernen Kesseln bis zum Schmelzen erwärmt, wobei die erdigen Verunreinigungen auf den Boden sinken. Die Flüssigkeit wird dann abgeschöpft und in konische Formen gegossen, wo sie zu etwa 50 Kilogramm schweren Blöcken erstarrt. In den neuern Fabriken wird der auf dem Boden des Kessels gebliebene Rückstand mit Benzin behandelt, welches das Erdwachs auflöst, beim Abdestilliren dieser Lösung aber zurückläßt. Auf dieselbe Weise gewinnt man auch das an den herausgelesenen Gesteinstücken anhaftende Wachs. Die so erhaltene Handelswaare ist schwarz von Farbe und bald mehr, bald weniger hart. Die härtern Sorten sind für die Ceresinfabrikation die werthvollsten.

In frühern Zeiten wurde das rohe Erdwachs ohne vorhergehende Reinigung zu Kerzen verarbeitet, welche aber ihres wenig schönen Aussehens wegen über die Umgebung der Fundorte hinaus keine weitere Verbreitung finden konnten. Erst im Anfange der sechziger Jahre hat man angefangen, es einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen, nachdem man gefunden hatte, daß es bei wiederholter Destillation ein dem Braunkohlenparaffin ähnliches Product lieferte. Dieses geschah zuerst durch Landesberg in Lemberg, später besonders in einigen wiener Fabriken, indem das Rohwachs einer ähnlichen Behandlung unterworfen wurde, wie sie der Braunkohlentheer in den sächsischen Paraffinfabriken erfährt. Dieser wird in eisernen oder kupfernen Retorten einer fractionirten Destillation ausgesetzt; der zuerst übergehende Theil des Destillats liefert nach der Reinigung Photogen

Digitized by Google

oder Solaröl, er beträgt etwa 25 Proc.; der später bei stärkerer Hitze erfolgende Theil erstarrt beim Erkalten zu einer schuppig krystallinischen Paraffinmasse, welche etwa 36 Proc. ausmacht; es bleibt dann noch ein Rückstand, welcher zu Schmierölen verarbeitet wird. Das Rohparaffin wird durch hydraulische Pressen vom anhaftenden Oele befreit, der mehr oder weniger gefärbte Preßkuchen mit Schwefelsäure erhitzt, bis die färbenden Verunreinigungen zerstört und von der Säure gelöst sind, und aus dem entfärbten Paraffin die etwa aufgenommene Säure durch Kalk oder etwas Soda entfernt. Um das Paraffin vollkommen farblos zu erhalten, wird es durch Auflösen in warmem Benzin umkrystallisirt.

Dieses ist in groben Zügen der Weg, welchen die Paraffinfabrikation sowol bei der Verarbeitung von Erdwachs wie von Braunkohlentheer verfolgt. Beide unterscheiden sich jedoch in mehrern wesentlichen Punkten. Die Bereitung von Erdwachsparaffin benutzt als Material ein Naturproduct, welches dem durch den Schwelproceß aus Braunkohlen erzeugten Theer entspricht; bei ihr fällt also der ganze erste Theil der Braunkohlenindustrie fort. Die Fabrikation des Paraffins aus Erdwachs hat noch einen Vortheil, indem sie bedeutend größer ist als aus dem Theer, denn bei diesem beträgt sie durchschnittlich nur 16 Proc., gegenüber der von 36 Proc. aus dem Erdwachs. Das Paraffin aus Erdwachs besitzt ferner die für die Kerzenfabrikation wichtigsten Eigenschaften in höherm Grade als die aus Braunkohlentheer: höhern Schmelzpunkt — 60° gegen 45—50° — und größere Lichtstärke der Flamme, indem diese um 8—20 größer ist. (Vgl. unten.)

Und dennoch müssen wir die Verwerthung des Erdwachses zur Fabrikation von Paraffin als unrationell verurtheilen, da ihm durch sie diejenigen vortrefflichen Eigenschaften geraubt werden, welche es vor dem Paraffin voraus hat, die Härte und Plasticität, welche das Erdwachs also fähig macht, einen Ersatz für das Bienenwachs zu bilden.*

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat zuerst 1864 J. F. Otto in Frankfurt a. O. versucht, mit Umgehung der Destillation aus dem Erdwachse ein dem Bienenwachse ähnliches Product zu erhalten. Seit 1866 hat er eine diesen Anforderungen entsprechende Waare von sehr hohem Schmelzpunkte — bis zu 78°, also 16° höher als der des gereinigten Wachses — in den Handel geliefert. Durch seine Ausstellung in Wien 1873 und diejenige von H. Ujhely (vgl. oben) wurde das neue, schöne Fabrikat unter dem Namen Ceresin allgemeiner bekannt. Seitdem sind außer in Galizien und bei Wien und einigen im übrigen Oesterreich und in England bei Battersea (J. Field), auch in Deutschland mehrere Ceresinfabriken entstanden. Die Mehrzahl der deutschen Fabriken hat jedoch den Betrieb wieder eingestellt, obgleich das Erdwachs in allen Fällen als vollkommener Ersatz für das Bienenwachs dienen kann und in der That in den verschiedenen Industriezweigen eingeführt ist. Die commerziellen Verhältnisse sind es, welche in den angedeuteten Fällen das Aufgeben

* Man kann leicht durch einen einfachen Versuch erkennen, wie sehr das Erdwachs durch das Ueberdestilliren verändert wird. Ich erhitzte allmählich in einer Glasretorte reines weißes Erdwachs vom Schmelzpunkt 76°. Die zuerst überdestillirenden Tropfen blieben beim Erkalten schmalzartig und hatten scharfen Geruch; auch das bei höherer Temperatur Uebergegangene blieb beim Erkalten weich.

Digitized by Google

der Fabrikation verursacht haben, besonders die Bahnfrachten für das Rohmaterial und nach den Seehäfen.

Die Fabrikation des Ceresins oder reinen Ozokerits aus dem rohen Erdwachse besteht darin, daß dieses nur einer Behandlung unterworfen wird, welche im wesentlichen mit derjenigen übereinstimmt, welche das Rohparaffin, wenn es von den flüssigen Bestandtheilen des Braunkohlentheers befreit ist, erfährt, um die reine Handelswaare zu liefern. Wir haben oben gesehen, daß es zu diesem Zwecke mit starker Schwefelsäure erwärmt wird, welche die färbenden Verunreinigungen in lösliche Verbindungen überführt, welche mit Wasser herausgewaschen werden können. Die vollständige Entfärbung des Rückstandes, das sogenannte Bleichen, geschieht theils durch Umkrystallisiren aus Benzin, theils durch Behandlung mit stickstoffhaltiger Kohle, wozu Knochenkohle oder der kohlige Rückstand von der Blutlaugensalzfabrikation verwendet wird.

Da das Ceresin dem Bienenwachse möglichst ähnlich sein soll, so braucht es keine völlig weiße Farbe und keinen höhern Schmelzpunkt als etwa 60° zu haben, während der völlig gereinigte Ozokerit vollkommen farblos und mit einem Schmelzpunkte bis zu 84° dargestellt wird. Beide besitzen alle guten Eigenschaften des Bienenwachses und zwar die wichtigsten in noch höherm Grade. Die Haupterfordernisse für ein gutes Kerzenmaterial sind eine große Lichtstärke und ein hoher Schmelzpunkt, mit welchem große Härte verbunden zu sein pflegt, da durch denselben verhindert wird, daß beim Brennen der Kerzen leicht das unangenehme „Fließen" eintritt. Nur dieser großen Härte können sich die Stearinkerzen als Vorzug vor denen aus Paraffin und Wachs rühmen; in Betreff der Lichtstärke stehen sie beiden erheblich nach, wie sich dies aus der folgenden Uebersicht ergibt. Setzen wir die Lichtstärke einer Kerze aus Walrath, dem Material der englischen Normalkerze für die Gasbeleuchtung, = 100, so erhalten wir für

Ozokerit oder Ceresin .	130
Paraffin	111—127
Walrath	100
Weißes Wachs . . .	87
Stearin	83
Talg	66

Die Lichtstärke der Ozokerit- oder Ceresinkerze ist hiernach beim Verbrauch gleicher Mengen etwa $1\frac{1}{2}$ mal so groß wie die des Wachses und beinahe das Doppelte derjenigen des Stearins.

Die Schmelzpunkte zeigt die nachstehende Reihe:

Weißes Erdwachs von J. F. Otto	74—84°
Sogenanntes Stearin . .	62—70°
Ceresin von Stöckerau . .	62°
Weißes Wachs	61°
Paraffin	45—55°
Walrath	42°
Talg	37°

Hier zeigt sich deutlich, wie die Paraffinkerzen, trotz ihres schönen Aussehens und ihrer großen Lichtstärke bei billigem Preise, die Wachskerzen nicht haben verdrängen können. Bei Temperaturen, wie sie in wärmern Ländern gewöhnlich sind, und wie sie auch bei uns in Tanzsälen und andern mit Menschen gefüllten Räumen leicht eintreten können, erweichen die Paraffinkerzen und biegen sich krumm, sodaß sie dann einen wenig festlichen Anblick gewähren.

Das reine Erdwachs und das absichtlich wachsartig-gelblich erhaltene Ceresin besitzen aber neben der großen Lichtstärke und dem hohen Schmelzpunkte noch die Eigenthümlichkeit des Bienenwachses, in der Kälte zwar spröde zu sein, beim Erwärmen aber zu er-

Digitized by Google

weichen und vor dem Schmelzen eine plastische Masse zu bilden, sodaß zwei Stücke sich durch Druck zu einem festen Ganzen vereinigen lassen. Von diesem Verhalten wird in ausgiebiger Weise Anwendung gemacht, um sogenannten Wachsdraht und Wachsstock zu fabriciren; denn hierbei wird der Docht durch Eintauchen in das geschmolzene Wachs mit der erforderlichen Menge desselben umgeben und sodann, solange dasselbe noch weich ist, durch eine runde Oeffnung gezogen, wie dieses beim Ziehen von Metalldrähten geschieht. Der fertige Wachsdraht, dessen obere Schicht auch aus gefärbtem Wachse hergestellt werden kann, wird zu Weihnachtskerzen zerschnitten oder spiralförmig aufgewickelt, um die Wachsstöcke zu liefern. Aus feinem Wachsdrahte bilden Ujhely u. Comp. mannichfaltige Formen, Pyramiden, Bienenkörbe u. dgl., und schmücken diese durch Vergoldung und geschmackvolle Decorirung, sodaß in dieser Gestalt das Erdwachs geeignet wird, zwischen den Geschenken auf dem Weihnachtstische einen Platz zu erhalten.

Für die technische Verwendung hat sich das Erdwachs als Ersatz für das Bienenwachs vollkommen bewährt. Vor allem ist dies der Fall bei der Anwendung zum Bohnen von Fußböden u. dgl., wozu es sich ja, der großen Härte wegen, vorzüglich eignet. Große Mengen werden ebenfalls zum Appretiren, besonders von Glanzkattun, zur Fabrikation von Buntpapier und von Zwirn verbraucht. Auch in den Apotheken zur Anfertigung von Salben und zu allerlei Cosmetica wird es statt Bienenwachs verwendet.

So haben wir denn gesehen, daß, wie wir das Bienenwachs dem Fleiße der Bienen verdanken, es dem Fleiße und Erfindungsgeiste des Menschen gelungen ist, aus dem Erdwachse, welches in unansehnlichen Massen aus der Erde hervorgeholt ist, Kerzen und andere Gegenstände zu bereiten, welche alle Vorzüge des Bienenwachses besitzen. Das Erdwachs bietet ein gutes Beispiel dafür, wie die Industrie in dem letzten Jahrhundert mit Hülfe der Chemie dahin gelangt ist, diejenigen Stoffe, welche in frühern Culturperioden aus der Pflanzenwelt genommen wurden, durch solche zu ersetzen, welche aus dem Mineralreiche stammen. Anstatt der Pottasche aus der Asche des Holzes, gebrauchen wir jetzt zur Bereitung von Seife und Glas die Soda, die aus dem Salze bereitet ist, welches die Steinsalzlager oder Soolquellen lieferten. Bei der Gewinnung der Metalle aus den Erzen und bei ihrer weitern Verarbeitung werden nicht mehr Holz und Holzkohlen, sondern Steinkohlen und Coaks verwendet. Auf den Lampen verbrennen wir Petroleum an Stelle des Rüböls, die Straßenbeleuchtung geschieht allgemein durch das Gas aus Steinkohlen. Unsere Stubenöfen heizen wir am billigsten mit Steinkohlen oder Coaks selbst in Gegenden, wo Holz oder Torf zu haben sind. Zum Färben der Zeuge wurden früher fast nur Stoffe aus dem Pflanzen- oder Thierreiche benutzt; jetzt sind diese fast vollständig durch die prächtigen sogenannten Anilinfarben und andere verdrängt, für welche der Steinkohlentheer ebenfalls das Rohproduct liefert. Selbst den Zucker können wir durch das Saccharin ersetzen. Ja, der rationelle Bienenzüchter legt in seine Körbe künstliche Zellen, die aus Erdwachs verfertigt sind, und erspart auf diese Weise den Bienen, Wachs zu produciren, damit sie mehr Honig machen — für unsere Weihnachtskuchen.

Digitized by Google

Denkwürdiges.

Deutsche Reichsgesetzgebung.

Das Gesetz vom 6. Juli 1890 ermächtigt den Kaiser, mit Zustimmung des Bundesrathes die dem deutschen Consul in Samoa für die Inseln von Samoa zustehende Gerichtsbarkeit einzuschränken, und genehmigt die Uebernahme einer Bürgschaft zu Gunsten des Reiches für die Kosten der an Stelle der Consulargerichtsbarkeit in Samoa einzurichtenden Rechtspflege im Höchstbetrage von 2000 amerikanischen Dollars jährlich.

Durch Gesetz vom 29. Juli wurden für die Entscheidung gewerblicher Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern sowie zwischen Arbeitern desselben Arbeitgebers Gewerbegerichte errichtet; die Errichtung derselben ist nicht obligatorisch vorgeschrieben, sondern den Gemeinden und weitern Communalverbänden überlassen, jedoch kann dieselbe auch durch die Landes-Centralbehörde auf Antrag betheiligter Arbeiter oder Arbeitgeber erfolgen. Die Gewerbegerichte werden mit einem staatlich bestätigten Vorsitzenden und Beisitzern besetzt, welche zur Hälfte aus den Arbeitgebern und Arbeitern gewählt werden; gegen die Entscheidungen derselben sind Berufung und Beschwerde in demselben Umfange zugelassen wie gegen die Entscheidungen der Amtsgerichte. Das Gesetz tritt am 1. April 1891 in Kraft.

Durch Verordnung des Bundesrathes vom 5. Aug. wurden allgemeine polizeiliche Vorschriften über die Anlegung von Dampfkesseln erlassen.

Die kaiserliche Verordnung vom 10. Aug. regelt die Rechtsverhältnisse in dem südwestafrikanischen Schutzgebiete, im wesentlichen den früher erlassenen Verordnungen gleichen Inhaltes sich anschließend.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 15. Sept. sind Belgien, Serbien und Griechenland den Vereinbarungen betreffend die technische Einheit im Eisenbahnwesen beigetreten, welche das Deutsche Reich mit Frankreich, Italien, Oesterreich, Ungarn und der Schweiz getroffen hat.

Der allerhöchste Erlaß vom 17. Sept. ermächtigt den Reichskanzler, den Zinsfuß für die auf Grund der Erlasse vom 17. Dec. 1888, 7. Sept. 1889 und 17. März 1890 noch zu begebenden Anleihebeträge auf drei vom Hundert festzusetzen.

Durch allerhöchsten Erlaß vom 10. Oct. wurde die Errichtung eines Colonialrathes bei der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes genehmigt und der Reichskanzler beauftragt, die hierzu erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Durch allerhöchsten Erlaß vom 15. Oct. wurde der Abänderung der Instruction zur Ausführung des Gesetzes über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden vom 13. Febr. 1875 und der dazu ergangenen abändernden Bestimmungen des Gesetzes vom 21. Juni 1887 die Genehmigung ertheilt.

Durch kaiserliche Verordnung vom 29. Oct. wurde die dem deutschen Consul in Samoa für die samoanischen Inseln zustehende Gerichtsbarkeit in der Weise eingeschränkt, daß die Reichsangehörigen und Schutzgenossen der Consulargerichtsbarkeit nur insoweit unterworfen bleiben, als es sich nicht um Civilprocesse betreffend Grundeigenthum in Samoa und alle darauf bezüglichen Rechte, um Civilprocesse irgendwelcher Art zwischen Reichsangehörigen oder Schutzgenossen und Eingeborenen oder Fremden anderer Nationalität sowie um Verletzungen der vom Municipalrath in Apia ordnungsgemäß erlassenen Gesetze, Vorschriften und Verordnungen handelt; in den beiden ersten Fällen unterstehen die Reichsangehörigen und Schutzgenossen der Gerichtsbarkeit des obersten Gerichtshofes für Samoa, in dem letzten derjenigen des

Digitized by Google

Municipalmagistrats in Apia; gegen dessen Entscheidung ist, wenn die verhängte Strafe eine Geldbuße von 20 Doll. oder Gefängnißstrafe von zehn Tagen übersteigt, Berufung an den obersten Gerichtshof gestattet. In Kraft tritt diese Verordnung gleichzeitig mit der Errichtung eines obersten Gerichtshofes für Samoa.

Durch kaiserliche Verordnung vom 25. Nov. wird das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz mit dem 1. Jan. 1891 seinem ganzen Umfange nach in Kraft gesetzt.

Ludwig Fuld.

Todtenschau.

Berghaus (Hermann), Kartograph, Mitglied des Perthes'schen Instituts in Gotha (geb. 1828), starb 7. Dec. v. J. daselbst.

Brown (John Lewis), französischer Pferde- und Hundemaler (geb. 1829), starb 16. Nov. v. J. zu Paris.

Camphausen (Ludolf), preußischer Staatsmann, 1848 Märzminister, Mitglied des preußischen Herrenhauses (geb. 1803), starb 3. Dec. v. J. in Köln.

Coccius (Ernst Adolf), ordentlicher Professor der Medicin und Director der Augenheilanstalt in Leipzig (geb. 1825), starb zu Leipzig in der Nacht zum 24. Nov. v. J.

Eicken (Heinrich von), Staatsarchivar in Aurich, bekannt als Verfasser des Werkes „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", starb daselbst 22. Nov. v. J.

Hahn (Werner), Literaturhistoriker (geb. 1816), starb in Sakrow bei Potsdam 1. Dec. v. J.

Hellqvist (Karl Gustav), Historienmaler (geb. 1851), starb 19. Nov. v. J. in München, nachdem er seit einiger Zeit in Geisteskrankheit verfallen war.

Henneberg (Wilhelm), ordentlicher Professor der Landwirthschaft in Göttingen (geb. 1825), starb 24. Nov. v. J. zu Greene.

Hilgers (Karl), Landschaftsmaler (geb. 1818), starb 3. Dec. v. J. in Düsseldorf.

Hoppe (Ferdinand), Landschaftsmaler in Düsseldorf, starb daselbst 2. Dec. v. J.

Lafayette (François Edmond du Motier), französischer Senator, ein Enkel des berühmten Generals Lafayette (geb. 1818), starb 11. Dec. v. J. in Paris.

Michaelis (Otto), hervorragender Volkswirth der Manchesterschule, Mitbegründer der nationalliberalen Partei 1851—67, Mitredacteur der „National-Zeitung", seit 1867—79 im Reichskanzleramt, seit 1879 Vorsitzender der Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds (geb. 1826), starb zu Berlin 7. Dec. v. J.

Pretis (Sisinio, Freiherr von Pretis-Cagnodo), österreichischer Staatsmann (geb. 1828), 1872—79 Finanzminister, dann Statthalter von Triest, 3. Juli 1889 in Ruhestand getreten, starb als Präsident des Vereinigten Verwaltungsrathes der Oesterreichisch-Ungarischen Staatseisenbahngesellschaft am 15. Dec. v. J. in Wien.

Rothkirch und Trach, genannt von Schwarzenfels (Alexander, Freiherr von), herzoglich altenburgischer Kammerherr und langjähriger Präsident des Landtags des Herzogthums (geb. 1818), starb 9. Dec. v. J. in Altenburg.

Scheler (August), ordentlicher Professor der allgemeinen Sprachlehre und der altfranzösischen Philologie an der Universität Brüssel (geb. 1819), starb 17. Nov. v. J. daselbst.

Wilhelm III. (Alexander Paul Friedrich Ludwig von Oranien), seit 18. März 1849 König der Niederlande (geb. 1817), starb in Schloß Het Loo 23. Nov. v. J.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Mondschein.

Novelle von **Martha Asmus.**

(Schluß.)

Die heranziehende Maiennacht brachte ein kühles Lüftchen mit sich. Stein nahm den Hut ab und ließ seine Stirn umwehen. Er that einen lauten Ruf des Entzückens und athmete tief und lange auf, als hätte er seine Lebensluft jetzt erst wiedergewonnen; dann stand er im Wagen auf und sah nach der Stadt zurück.

„Lassen Sie uns drei Kreuze schlagen, Herr Professor!" rief er. „Ist es Ihnen nicht so, als ob dieser frische Wind Ihre Seele wieder einhauchte, die Ihnen irgendwo abhanden gekommen war? Ach, auch die Sprache kommt mir zurück! Herr Professor, wir wollen den Abend nachholen! In einer kleinen Stunde sind wir in D. Da erwarten mich meine Kameraden, sie sind schon bestellt, mich schadlos zu halten. Ehrliche Kumpane, Herr Professor, die nicht in Aesthetik machen, aber die die Kunst, lustig zu sein, verstehen. Heute wollen wir noch die Pfropfen springen lassen und die Gläser aneinanderstoßen!"

Der Professor mußte lächeln, als er des Pastors Prophezeiung so schnell erfüllt sah. Es war ihm ganz recht, daß Stein sich ihm sogleich von seiner schlimmsten Seite zeigen wollte. So konnte er Augenzeuge seines Leichtsinnes sein und würde das durch Hörensagen gewonnene ungünstige Vorurtheil durch sein Selbsturtheil bestätigen können, was ihm bisjetzt, selbst in diesem Augenblicke, nicht gelingen wollte. Stein war ihm in allen seinen Aeußerungen sympathisch, und nur der Gedanke an Hedwig zwang ihn, diesem günstigen Eindrucke zu mistrauen. So widerstand er auch jetzt der Versuchung, sich von dem ausbrechenden Frohsinne des jungen Mannes hinreißen zu lassen, und auf die Gefahr hin, für einen Pedanten gehalten zu werden, sagte er:

„Ja, die menschliche Genossenschaft! Wir können sie nicht entbehren und zahlen ihr unsern Tribut. In beständiger Umgebung z. B. von niedrigern Seelen lassen wir uns herabziehen, und das nicht immer aus unedlem Grunde, sondern aus Mangel an Ueberhebung, aus dem Bedürfnisse der Verbrüderung. Was wir an andern sehen, scheint uns allgemein menschlich, darum auch uns selbst angehörig, die wir uns nicht in einer höhern Sphäre fühlen mögen."

Stein hatte sich wieder gesetzt. Des Professors moralisirende Stimmung schlug seine aufwallende Begeisterung nieder. Er nahm die Zügel fester in die Hand und ließ die kräftig ausgreifenden Thiere wieder in ruhigern Schritt fallen.

„Ihre Bemerkung ist scharf und

Digitized by Google

richtig, Herr Professor", sagte er, „und ich danke Ihnen für das Licht, das Sie mit einem treffenden Worte auf meine eigenen seelischen Vorgänge geworfen haben. Aber diese Erfahrungen machte ich nicht in der Gesellschaft, mit der ich Sie heute noch auszusöhnen hoffe, sondern in der, die wir beide eben verlassen haben. Lange Zeit sträubte sich mein Gemeinsinn gegen augenfällige Wahrnehmungen, daß wir nicht zusammen taugten; ich war auf gutem Wege, mich abzustumpfen, um den Genossen zu gleichen. Sie, Herr Professor, haben das, wozu ich Jahre brauchte, heute in zwei Stunden durchgemacht: die Bekanntschaft mit Menschen, die Sie von vornherein für wahr empfindend und klar denkend hielten, darauf den Kampf der richtigen Einsicht mit dem Wunsche, sich nicht enttäuschen zu lassen, und endliches Waffenstrecken. Bei uns beiden war der Fall freilich verschieden: Sie hatten es mit Fremden zu thun, die Sie nichts angingen, ich war unter meinen Ortsgesellen, in meiner Heimat. Nun, Sie verstehen mich in meiner Enttäuschung; aber viele würden nicht wissen, wessen ich die guten Menschen beschuldige. Sie füllen ihr Amt aus, sie sind überall geachtet. Was mangelt ihnen? Nichts, für die meisten, aber ich kann mich nicht umschaffen, um mit ihnen zufrieden zu sein. Mit wem ich mich in die Kunst versenken soll, von dem verlange ich, daß er das hat, woraus die Kunst hervorgeht: das allgemeine Schönheitsgefühl. Der Künstler, der seinen Gedanken in der Form offenbart, wendet sich an das Allgemeine; ohne das menschliche Denken und Fühlen gäbe es keine Kunst. Wo ich dies Allgemeine nicht finde, da ist mir der Austausch über Kunst Verschwendung. Wenn ich mich wissenschaftlich unterhalten will, so muß es mit folgerichtig denkenden Menschen sein. Aber —" Stein unterbrach sich durch ein kurzes Auflachen — „was hat man von Zusammenkünften wie die heutige? Wenn wir in der Geselligkeit keine Gemeinschaft finden, so erscheint sie mir zwecklos."

„So ganz ohne Gemeinschaft war die heutige Zusammenkunft denn doch wol nicht für Sie?" fragte der Professor mit Bedeutung.

Stein sah ihn fragend an, allmählich verstand er. „Ach, die Tochter! Schöne Linien! leider sind die Bewegungen etwas steif, man muß die malerische Haltung erst immer hineinbringen."

„Dabei können Sie aber ein Mutter- und ein Mädchenherz täuschen!"

Stein zuckte die Achseln. „Glauben Sie das denn selbst? Ja, diese Mutter, der der Schlechteste noch immer gut genug für die einzige Tochter ist! Denken Sie doch! Ich täusche höchstens die Berechnung!"

Beide schwiegen eine Weile, mit ihren Gedanken beschäftigt. Plötzlich murmelte der junge Mann zwischen den Zähnen: „Und solche Menschen dürfen mich richten!"

Der Professor sah ihn schnell an, da seufzte er auf und strich sich über die Stirn. Wieder waren sie still. Der Wagen bog jetzt in einen Waldweg ein. Die Wolken hatten sich vertheilt und der Mond warf sein weißes Licht durch die Wipfel der Bäume.

Plötzlich hielt der Wagen still. Der Professor sah fragend auf seinen Gefährten. „Die Pferde halten hier von selbst an", sagte er, und in den Wagen zurücklehnend, sah er träumerisch in die Landschaft. In dem dunkeln Weiher ruhte klar des Mondes Bild, die Gräser und Farrn waren von dem Scheine versilbert. Dem Professor kam es wie eine Erinnerung an einen frühern

Digitized by Google

Zustand. Er hörte leise Töne summen aus der Mondscheinsonate, und nun wußte er, was er vor sich hatte: das Original der Landschaft, um die er hierher gereist war.

Die beiden Menschen schwiegen, einer war sich kaum des andern Gegenwart bewußt. Die Poesie wob ihren Zauber um sie. Alte Märchen lebten in der Waldesstille auf und flüsterten in die lauschende Natur hinein. Dazwischen tönte, als Mahnung an die Wirklichkeit, das Schweifschlagen und Auftreten der Hufe der warmgelaufenen Pferde. Das brach den Bann nicht, auch die Thiere schienen an die Stelle gefesselt durch den Waldeszauber. Jetzt fing eine Nachtigall an zu schlagen. Da riß sich Stein empor und trieb die Pferde an.

„Genug!" rief er, „ich glaube, Herr Professor, die Waldfee wurde uns beiden zu stark", und er ließ den Wagen schnell durch die Reihen der dichtbelaubten Bäume dahinrollen. Aber ein Gespräch wollte nicht wieder aufkommen. Der Professor hatte zu thun, sich mit den Eindrücken abzufinden, welche die unwissentliche Selbstvertheidigung Stein's ihm gemacht hatte. Er freute sich, die Einladung angenommen zu haben; je länger er mit seinem neuen Bekannten zusammen war, desto mehr wünschte er von ihm zu erfahren.

Stein that nichts, die Schweigsamkeit zu brechen. Auch in ihm klangen die durch die Mittheilungen angeschlagenen Töne aus, während er seinem Ziele zueilte. Bald hatten sie das Gut erreicht und fuhren durch das offen gehaltene Thor über den Hof mit seinen ausgebreiteten Stallungen und am Hause vor. Der Mond beschien einen hübschen Neubau im Renaissancestile. Auf eine rühmende Bemerkung des Professors sagte Stein:

„Das Lob gebührt meinem Vater, dem Erbauer, ich genieße nur die Früchte seines Fleißes." Damit warf er die Zügel der Pferde einem herbeigeeilten Stallknechte zu, sprang vom Wagen und öffnete den Schlag für den Professor.

Da wurde aber auch schon die Hausthür aufgerissen, mehrere Gestalten erschienen auf der Freitreppe, und ein junger Hüne drängte sich vor und sprang die Stufen herab.

„Da ist er schon! wahrhaftig! Stein, sind Sie so früh entronnen?" Er schwieg plötzlich, wie ein von seinem Lehrer ertappter Schulknabe, als er den Professor sah.

„Sind alle da?" rief Stein zurück, ohne sich von seinem ältern Gaste abzuwenden. „Ja? Nun, dann soll's losgehen! Heute wird es schöner als je! Ich bringe einen Eingeweihten, gegen den wir nur Stümper sind! Geht und gebt Befehle, Ihr wißt Bescheid!" Und als der Professor beim Hinaufschreiten der Stufen fragte, wie er zu dieser ehrenvollen Einführung komme, da nahm Stein seinen Hut ab und sagte, indem er sich lächelnd verbeugte: „Der Verfasser der «Aesthetischen Plaudereien» wird mich nicht Lügen strafen!"

„Ja, Herr Professor", fuhr er fröhlich fort, als sie in der Vorhalle ihre Ueberröcke abzogen — die Genossen waren durch die nächste Thür verschwunden, aus der das Klingen von Gläsern, Stühlerücken und anordnende Rufe drangen — „ein Schriftsteller hat sich des Vorzugs begeben, fremd vor Fremde zu treten, er ist gekannt, wo er nicht kennt; aber", fügte er warm hinzu, „wer sich ihm verwandt fühlt, erschließt sich ihm gern beim ersten Treffen."

Der Professor reichte dem jungen Manne die Hand, er wurde mehr und mehr von ihm gewonnen. Ja, in seinen „Plaudereien" fand sich eine Abhandlung über den Genuß, der nach sei-

Digitized by Google

nen Ausführungen da anfing, wo das Bedürfniß aufhörte. Bedürfnisse sind durch Anlage oder Gewohnheit geforderte Thätigkeiten des Organismus, Genüsse heben ihn in einen erhöhten Zustand, den er die Verklärung des Fleisches genannt hatte. Der Professor verfiel jetzt in eine Art Resignation, er wollte sich nicht mehr wehren gegen seine Eindrücke. Gehe es denn seinen Gang, dachte er, ich muß nun sehen, welche Früchte meine Lehren tragen. Dieser liebenswürdige Epikuräer zieht mich in gleiche Verdammniß mit sich.

Sie traten in ein großes Zimmer, in dem unter einer Hängelampe ein runder Tisch mit verschiedenen Gläsern und Flaschen stand. Um denselben waren sieben Stühle gereiht. In einer Ecke des Zimmers stand ein Eiskübel, aus dem mehrere Flaschenhälse winkten.

Stein stellte dem Professor seine Genossen vor. Es waren Gutsbesitzer und Pächter der Umgegend, starkgebaute, sonnverbrannte Gestalten. Als man sich um den Tisch setzte, fragte der Professor seinen Wirth, der sich ihm zur Seite niederließ, nach seinem Vetter.

„Ach so! Einen Augenblick!“ sagte Stein und verließ das Zimmer. Eine etwas verlegene Stille trat bei den Zurückbleibenden ein. Die Tafelrunde wußte augenscheinlich noch nicht, wie sich der Neuling zu ihnen stellen würde. Da brachte Junker, der junge Athlet, der Stein am Wagen begrüßt hatte, Pfeifen und Cigarren und bot dem Professor die Wahl. Dieser nahm Pfeife, was allgemein zu seinen Gunsten stimmte. Jeder zündete nun die seine an, und Junker legte die Stein's auf dessen Stuhl und stellte Feuerzeug und Fidibus davor auf den Tisch.

Stein kam wieder herein. Er sah ernst aus, doch fiel dies nur dem Professor auf, die andern waren bereits in lebhafter Unterhaltung. Die Rauchwölkchen trugen die letzte Spur von Zwang, dem Fremden gegenüber, davon.

„Mein Vetter läßt sich entschuldigen“, sagte Stein zum Professor, „er wird sich sehr freuen, Ihren Besuch oben in seinem Atelier zu empfangen, nachdem Sie einige Gläser hier mit uns geleert haben.“

Halt! dachte der Professor, da ist doch etwas nicht ganz richtig. Der Künstler scheidet sich von dem Kreise seines Vetters aus!

„Wo ist Schmidt?“ fragte Stein, sich umsehend. In dem Augenblicke öffnete sich die Thür und ein junger Mann trat ein, dem man, wie den andern, sogleich den Landwirth ansah an der wettergebräunten Farbe, die Hände und Gesicht bis auf den obern Theil der Stirn bedeckte.

„Das ist Herr Inspector Schmidt, Herr Professor!“ stellte Stein vor, „meine rechte Hand, mein anderes Ich. Er thut meine Arbeit in der Wirthschaft, für die ich mehr Bewunderung als Verständniß habe.“

„Ein bequemes Abkommen“, sagte lächelnd der Professor.

„Mit dem Vorwurfe wenden Sie sich an Schmidt, der mir die Sünde leicht macht“, lachte Stein und fuhr dann, ohne sich zu unterbrechen, fort: „Aber nun wir vollzählig sind, schenken Sie ein! Junker, Sie kennen die Folge der Sorten, und bedenken Sie, daß der leiseste Verstoß mit Nerven empfunden wird, dagegen die unsern Bindfäden sind. So! Erlauben Sie mir ein Wort, bevor wir unsere Blume trinken:

„Der Mensch ist zur Freude geboren!“

Ein lautes Bravo und Hurrah unterbrach den Redner. Er hatte Mühe, dem lärmenden Beifalle Einhalt zu thun. „Meine Rede ist nicht zu Ende! Lassen Sie sich einige Ausführungen dieses

Digitized by Google

Spruches gefallen, und schneiden Sie mir nicht so misvergnügte Gesichter, weil es sich um ein vernünftiges Wort handelt. Nicht überall ist mein Ausspruch so unbestritten wie in diesem glücklichen Kreise. Also: das Leid ist nur eine Kehrseite der Freude. Empfänden wir beim Verluste keinen Schmerz, so machte uns auch der Besitz keine Freude. Nehmen wir nicht selber im Verlaufe unserer Entwickelung mit Verwunderung die sich immer neu entfaltenden Fähigkeiten zur Freude wahr? Freundschaft, Liebe, Kunst, Wissen — jedes Feld mannichfaltig, unerschöpflich! Wenn wir uns nicht hineinlügen und mit dem Besitze prahlen, ohne daß er unser ist, so genießen wir von allem zur rechten Zeit. Und dem Aufrichtigen, der sich nicht selbstbetrügerisch mit einem Ungefähr begnügt, erschließen sich von vielen ungeahnte Genüsse. So freuen wir uns auch dieser frohen Stunde. Sie gilt nicht der Befriedigung von Bedürfnissen, die nur das Fehlende ergänzen, sondern dem Genusse, der uns das köstliche Mehr bietet, von dem wir nach unserm Willen und Begehr nehmen können. War es so recht, Herr Professor? Das erste Glas unserm Meister!" Die Gläser klangen voll zusammen.

„Wetter, Stein!" rief einer aus der Runde, der als „Lemke" vorgestellt war, „ich glaube wahrhaftig, ich habe Sie verstanden! Wir rauchen unsere Pfeifen, nicht weil wir die liebe Gewohnheit haben, sondern um uns ein Extravergnügen zu machen."

„Sonst könnten wir die gute Sorte nicht würdigen!" fiel Voß ein.

„Und erst den Wein!" rief Kracht.

Jetzt sprach auch der Professor drein. „Wir unterscheiden die Sorten wie Persönlichkeiten. Jede wirkt besonders auf uns und erheitert uns wie unsers Wirthes angenehme Rede!"

„Na denn en lütt beten vom annern!" schlug Stein vor, und damit war das Stichwort gegeben für die Unterhaltung in dem guten, altvertrauten Plattdeutsch. Der Professor folgte mit Vergnügen den Plaudereien über das eben Gehörte, darauf über Tagesereignisse und kleine Vorkommnisse im landwirthschaftlichen und Gemeindeleben.

Es wurde von einigen verkommenen Dorffamilien berichtet, in denen der Trunk herrschte und Unordnung und Uneinigkeit zwischen den Eheleuten mitbrachte. „Und nun die armen Kinder zu sehen und zu bedenken, welch ein unsittliches Geschlecht da heranwächst", sagte Kracht.

„Damit sind Sie wieder auf Ihrem Lieblingsfelde, der Kinderversorgung", fiel Voß ein.

„Wenn ich nicht oft gesehen hätte, wie sehr die im argen liegt. Es ist als wäre die Familie geradezu der Feind der Kinder!"

„Da haben Sie recht, Kracht", sagte Stein, „darum wollen wir auch keine gründen."

„Ja, aber andere gründen sie! Und dann sind die Kinder nur für die Aeltern da! zum affenartigen Verzärteln, zum Quälen, zum Hauen, zu harter Arbeit. Unter Stiefmüttern werden sie meistentheils nicht mehr menschlich behandelt. Und wo das Haus durch den Trunk verwüstet wird, ist es nicht besser. Lemke, wollen Sie mir Feuer geben, meine Pfeife brennt schlecht!"

„Wir sind doch auch 'mal Kinder gewesen!" sagte Voß.

„Na, Voß, wenn Sie es gut gehabt haben, so ist es damit doch noch nicht genug!" murrte Lemke, „um so mehr sollten Sie andere bedauern."

„Mit dem Bedauern ist es aber nicht abgethan!" sagte Kracht, indem er starke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies.

Digitized by Google

„Bravo, Kracht!“ rief Stein. „Ich glaube, unsers Kaisers thätige Fürsorge für die Bedrückten weckt schon einen freudigen Widerhall in seinem Volke. Uns allen ist gewiß Ihr Mitgefühl für die, welche unsere Zukunft in Händen haben, nicht fremd. Sagen Sie also, was Sie denken!“

„Ja, Denken und Sagen ist nun wieder nicht so recht meine Sache! Aber vielleicht werden Sie es zu machen wissen. Wenn wir, jeder auf seinem Gute, ein Haus einrichteten, wo die Kinder nach der Schule sein könnten —“

„Etwa ihre Arbeiten machten und spielten?“ fragte Stein interessirt. „Ein guter Gedanke, Herr Professor!“

„Gewiß!“ mischte sich dieser mit seinem Hochdeutsch dazwischen. „Ein Kinderhort, wie ihn Berlin an mehrern Orten hat. Eine oder mehrere von unsern gebildeten Damen übernehmen die Leitung der Beschäftigungen.“

„Das könnte bedacht und besprochen werden“, sagte Stein.

„Was wol mein Alter dazu sagen wird!“ lachte Junker; „wenn er nur rausrückt!“

„Es kann die Welt nicht kosten!“ sagte Kracht, dem bei der Aufregung, daß sein Plan Anklang fand, wieder seine Pfeife ausgegangen war. „Vielleicht würden die Schulen dazu bewilligt, im Sommer haben wir draußen Raum genug. Und einige Lesebücher, Arbeitszeug, vielleicht ein Vesper —“

„Das wäre doch nicht nöthig!“ brummte Voß, „gegessen könnten sie haben, wenn sie kommen!“

„Geizhals!“ sagte Lemke.

„Na, das ist noch zu besprechen“, rief Stein. „Jeder besinnt sich auf seine Meinung und sagt sie das nächste mal. Ich für mein Theil bin ohne Bedenken für Ihren Vorschlag und verpflichte mich hier, meine erste Einnahme, sei sie groß oder klein, für diesen Zweck zu verwenden. — O weh!“ klagte er dann, „das hat Schmidt gehört, nun habe ich mich in seine Hand gegeben!“

„Ich werde Ihr ganzes Inventar verkaufen!“ lachte der Inspector.

„Nun denn, schnell genießen, solange wir noch besitzen!“ rief Stein fröhlich. „Après nous le déluge! Junker, schreiten wir zum Sect!“

Der junge Mann schenkte die Spitzgläser voll, und nun wurde der Wunsch nach Karten laut. Eine Whistpartie bildete sich, bei der Schmidt den Zuschauer machte. Stein schlug dem Professor vor, sich vom Spiele auszuschließen und sich abseits mit ihm auf ein kleines Sofa zu setzen. „Nun, was sagen Sie?“ fragte er, als er alle nach Wunsch beschäftigt sah. „Haben sich unsere geselligen Vergnügungen nicht im Laufe des Abends gebessert?“

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie sich in diesem Kreise behaglicher fühlen; mir geht es ebenso!“ gestand der Professor.

„Gerade für Menschen wie unsereins“, sagte Stein, „die gewöhnt sind, ihr Denken an dem anderer zu reiben, hat das ursprüngliche, unmittelbare Erfassen solcher Naturkinder großen Werth. Die Gefahr liegt so nahe, unser Empfinden dem bekannten Schema anzupassen, das Ihr Aesthetiker und die Kunstschulen uns vorausgesagt haben, und weil wir wissen, es trifft ein, ersparen wir es uns, in unser Inneres zu greifen, und halten uns an die conventionellen Schlagwörter.“

„Bitte ein Beispiel!“ warf der Professor dazwischen, der sehr interessirt war.

„Nun, ich sehe etwa ein Bild, eine Landschaft! Die Perspective ist richtig, die Farben und Schatten sind gut vertheilt, die Höhen und Tiefen angelegt, wie sie müssen, um ein Bild zu machen.

Digitized by Google

Ich erkläre das Gemälde für gut gemalt und bin von vornherein geneigt, ihm das «stimmungsvoll» zuzuerkennen, das es zu einem Kunstwerke stempelt. Muß ich mir dann nicht mistrauen? Wenn dagegen einer dieser Burschen darantritt und wortlos davor stehen bleibt, wenn er gehen will, immer wieder zurückkommt und wie entschuldigend zu mir sagt: «Es geht mir schnurrig», da kann man nicht irren! Das ist elementares Gefühl dem gebildeten gegenüber, und es ist erquickend, dieses in jenem von Zeit zu Zeit zu spiegeln."

„Stein!" rief jetzt Junker. „Wie wäre es mit einem Glase Bier? Können Ihre Amouretten es uns nicht credenzen?"

Der Professor horchte auf und sah gespannt auf seinen Wirth. Dieser erhob sich ruhig, klingelte, öffnete die Thür und rief: „Die Mädchen sollen Bier und Gläser bringen!" Zurückkehrend sagte er dann: „Aber Sie erinnern sich: der gefällige Beschauer wird gebeten, die Gegenstände nicht anzurühren!"

„Abgemacht!" und „Leider!" tönte es hier und da.

Zwei sehr hübsche Mädchen brachten das Verlangte und bedienten die Herren. Sowie aber das weibliche Element in den Kreis gedrungen war, schien der Friede gestört zu sein. Die echten Kartenspieler klagten über Unaufmerksamkeit ihrer Partner. Junker endete sogar durch sorgloses Ausspielen seiner Karten die Partie und fing mit dem einen Mädchen eine Unterhaltung an. Das schien Schmidt übel zu empfinden.

Der Hausherr legte sich ins Mittel. „Machen Sie es sich leichter!" sagte er zu den Aufwartenden. „Hier die Getränke auf den Tisch, Sie beide dahinter, und Schmidt wird die Güte haben, das Verlangte in Empfang zu nehmen. Ist Ihnen die Kellnerrolle recht, Schmidt?"

Dieser war sichtlich gerührt von Stein's Rücksichtnahme.

„Der gute Junge meint es ehrlich mit seiner Neigung zu der kleinen Blonden", sagte Stein erklärend, indem er zum Sofa zurückkehrte, „so sind beide Schwestern sicher unter seinem Schutze."

„Die Größere, Braune, scheint mir die Hübschere", sagte der Professor.

„Aber auch die Zugänglichere", erwiderte Stein. „Sehen Sie, wie sie, von ihrem gesicherten Standpunkte aus, diesem und jenem Rede steht!"

Trotz Stein's Anordnungen war die Aufmerksamkeit seiner Gäste jetzt doch nur den Schenkinnen zugewandt, und während Schmidt die eine ausschließlich in Anspruch nahm, flogen die Neckereien von verschiedenen Seiten zu der andern hinüber, die es an schnellen Antworten nicht fehlen ließ.

„Und Ihnen ist weder Blond noch Braun gefährlich?" fragte der Professor seinen Wirth.

Stein schwieg eine Weile, dann sagte er leise: „Mein Interesse für das Weib als solches bezieht sich nur auf ein ästhetisches Wohlgefallen oder" — setzte er noch leiser hinzu — „auf die Liebe, und die habe ich — aber", unterbrach er sich — „was meinen Sie, Herr Professor, wollen wir jetzt den Maler aufsuchen?"

Der Professor erhob sich bereitwillig, beide verließen unbemerkt das Zimmer. In der Vorhalle bat Stein seinen Gast, einen Augenblick zu warten. Er klopfte an eine Thür, die der Eßstube gegenüberlag, und, sie halb öffnend, sagte er hinein: „Wollen Sie die Güte haben, Frau Schmidt, da drin die Wirthin zu machen? Die Mädchen sind da."

„Es ist die Mutter des Inspectors, meine Haushälterin", erklärte er dem Professor, als er mit ihm weiter schritt. Sie gingen eine Treppe hinauf und

Digitized by Google

dann noch eine. „Hier ist das Atelier!“ sagte Stein und öffnete die Thür.

Er ging voraus und zündete eine von der Fensterdecke, die am Tage ein Oberlicht gab, herabhängende Lampe an. Das Licht fiel auf ein fast vollendetes Bild auf der Staffelei, in der Mitte des Gemachs. Der Professor stand vor der Mondscheinlandschaft.

„Und hier haben Sie den Maler!“ sagte Stein, indem er ihm bewegt die Hand bot.

Der Professor sprach kein Wort. Er hielt die Hand fest und sah das Bild an. Es war ganz still um sie her hier oben in der Werkstätte eines edlen Geistes, und der ins Haus gekommen war, zweifelnd und richtend, stand jetzt ergriffen vor der Offenbarung der Menschenseele.

„Kann ich es haben?“ fragte er endlich, auf das Bild zeigend.

„Es fehlen noch einige Striche.“

„So bringen Sie es mir, hängen es selbst auf den geeignetsten Platz und sind mein Gast, solange Sie mich und Berlin ertragen!“ Er drückte warm die Hand, die er noch hielt. „Ich gebe Sie nicht wieder frei, nun ich Sie gefunden!“

Er hatte noch viel zu fragen, und Stein stand gern Rede. Nein, niemand wußte um seine Kunst von denen, die ihn persönlich kannten, als seine guten, verschwiegenen Kameraden. Er wollte im Städtchen lieber nichts zur Verbesserung seines Rufes thun, als des Ruhmes wegen gesucht werden. Wenigstens solange es möglich war, sollte es verborgen bleiben. Mit der ersten Ausstellung eines Bildes war in seinem Kunstleben eine Veränderung eingetreten, die ihn häufiger und zu längerm Studienaufenthalte nach Berlin und weiter führen würde, schon dadurch wäre er dieser Gegend mehr als sonst entzogen. Und mit Erregung setzte er hinzu: „Ich will nicht geliebt werden, weil mein Name in der Leute Mund ist, sondern um meiner selbst willen und trotz der Verleumdungen solcher, die nichts von mir wissen!“

Der Professor verstand ihn besser, als es Stein beabsichtigte.

Unter freundschaftlichem Geplauder — auch die Förderung des Kracht'schen Planes durch den Erwerb des Bildes wurde lachend besprochen — merkten die beiden nicht, daß es spät geworden war. Die Hausglocke, die 1 Uhr schlug, störte oben und unten die Nachtschwärmer aus ihren Freuden auf. Einige Gäste machten sich noch auf den Heimweg. Die Weiterwohnenden blieben im Hause, am morgenden Sonntage war keine Feldarbeit zu versäumen.

Als der Professor sich auf seinem Lager ausstreckte, fühlte er, wie müde ihn der reichbewegte Tag gemacht hatte. Er wollte seine Gedanken zu seinen berliner Freundinnen zurückwenden, doch sie verwirrten sich. Sie waren genug in Anspruch genommen worden und nahmen Urlaub auf viele Stunden.

* * *

Es war einige Tage später. In heiterer Stimmung kam der Professor mit den beiden Damen aus der „Urania“. Der Mond hatte nun einmal Besitz von ihren Interessen genommen, und so waren sie heute von der Erde dorthin gereist. Die drei Schauspieler auf der Bühne: Sonne, Mond und Erde, hatten sich mit Ruhm bedeckt und das Auge wunderbar zu fesseln gewußt, bald durch zauberische Lichtwirkungen, bald durch öde, starre Erscheinungen, welche die Herzen beklommen machte und die Nerven erregte. Man hob den Schleier von einer fremden Welt, die sich so lange dem Menschenauge verborgen hatte.

Nun war die Vorstellung aus und die drei warteten draußen auf die vor-

Digitized by Google

beikommende Pferdebahn. Sie fühlten wieder den Erdboden unter sich und sahen den Mond durch die Zweige der Bäume gucken: er schien sich beschämt dahinter zu verbergen. Hedwig erhob drohend den Finger gegen ihn.

„Wart', alter Bursche, du bist erkannt!" rief sie muthwillig. Die andern lachten. Von weitem sahen sie ihre Pferdebahn die Invalidenstraße herunterkommen.

„Die Luft ist köstlich!" sagte der Professor, „ich habe heute so lange in den Hörsälen gesteckt, lehrend, hörend und sehend, daß ich glücklich sein würde, mit Ihnen, Frau Anna, auf einem Umwege zu Fuße nach Hause zu gehen. Mein Nichtchen könnte vorausgehen, ohne Bangen in die Wohnung des alten Onkels eintreten und meiner Haushälterin sagen, daß sie den Thee im Eßzimmer vorbereiten sollte, während sie selbst sich des Onkels Studirzimmer ansähe. Meine Alte weiß, welchen Besuch ich erwarte."

Hedwig hatte ihre Aufgabe kaum begriffen, als der Professor sie auch schon in die eben haltende Pferdebahn drängte. „Keine Widerrede, Nichtchen!" bat er, „es ist auch nur ein Platz! Wir kommen nach!"

Als Hedwig in die Studirstube des Professors trat, sah sie wieder den Mond durch die Fenster scheinen, die ganze Stube war erhellt. „Bitte, kein Licht!" rief sie zurück, dann machte sie die Thür zu und sah sich um. Sie war schon vor einigen Tagen mit ihrer Mutter auf kurze Zeit hier gewesen, da hatten sie mit dem Professor zusammen über Aenderungen in der Einrichtung berathen, einige Möbel umrücken gelassen, die Gardinen anders gesteckt, und Hedwig hatte den Ton des Pianinos flüchtig geprüft. Das Zimmer war ihr also bekannt. Und doch nicht! Sie fühlte gleich beim Eintreten, daß etwas da war, was das Ganze änderte. Dort! dort an der Wand, was war das? Da hing das Bild, ihre Mondscheinlandschaft! Sie stieß einen leisen Schrei aus, sie konnte sich nicht gleich fassen. Ein Sessel stand davor, sie sank hinein, ihr Auge hing an dem Bilde. Nun hätte sie doch lieber Licht gehabt, aber sie mochte nicht gestört sein. Ihr war es, als wäre sie in jener Landschaft, das Zimmer schwand ihr aus dem Bewußtsein, und sie gab sich ganz dem Zauber der Stimmung hin. Dann, noch immer gefangen im Banne und ohne zu wissen, was sie that, erhob sie sich und setzte sich vor das Klavier. Es war das tongewordene Bild, das unter ihren Fingern erstand, die Mondscheinsonate. Das beschwichtigende Flüstern, das fast lautlos hinstirbt, um den Herzschlag der Natur vernehmen zu lassen! Im Mondschein regt sich die Erde und sendet leise Seufzer seinen Strahlen entgegen. Zitternde Lichter fallen auf Gräser und Gezweig. Aber dunkle Wolken ziehen daher, ein Brausen geht durch die Luft, der Mond verhüllt sich, und nur hin und wieder zerreißen die Schleier und das tröstende Bild blickt ruhig daraus hervor. Immer heftiger wallt der Aufruhr der Elemente, ein wilder Aufschrei geht durch die Natur, sie hat gesiegt, sie ist befreit! Und beruhigt liegt sie im Lichte des Mondes, der voll und klar auf sie herabscheint.

Hedwig ließ die Hände von den Tasten sinken und ihre thränenvollen Augen richteten sich seitwärts auf das Bild. Da sah sie hinter sich etwas sich bewegen, es war eine männliche Gestalt. Sie faßte sich schnell.

„Sind Sie schon da, Onkel?" fragte sie — ihre Stimme wollte ihr noch nicht ganz gehorchen. „Ich hörte Sie nicht kommen!"

Keine Antwort. „Wo ist Mama?"

Digitized by Google

fragte sie wieder, jetzt schon in ungebrochenem Tone.

„Onkel!“

„Ich bin nicht der Onkel!“ klang es da zurück.

Hedwig erhob sich rasch. „Wer ist da?‘ fragte sie erstaunt. „Ich werde Licht holen.“

„Lassen Sie!“ bat er und wandte ihr das bisjetzt abgekehrte Gesicht zu. „Sehen Sie, der Mond ist wieder frei und wir können uns in seinem Lichte klarer sehen als in dem künstlichen, das Menschen auf uns werfen.“

Hedwig zitterte. Bei dem Klange der Stimme hatte sie an eine Täuschung ihrer Phantasie geglaubt, jetzt mußte sie ihren Augen trauen, der von ihr heimlich unverändert Geliebte stand vor ihr.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte sie bebend.

„So wissen Sie nicht, daß ich den Professor besucht hatte!“ rief er erfreut. „Sie haben nichts von mir gehört, und doch sind Sie nicht fremd für mich wie damals!“

Hedwig fühlte, wie ihre Wangen brannten. Mochten sie doch von ihm sagen, was sie wollten, sie konnte nicht wieder eine so schwere Zeit durchleben wie dieses Jahr, ohne ihn, den sie durch ihren Zweifel vertrieben hatte. Aber so schweigen durfte sie nicht.

„Wann kamen Sie herein?“ fragte sie, froh, daß ihr etwas einfiel.

„Die ersten beiden Theile hörte ich im Vorzimmer, dann trat ich ein im Schutze der Töne. Aber ich hätte mich fast verrathen und das Spiel gestört, als ich Sie hier in der Wohnung meines neuen Bekannten am Klavier sitzen sah. «Wie kommen Sie hierher?» bin ich wol eher berechtigt zu fragen. Doch Sie nannten ihn ja Onkel!“

„Ja! er und Mama werden gleich kommen, wir sind seine Theegäste.“

Sie hatten beide mit fliegendem Athem gesprochen, nun schwiegen sie und bemerkten es kaum.

„Wie bin ich froh, daß dies Jahr vorüber ist!“ begann er wieder leise und nahm ihre Hand. „Wie konnten Sie nur glauben, was fremde Menschen über mich sagten? denn das war es doch? ich habe doch richtig gerathen?“

Sie nickte. „Mama hatte eben erst den Brief bekommen, als Sie kamen. Aber ich war so unglücklich dies ganze Jahr, sodaß ich täglich weniger von dem Unsinn glaubte.“

Da war es heraus! Und nun hielten sie sich umschlungen und kümmerten sich nicht mehr darum, ob sie redeten oder schwiegen, ob der Mond sie sah oder sich versteckte, ob die Zeit stillstand oder schnell, schnell verging.

„Und wenn der Onkel mich nicht hierher bestellt hätte für den Abend, dann hätte ich dich nie wiedergesehen!“ fing er endlich wieder an. „Und du hast mich wirklich immer geliebt?“

Da fuhr sie zurück und rief: „Ach nein! ich vergaß! O, wie konnte ich! Ich bin dir untreu gewesen!“

Er erschrak. „Was ist das? Ich verstehe nicht, Hedwig!“

„Aber vielleicht verzeihst du mir“, bat sie, „ich glaube, sehr schlimm ist es nicht!“

„Du meinst, weil du an mir zweifeltest?“

„Nein, das nicht!“

„Du liebtest doch nicht einen andern?“

„Ja, leider!“

„Sprich, Hedwig, quäle mich nicht!“

„Einen Maler! Aber ich kannte nur sein Bild.“

„Sein Porträt?“

„Nein! Komm, hier ist es! Dies hier: die Mondscheinlandschaft von deinem Namensvetter!“

Digitized by Google

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, die alte Haushälterin kam mit der Lampe herein, gefolgt von Frau Anna und dem Professor. Als die Alte sich entfernt hatte, standen sich die vier Menschen gegenüber, ohne gleich Worte zu finden. Hedwig fragte sich bang, wie sie das Vorgefallene der Mutter gegenüber verantworten solle. Stein war von dem letzten Bekenntnisse der Geliebten so berauscht, daß er nichts zu sagen wagte. Er näherte sich der Mutter und beugte sich auf ihre Hand.

„Ich habe Sie verkannt!“ sagte sie ihm ins Ohr.

Das überwältigte ihn und er sank vor ihr aufs Knie. Da kam auch Hedwig heran, er zog sie zu sich und die Mutter segnete beide. Der Professor stand daneben, wortlos, aber mit leuchtenden Augen. Er sah in die Zukunft der ihm theuern Menschen, licht und schön lag sie vor ihm. Und auch er hatte seinen Platz in dem Bilde, er gehörte von jetzt an unbestritten zu dem engen Kreise, der sich um die Jugendgeliebte schloß.

Nun führte der glückliche Bräutigam seine Hedwig, die noch wie traumbefangen und ungläubig auf ihre Mutter blickte, vor sein Bild und sagte ihr leise: „Soll ich auf mich selbst eifersüchtig sein? Der Maler, der mir dein Herz stahl, bin ich!“

„Du? du? Mutter! Onkel! Ernst! O, nun ist alles gut!“ Sie warf sich weinend in ihrer Mutter Arme.

Der Professor fand jetzt die Sprache wieder. „Gott sei Dank, Kinder, daß das zu einem guten Ende gekommen ist!“ rief er, „aber auf ein Haar wären euere Lebensschiffchen aneinander vorbeigefahren!“

„Wenn nicht ein so guter Lootse sich ihrer angenommen hätte!“ sagte Frau Anna, „ihm die Ehre!“

„Oder dem Mondscheine!“ rief der Professor. Er reichte der Freundin die Hand, führte sie zum Fenster und öffnete beide Flügel.

Das junge Paar folgte.

Laue, duftige Mailuft drang in das Zimmer und der Mond blickte freundlich auf die glücklich Vereinigten.

Die süddeutschen Staaten und Sachsen im neunten Jahrzehnt.

Von **Wilhelm Müller.**

Die Geschichte Baierns in den Jahren 1882—87 ist in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1887, I, 577 fg.) zur Darstellung gekommen. Der neue Sturmlauf gegen das Ministerium Lutz, die Katastrophe am Starnbergersee und die Reichstagswahlen vom 21. Febr. 1887 waren die wichtigsten Thatsachen in der Beschreibung jener fünf Jahre, welche mit dem März 1887 schließt. Somit ist die Aufgabe der neuen Darstellung, die Geschichte Baierns von jenem Zeitpunkte an bis zum Schlusse des Jahres 1890 weiter zu führen. Zunächst waren die Neuwahlen für die Abgeordnetenkammer vorzunehmen. Die Wahlmännerwahlen waren auf den 21. Juni, die Abgeordnetenwahlen auf den 28. Juni 1887 festgesetzt. Das Ergebniß der letztern war die Wahl von 75 Mitgliedern

Digitized by Google

der Centrumspartei, 7 Mitgliedern der „Freien Vereinigung" (gemäßigt katholischen), 70 Liberalen, 5 Conservativen und 1 Demokraten. Die Wahl im Wahlbezirke Würzburg I. kam, nachdem in elf Wahlgängen die Zahl der liberalen und der klerikalen Wahlmänner gleich gewesen war, erst am 13. April 1888 beim zwölften Wahlacte dadurch zu Stande, daß ein Theil der klerikalen Wahlmänner an der Abstimmung nicht theilnahm. Doch löste sich diese „Vereinigung", durch deren Stiftung die Patriotenpartei die Mehrheit in der Kammer verlor, im folgenden Jahre auf, worauf ihre wenigen Mitglieder sich unter die Liberalen und die Klerikalen vertheilten. Der Landtag wurde am 14. Sept. 1887 eröffnet, Freiherr zu Franckenstein vom Prinz-Regenten Luitpold zum Präsidenten der Reichsrathskammer ernannt, Freiherr von Ow zum Präsidenten der Zweiten Kammer wiedergewählt. Die Berathungen des Landtags erstreckten sich meist auf die Feststellung des Staatshaushalts, auf die Fortdauer des sehr ergiebigen Malzaufschlags, auf den Bau neuer Bahnen, auf den Eintritt Baierns in die norddeutsche Branntweinsteuer-Gemeinschaft und auf sociale Einrichtungen. Diejenigen Bestimmungen der bairischen Verfassung, wonach während einer Regentschaft die anzustellenden Beamten nicht eine endgültige Anstellung erhalten und Kron- und Staatsgüter nicht veräußert werden konnten, wurden, da infolge der ersten Bestimmung das Interesse der neuen Beamten sehr geschädigt wurde, durch die Beschlüsse des Landtags beseitigt und die neuen Beamten nach dreijähriger Dienstzeit den endgültig angestellten gleichgestellt.

Der Landtag von 1888 nahm einen sehr ruhigen Verlauf. Außer dem Etatsgesetze, dem Reichsgesetze über die Unfallversicherung land- und forstwirthschaftlicher Arbeiter und den culturellen Fragen kam kein Gegenstand von Bedeutung vor. Die hundertjährige Feier des Geburtstags Königs Ludwig I., welcher am 25. Aug. 1786 zu Straßburg i. E. geboren war, fand am 30. Juli 1888 in München statt. Sie wäre schon 1887 gehalten worden, wenn nicht der Tod des Königs Ludwig II. störend dazwischengekommen wäre und dem bairischen Volke auf einige Zeit alle Lust zur Abhaltung von patriotischen Festen benommen hätte. In Erinnerung an die großen Wohlthaten, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren der Kronprinz und König Ludwig der griechischen Nation erwiesen hatte, schickte die Stadt Athen eine Abordnuug nach München, um an der Feier theilzunehmen. Drei Tage nachher, bei der Eröffnung des bairischen Vereins- und Jubiläumsschießens, rühmte Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinz-Regenten, in längerer Rede seinen Großvater als einen echten Baiern und einen echten Deutschen, der zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft den damals seltenen Muth gehabt habe, seine deutsche Gesinnung offen zu bekennen und eben damit seine Krone und sein Leben aufs Spiel zu setzen. An jenem denkwürdigen Tage (25. Juni 1888), an welchem Kaiser Wilhelm II. zum ersten male den Reichstag eröffnete, stand der Prinz-Regent an der Spitze der deutschen Fürsten unmittelbar neben dem Throne. Drei Monate nachher, am 1. Oct., begrüßte der Kaiser seinen hohen Verbündeten in München, und erwiderte bei dem Festmahle des folgenden Tages dessen Begrüßungsworte mit dem Ausdrucke der wärmsten und innigsten Freundschaft und mit der Erklärung, daß er in hohenzollernscher Treue mit dem Hause Wittelsbach und dem braven Baiern-

Digitized by Google

volke im engsten Bunde zusammenstehen werde in guten wie in bösen Tagen: „Denn es erheischen die hohen Aufgaben unsers großen deutschen Volkes und Vaterlandes, daß alle Kräfte zu dessen gemeinsamem Nutzen und Heile eingesetzt werden, welches nur dann möglich ist, wenn die Fürsten des Reiches in fester Gemeinschaft Schulter an Schulter vertrauensvoll beieinander stehen."

Die bairischen Bischöfe nahmen einen neuen Anlauf, um mit Hülfe des Prinz-Regenten das Ministerium Lutz zu beseitigen, das Staatsruder in die Hände von Männern, wie des Freiherrn zu Franckenstein, zu bringen und an den Ufern der Isar eine klerikale Regierung zu errichten, die vermöge ihrer jesuitischen Gesinnung und Handlungsweise eine Leuchte für ganz Europa sein sollte. Auf ihrer Seite stand die ganze Patriotenpartei, welche schon längst von Ministersesseln träumte. Die acht Bischöfe (zwei Erzbischöfe und sechs Bischöfe) kamen im Juni 1888 in Freising zusammen und verständigten sich über die Abfassung einer Denkschrift, welche am 14. an den Prinz-Regenten abgeschickt wurde. Darin verlangten sie völlige Unabhängigkeit der Kirche in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, Abschaffung des Placetum regium, zumal in seiner Ausdehnung auf Gegenstände des Glaubens, Regelung der Altkatholikenfrage, Erweiterung des bischöflichen Einflusses auf Ernennung der Professoren an den Universitäten, von denen viele irreligiöse Lehren verkündigten, Mitwirkung der Bischöfe bei Besetzung theologischer Lehrstellen und bei Ernennung der Religionslehrer an Mittelschulen, Wahrung des confessionellen Charakters der Mittelschulen, täglichen Kirchenbesuch seitens der Schüler, Aufhebung der Simultanvolksschule, Rückberufung der Orden u. s. w. Wenn die Bischöfe die Erfüllung aller dieser Forderungen erlebten, so hatten sie das gesammte Erziehungs- und Bildungswesen und damit die Zukunft des Staates in ihrer Hand. Die bekannten Windthorst'schen Schulanträge waren gegenüber einem solchen Wunschzettel sehr bescheiden.

Ein zweites Schreiben richteten die bairischen Bischöfe im November 1888 an den Papst. Sie versicherten ihm darin, daß sie seinen Schmerz über das Traurige seiner Lage theilen, daß sie mit ihm die Rechte, die Freiheit und die weltliche Herrschaft des apostolischen Stuhles zurückfordern, daß sie alles verurtheilen, was gegen ihn und seine Macht mit Gewalt oder unter der Form eines Gesetzes unternommen werde, und daß sie zur Milderung seiner Lage thun werden, was ihnen möglich sei. In seiner Antwort vom December sprach Leo XIII. seine Genugthuung aus über die Treue der Bischöfe und klagte, wie sehr er durch die Maßnahmen der italienischen Regierung in der Ausübung seines apostolischen Berufes gehindert sei.

Am 24. März 1889 erhielten die längst ungeduldigen Bischöfe vom Ministerpräsidenten und Cultusminister von Lutz eine Antwort auf ihre Denkschrift. Wie sehr der Prinz-Regent mit der Fassung dieses Antwortschreibens einverstanden war, ließ sich aus dem Schreiben ersehen, welches derselbe an den Minister von Lutz richtete. Darin zollte er „der ebenso gründlichen als gediegenen Berichterstattung, der treuen Bedachtnahme auf die Rechte der Krone und der unbeschadet dieser Rechte den Wünschen der Bischöfe entgegengebrachten versöhnlichen Gesinnung seine vollste Anerkennung" und ertheilte, „mit sämmtlichen Vorschlägen einverstanden", dem Antwortschreiben seine Genehmigung. Letzteres enthielt mehrere Ablehnungen und mehrere Zugeständnisse. Das Ministe-

Digitized by Google

rium konnte das Placetum regium, das königliche Genehmigungsrecht für die Verkündigung der Erlasse der kirchlichen Oberbehörden, nicht aufgeben, weil dasselbe in der Verfassung begründet und eine Verfassungsänderung unter der Regentschaft staatsrechtlich nicht zulässig war. Daß die Schüler zum Besuche einer täglichen Schulmesse verpflichtet und die Mittelschulen confessionell getheilt werden sollten, wurde gleichfalls abgelehnt. Dagegen zeigte sich das Ministerium geneigt, bei Besetzung der Lehrstellen an Lyceen, an katholischen Facultäten, an Schullehrerseminarien u. s. w. die bischöfliche Ansicht einzuholen, beim Abgange der Schüler von Gymnasien und Realschulen die Religionsprüfungen wieder einzuführen und für die Befreiung der Priesteramtscandidaten vom Militärdienste einzutreten. Der Minister erhielt für seine Zugeständnisse, welche den Liberalen bedenklich groß erschienen, wenig Dank. Die klerikale Presse sprach sich ganz entrüstet aus über ihre Enttäuschung und wurde darin von der berliner „Germania" unterstützt. Und doch konnte in München jedes Kind wissen, daß das Ministerium Lutz, an die unannehmbaren Forderungen der Klerikalen längst gewöhnt, nur bis zu einem gewissen Grade die Wünsche derselben erfüllen werde, und daß dieser Grad nicht allzu weit oben sei. Die bairischen Klerikalen wurden in ihrer Entrüstung noch bestärkt durch das Schreiben, welches der Papst am 29. April an den Erzbischof von München in dieser Sache richtete, und worin er schmerzlich bedauerte, daß gerade bezüglich der allerwichtigsten Bitten und Anträge der Bischöfe der bairische Cultusminister jeder Zusage sich enthalten oder gar den gegensätzlichen Standpunkt eingenommen habe, und schließlich erklärte, die Curie halte fest am Concordat, welches durch das vom Staate nachträglich eingeführte, aber von der Curie nie genehmigte Religionsedict nicht einseitig habe geändert werden können.

Was den Bischöfen nicht gelang, sollte durch Abhaltung von Volksversammlungen und durch Anträge und Angriffe in der Kammer durchgesetzt werden. Die Katholikenversammlung in München am 22. Juni 1889, der pfälzer Katholikentag in Neustadt a. d. H. am 28. Juli und der bairische Katholikentag in München am 23. Sept. faßten Resolutionen im Sinne der bischöflichen Denkschrift und des päpstlichen Schreibens. In der Zweiten Kammer, welche am 1. Oct. 1889 ihre Geschäfte wieder aufnahm, brachte das Centrum drei kirchenpolitische Anträge ein, welche mit 82 Unterschriften bedeckt waren und auf das Placet, auf die Altkatholikenfrage und auf die Rückberufung der Redemptoristen sich bezogen. Diesen Anträgen gemäß sollte das Ministerium sich dahin aussprechen, daß das königliche Placet sich nicht auf die Glaubens- und Sittenlehre erstrecke, daß es die Altkatholiken als eine von der katholischen Kirche verschiedene Religionsgesellschaft behandeln werde und daß die Ausdehnung des Jesuitengesetzes auf die Congregation der Redemptoristen zurückgenommen, die Zulassung der letztern also gestattet werde. Die beiden ersten Anträge wurden von der Kammer am 8. Nov. mit 81 gegen 78 Stimmen, der dritte Antrag am 13. Nov. mit 81 gegen 74 Stimmen angenommen. Minister von Lutz vertheidigte gegenüber den Angriffen der klerikalen Abgeordneten Geiger, von Hauck, Daller, von Soden und von Gagern den Standpunkt der Regierung, sprach sich über die Redemptoristen nicht ohne Wohlwollen aus, erklärte aber zugleich, daß dem Bundesrathe, vor dessen Forum die Entscheidung dieser Frage

Digitized by Google

gehöre, jedenfalls nachgewiesen werden müsse, daß die Redemptoristen keine innere Verwandtschaft mit den Jesuiten hätten. Im Namen der 74 Mitglieder der liberalen Fraction verlas der Abgeordnete von Schauß in der Sitzung vom 6. Nov. eine Erklärung, welche hinsichtlich des ersten Antrags einen Protest enthielt gegen den Versuch der Klerikalen, eine Aenderung des verfassungsmäßigen Rechtszustandes auf verfassungswidrigem Wege herbeizuführen. Die klerikalen Anträge, von der Kammer angenommen, hatten keinen weitern Erfolg; das Ministerium Lutz stand so fest als je. Daß am Cultusetat $2^1/_2$ Mill. Mark gestrichen wurden, mußte der Minister als kleinliche Rache hinnehmen; den Schaden hatte das Land. Der vom Finanzminister von Riedel am 1. Oct. vorgelegte Staatshaushalt für 1890/91 schloß mit 274,676983 Mark an Einnahmen und Ausgaben ab.

Die schwierige Frage der gemischten Ehen, von dem Erzbischof von München-Freising, von Steichele, in der schärfsten Weise angefaßt, rief gleichfalls Proteste hervor. In dem auf allen Kanzeln des Erzbisthums verlesenen Hirtenbriefe vom 2. Jan. 1889 wurde erklärt, daß die Kirche von dem Verbote der Mischehen nur dann abgehen könne, wenn die Erfüllung folgender drei Bedingungen sichergestellt sei: 1) daß der katholische Ehetheil ungehindert seiner Religion nachleben könne; 2) daß er sich nach Kräften angelegen sein lasse, den nichtkatholischen Theil zur wahren Kirche zurückzuführen; 3) daß alle Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion erzogen würden; von diesen drei Bedingungen dürfe nichts nachgelassen werden, und wenn ein Katholik trotzdem eine gemischte Ehe schließe, so begehe er eine sehr schwere Sünde. Darauf wahrte das protestantische Oberconsistorium in einem Erlasse vom 4. Febr. den evangelischen Standpunkt und warnte vor Eingehung einer Mischehe, da in einer solchen der protestantische Theil zum Confessionswechsel geradezu genöthigt sei, wenn er nicht dauernd in einer zerrütteten Ehe leben wolle. Die protestantische Generalsynode erklärte sich am 30. Nov. einverstanden mit diesem Erlasse und „verwahrte sich öffentlich und feierlich gegen die vom Erzbischof von München ausgegangene Störung des confessionellen Friedens in unserm Vaterlande". Auch in Augsburg ließ das protestantische Bewußtsein sich nicht niederdrücken. Gegenüber den Beschlüssen des bairischen Katholikentages erhob am 30. Sept. die Versammlung des Evangelischen Bundes einen Protest und sprach das Vertrauen aus, daß die Regierung die verfassungsmäßigen Rechte der Protestanten schützen werde.

Großes Aufsehen im Inlande und Auslande erregte die von freudigem Patriotismus getragene Rede, welche der obenerwähnte Prinz Ludwig von Baiern als Ehrenpräsident des Deutschen Turnfestes in München am 27. Juli vor etwa 8000 Turnern hielt. Nach einem geschichtlichen Ueberblicke über die schweren Napoleonischen Zeiten und nach Erwähnung des Todes der Kaiser Wilhelm und Friedrich forderte er die Angehörigen des Deutschen Reiches auf, treu festzuhalten an Kaiser und Reich und einig zu bleiben und Kunst und Wissenschaft wie bisher zu pflegen; den Deutsch-Oesterreichern rief er zu, sie sollten festhalten an ihrer deutschen Sprache und an ihrer deutschen Gesinnung, und ihren Kaiser Franz Joseph zum Muster nehmen, der, als im Jahre 1859, nach dem für Oesterreich unglücklichen Kriege, der Kaiser Napoleon das Ansuchen an ihn stellte, auf Kosten Deutschlands sich mit ihm zu vertragen, mit den stolzen

Digitized by Google

Worten es ablehnte: „Ich bin ein deutscher Fürst.“ Am Schlusse gedachte er noch des Dreibundes und stellte ihn den Fremden als einen solchen hin, der im Stande sei, in kürzester Frist Heere aufzustellen, wie sie die Welt nie gesehen habe, und doch nur zum Frieden geschaffen sei. So sprach ein Wittelsbacher, dessen Haus jahrhundertelang für einen Gegner der Hohenzollern galt.

Das Jahr 1890 begann mit der Fortsetzung der parlamentarischen Kämpfe. Zunächst hatte die Reichsrathskammer sich über die drei klerikalen Anträge zu äußern. Der Präsident dieser Kammer, Freiherr zu Franckenstein, war am 22. Jan. in Berlin gestorben, worauf der Prinz-Regent am 27. den Grafen Törring-Jettenbach, welcher seit 1866 Mitglied des Reichsraths war, zum Präsidenten der Ersten Kammer ernannte. Letztere erklärte in der Sitzung vom 10. Febr. den das Placet betreffenden Antrag mit allen gegen die eine Stimme des Fürsten von Löwenstein für unzulässig und ging am 11., da eine endgültige Entscheidung der kirchlichen Behörden über die Zugehörigkeit der Altkatholiken zur katholischen Kirche noch nicht vorlag, über den zweiten Antrag zur Tagesordnung über, darauf auch über den dritten, da die Regierung ihre Bereitwilligkeit gezeigt habe, im Bundesrathe für die Redemptoristen einzutreten. In Abwesenheit des schwererkrankten Ministers von Lutz hatte der Minister des Auswärtigen, Freiherr von Crailsheim, die Vertretung des Cultusministeriums übernommen. Dieser erklärte, die Regierung werde für die Wiederzulassung der Redemptoristen die nöthigen Schritte beim Bundesrathe thun; denselben sei, nach der Erklärung der theologischen Facultäten in München und in Würzburg, keine Verwandtschaft mit den Jesuiten nachzuweisen. Nur drei Reichsräthe waren dagegen: Graf von Ortenburg, Freiherr von Mandl und der Präsident des Oberconsistoriums Dr. von Stählin, welch letzterer sich dahin aussprach, daß die Wiederzulassung der Redemptoristen von der protestantischen Bevölkerung mit Mistrauen aufgenommen werde, da dieser Orden in der Bekämpfung des Protestantismus eine seiner hauptsächlichsten religiösen Pflichten erblicke.

Da das Centrum der Zweiten Kammer mit bloßen Versprechungen und Aussichten sich nicht zufrieden gab und hauptsächlich auf Erledigung der Placetfrage drang („wenn die Regierung sich zu einer Regelung der Placetfrage versteht, ist alles in Ordnung“, sagte der Abgeordnete Daller) und, um einen Druck auf die Regierung auszuüben, beim Cultusetat ein rücksichtsloses Streichsystem durchführte und die nothwendigsten Forderungen für Universitäts- und Kunstzwecke zurückwies, was einem der Abgeordneten einen sehr höhnisch gehaltenen Zeitungsartikel, einem andern ein sehr disharmonisches Ständchen eintrug, so glaubte Minister von Lutz, dem „rasenden See“ ein neues Opfer bringen zu müssen, und gab die Altkatholiken preis. Es wurden Unterhandlungen mit den Bischöfen eröffnet und von diesen nachgewiesen, daß, wie es in dem Schreiben des münchener Capitularvicars Rampf hieß, die Altkatholiken in mehrern wesentlichen Punkten von der Lehre und von der Verfassung der Kirche abweichen; denn sie leugnen nicht nur das Unfehlbarkeitsdogma, sondern auch das Dogma des Concils zu Florenz über den Ehren- und Jurisdictionsprimat des römischen Papstes, indem sie den Apostelfürsten Petrus den übrigen Aposteln gleichstellen, seine besondere Sendung und Gewalt bestreiten und seinen Nachfolger als einen gewöhnlichen Pa-

Digitized by Google

triarchen darstellen, und erkennen auch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß vom 8. Dec. 1854 nicht an. Wegen des ersten Punktes konnte die Regierung nicht gegen die Altkatholiken vorgehen, da sie ja selbst das vaticanische Dogma nicht anerkannt hatte; sie hob daher ausschließlich die Leugnung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß hervor und sagte in ihrem Antwortschreiben an die Bischöfe, daß sie die von dem Papste verhängte Ausschließung der Altkatholiken aus der katholischen Kirche auch von Staats wegen anerkenne. Zugleich zeigte sie am 15. März dem Ausschusse des altkatholischen Landesvereins in München an, daß vorerst die innerhalb der Erzdiöcese München-Freising wohnenden Altkatholiken von nun an seitens der Staatsregierung nicht mehr als Mitglieder der katholischen Kirche betrachtet und behandelt würden, daß vielmehr die Rechte der Altkatholiken hinsichtlich der Religionsübung sich vorläufig nach §. 2 der zweiten Verfassungsbeilage zu bemessen hätten, wonach in Gegenständen des Glaubens und des Gewissens kein Zwang angewendet und niemand, zu welcher Religion er sich auch bekennen mochte, die einfache Hausandacht versagt werden dürfe. Darauf wurden den Altkatholiken der Erzdiöcese München-Freising dem Religionsedict gemäß die Rechte einer Privat-Kirchengesellschaft bewilligt, und diese Rechte später auch auf die Diöcesen Bamberg, Augsburg, Passau, Speier, Würzburg, Regensburg und Eichstädt ausgedehnt. Die Generalversammlung des altkatholischen Landesvereins glaubte diese Anerkennung als Privat-Kirchengesellschaft nur als ein Provisorium betrachten zu müssen und nach erfolgter innern Organisation die Rechte einer öffentlichen Kirchengesellschaft zu erhalten.

Infolge dieses Vorgehens der Regierung gegen die Altkatholiken kam die Berathung des Cultusetats wieder in Fluß. Zwar erklärte das Centrum nach wie vor die Ausdehnung des Placets auf Glaubenssachen für rechtswidrig; doch nahm es keinen Anstand mehr, in die weitere materielle Prüfung der im Finanzausschusse aus politischen Gründen abgelehnten Positionen des Cultusetats einzutreten, und bewilligte nachträglich mehrere Vorlagen, die von der Zweiten Kammer früher abgelehnt, von der Ersten genehmigt waren, sodaß der Cultusetat schließlich mit einem Abstriche von 1140 Mark bewilligt wurde. Nachdem die Reichsrathskammer den Gesammtetat gemäß den Beschlüssen der Abgeordnetenkammer ohne Debatte genehmigt hatte, wurde der Landtag am 3. Mai vertagt.

Kaum hatte die Aufregung, welche durch diese kirchenpolitischen Verhandlungen hervorgerufen worden war, sich einigermaßen gelegt, so entstanden neue Schwierigkeiten. Der Deutsche Katholikentag, welcher jährlich abgehalten wird, und zwar bald in dieser, bald in jener katholischen Stadt, sollte diesmal in München stattfinden. Sobald der Prinz-Regent von dieser Absicht hörte, erklärte er sich gegen die Ausführung derselben, weil er, nachdem die Landtagsverhandlungen schon Aufregung genug unter den biedern Münchenern veranlaßt hatten, den Frieden nicht noch weiter gestört sehen wollte durch Windthorst und Genossen, die auf diesen Katholikentagen die maßlosesten Ansprüche kundzugeben pflegten. Auch das gesammte Domkapitel sprach sich gegen die Zweckmäßigkeit der Abhaltung eines Katholikentages in München aus. Im Auftrage des Prinz-Regenten machte Minister von Crailsheim einem Centrumsmitgliede die Mittheilung, daß jener

Digitized by Google

die Abhaltung des Katholikentages in München nicht wünsche. Fürst von Löwenstein, Generalcommissar des Katholikentages, wandte sich, sobald er hiervon benachrichtigt war, in einem Schreiben vom 29. April direct an den Prinz-Regenten, um denselben „zu einer andern Auffassung der Sachlage zu bewegen". Der Prinz-Regent ließ ihm am 3. Mai durch seinen Generaladjutanten antworten, er sei durch den Inhalt seines Schreibens sehr befremdet, da er sich ja über diese Sache gegenüber dem Fürsten gar nicht ausgesprochen habe, und er erwarte, daß der Fürst sein ihm schon bekanntes Urtheil mit gebührender Achtung anerkennen und danach verfahren werde. Der Fürst deutete unbegreiflicherweise diese Worte so, als ob der Prinz-Regent sich jeder directen Einmischung enthalten wolle und dem Localcomité und dem Fürsten freie Hand lasse, und arbeitete rüstig darauf los. In der Comitésitzung vom 13. Mai, welcher der Fürst nicht beiwohnte, wurde die Frage, ob der Katholikentag in München gehalten werden solle, einstimmig, auch vom Kammerpräsidenten von Ow, bejaht und beschlossen, dem Erzbischof Thoma Meldung hiervon zu machen und um seinen Segen zu bitten. Dieser empfing die Abordnung am 14. Mai, theilte ihr seine Bedenken mit, erhob aber, nachdem die Abhaltung des Katholikentages beschlossen sei, keine Einsprache mehr und ertheilte seinen Segen in dem Sinne, daß dieser Tag zum wahren Wohle der Kirche und des Vaterlandes dienen möchte. Auf dieses hin schrieb am 15. Mai der Prinz-Regent dem Erzbischof, er fürchte, daß der Katholikentag neue Störungen des Friedens mit sich bringe, und wünsche daher sehr, daß der Erzbischof, bevor er (der Prinz-Regent) weitere Maßnahmen zu der seinen Rechten und Pflichten entsprechenden Wahrung des Friedens ins Auge fasse, nochmals mit katholischen Männern und besonders mit dem Domkapitel sich ins Benehmen setze und das Ergebniß der Besprechungen ihm zur Anzeige bringe. Jetzt erst beschloß das Comité, auf die Abhaltung des Deutschen Katholikentages in München zu verzichten, dem Erzbischof das Bedauern hierüber auszudrücken und Aufklärungen zu geben, und ihn zu bitten, ein beizulegendes Memorandum dem Prinz-Regenten vorzulegen. Damit hatte die Komödie der Irrungen ihr Ende erreicht, und der Deutsche Katholikentag wurde, wie wir wissen, in Koblenz gehalten.

Inzwischen hatte die Krankheit des Ministers von Lutz einen Verlauf genommen, bei dem eine Wiederaufnahme der Geschäfte ausgeschlossen erschien. Er reichte daher am 31. Mai sein Entlassungsgesuch ein. Der Prinz-Regent genehmigte dasselbe noch am gleichen Tage unter voller Anerkennung seiner großen Verdienste um das Königshaus und um das Land, und übertrug die Leitung des Cultusministeriums dem münchener Polizeipräsidenten Dr. von Müller, welcher längst das volle Vertrauen des Prinz-Regenten genoß und in dem Rufe stand, seine Gegner mit feiner Diplomatie behandeln und auf die Sandbank setzen zu können. Die Klerikalen merkten bald, daß der Curs der alte bleibe, daß nur die Person, nicht das System gewechselt habe. Zugleich übertrug der Prinz-Regent dem Minister von Crailsheim den Vorsitz im Ministerrathe und bestimmte, daß dieser Vorsitz von nun an immer von dem jeweiligen Minister des königlichen Hauses und des Aeußern geführt werden solle, und erhob den Finanzminister von Riedel in den erblichen Freiherrenstand. Am 3. Sept. starb Minister von Lutz in Pöcking. Kaiser Wilhelm und der Prinz-Regent drückten

Digitized by Google

der Witwe telegraphisch ihre Theilnahme aus. Die nationale Presse feierte den Verstorbenen als den Mann, welcher im Juli 1870 das Eintreten des Bündnißfalles betont, im November die Bündnißverträge unterzeichnet und im Januar 1871 dieselben in der Zweiten Kammer durchgesetzt hat. Ohne die nationale Gesinnung und die Charakterfestigkeit dieses Mannes wäre wol damals manches anders gekommen. Ein anderer großer Mann Baierns, Reichsrath Geheimrath Dr. von Döllinger, geboren am 28. Febr. 1799 in Bamberg, ausgezeichnet durch seine kirchengeschichtlichen Werke, starb am 10. Jan. Wegen seiner Bekämpfung der Unfehlbarkeitslehre wurde er am 23. April 1871 vom Erzbischof Scherr in München in den großen Bann gethan; die ihm vom Erzbischof gemachte Zumuthung, öffentlich Widerruf zu leisten, hatte er mit einer Erklärung beantwortet, die mit den Worten schloß: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich die Lehre der Unfehlbarkeit nicht annehmen.“ Zum Nachfolger Döllinger's als Stiftspropst wurde Dr. von Türk ernannt. Erzbischof Thoma von München erhielt am 20. April aus den Händen des Nuntius Agliardi das Pallium. An Stelle des am 23. Mai gestorbenen Erzbischofs Schreiber in Bamberg wurde am 4. Sept. vom Prinz-Regenten Dompropst Schork in Würzburg ernannt, welcher am 21. Oct. vor dem Nuntius den Eid der Treue ablegte. Auch im Militär fanden Veränderungen statt: an die Stelle des in den Ruhestand tretenden commandirenden Generals des 2. Armeecorps, General von Orff, wurde General Parsefal, an Stelle des aus dem Amte scheidenden Kriegsministers von Heinleth wurde der Divisionsgeneral von Safferling ernannt. Dem König Ludwig I. wurden zwei Denkmäler gesetzt; die Enthüllung des einen erfolgte am 29. Juni in Edenkoben (in der Pfalz), die des andern am 25. Aug. in Anwesenheit des Prinz-Regenten in der regensburger Walhalla. Die Enthüllungsfeier des dem berühmten Seefahrer Martin Behaim von seiner Vaterstadt Nürnberg errichteten Denkmals fand am 17. Sept. statt. Der Prinz-Regent wurde am 27. Juli, infolge des Zusammenstoßes seines Wagens mit der nymphenburger Dampftrambahn, auf die Straße geschleudert, blieb aber, abgesehen von einer unbedeutenden Hautabschürfung an der rechten Hand, unverletzt. Alle Bundesfürsten und andere Fürsten sandten ihm ihre Glückwünsche zu.

In denselben Monaten wurden infolge der Aufforderung der koblenzer Katholikenversammlung und des dort ausgegebenen Losungswortes, für die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu wirken, mehrere bairische Katholikentage gehalten: am 14. Sept. in Straubing, am 21. Sept. in Homburg (Pfalz), am 28. Nov. in Freising. Dagegen erhob sich seitens der Protestanten eine starke Opposition. In Landau und mehrern andern Städten der Pfalz wurden Massenversammlungen veranstaltet, am 8. Dec. eine solche auch in Augsburg, welche in den an den Reichstag gerichteten Adressen baten, es möchte im Interesse des innern Friedens im Deutschen Reiche das Jesuitengesetz aufrecht erhalten werden.

Bei den Reichstagswahlen vom 20. Febr. 1890 veränderten sich die Zahlenverhältnisse der einzelnen Parteien nicht bedeutend. Bemerkenswerth war auch hier ein Anwachsen der Socialdemokratie und ein Rückgang des Nationalliberalismus. Von den 48 Wahlbezirken gewannen die Klerikalen 33 (wie 1887), die Nationalliberalen 9

Digitized by Google

(gegen 12), die Freisinnigen 2 (gegen 1), die Conservativen 1, die Socialdemokraten 3 (gegen 1), und zwar München I. und II. und Nürnberg, in welchen Bezirken Vollmar, Birk und Grillenberger gewählt wurden.

Die Geschichte Würtembergs und Badens ist in „Unsere Zeit" (1883, I, 82 fg.) unter der Ueberschrift „Der süddeutsche Parlamentarismus seit 1870" dargestellt und bis 1882 fortgeführt worden. Am 20. Dec. 1882 hatten in Würtemberg die Wahlen für die Zweite Kammer stattgefunden. Das Ergebniß derselben war, daß die Landespartei (conservative) 21 Mandate, die Deutsche (nationalliberale) Partei 23, die Vereinigte Linke 14, die Demokratie 11 Mandate gewann, wozu noch 1 Wilder hinzukam. Die Dauer des Mandats war in der Verfassung auf sechs Jahre festgesetzt. Die Demokratie hatte namhafte Verluste erlitten: ihre bedeutendsten Führer, Schott, Mayer und Payer, waren nicht mehr gewählt worden. Die Verhandlungen des Landtags von 1883 und 1884 hatten kein allgemeines Interesse. Bei den Reichstagswahlen vom 28. Oct. 1884 wurden 8 Nationalliberale oder Mitglieder der Reichspartei, 4 Klerikale und 5 Demokraten gewählt. Dies war ein Sieg der Nationalliberalen und eine Niederlage der Demokraten: denn letztere hatten an erstere drei Mandate abgeben müssen und hätten überhaupt ohne die Unterstützung der Klerikalen und der Socialdemokraten (in Stuttgart) keinen einzigen ihrer Candidaten durchgebracht. Im Landtage von 1885 und in den folgenden Jahren fanden wichtige, wenn auch ergebnißlose Verfassungsdebatten statt, welche die Zusammensetzung der Ersten und Zweiten Kammer betrafen. Erstere verständigte sich über den Antrag, daß, da die Zahl der prinzlichen und standesherrlichen Mitglieder sich sehr vermindert hatte und die Kammer über wenige Arbeitskräfte gebot, es ein dringendes Bedürfniß sei, durch eine mäßige Vermehrung der vom König zu ernennenden Mitglieder neue Kräfte heranzuziehen. Damit war die Mehrheit der staatsrechtlichen Commission der Zweiten Kammer nicht einverstanden, weil sie nicht eine einseitige, sondern eine vollständige Umgestaltung der Zusammensetzung der Ständeversammlung wollte, daher sie das Nichteingehen in die Berathung der Vorlage beantragte.

Hierüber wurde in der Zweiten Kammer am 16., 17. und 18. Febr. 1886 verhandelt und zugleich der Antrag auf Vorlegung eines die Zusammensetzung der Ständeversammlung betreffenden Verfassungsgesetzes gestellt, wobei die Demokraten und Klerikalen verlangten, daß sämmtliche Mitglieder der Abgeordnetenkammer aus reiner Volkswahl hervorgehen und die sogenannten Privilegirten aus derselben ausscheiden sollten. Die würtembergische Abgeordnetenkammer besteht nämlich aus 93 Mitgliedern, wovon 70 vom Volke durch das allgemeine Wahlrecht mit directer und geheimer Wahl gewählt werden, die übrigen 23 durch das Vorrecht der Geburt oder des Amtes Kammermitglieder sind. Zu diesen Privilegirten gehören 13 Mitglieder des ritterschaftlichen Adels, die dieser aus seiner Mitte wählt, 6 evangelische Prälaten, der Kanzler der Universität, der Bischof (welcher seit Jahrzehnten nicht mehr in der Kammer erscheint), ein Domkapitular und ein katholischer Dekan. Das sind nun freilich Verhältnisse, welche im Deutschen Reiche einzig dastehen; aber die würtembergische Abgeordnetenkammer ist auch im Reiche die einzige, bei welcher (seit 1868) das allgemeine Wahlrecht mit directer Wahl

Digitized by Google

eingeführt ist. Die Ausscheidung der Privilegirten, welche ein durch Intelligenz, vielseitige Bildung und Charakterfestigkeit ausgezeichnetes conservatives Element bilden, und die Herstellung einer reinen Volkskammer ist für die Demokratie und für den Klerikalismus, welche beide auf die im schwäbischen Volke herrschende demokratische Strömung rechnen, längst der Gegenstand ihres Strebens, während alle conservativen und nationalen Männer das Verbleiben der Privilegirten in der Zweiten Kammer wünschten und diese selbst durchaus keine Lust bezeigten, ihre einflußreiche Stellung in der Zweiten Kammer mit einem Sitze in der weniger beliebten und weniger geschätzten Ersten Kammer zu vertauschen. Ministerpräsident von Mittnacht erklärte sich bereit, den Entwurf einer Verfassungsrevision vorzulegen, fügte aber hinzu, daß derselbe jedenfalls am Zweikammersystem festhalten und an Stelle der Privilegirten ein anderes conservatives Element setzen werde. Der Antrag der Ersten Kammer wurde abgelehnt. In der Versammlung der Vertrauensmänner der Zweiten Kammer, welche über die Verfassungsrevision berieth, und in der Kammer selbst sprach sich von Mittnacht 1888 dahin aus, daß an Stelle der Privilegirten, welche in die Erste Kammer aufgenommen werden sollten, 22 Abgeordnete in größern Wahlbezirken von den Höchstbesteuerten und von den Mitgliedern der Amtsversammlung jedes Bezirks gewählt werden sollten. Aber diese Erklärung, von welcher der Kanzler der Universität, von Rümelin, schon 1886 richtig gesagt hatte: „Wenn man jemand fortschickt, um gleich ein Aequivalent für ihn zu suchen, warum läßt man ihn nicht lieber gleich da?“ fand bei keiner Partei, am wenigsten bei der demokratischen, Beifall. Der Minister verzichtete daher darauf, den Entwurf einer Verfassungsrevision der Zweiten Kammer vorzulegen, und erwiderte auf die von demokratischer Seite 1889 eingebrachte Interpellation, daß, da die Linke den Regierungsentwurf als unannehmbar bezeichnet habe, selbst aber an der Einführung einer reinen Volkskammer festhalte, um, wenn ihr diese Forderung zugestanden würde, die Abschaffung der Ersten Kammer zu erstreben, eine Verständigung zwischen der Regierung und der Linken und die Erlangung einer Zweidrittelmehrheit in der Zweiten Kammer für die Revisionsfrage unmöglich sei. Die von der Demokratie heiß ersehnte Volkskammer blieb also vorderhand noch ein Gegenstand ihrer Wünsche. Von den übrigen Vorlagen heben wir noch hervor: 1886 das Gesetz über Vertretung der evangelischen Kirchengemeinden und der katholischen Pfarrgemeinden und über die Verwaltung ihrer Vermögensangelegenheiten; 1887 das Gesetz über Abänderung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer in der Richtung, daß erstere niederer angesetzt, die beiden letztern stärker als bisher belastet wurden, und das Gesetz über den Bau strategischer Bahnen, deren Kosten größtentheils vom Reiche übernommen wurden.

Bei den Reichstagswahlen vom 21. Febr. 1887 vollzog sich ein Umschwung in nationalem Sinne. Nach der Auflösung des Reichstags (14. Jan.) handelte es sich darum, an Stelle der regierungsfeindlichen Mehrheit eine solche Mehrheit zu gewinnen, welche in jener Zeit der von Westen und Osten drohenden Kriegsgefahren bereit war, die Militärvorlage zu genehmigen, das Septennat aufrecht zu halten und auch andern Regierungsvorlagen, wie der ostafrikanischen, beizustimmen. Bei den letzten Wahlen hatten die Klerikalen 4, die

Digitized by Google

Demokraten 5 Candidaten durchgesetzt. Den Klerikalen war nicht gut beizukommen, da die katholische Bevölkerung der strammen Zucht ihrer Geistlichkeit sich unbedingt fügte; aber gegen die Demokraten, welche bei der Berathung der Militärvorlage ganz unglaubliche Anträge gestellt und dadurch den Ausbruch des Krieges ihrerseits mehr wahrscheinlich als unmöglich gemacht hatten, ließ sich der Kampf mit Aussicht auf Erfolg unternehmen. Durch das feste Zusammenhalten der drei Cartellparteien, durch die Veranstaltung einer festen Organisation und energischen Agitation, durch die Darlegung der politisch-militärischen Lage und durch die schonungslose Besprechung der Parteiverhältnisse gelang es, alle 5 Demokraten schon bei der Hauptwahl zu beseitigen und 17 Abgeordnete in den Reichstag zu wählen, von denen 8 zur nationalliberalen, 5 zur Reichspartei, 4 zum Centrum gehörten. Um so überraschender war nach diesem Siege der Ausfall der Reichstagswahlen vom 20. Febr. 1890, bei welchen 3 Nationalliberale, 1 Mitglied der Reichspartei, 4 Klerikale und 9 Demokraten gewählt wurden. In Stuttgart kam sogar der Nationalliberale in die Stichwahl mit einem Socialdemokraten, welch letzterer mit Mühe überwunden wurde. Die Demokraten hatten freilich ihren Sieg nur der Unterstützung der Klerikalen und Socialdemokraten zu verdanken, sowie dem Umstande, daß die infolge der theuern Lebensmittelpreise sehr verbreitete Unzufriedenheit einen sehr günstigen Boden für die beispiellose Agitation der in demagogischen Aufhetzereien sehr geübten demokratischen Führer bildete. Dazwischenhinein fanden am 9. Jan. 1889 die Wahlen für die Zweite Kammer statt. Von den Gewählten gehörten 29 zu der nationalliberalen Partei, 18 zur Landespartei, 22 zur Linken und zur demokratischen Partei, 1 zu keiner Partei. Die Socialdemokratie erhielt nur 10641 Stimmen, während die nationalliberale und Landespartei zusammen 155713, die Linke und die Demokratie zusammen 78722 Stimmen erhielten, sodaß die Stimmenzahl der staatserhaltenden Parteien der der Oppositionsparteien um mehr als 65000 Stimmen voraus war.

Am 25. Jan. 1889 feierte König Karl, unter dessen Scepter ein mildes Regiment geführt wurde, Kunst und Wissenschaft, Industrie, Gewerbe und Handel große Fortschritte machten, sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum. Für diesen Tag wurde ihm von einer Abordnung des Ausschusses der König-Karl-Jubiläumsstiftung eine von Privaten und von den Amtsversammlungen gespendete Summe von 550000 Mark übergeben, welche theils zu landwirthschaftlichen, theils zu gewerblichen Zwecken verwendet werden sollte. Mehrere fürstliche Gäste waren in Stuttgart angekommen, um dem sechsundsechzigjährigen Könige ihre Glückwünsche darzubringen: der König von Sachsen, die Großherzoge von Baden und von Hessen, Prinzen aus Baiern, aus Sachsen-Weimar, aus Oesterreich und aus Rußland. Der Kaiser und die Kaiserin trafen ein und wohnten der Truppenschau bei Cannstatt und abends dem Festmahle bei. In ganz Deutschland fand der Trinkspruch des Kaisers Beifall, welcher lautete: „Es ist ein Vorrecht des deutschen Volkes, daß die deutschen Stämme mit ihren angestammten Fürstenhäusern Freud und Leid theilen. Insbesondere ist es das treue Volk der Schwaben, welches in diesen Tagen mit Eurer Majestät und Ihrem Hause in inniger Vereinigung ein schönes Fest feiert. Dem Beispiele der Völker folgend, sind wir Fürsten von allen Sei-

Digitized by Google

ten herbeigeeilt, da wir, wo einer von uns ein frohes Fest erlebt, uns mit ihm solidarisch fühlend, uns freuen, dasselbe mit ihm begehen zu dürfen." Hatte König Karl bei dem den Mitgliedern der beiden Kammern am 13. Juni gegebenen Festmahle in seinem auf die Heimat ausgebrachten Trinkspruch gesagt: „Das edle Wort meines Ahnen Eberhard im Barte bewährt sich auch heute noch, daß der Landesvater «sein Haupt in den Schoß eines jeden seiner Unterthanen legen kann»", so erschien das am 20. Oct. 1889 gegen den voraussichtlichen Thronerben, Prinzen Wilhelm, in Ludwigsburg verübte Attentat wie eine Mahnung daran, daß in unserer gottlosen Zeit dieser Ausspruch keine Geltung mehr habe. Man fand einen Trost darin, daß der Attentäter für verrückt erklärt und als unheilbarer Geisteskranker in eine öffentliche Irrenanstalt gebracht werden mußte.

Am 15. April 1890 traten die Kammern wieder zusammen, beschäftigten sich mit Vorlagen über Eisenbahnbau, über die Steuer vom Kapital- und Berufseinkommen u. s. w. und vertagten sich am 20. Mai. Das ulmer Münsterfest, an welchem die endliche Vollendung des jahrhundertelang unfertigen Thurmes gefeiert wurde, fand in den Tagen vom 28. Juni bis 1. Juli statt. Am 30. Juni 1377 war der Grundstein zum Münster gelegt worden; am 30. Juni 1890 stand der Bau fertig da in seiner unvergleichlichen Schönheit und majestätischen Größe. Das Festspiel, der Festgottesdienst und der historische Festzug waren die Hauptmomente dieses glänzenden, vom Wetter nicht sehr begünstigten Festes, welchem das Königspaar, Prinz Leopold von Preußen im Namen des Kaisers und andere Fürstlichkeiten beiwohnten. Im Commando des würtembergischen (13.) Armeecorps trat die Aenderung ein, daß General von Alvensleben des Commandos enthoben und Generallieutenant von Wölckern stellvertretend zum commandirenden General des Armeecorps ernannt wurde, nachdem seit dem Bestehen des würtembergischen Armeecorps nur preußische Generale dasselbe commandirt hatten.

Gegen das Ende des Jahres 1890 wurde die Jesuitenfrage auch hier brennend. Der ulmer Katholikentag am 23. und 24. Nov., welcher von etwa 15000 Menschen, größtentheils Oberschwaben, besucht war, entsprach der Aufforderung der koblenzer Generalversammlung. Es wurden Reden über die zu bekämpfende Socialdemokratie, über die confessionelle Schule, über die katholische Presse, über die Orden gehalten und sieben Resolutionen angenommen, von denen die letzte die Aufhebung des Jesuitengesetzes verlangte. Die katholische Presse des Landes stimmte, auf ihre 15000 Mann pochend, bereits Triumphlieder an und sprach von den Jesuiten als von Leuten, „denen kein Makel anklebe". Dem gegenüber erinnerten sich die Protestanten Würtembergs, von denen viele eingehende Geschichtsstudien gemacht hatten, daß die Jesuiten seit dem Beginne ihrer Existenz die Todfeinde des Protestantismus waren, daß die Vernichtung desselben und die Herstellung einer ausschließlich katholischen Kirche die hauptsächlichste Aufgabe dieses Ordens ist, daß demgemäß Unduldsamkeit und Herrschsucht, denen selbst der päpstliche Stuhl nicht zu hoch steht, mit dem Jesuitismus unzertrennlich verbunden sind. Daraus ergibt sich, daß die Jesuiten nicht als religiöse, sondern als politische Partei zu betrachten und als solche von den Protestanten und auch von den freisinnigen Katholiken aufs äußerste zu bekämpfen sind. Es wurden daher in

Digitized by Google

Würtemberg im December von den Protestanten in Ulm, Tübingen, Stuttgart und fast in allen andern protestantischen Städten Versammlungen veranstaltet, in welchen von tüchtigen Rednern die Wirksamkeit der Jesuiten und ihre Stellung zum Protestantismus beleuchtet und zur Unterzeichnung der gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes gerichteten Adressen aufgefordert wurde. Die Theilnahme war eine ungeheuere. Am 4. Dec. brachte Windthorst den bekannten Antrag im Reichstage ein.

Die politischen Verhältnisse Badens hatten eine ganz andere Färbung als die in Würtemberg. Während hier die Regierung sich fortwährend der Angriffe der Demokratie zu erwehren hatte, waren es in Baden die Klerikalen, welche, als eine treue Copie des Reichstagscentrums, nicht müde wurden, maßlose Forderungen zu stellen, und mit jedem Zugeständnisse der Regierung ihre Forderungen steigerten. Daß zwei Drittheile der badischen Bevölkerung katholisch sind, schien geeignet, den klerikalen Führern ihre Arbeit zu erleichtern; aber der freisinnigen und nationalen Strömung, welche im badischen Volke herrscht, kann auch die katholische Bevölkerung sich nicht ganz entziehen, daher wir trotz aller klerikalen Agitation aus den Landtagswahlen meist eine nationale Mehrheit hervorgehen sehen. Das Ministerium war in guten Händen: der gemäßigte und charakterfeste Staatsminister Turban leitete die Ministerien des großherzoglichen Hauses und des Innern, der tüchtige Geheimrath Ellstätter führte das Präsidium im Ministerium der Finanzen, der frühere Oberschulrathsdirector Nokk zeigte viel Gewandtheit als Präsident des Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichts (seit 1881). An Stelle des streitbaren Weihbischofs und Bisthumsverwesers Kübel war nach dessen Tode (1881) der mildere Domkapitular Orbin als Erzbischof von Freiburg getreten.

Auf den 5. Oct. 1883 waren die Wahlen für die Zweite Kammer festgesetzt. Diese besteht aus 63 Abgeordneten, wovon 22 von den 14 größern Städten, 41 von den Aemtern gewählt werden. Die Wahl ist eine indirecte und erfolgt durch Wahlmänner, welche mindestens 25 Jahre alt sein müssen. Alle zwei Jahre hat die Hälfte der Abgeordneten auszuscheiden; doch können die Ausscheidenden bei den Ergänzungswahlen wiedergewählt werden. Die letzten Wahlen (3. Oct. 1881) waren für die Nationalliberalen sehr ungünstig ausgefallen. Es galt also für letztere, alles aufzubieten, um den Klerikalen einige Wahlbezirke zu entreißen. Diese waren sehr zuversichtlich in ihren Erwartungen und erließen in der heidelberger Versammlung und in der rastatter Hauptversammlung eine offene Kriegserklärung gegen die Regierung und gegen die Gesetzgebung des Landes. Dieses Vorgehen war zu rasch und unüberlegt; denn die Klerikalen waren ja doch des Sieges noch nicht sicher, und zwar um so weniger, je kriegerischer sie sich geberdeten; die Masse des katholischen Volkes wollte nichts von einer Erneuerung des Culturkampfes wissen und freute sich zu sehen, daß die Regierung und die erzbischöfliche Curie im besten Einvernehmen miteinander standen, und daß erstere bemüht war, den kirchlichen Frieden zu erhalten, und zu diesem Zwecke in den letzten Jahren viele wichtige Zugeständnisse gemacht hatte. Bei den Ergänzungswahlen vom 5. Oct. 1883 wurden 21 nationalliberale, 7 klerikale, 4 demokratische Abgeordnete gewählt. Die Klerikalen waren also nicht in der Lage, ein Siegeslied anzustimmen. Die

Digitized by Google

neue Kammer bestand nun aus 34 nationalliberalen, 19 klerikalen, 8 demokratischen, 1 conservativen und 1 an keine Partei sich anschließenden Abgeordneten. Die Nationalliberalen hatten somit, auch wenn die drei andern Parteien vereinigt gegen sie auftraten, doch die Mehrheit. Die Thronrede vom 20. Nov. 1883 kündigte Vorlagen über Verwaltungs- und Schulreform und über Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer an. Diese und andere Vorlagen wurden von der Kammer genehmigt. Bei den Reichstagswahlen von 1884 ging es den Nationalliberalen in Baden nicht besser als denen in Würtemberg. Von den am 28. Oct. gewählten 14 Reichstagsabgeordneten waren 5 nationalliberal (das vorige mal 8), 4 klerikal, 3 conservativ, 1 deutschfreisinnig, 1 demokratisch. Dagegen wurde die nationalliberale Mehrheit in der Zweiten Kammer durch das Ergebniß der Ergänzungswahlen vom 23. Oct. 1885 bedeutend vermehrt. Die Zweite Kammer bestand nun aus 45 nationalliberalen, 14 klerikalen, 3 demokratischen und 1 conservativen Abgeordneten. Die neue Tagung des Landtages dauerte vom 12. Nov. 1885 bis 15. April 1886. Bei der Debatte über die Stellung, welche die badische Regierung zu der von der Reichsregierung eingebrachten Branntweinmonopol-Vorlage einnehme, erinnerte Staatsminister Turban daran, daß die Besteuerung des Branntweins ein Reservatrecht Badens sei, erklärte aber zugleich, daß von einer Aenderung des Systems der norddeutschen Branntweinbesteuerung auch das badische Interesse eingehend berührt würde, daher Baden, ohne Schaden zu erleiden, der Theilnahme an derselben sich nicht entziehen könnte. Die Kammer nahm den Antrag an, welcher im Interesse der Finanzen und der Sittlichkeit sich für eine höhere Besteuerung des Branntweins aussprach, und genehmigte im folgenden Jahre die Vorlage über den Eintritt Badens in die Branntweinsteuergemeinschaft, wie dies auch in Baiern und in Würtemberg der Fall war. Bei der Berathung des Cultusetats zeigte sich eine tiefe Spaltung zwischen den unversöhnlichen und den gemäßigten Mitgliedern der klerikalen Partei. Während letztere, an deren Spitze Dekan Lender, Vorsitzender des Landesausschusses der klerikalen Partei, stand, mit den bestehenden kirchenpolitischen Verhältnissen zufrieden war und jedenfalls das Ergebniß der Verhandlungen, welche damals zwischen der preußischen Regierung und dem Vatican geführt wurden, abwarten wollte, verlangten die Unversöhnlichen, als treue Vasallen Windthorst's, die Wiederzulassung von Mitgliedern religiöser Orden zur Aushülfe in der Seelsorge und im Unterricht, die Wiederherstellung der Freiheit des Kirchenregiments bei der Besetzung der kirchenobrigkeitlichen Stellen und bei der Ernennung der Vorsteher und Lehrer des Priesterseminars, die Zulassung von bischöflichen Convicten und Seminarien, die Herstellung der freien kirchlichen Disciplinargewalt, kurz alles, was vor Beginn des Culturkampfes bestanden hatte. In diesem Sinne sprachen sich die katholischen Versammlungen in Freiburg und in Heidelberg aus. Die Petition um Aufhebung des Verbots der Zulassung von Ordensgeistlichen, welche an der Seelsorge sich betheiligen und Missionen abhalten sollten, wurde von der Kammer abgelehnt. Nach einer nahezu vierjährigen Thätigkeit starb am 8. April 1886 Erzbischof Orbin. Zu seinem Nachfolger wurde vom Domkapitel einstimmig Bischof Roos von Limburg gewählt, und dieser wurde von der Regierung und vom Papste als

Digitized by Google

Erzbischof bestätigt. Seinen Ruf als milder und friedensliebender Mann hat er nicht immer bewährt.

Es folgten 1887 die Reichstagswahlen vom 21. Febr. nach Auflösung des Reichstages und die Ergänzungswahlen für die Zweite Kammer am 19. Oct. Bei beiden Wahlen siegte die nationale Partei. Bei der Reichstagswahl wurden 9 nationalliberale, 3 conservative und 2 klerikale Abgeordnete, bei der Kammerwahl 29 Nationalliberale, 4 Klerikale und 1 Demokrat gewählt, sodaß die Zweite Kammer nun aus 53 Nationalliberalen, 9 Klerikalen und 1 Demokraten bestand. Diese große Mehrheit misbrauchte ihre numerische Ueberlegenheit nicht zu Thaten der Unduldsamkeit und der starren Negation. Die Regierung legte der Kammer ein neues Kirchengesetz vor, um eine befriedigende und Dauer verheißende Regelung der Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche zum Staate herbeizuführen. In dieser Vorlage wurden folgende vier wichtige Bestimmungen beantragt: „1) Die Zulassung von Seminarien und Convicten zur Erziehung der Kleriker unter gesetzmäßiger staatlicher Beaufsichtigung, mit der Beschränkung, daß die Leiter und Erzieher Deutsche sein müßten; 2) die Aufhebung des sogenannten kirchlichen, im Lande nie in Function getretenen Gerichtshofes, der die Amtsentsetzung eines wiederholt wegen unerlaubter Functionirung bestraften Geistlichen aussprechen konnte; 3) die Aufhebung einiger strafrechtlichen Bestimmungen; 4) die Ermächtigung der Regierung, einzelne Ordensgeistliche mit seelsorgerischen Aushülfsfunctionen zu betrauen, jedoch nur vorübergehend und widerruflich.“ Daß die Mehrheit der Zweiten Kammer den vierten Paragraphen nicht annehmen werde, nachdem sie zwei Jahre vorher eine ähnlich lautende Petition abgewiesen hatte, war begreiflich. Den Anträgen der Commission gemäß lehnte sie diesen Paragraphen ab, genehmigte den zweiten und dritten und fügte dem ersten noch einige Zusätze bei, welche den Befähigungsnachweis der Vorsteher und Lehrer, die etwaige Schließung solcher Anstalten, die Beschränkung der Aufnahme auf Theologen und die Nichtzulassung von Ordensgeistlichen als Vorsteher und Lehrer betrafen. In dieser Fassung wurde die Kirchenvorlage mit 51 gegen 10 Stimmen angenommen. Die Erste Kammer nahm die Vorlage einstimmig an, nachdem sie den vierten Paragraphen in der Fassung wiederhergestellt hatte, daß Ordensgeistliche zur Spendung von Sakramenten in Nothfällen sollten zugelassen werden können. Die Mehrheit der Zweiten Kammer gab auch hierin nach und nahm diese ihr durchaus nicht sympathische Abänderung an, worauf am 22. Juni 1888 das ganze Gesetz einstimmig genehmigt wurde. Daß die Mehrheit durch die Annahme des ersten und vierten Paragraphen geradezu ein Opfer gebracht und zu einer sehr dankenswerthen Kundgebung ihrer Friedensliebe sich entschlossen hatte, wurde von den Klerikalen und ihrer Presse nicht anerkannt. Man ist es ja bei den Klerikalen wie bei den Socialdemokraten gewohnt, daß mit jedem Zugeständnisse ihr Appetit zunimmt. Die Ordensfrage kam nicht von der Tagesordnung. Die Windthorst'sche Politik wollte es so.

Außer dem Kirchengesetze genehmigten die Kammern im Jahre 1888 auch das Kirchensteuergesetz, das Beamtengesetz und das Volksschullehrergesetz. Nach dem Schlusse derselben (18. Juli) begann eine große klerikale Agitation, welche von außen nach Baden hineingetragen und von dem Centralpunkte Freiburg aus in die Thäler des Schwarzwaldes und an die Ufer des Bodensees

Digitized by Google

weiter verpflanzt wurde. Die Generalversammlung der deutschen Katholiken wurde vom 2. bis 6. Sept. 1888 in Freiburg abgehalten, in der ausgesprochenen Absicht, die badischen Katholiken, welche bei den Wahlen von 1887 so wenig Eifer für die Sache der katholischen Kirche, so wenig Zucht und Gehorsam gezeigt hatten, aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln und für die Forderungen des Centrums zu begeistern. „Die Orden müssen alle ohne Ausnahme wiederkommen, die Franciscaner und die Jesuiten", rief Windthorst in der Versammlung mit aller Zuversicht aus. Unter den von der Versammlung angenommenen Beschlüssen stand das Recht der Kirche zur Einführung religiöser Orden und das Recht zur Leitung der Schule obenan. In mehrern Orten wurden katholische Volksversammlungen gehalten, in welchen die Geistlichen durch ihre Reden die Menge aufzustacheln und für die Abgeordnetenwahlen des nächsten Jahres vorzubereiten suchten. Nach dem, was für den Frieden des Landes nöthig war, wurde in diesen Versammlungen nicht gefragt. „Das wollen wir, das hat Windthorst befohlen, das müssen wir haben": so lauteten die Schlagwörter der fanatischen Redner, welche nicht überall auf unfruchtbaren Boden fielen. Bei den Kammerwahlen vom 23. Oct. 1889 verloren die Nationalliberaben 7 Sitze, während die Klerikalen 4 gewannen. Die neue Kammer bestand aus 46 Nationalliberalen, 13 Klerikalen, 2 Demokraten, 1 Deutschfreisinnigen und 1 Conservativen. Doch hatten die Nationalliberalen immerhin noch eine starke Mehrheit, ja sogar die Zweidrittelmehrheit. Daß Erzbischof Roos selbst die Wahlagitation förderte und der katholischen Geistlichkeit es zur Pflicht machte, für die Forderungen des Centrums thätig in die Wahlbewegung einzutreten, war für manchen Optimisten ziemlich überraschend. Solcher Agitation gegenüber, die ihr Handwerk in einer Weise betrieb, als ob es nur eine Kirche, nicht auch einen Staat gäbe, als ob jene nur zu befehlen und zu dictiren, dieser nur zu gehorchen und das Dictirte auszuführen hätte, benutzte auch der Großherzog Gelegenheiten, die sich darboten, um größere Kreise aufzufordern, das Nationalgefühl hochzuhalten über allen andern Interessen, und für die Aufrechthaltung der Ordnung mit aller Kraft einzutreten, von wem sie auch gestört werden sollte.

Die großherzogliche Familie hatte in diesem neunten Jahrzehnt viel erlebt. Der Erbgroßherzog Friedrich, geboren am 9. Juli 1857, vermählte sich am 20. Sept. 1885 mit der Prinzessin Hilda, Tochter des Herzogs Adolf von Nassau, jetzigen Großherzogs von Luxemburg. Im folgenden Jahre ergriff ihn eine so schwere Krankheit, daß die Möglichkeit der Erhaltung seines Lebens im Zweifel stand. Doch mehrmaliger Winteraufenthalt in Cannes kräftigte seine Gesundheit. Während er mit seiner Gemahlin im Februar 1888 wieder in Cannes verweilte und das großherzogliche Paar den Sohn in Cannes, den Bruder und Schwager in San-Remo besuchte und schon auf der Rückreise sich befand, starb am 23. Febr. der zweite Sohn, Prinz Ludwig, welcher in Freiburg Vorlesungen hörte, an einer Lungenentzündung. Am 8. März eilte das großherzogliche Paar nach Berlin, um den sterbenden Vater, den guten Kaiser Wilhelm, noch zu sehen, blieb dort bis zum 30. April und kam am 17. Juni zum zweiten male nach Berlin, um der Beisetzung der Leiche des Kaisers Friedrich beizuwohnen. Das war ein harter Schlag, binnen vier Monaten Sohn, Vater und Bruder zu ver-

Digitized by Google

lieren. Anderthalb Jahre nachher, am 7. Jan 1890, starb auch die Mutter, Kaiserin Augusta, mit welcher die Tochter ihr ganzes Leben lang aufs innigste verbunden war. Die schönen Tage von Baden-Baden, wo das Kaiserpaar und das großherzogliche Paar viele Jahre lang jeden Herbst zusammenkamen, waren vorüber. Nicht ohne Besorgniß konnte letzteres auf den noch einzigen Sohn und dessen zarte Gesundheit blicken; die Ehe desselben war bisjetzt kinderlos; die nächsten männlichen Verwandten sind die beiden Brüder des Großherzogs, die Prinzen Wilhelm und Karl, von denen der erstere nur einen einzigen Sohn, den Prinzen Maximilian, hat, der letztere morganatisch vermählt ist.

Die Reichstagswahlen vom 20. Febr. 1890, deren Ergebniß in Würtemberg so große Enttäuschungen hervorgerufen hatte, fielen in Baden für die nationale Sache so ungünstig als möglich aus. Die Sache der Nationalliberalen war, sobald es zur Stichwahl kam — und dazu kam es in mehrern Wahlbezirken — verloren, da die Klerikalen, die Deutschfreisinnigen, die Demokraten und Socialdemokraten einander gegenseitig unterstützten, und erstere lieber einem Socialdemokraten zum Siege verhalfen als einem Nationalliberalen. Gewählt wurden 8 Klerikale, 3 Conservative, 1 Deutschfreisinniger, 1 Demokrat und 1 Socialdemokrat. Die 9 Nationalliberalen, welche 1887 gewählt worden waren, verschwanden von der Bildfläche des Reichstages.

Die Ordensfrage wurde von dem Abgeordneten von Buol am 23. Jan. 1890 auf die Tagesordnung der Zweiten Kammer gebracht. In der Begründung seiner Interpellation bezeichnete er diese „Glaubensboten als das wirksamste Mittel gegen sociale Revolution". Präsident Nokk erwiderte, daß die heutigen Verhältnisse nicht danach angethan seien, die Kammer für Klöster günstig zu stimmen; die klerikalen Programme bei der letzten Landtagswahl hätten dieselbe darin bestärkt. Der Abgeordnete Kiefer erklärte im Namen der nationalliberalen Partei: „Die Einführung religiöser Orden wäre eine große Gefahr für den religiösen Frieden des paritätischen Landes, und man hofft daher, daß die Regierung auch in dieser bedeutungsvollen Angelegenheit den Wünschen der Volksvertretung jederzeit die ihr zukommende Beachtung gewähren werde." Die Interpellation von Buol's über den Stand der Altkatholikenfrage, ob die Regierung nicht willens sei, das Altkatholikengesetz vom 15. Juni 1874 aufzuheben und die Rechtsverhältnisse der letztern als einer besondern Religionsgemeinschaft zu ordnen, wurde von dem Präsidenten Nokk dahin beantwortet, daß die Regierung in der heutigen Lage keinen Grund finde, das Gesetz zu ändern oder aufzuheben, dagegen fortgesetzt bemüht sein werde, einzelnen Schwierigkeiten zu begegnen. Die demokratische Petition um Einführung des directen Wahlrechts für die Landtagswahlen wurde, weil eine solche „zum Verderben des Staates führen würde", von der Kammer abgewiesen, das neue Gemeindegesetz mit neunjähriger Amtsdauer des Bürgermeisters, die Vorschläge über Erhöhung der Gehalte der Volksschullehrer und der ganze Etat genehmigt und die Tagung am 16. Juni geschlossen. Im Ministerium vollzog sich am 9. Oct. die Veränderung, daß der siebzigjährige Staatsminister Turban auf sein Ansuchen der Leitung des Ministeriums des Innern enthoben wurde, aber das Ministerium des großherzoglichen Hauses, das Präsidium des Staatsministeriums und eben damit die Leitung der Gesammtpolitik des Landes behielt, und daß Staatsrath

Digitized by Google

Eisenlohr, Director im Ministerium des Innern, zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt wurde. Den Schluß der klerikalen Agitation bildete die Versammlung der Centrumspartei (wie sich die klerikale Partei nun nannte) am 26. Oct. in Karlsruhe und der Katholikentag in Freiburg am 23. Nov., bei welchen der Socialdemokratie und dem „Scheinliberalismus" der Krieg angekündigt, das directe Wahlsystem, die Herrschaft über die Schule, die Zulassung aller religiösen Orden, den Jesuitenorden mit eingeschlossen, gefordert wurde.

In Elsaß-Lothringen, dessen Geschichte von 1876 bis 1887 in „Unsere Zeit" (1887, II, 145 fg.) besprochen worden ist, war die eigentliche politische Gesinnung der Bevölkerung bei den Reichstagswahlen von 1887 hervorgetreten. Nur Protestler und Klerikale wurden gewählt. Es war noch gerade so wie 1874, als Elsaß-Lothringen zum ersten male seine 15 Vertreter in den Reichstag schickte. Das Manteuffel'sche Verwaltungssystem mit seiner Bevorzugung der durchaus französisch gebildeten und gesinnten Notabeln und katholischen Geistlichen hatte den Germanisirungsproceß um nichts weiter gebracht, und dem neuen Statthalter, Fürsten von Hohenlohe, war es in den anderthalb Jahren seiner Thätigkeit nicht möglich gewesen, die Fehler seines Vorgängers alle wieder gut zu machen. Der Verlauf der Wahlagitation und das Ergebniß der Reichstagswahlen zeigte den obersten Behörden, was sie zu thun und nicht zu thun hatten. Von allen Maßregeln, welche zur Einschränkung des Franzosenthums getroffen wurden, waren die Einführung des Paßzwanges und die besondern Vorschriften über den Aufenthalt französischer Staatsbürger in den Reichslanden die wichtigsten und einschneidendsten. Nicht gegen die eigentlichen Bewohner von Elsaß-Lothringen, sondern gegen diejenigen Franzosen und französischen Elsaß-Lothringer, welche häufig einen längern Aufenthalt in den Reichslanden nahmen und diese Zeit zur Aufreizung und Verhetzung der Einwohner benutzten, war die Verordnung vom 22. Mai 1888 gerichtet. Nach dieser Verordnung hatten alle über die französische Grenze zureisenden Ausländer, ohne Unterschied, ob sie auf der Durchreise begriffen waren oder im Lande Aufenthalt nehmen wollten, sich im Besitze eines Passes zu befinden, welcher mit dem Visum der deutschen Botschaft in Paris versehen war. Wer einen solchen Paß nicht hatte, durfte nicht weiter reisen und wurde nöthigenfalls über die Grenze geführt. Eine Ausnahme wurde nur mit den Bewohnern der französischen Grenzgemeinden gemacht, welche geschäftliche Angelegenheiten zu besorgen hatten. An diesen Erlaß knüpften sich eingehende Vorschriften an die Landesbehörden: Französische Staatsangehörige, welche einen vorschriftsmäßigen Paß hatten, bedurften keiner besondern Erlaubniß zum Aufenthalte in den Reichslanden, falls derselbe die Dauer von acht Wochen nicht überstieg; doch mußten sie in jedem Orte, wo sie länger als 24 Stunden Aufenthalt nahmen, bei dem Bürgermeister, in den Städten Straßburg, Metz und Mühlhausen bei der Polizeidirection unter Vorlegung des Passes sich melden. Wer zur französischen Armee oder Marine gehörte und wer die deutsche Staatsangehörigkeit vor Erfüllung der Wehrpflicht verloren hatte und die französische Staatsangehörigkeit besaß, bedurfte zu seinem Aufenthalte in Elsaß-Lothringen außer dem Passe noch einer besondern Erlaubniß, die vom Kreis- oder Polizeidirector auf möglichst kurze Zeit ertheilt werden konnte. Durch

Digitized by Google

diese Maßregeln wurde zwischen Frankreich und den Reichslanden eine Art Mauer aufgeführt, zu deren Thoren nur die deutschen Behörden den Schlüssel hatten. Da dieser Paßzwanz für Besorgung von geschäftlichen und Familienangelegenheiten viele Unzuträglichkeiten hatte, wurde die Abschaffung oder wenigstens die mildere Ausführung desselben im Landesausschusse mehrmals besprochen und verlangt; aber es konnte keine andere Antwort gegeben werden als die, die Maßregel sei zwar hart, aber nothwendig, und werde möglichst milde ausgeführt. Die Anwesenheit des Kaisers in Straßburg am 21. und 22. Aug. 1889 sollte dazu benutzt werden, die Klagen des Elsaß ihm mündlich vorzulegen. Aber eine Audienz war wegen Zeitmangels nicht zu erlangen und das nachher eingeschickte Immediatgesuch wurde abschlägig beschieden. Doch traten 1890 einige Milderungen in der Ausführung der Paßvorschriften ein, namentlich bei dringenden Angelegenheiten, wie Todes- und Krankheitsfällen, und bei durchaus unverdächtigen Personen.

Im Personal der obersten Regierung ergaben sich Veränderungen: der Unterstaatssecretär Back, welcher zugleich sein früheres Amt, die Bürgermeisterei in Straßburg, versah, trat im September 1887 vom Staatssecretariat zurück und übernahm wieder ausschließlich das Amt des Bürgermeisters. Seinen Posten als Unterstaatssecretär für die Finanzen übernahm der Geh. Oberregierungsrath im Reichsschatzamt, Schraut, welcher schon früher im reichsländischen Dienste gewesen war. Im Jahre 1889 wurde die Stelle eines Staatssecretärs, welche nach dem Ausscheiden Hofmann's zwei Jahre lang unbesetzt geblieben war, dem Unterstaatssecretär von Puttkamer, die Stelle eines Unterstaatssecretärs des Innern dem bisherigen Polizeipräsidenten von Frankfurt am Main, von Köller, übertragen. Die Finanzen des Landes standen aufs glänzendste, sodaß große Summen für Erhöhung der Gehalte der Beamten, für Verbesserung des Schulwesens, für Unterstützung der Gemeinden, für den Ausbau des Kanalnetzes aufgewendet werden konnten. Der vom Statthalter einberufene Landwirthschaftsrath wurde am 23. Mai 1889, die Unteroffiziersschule in Neubreisach, welche so lange auf die Genehmigung des Reichstages hatte warten müssen, am 17. Oct., die Landesausstellung für alle Zweige der Landwirthschaft und die damit verbundene Landesgewerbeausstellung am 5. Juni in Straßburg eröffnet. Der Gesetzentwurf über Einführung der deutschen Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen wurde am 23. Jan. 1888 vom Reichstage genehmigt, mit dem von den dortigen Industriellen dringend gewünschten Beisatz, daß diejenigen Maßnahmen, welche das Gesetz zum Schutze der Arbeiter vorgesehen hatte, erst am 1. Jan. 1891 in den Reichslanden zur Ausführung kommen sollten. Und doch war es gerade in Elsaß nöthig, daß die Arbeiter sobald als möglich gegen Ueberbürdung und Ausbeutung geschützt würden; denn die erste deutsche Fabrikinspection, welche in Elsaß-Lothringen ausgeführt wurde, fand in den Fabriken Kinder von 8—12 Jahren täglich acht Stunden lang, junge Leute von 13—16 Jahren auch nachts beschäftigt, und fand unter 100000 Arbeitern mehr als ein Drittheil weibliche Personen, namentlich in der Textilindustrie, bei welch letztern die schlimmen Folgen für ihre Gesundheit sehr deutlich hervortraten.

In Sachsen hatte die Regierung weder mit Klerikalen, wie in Baiern und in Baden, noch mit Demokraten, wie in Würtemberg, zu kämpfen, hatte

Digitized by Google

aber im Lande und in der Zweiten Kammer mehr Socialdemokraten als einer der drei angeführten Staaten. Die Wahl für die Zweite Kammer ist eine directe und geheime, das Wahlrecht an eine Staatssteuer von 3 Mark geknüpft; bei den Wahlen entscheidet schon die relative Stimmenmehrheit; alle zwei Jahre hat ein Drittheil der 80 Mitglieder der Kammer, das durchs Los bestimmt wird, auszuscheiden und haben Ergänzungswahlen stattzufinden. Im Landtage von 1886 saßen 5 Socialdemokraten, welche begreiflicherweise nichts ausrichten konnten, aber vielfach durch ihre Reden Aergerniß gaben. Bei der Berathung des Cultusetats gab Bebel die Erklärung ab, daß er und seine Gesinnungsgenossen gegen die fast auf zwei Millionen sich belaufenden Forderungen für religiöse Zwecke stimmen würden, da die Religion Sache jedes Einzelnen, nicht Sache des Staates sei. Nach socialdemokratischer Auffassung sei Religion Privatsache, und für diese sei nur derjenige zu bezahlen schuldig, welcher ihrer bedürfe. Der Standpunkt seiner Partei gehe auf vollständige Trennung des Staates von der Kirche. Es rufe einen lächerlichen Eindruck hervor, wenn die Kirche andere Klassen zwingen wolle, ihren religiösen Pflichten nachzukommen; die Kirche sei die größte Verdummungsanstalt. Die Socialdemokraten seien Atheisten. In 20 Jahren werde die alte Welt durch die neuen Ideen besiegt und der geistliche Einfluß gebrochen sein. Beim Schlusse des Landtages (28. März) hob die Thronrede die günstige Finanzlage des Landes hervor, welche hauptsächlich in den Erträgen der Eisenbahn ihren Grund habe und der Regierung und dem Landtage erlaube, nicht nur für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Staates hinreichend zu sorgen, sondern auch die Gebiete der Kunst und Wissenschaft in umfassender Weise zu berücksichtigen.

Bei den Reichstagswahlen vom 21. Febr. 1887 verbündeten sich die Conservativen, die Nationalliberalen und derjenige Theil der Fortschrittspartei, welcher nicht mehr unter dem Richter'schen Commando stehen wollte. Infolge dessen verloren die Socialdemokraten trotz aller Anstrengungen die sechs Mandate, welche die Wahlen von 1884 ihnen verschafft hatten, und wurden 22 Nationalgesinnte und 1 Deutschfreisinniger gewählt. Auch die Ergänzungswahlen vom 18. Oct. fielen größtentheils im Sinne der Ordnungsparteien aus. Die Socialdemokraten verloren von ihren bisherigen 5 Sitzen 4 und setzten nur einen ihrer Candidaten, Bebel, durch. Gewählt wurden 19 Conservative, 4 Nationalliberale, 5 Anti-Richtersche Fortschrittler und 1 Socialdemokrat.

Auf die Aeußerung eines socialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage, daß infolge der Haltung der officiösen sächsischen Presse in der bulgarischen Frage zu vermuthen sei, es stehe die sächsische Regierung in Widerspruch mit der Politik der Reichsregierung, entgegnete der Minister des Innern, von Nostitz-Wallwitz, in der Kammersitzung vom 11. Jan. 1888 zur Genugthuung aller Nationalgesinnten: Die sächsische Regierung habe keine auswärtige Politik zu machen und mache keine solche; sie überlasse dies denjenigen Organen, welchen es nach der Reichsverfassung zukomme, und das könne auch gar nicht anders sein. Die Politik eines Reiches wie Deutschland, und namentlich in der jetzigen allgemeinen Weltlage, könne überhaupt nicht von einer Mehrheit von Regierungen geführt werden, ja nicht einmal von einer Mehrheit von Personen, sondern nur vom Kaiser und vom Reichskanzler.

Digitized by Google

Die Festlichkeiten zur Feier des achthundertjährigen Bestehens der Herrschaft des wettiner Hauses in Sachsen (ursprünglich in der Markgrafschaft Meißen) dauerten vom 15. bis 19. Juni 1889, bestanden in einem Festmahle, an welchem die „getreuen Stände" theilnahmen und dem Königspaare die Gaben des Landes darbrachten, in einem Fackelzuge der Studirenden, in einem historischen Heeresfest, in dem Empfange der Abordnungen des Bundesrathes, des Reichstages und verschiedener sächsischer Abordnungen, in einer großen Parade, welcher auch Kaiser Wilhelm beiwohnte, in der Enthüllung des Denkmals für König Johann von Sachsen, in dem Huldigungszuge, welcher Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart Sachsens darstellte, in einem von der Stadt Dresden veranstalteten Feste auf der Brühl'schen Terrasse, an welches ein Feuerwerk sich anreihte. „Gott segne mein Sachsenland und sein Volk!" lautete der Schluß des königlichen Handschreibens.

Nach den Ergänzungswahlen vom 15. Oct. 1889 bestand die Zweite Kammer aus 46 Conservativen, 14 Nationalliberalen, 4 nationalen Fortschrittlern, 9 Deutschfreisinnigen und 7 Socialdemokraten. Der dem Landtage am 14. Nov. vorgelegte Staatshaushaltsetat berechnete für 1890/91 die Einnahmen und Ausgaben mit 174,050315 Mark. Die Thronrede beantragte die Erhöhung der Lehrerbesoldungen, die Ermäßigung der Schulgelder in den Volksschulen, und die Abschaffung der Pensionsbeiträge aller Beamten, Geistlichen und Lehrer. Die Interpellation Bebel's (Januar 1890) über die Stellung der Regierung zur Wahlagitation der Geistlichen und Lehrer bei den Reichstags- und Landtagswahlen wurde vom Cultusminister von Gerber dahin beantwortet: es sei zwar nicht zu wünschen, daß die politische Agitation von der Kanzel aus betrieben werde; er bestreite aber dem Geistlichen nicht das Recht, eine politische Richtung zu bekämpfen, welche nach seiner Ansicht der Religion und Sitte entgegenstehe, die Ehe und die Familie vernichten wolle. Liebknecht war seiner Sache so sicher, daß er erklärte, er werde es noch erleben, daß am Ministertische Männer sitzen, welche seine Anschauungen theilen. Bei den Reichstagswahlen vom 20. Febr. 1890 war auch in Sachsen ein Rückgang des Nationalliberalismus und ein Anwachsen der Socialdemokratie zu bemerken. Die Conservativen errangen 10 Sitze, die Reichspartei 3, die Nationalliberalen 3, die Deutschfreisinnigen 1, die Socialdemokraten 6.

Im Ministerium fanden folgende Veränderungen statt: Finanzminister von Könneritz, welcher seit 1. Nov. 1876 im Amte war und die Verstaatlichung der Eisenbahnen mit Erfolg durchgeführt hatte, starb am 20. Jan. 1890 und erhielt zum Nachfolger den Geheimrath von Thümmel; Justizminister Dr. von Abeken, welcher seit October 1871 an der Spitze der sächsischen Justizverwaltung stand, starb am 15. Oct., worauf der Abtheilungsdirector im Justizministerium, Dr. Schurig, mit der Leitung desselben beauftragt wurde. Der bisherige Vicariatsrath Wahl, aus Waldsee in Würtemberg gebürtig, vom Papst zum apostolischen Vicar in den sächsischen Erblanden ernannt, wurde in dieser Eigenschaft am 25. Juli in Gegenwart des Cultusministers von Gerber verpflichtet.

Digitized by Google

Die petersburger Gesellschaft.

Von * * *.

Es war Anfang April. Wir saßen auf der Terrasse des „Grand Hôtel de la Méditerranée". Nizza prangte in seinem schönsten Blumenflore. Die glühende Sonne der Provence schickte sich an, ins azurblaue Meer niederzutauchen, und in zauberisch schönen violetten und goldenen Tönen verschwand der ferne Horizont. Auf der Promenade des Anglais herrschte reges Leben. Nizza ist ja kaum mehr eine Stadt der Kranken; es ist vor allem der Tummelplatz der lebenslustigen vornehmen Welt Europas in den Wochen, wo in den continentalen Residenzen die Wintersaison in den letzten Zügen liegt. In buntem, farbenprächtigem Getriebe wogte der elegante Abendcorso den prächtigen Macadam auf und ab.

Der alte Baron war besonders gut aufgelegt. Er hatte am Vormittage in Monte-Carlo ausnahmsweise nicht verloren; sein Podagra hatte ihm einige Tage Ruhe gelassen, und endlich und vor allem hatte er vor den Spieltischen den Sohn eines Jugendfreundes getroffen, den Vicomte des Troisétoiles.

Der Baron war also besonders gut aufgelegt, und wenn er das war — dann war er auch redselig. An Stoff fehlte es ihm nie zu einem pikanten Geplauder; er war in allen europäischen Residenzen, an allen Höfen zu Hause, und wo er sich auch aufgehalten, stets hatte er es verstanden, das Vergnügen mit ernster Beobachtung zu verbinden. Das wußte ich am besten, der ich als sein langjähriger Reisebegleiter allezeit seine Correspondenzen, Tagebücher, Memoiren zu ordnen hatte.

Und hier nun gar! Hier, wo der Stoff sozusagen auf der Straße lag. Seit einer halben Stunde hatte er uns jede Dame von Welt genannt, die im schweren Landauer, im leichten Ponnywagen, im Cabriolet oder in offener Kalesche vorübergefahren war; und nicht blos genannt hatte er sie: er wußte fast von jeder auch gleich ein Histörchen, eine Anekdote zu erzählen, denn, meinte er, „Frauen, von denen man nicht spricht, begegnet man nicht in Nizza".

Unter den Namen kamen gar viele der russischen Aristokratie vor, und das brachte uns auf die petersburger Gesellschaft zu sprechen.

„Sie scheinen auch in der Newaresidenz wohl bewandert zu sein, Baron?" fragte der Vicomte.

„Ob wir das sind? Ich bin ja eigentlich ein halber Petersburger; Verwandtschaft, dienstliche Stellungen, geschäftliche Angelegenheiten haben meine Anwesenheit dort so oft nothwendig gemacht, daß ich, außer auf dem «Schlosse meiner Väter», fast nirgends so gut zu Hause bin wie an den stolzen Newaquais."

Der Vicomte, ein heidelberger Student aus einem alten Adelsgeschlechte Preußens, und der Attaché der deutschen Gesandtschaft an einem der kleinen europäischen Höfe, die alle drei Petersburg noch nicht kannten, baten den Baron, ihnen mehr vom „petersburger Leben" zu erzählen.

Das ist eine schwere Aufgabe, meine Herren, erwiderte er. Das petersburger Leben vollzieht sich in so verschiedenen Kreisen und Schichten. Peters-

Digitized by Google

burg ist die kosmopolitischeste Stadt, die mir je vorgekommen, und gleichzeitig bietet es das Bild eines Kaleidoskops dar: hart und grell liegen sie nebeneinander, die Gegensätze und die untereinander sich ganz fremden Elemente, und erst, wenn wir sie alle gründlich durcheinanderrütteln, erhalten wir einen allgemeinen Begriff von dem, was man „petersburger Leben" und „petersburger Gesellschaft" nennen kann. Der englische Industrielle und der deutsche Gelehrte, der französische Modewaarenhändler und der baltische Arzt, der Sportsman, der Künstler, der Finanzmann, der „Mann von Welt" und, was weiß ich, was sonst noch alles — jeder wird sich hier zu Hause fühlen, denn jeder findet hier seine Kreise vor, und dazu gar fast immer noch solche von dem nationalen Gepräge des eigenen Landes. Und das alles besteht nebeneinander, lebt fast ausnahmslos sein eigenes, abgeschlossenes Leben. Obenauf aber schwimmt die geschlossene höchste Geburtsaristokratie und die Hofsphäre, und unten — unten liegt die große Masse der unintelligenten oder bisweilen auch intelligenten „Plebs". Und der Mangel an öffentlichem Leben, der sich durch politische, sociale und auch klimatische Factoren erklären läßt, er leistet diesem Kasten- und Cliquenwesen noch erheblich Vorschub.

Wir haben dort beispielsweise keinen „Salon" im westeuropäischen Sinne, in dem unter der Aegide eines vornehmen Mannes und mit einer anmuthigen und geistreichen Frau als Mittelpunkt sich die Repräsentanten der Aristokratie des Blutes, des Geistes und des Geldes auf dem Boden gemeinsamer und allgemeiner civilisatorischer Interessen die Hand reichten. Wir haben nur hocharistokratische abgeschlossene Salons, militärische, Finanzsalons, musikalische, literarische, wir haben die ganz ihr Sonderleben führenden russischen Kaufmannskreise; und wenn wir auch das eine oder andere Mitglied der petersburger Gesellschaft doch in allen antreffen, so beweist das noch nichts, als daß der Einzelne es verstanden hat, sich zu verschiedensten Kreisen Zutritt zu verschaffen. Wir haben auch keinen tonangebenden oder modebeherrschenden Salon: was sich zur Gesellschaft rechnet, das läßt sich Ton und Mode dictiren von Paris aus. Paris ist noch immer das A und das O der petersburger Gesellschaft, und darin wird noch so bald nichts geändert. Die „dritte Republik" — hier zog ein Schatten über das Gesicht des Vicomte — wird als solche in der Residenz des autokratischsten Monarchen von den einen gründlich verachtet aus Ueberzeugung, von den andern, deren Zahl aber immer geringer wird, weil sie es so zu thun für ihre Pflicht halten. Jedoch das Französische und besonders das „Pariserische" hat noch immer vollwichtigen Werth, obschon seine Parteigänger nach jedem Aufenthalte in der Seinestadt kopfschüttelnd meinen: „Paris mache heute nur noch den Eindruck eines prächtigen, luxuriösen, raffinirt eingerichteten Schlosses, dessen Herren auf Reisen gegangen sind, während nun in demselben das Gesinde die Herrschaft spielt." Ja, es ist sogar die französische Sprache das beste Kennzeichen der Grenze, wo die „Gesellschaft" aufhört. Wer hier nicht mit pariserischem Accent spricht, wer nicht mit den Werken der berühmten französischen Romanschriftsteller und Ehebruchsdramendichter aufgewachsen ist, wer nicht vertraut ist mit dem Boulevardleben, mit den Coulissengeheimnissen, mit der Lästerchronik der „Beaumonde" von Paris — der ist in der petersburger Gesellschaft nicht „admis", der klopft vergebens an die Thüren

Digitized by Google

ihrer „Salons". Wenn Sie einmal einen Winter in Petersburg verleben sollten, besuchen Sie fleißig das Michaeltheater, das vor zwei Jahrzehnten, in seiner Blütezeit, mit der Comédie française wetteiferte und das heute von diesen seinen Erinnerungen noch ein ganz erträgliches Dasein führt. Sie sind sehr lehrreich, die Premièrenabende während der Hochsaison. Sie bekommen da nicht nur ein Stück von der echten petersburger Gesellschaft zu sehen, sondern erhalten auch einen Beweis dafür, welchen Curs das Französische hier hat. Alles Parvenuhafte, alles, was mehr scheinen will, als es ist, alles, was da glaubt, daß Schnabelschuhe und weiße Kravatte schon den Mann von Welt machen, und daß es ein untrügliches Zeichen des guten Tons ist, wenn man von jeder Dame der Halbwelt, die aus den Logen des ersten Ranges spöttisch herablächelt auf „ces messieurs", ein halbes Dutzend Boudoirabenteuer zu erzählen weiß, und daß ein Diner bei Donon und ein Souper bei Pivato einen den blaublütigsten Nachkommen Rjurik's oder dem Träger eines der ältesten westeuropäischen Adelsnamen gleichstellt — Sie finden es hier.

„Tout Pétersbourg" — Sie finden es hier und sonst nur noch in der Russischen Oper an den Montagen, in einem sensationellen Concert, an der „Pointe" beim Frühlingsabendcorso auf der Insel Jelagin, auf dem Rennplatze, bisweilen auch in den Gängen und auf den Tribünen des Justizpalastes, wenn die Verhandlung eines unanständigen Processes angesetzt ist.

Aber Sie würden wiederum irren, wenn Sie glaubten, daß „tout Pétersbourg" ungefähr dasselbe sei was „tout Paris". O nein! Dem ist nicht so. „Tout Paris" begegnen Sie immerhin bisweilen auch in einem Salon; „tout Pétersbourg" nur an öffentlichen Orten. Nicht alle Herren des „tout Pétersbourg" grüßen sich untereinander, und noch weniger finden sie alle Zutritt in den einzelnen Kreisen dieses Niederschlags oder dieser Alluvialschicht petersburger Lebens. Es ist sehr gemischt — dieses „tout Pétersbourg". Ein halbes Dutzend wetterfester Lebemänner vom diplomatischen Corps und ein halbes Dutzend Generaladjutanten, ebenso viele Finanzbarone und große Concessionäre bilden den strahlenden Mittelpunkt; um sie schart sich eine Anzahl glänzender Gardeoffiziere, junger hoffnungsvoller in- und ausländischer Diplomaten, junger Beamten der Reichskanzlei und des Ministeriums des Auswärtigen, vielleicht auch noch vom Ceremonialamte; dann kommen noch einige Börsenspeculanten, dunkle Geschäftsmänner aller Art, ephemere Abenteuerexistenzen hinzu. Die Herren kennen sich alle untereinander, und thun unter Umständen sogar sehr bekannt miteinander. Da drückt z. B. der Botschafter einer europäischen Großmacht einem gewissen Kammerherrn ruhig die Hand, obschon ihm soeben ein Generaladjutant Verschiedenes von der Beschäftigung desselben erzählt hat, die in nichts weniger besteht, als den Karren des einen oder andern finanziellen und industriellen Unternehmens aus dem Sumpfe zu ziehen, in den er gerathen; man könnte ihn fast das „statutenmäßige Conseilmitglied aller Actiengesellschaften" nennen, den „Blitzableiter" gegenüber eventuellen Emancipationsversuchen der Actionäre. Dort flüstert ein schneidiger Cavaleriegeneral vertraulich mit einem beschnittenen Wechselagenten, dessen hypermoderne enge Frackärmel gar seltsam mit den breiten, plumpen Händen contrastiren. Da, in der Loge von Mademoiselle Diane, treffen sich ein Notar, in dessen Gesicht die

Digitized by Google

mächtigen Bulldoggkinnbacken und die Burgundernase die Sympathien ihres glücklichen Besitzers nur zu deutlich verrathen, ein Theaterunternehmer mit den glatten Manieren eines Polen, ein vornehmer junger Russe, der vielleicht erst einen Monat vorher das Lyceum verlassen hat, und der Attaché einer überseeischen Gesandtschaft. Und das schnattert drauf los und lacht und medisirt, und fühlt sich im ureigensten Elemente: die einstige pariser Modistin, der deutsche Notar, der polnische Abenteurer, der junge russische Aristokrat, der Sohn eines brasilianischen Plantagenbesitzers. Was führt, was hält sie zusammen? Das eigene Interesse — der eine bedarf des andern; und das gleiche Vergnügen. In dem Boudoir einer fashionabeln Operettensängerin, oder einer vielumworbenen Ballerine, oder auch auf dem Jahresballe der „haute cocotterie" haben sich diese verschiedenartigen Herrenelemente kennen gelernt; gemeinsame Lustpartien, gemeinsam veranstaltete Ovationen für den einen oder andern Bühnenstern, und gemeinsame — Geldnoth oder aber Erwerbslust haben sie einander näher geführt. Das ist das Band, das die Herren des „tout Pétersbourg" zusammenhält, und das um so fester ist, je mehr der einzelne hinter die Coulissen des andern geblickt hat.

Einst hatten diese Kreise auch wirklich ihren eigenen Salon. Es war der Salon Gulak-Artemowska. Durchaus nicht jeder, der ihn besuchte, that's, weil er in diesem sonderbaren Salon, wo das weibliche Element alleinig durch die Hausfrau vertreten war, etwas „nöthig" hatte; wohl aber wußte jeder, der hinkam, daß er hier manches finden würde, wenn er was brauchen sollte: Aemter, Titel, Concessionen, Stellungen, Scheidungen und Kuppelungen. Eines schönen Tages platzte aber die ganze Geschichte und es trat ein Rattenkönig moralischer Verkommenheit und sittlicher Verderbtheit zu Tage, der erst durch eine zahllose Reihe von Zeitungsfeuilletons geschleift und dem schließlich von den Assisen der Kopf zerdrückt wurde.

So, meine Herren, hier haben Sie einige Züge aus der „petersburger Gesellschaft".

„Ja, aber wie ist's mit der «nationalen» Richtung, von der in den letzten Jahren so viel die Rede ist?" warf der Attaché dazwischen.

Oh, die ist gewiß vorhanden: in der Regierungspolitik, in der Presse, unter den Schriftstellern, in der Kunst — nur nicht in der sogenannten Gesellschaft. Diese bedient sich des „Nationalen" trotzdem noch allenfalls nur als einer pikanten Arabeske oder eines Schaugerichts. Vor Jahr und Tag entschloß sich die jeunesse dorée, russische Sitten und russische Trachten anzunehmen. Aber wo sind sie geblieben, die jungen Leute, die den schwarzsammtenen „Armjak", das rothe Seidenhemd, die Pluderhose und die hohen Stiefeln im Salon einbürgern wollten? Sie würden sie vergeblich suchen, und die petersburger goldene Jugend unterscheidet sich von der pariser in gar nichts. Daß man dabei, wenn man eben einen fulminanten Leitartikel Ssuworin's oder Meschtscherski's gelesen hat, in englischer Salontracht und in französischer Sprache einer Dame von der spanischen Gesandtschaft entzückt vorschwärmen kann von „ce cher moujik" und seinen Bastschuhen und seinem kindlichen Sinne — das aber bringt man darum doch noch fertig. So erklärt sich's auch, daß z. B. Herr Guitry, der erste Liebhaber des französischen Hoftheaters, das Schoßkind der petersburger aristokratischen Gesellschaft ist, daß er und seine einst vielbewun-

Digitized by Google

derte blonde Frau, eine Vollblutpariserin, die aber seit Jahr und Tag schon nach Paris zurückgekehrt ist, mit zu dem „tout Pétersbourg" gehörten, während sein College in der russischen Hofschauspieltruppe eben nichts weiter als ein „Artist" ist, von dem man sich wol gelegentlich für sein gutes Geld etwas vormimen läßt.

„Aber wie ist das denn möglich, wenn die Regierung, wenn der Hof so kräftig nationale Gesinnung betonen und bethätigen?"

Auch bethätigen? Hm! Die Hofbälle — die einzige Gelegenheit fast, wo der Hof mit der Gesellschaft in nähere Berührung kommt — tragen durchaus ein westeuropäisches, speciell französisches Gepräge, und im übrigen führt ja der allerhöchste Hof ein ungemein abgeschlossenes, zurückgezogenes Leben. Nur wenige Wochen im Jahre, vom Neujahrstage bis zu Beginn der Großen Fasten, weilt er in Petersburg. Das ist die Hochsaison. Dann löst ein Fest das andere ab, am allerhöchsten wie an den großfürstlichen Höfen und in den Hotels des diplomatischen Corps, in den Palästen der Aristokraten. Dann besucht das Kaiserpaar verschiedene Wohlthätigkeitsstiftungen, die unter allerhöchstem Protectorat stehen, Militärlehranstalten, Cadettencorps, Mädchenstifte. Die großen Bälle und Routs zeichnen sich durch imposanten Glanz aus; die ganze Pracht und der gewaltige Reichthum des Zarenhauses werden dann entfaltet, und mit der Liebenswürdigkeit eines echten gastfreien Russen macht der Kaiser den Wirth. Während des Abendessens setzt er sich nie, sondern schreitet durch alle Säle, von Tafel zu Tafel, um sich zu überzeugen, ob auch allen seinen Gästen „wohl ist". Man erzählt sich aus einem der letzten Winter, daß bei einem der großen Bälle Se. Majestät mehrere Gäste nicht bei Tische fand: sie waren vergessen worden, es war kein Platz da! Es wurde der Oberhofmeister citirt: „Warum sitzen meine Gäste nicht bei Tisch? Man servire uns sofort hier!" Und diesmal nahm auch der Kaiser an der eiligst hergerichteten Tafel Platz. Während Se. Majestät gar nicht tanzt, ist die Kaiserin eine leidenschaftliche Tänzerin, trotz der fast erwachsenen liebreizenden Tochter Xenia. Außer den großen officiellen Hoffestlichkeiten, gibt es daher noch im Anitschkow-Palais alljährlich eine Reihe kleinerer Bälle und einfacher „Tänzchen" im engsten Kreise. Als einer der vorzüglichsten Tänzer in diesem Kreise gilt der Cavalerie-Brigadegeneral Baron Frederiks, der denn auch am häufigsten von Ihrer Majestät zur Mazurka befohlen wird. Auch das Theater besucht die Kaiserin gern. Oft führt sie im Winter ein Extrazug aus der sieben Meilen entfernten Residenz Gatschina zu den Sonnabendsvorstellungen im Michaeltheater.

Im übrigen jedoch verläuft das Leben am allerhöchsten Hofe still und gleichförmig und einfach. Wo es nicht gilt, das russische Zarenthum um seiner selbst willen zu repräsentiren, führt das Kaiserhaus ein Leben, anspruchslos und einfach, wie es manchem Finanzbaron ganz unmöglich erscheinen würde. Gut bürgerlich möchte man fast das Leben nennen; gut bürgerlich auch namentlich in Bezug auf Unsträflichkeit des Gattenlebens. In dieser Beziehung war Alexander III. seit jeher allen russischen Großfürsten und der petersburger Gesellschaft ein leuchtendes Vorbild, wie die Kaiserin ein solches allen Müttern sein darf. Der Verkehr mit den Kindern ist ein steter und ununterbrochener; die Erziehung derselben wird nicht nur aufs sorgfältigste überwacht, sondern thätigst mitgeleitet. Es ist ja noch nicht

Digitized by Google

gar lange her, daß die kaiserlichen Söhne ab und zu gewärtig sein konnten, ohne „drittes Gericht" zu bleiben, und daß, wenn der eine oder der andere seinen Bleistift vor dem Termine, bis zu dem er reichen mußte, verbraucht oder verloren hatte — zuzusehen hatte, wie er sich durchhalf. Diese Bleistiftcontrole erschien manchem Großen des Reiches vielleicht „mesquin", indessen mag sie einmal für Rußland das Ersparniß von Millionen bedeuten. Ueberhaupt wird bei der Erziehung der kaiserlichen Söhne und vor allen Dingen des Thronfolgers ein ganz besonderer Nachdruck auf Angewöhnung von Ordnung und einfachem Sinne gelegt, gleichzeitig mit der Betonung eines ausgeprägt autokratischen Bewußtseins auf dem Boden nationaler, engster Zusammengehörigkeit von Volk und Zar; weniger im Sinne der Aksakow'schen slawophilen Richtung, der ja bekanntermaßen der Kaiser als Thronfolger huldigte und die dem Volke gern eine theilnehmende Rolle im Regierungsgeschäfte zuwiese, sondern im Sinne der Katkow'schen Ideen, die diese Zusammengehörigkeit vom rein staatsrechtlichen Standpunkte aus betonten.

Welche Früchte gerade diese letztere Saat bei dem Thronfolger einst tragen wird — wer will das heute voraussagen? Heute wissen wir nur, daß er überall durch sein offenes, einfaches Wesen sich die Herzen derjenigen erschließt, mit denen er es zu thun hat; auch in der Fremde, wo er den Ruf der Schüchternheit, in dem er früher stand, an den Höfen von Berlin, Wien und Athen zu widerlegen mehrfach schon Gelegenheit gehabt hat und den besten Eindruck hinterließ. Als ein bescheidener, warmherziger Jüngling zeigte er sich am Grabe Kaiser Wilhelm's I., als schneidiger Reiteroffizier bethätigte er sich bei den Manövern in Hannover ein Jahr später. Seine einstigen Lehrer und Erzieher, wie vor allem der Generallieutenant Danilowitsch und wie der bekannte Russificator der Ostseeprovinzen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, der ehemalige dörptsche Curator Geheimrath Kapustin, der dem Thronfolger Staats- und Völkerrecht vortrug, sind natürlich mit größter Sorgfalt und immer im Hinblick auf jene erst gekennzeichnete Richtung gewählt worden.

Diese Richtung herrscht begreiflicherweise auch in der allerengsten Hofsphäre: die Fürsten Obolenski, Graf Scheremetjew, Graf Woronzow-Daschkow, der Hofminister, General Tscherewin, der Chef des persönlichen Sicherheitsdienstes, die alle zu dem täglichen Umgange der kaiserlichen Familie gehören, sie sind sammt und sonders so echt „national" gesinnt, wie nur denkbar; nur vergesse man nicht, daß nach dem heute in der petersburger Gesellschaft landläufigen Begriffe dabei dem Französischen allezeit eine Ausnahmestellung eingeräumt wird.... Man kann da noch so antiwestlich gestimmt sein, der Franzmann ist ausgenommen, und man sympathisirt mit ihm im Innern wol noch weit mehr als mit dem töchterreichen „einzigen Freunde" Rußlands, dessen Familie bekanntlich am russischen Kaiserhofe in den letzten Jahren eine hervorragende Rolle zu spielen begonnen hat.

Inmitten dieses Kreises spielt der einzige „Njemez", der Chef des kaiserlichen Hauptquartiers, Generaladjutant von Richter, ein Livländer und ein Protestant, die Rolle eines „weißen Raben". Aus den Tagen Alexander's II. stammend, kann ihm die ihn überzeugungstreu oder aber der Zeitströmung sich anpassend umwehende Luft eines exclusiven und orthodox-kirchlichen Nationalismus unmöglich behagen. Etwas erleichtert wird ihm freilich seine Stellung dadurch, daß

Digitized by Google

in diesem Kreise keine Politik getrieben wird, daß niemand von denen, die zu ihm gehören, es versucht, seine Einflüsse nach irgendeiner Seite hin geltend zu machen. Vielmehr sind alle bemüht, von außen an sie herantretende derartige Ansprüche energisch zurückzuweisen.

Die Träger der irrthümlicherweise in der westeuropäischen Presse als „panslawistisch" bezeichneten politischen Richtung sind ganz andere Leute. Das sind der Oberprocurator des Heiligen Synods, der viel genannte und viel gefürchtete Wirkliche Geheimrath Pobjedonosszew, der einstige Lehrer des Kaisers und mit Pachmann, dem namhaften Civilisten, und Redkin, dem westeuropäisch gebildeten Rechtsphilosophen, der kürzlich sein funfzigjähriges Gelehrtenjubiläum beging, auch einer der ehemaligen Universitätsprofessoren, die Mitglieder des Reichsraths geworden; der Domänenminister Ostrowski, der Bruder des berühmtern Volkskomödiendichters, der Finanzminister Wyschnegradski, der Reichscontroleur Filippow, der Generalstabschef Obrutschew, der Kriegsminister Wannowski, obzwar auch unter ihnen und ihren Anhängern sich abermals verschiedene Schattirungen unterscheiden lassen, und z. B. durchaus nicht alle gleich mitmachen in der augenblicks so modernen Liebäugelei mit Frankreich.

Hier wollte der Vicomte einen Einwurf machen, aber der alte Baron erklärte, sich auf keine Polemik einlassen zu können: „Das würde uns zu weit führen, meine Herren, und wenn Sie wünschen, daß ich fortfahren soll, so entheben Sie einen alten Mann der Mühe, langjährige Lebenserfahrungen noch erst mit Beweisen ihrer Richtigkeit belegen zu müssen."

Ja, meine Herren, glauben Sie mir, jene französischen bureaukratischen und Hofkreise wissen nicht einmal immer, wie der Zar selbst zu den „francorussischen" Sympathien und Unionsbestrebungen steht; der Verkehr mit dem deutschen Kaiserhofe, die Kundgebungen eines wahrhaft autokratischen Willenslebens lassen sie immer wieder stutzig werden. Denn wenn der Kaiser in Wahrheit auch nicht über den Parteien steht, sondern es mit einer bestimmten hält — und daß er es thut, ist nur zu begreiflich, da er ja seit einem Jahrzehnt es hundertfach immer wieder hörte, daß nur diese Richtung die sozusagen „alleinseligmachende" ist — so steht er andererseits doch durchaus über dem absolutistischen Bureaukratismus und weiß sehr gut seinen persönlichen Willen durchzusetzen, dessen Kundgebungen er seit dem 29. (17.) Oct., dem Tage der wunderbaren Rettungserfahrung bei dem Eisenbahnunglück von Borki, erst recht für die allein richtigen hält und nach allem, was er hört, halten darf.

Wie aber steht es mit der nationalen Richtung in der weitern „Gesellschaft"? Nun, bis diese sich wirklich reformirt und mit Land und Volk verwachsen fühlen wird, dürfte noch viel Zeit hingehen. Was der Slawophile Aksakow vor 25 Jahren schrieb: „Unsere Aristokratie hat es gemacht, wie der Vorreiter eines lang bespannten Wagens zu thun pflegt, wenn dieser im Kothe stecken geblieben ist: er schneidet die Vorderpferde ab und galopirt auf und mit ihnen lustig weiter, unbekümmert darum, ob die nachfolgenden Deichselpferde noch im Stande sind, das schwere Gefährt von der Stelle zu bringen oder nicht" — es hat auch heute noch seine Geltung. Lesen Sie doch hierüber in dem trefflichen Werke Leroy-Beaulieu's über Rußland nach; dann wird's Ihnen auch klar werden, warum die russische Aristokratie heute an und für sich eine so geringe Bedeutung hat, warum sie

Digitized by Google

materiell ruinirt und oft genug moralisch verkommen ist; warum sie seit 25 Jahren eine Rolle gespielt hat eigentlich nur insofern sie zum obersten Civil- und Militärbeamtencorps gehörte, also zu den hoffähigen Kreisen; und doch läßt sich andererseits vom autokratisch-kaiserlichen Standpunkte aus auch auf diese noch heute das bekannte Wort Paul's I. anwenden, das er einst zu einem französischen Emigranten sprach: „Monsieur, il n'y a ici de grand seigneur que l'homme à qui je parle et pendant le temps que je lui parle!"

Die sittliche Verderbniß der höchsten Kreise bezeugt, daß sie das kaiserliche Familienleben nicht als anspornendes Vorbild sich dienen lassen. Die Anekdoten, die, und dabei keineswegs aus der Luft gegriffen, von den Trägern und Trägerinnen der vornehmsten Namen umlaufen, sind wahrhaft zahllos und haben dabei immer das Gepräge eines unerquicklichen Gemisches von Europäischem und Tatarischem. Sie ersparen es mir wol, Sie mit dieser Lästerchronik bekannt zu machen. Kommen Sie nach Petersburg, speisen und spielen Sie im „Yachtclub", der mit dem Sport des „Yachting" ebenso wenig zu thun hat, als seine Mitglieder einen Fockmast von einem Besan zu unterscheiden wissen — Sie werden genug von ihr zu hören bekommen; besuchen Sie die Empfangssalons und Boudoirs der einen und andern Dame der großen Welt — sie wird Ihnen zwischen einer Analyse des jüngsten Romans von Emile Zola, der, beiläufig bemerkt, in Petersburg populärer ist als in Paris selbst, und einem Citat aus den „Caresses" des liebestollen cynischen Dichters Jean Richepin, aus der Lästerchronik in Hülle und Fülle auftischen, und — sind Sie interessant und geschickt genug, so werden Sie vielleicht unversehens eines schönen Tages selbst der Held einer weitern Seite aus dieser Chronik.

Petersburger Frauen! Vornehmlich gibt es zwei Typen. Ich möchte die einen als den der glänzenden Schmetterlinge bezeichnen — Madame Adam, die in Petersburg viel gefeierte, verglich sie mit „Orchideen", die andern als den der Holzkäfer. Die einen flattern von Blume zu Blume, wie sie an den geebneten Wegen ihres üppigen Lebensgartens blühen, und ob die Blume Gift birgt, ob sie häßliche Gerüche ausströmt, darum kümmern sie sich nicht, wenn sie nur glänzend und farbenprächtig ist; die andern bohren sich hartnäckig in jede Lebensfrage hinein, pochen und hämmern an jeder Lebenserscheinung umher; die einen sind in der Regel selbst in hohem Grade nervös, die andern machen uns dazu. Die einen arbeitsunfähig, ewig müßiggängerisch, ohne ernste und starke Gefühle und Bestrebungen, mit leichtsinnigsten Anschauungen von allem, was an sie herantritt, aber stets bemüht, die Leere ihres Daseins auszufüllen und mit Gier nach allem greifend, was einen sensationellen Eindruck auf sie machen kann, was ihr Nervensystem in angenehmer Weise erregt und kitzelt — diese sind es, die türkische Kriegsgefangene verhätscheln, die abreisenden italienischen Sängern auf den Bahnhöfen Ovationen darbringen, die einen „interessanten" Verbrecher à la Juchanzew, Landsberg, Imschenizki, ob er nun freigesprochen wird oder nicht, vergöttern; die die Löwinnen der Halbwelt studiren und nachahmen; die endlich selbst leicht nach dem Federmesser greifen, um den bekannten „coup de canif" in den Ehecontract zu machen; viele von ihnen sehen Sie heute hier während des Corso. Die andern führen meist nur das Secirmesser: sie

Digitized by Google

raisonniren, classificiren, analysiren und seciren alles; jene schwärmen für die angebliche „Poesie" des cabinet apart-Lebens, diese für das anatomische Cabinet. Soll ich die Parallele noch fortsetzen? Das Interessanteste oder das Launigste, wenn Sie lieber wollen, ist dabei das, daß Sie zudem diesen beiden Typen, aus deren einem sich die vielgenanntesten Heldinnen der „Chronique scandaleuse", aus deren anderm sich oft die Heldinnen der „politischen Processe" entwickeln, daß Sie beiden Typen auf den verschiedenen Stufen der Gesellschaft begegnen können; natürlich immer, je nach den jeweiligen Lebensverhältnissen, in ihrer äußern Erscheinung etwas umgewandelt zu Tage tretend. „Souvent femme varie" können wir auch hier sagen, aber es sind „Variationen" über ein bekanntes Thema.

Daß jedoch diese Typen von mir nur als zwei für die petersburger Damenwelt besonders charakteristische hervorgehoben worden sind, das versteht sich von selbst; es gibt ja, gottlob, auch viele andere Frauen und Mädchen, aber — muß ich noch einmal sagen: „Das sind Frauen, von denen man eben nicht spricht!" Und auch ihnen begegnen wir in allen Kreisen der Gesellschaft.

„Wie verhält sich denn der allerhöchste Hof gegenüber diesen Schmetterlingen aus der Sphäre der Upperten?" fragte der heidelberger Sachso-Borusse.

Nun, er drückt, ganz ebenso wie der Herrenwelt gegenüber, ein Auge zu. Wird's zu bunt, so macht man sich natürlich bei Hofe unmöglich. Ich erinnere mich eines Costümfestes an einem der großfürstlichen Höfe, wo der Kaiser einer Dame den glänzenden Mangel an Bekleidung — sie war als Sirene erschienen — so verübelte, daß sie nicht mehr auf die Einladungslisten gesetzt wurde.

Uebrigens beweisen auch die großfürstlichen Höfe, daß man keine richtigen „Salons" in Petersburg kennt; auch sie führen meistens dasselbe abgeschlossene Leben.

Die beiden ältern Oheime des Kaisers leben zudem von ihren Gemahlinnen getrennt. Der nominelle Generaladmiral Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, der sich seit dem Regierungswechsel eigentlich zur Disposition gestellt sieht, hielt sich, bis er, ein gelähmter Greis, in Pawlowsk ans Bett gefesselt wurde, den größten Theil des Jahres über auf seinem Lustschlosse Orianda in der Krim auf, indessen seine Gemahlin Alexandra Jossifowna in Petersburg ein Strohwitwenleben führte, an der Seite ihres mit der Prinzessin von Sachsen-Altenburg vermählten Sohnes Konstantin, und sich an dem Glücke des jungen Paares erfreut. Andererseits lebt die Gemahlin des Generalinspecteurs der Cavalerie, des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Alexandra Petrowna, schon seit Jahren in Kiew in einer rein geistlichen Umgebung.

So kommen denn — da von der kaiserlichen Familie die Großfürsten Ssergei und Paul auch noch nicht lange geheirathet haben und sich zunächst noch mit der Stellung von Garderegiments-Commandeuren begnügen — nur die Höfe des dritten Oheims des Kaisers, des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, des Generalfeldzeugmeisters und ehemaligen Statthalters des Kaukasus, und des Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch in Betracht. Beide Höfe zeichnen sich, gleich dem allerhöchsten, durch ein ausgeprägtes Familienleben aus, und desgleichen ist ihr Verhältniß zum allerhöchsten Hofe ein sehr herzliches. Obschon Großfürst Wladimir außer seiner hohen militärischen Stellung als Höchstcommandirender der

Digitized by Google

Truppen des St.-Petersburger Militärbezirks und der Garden, unter andern auch Präsident der kaiserlichen Akademie der Künste ist, der er übrigens großes Interesse entgegenbringt und für deren Entwickelung und Pflege er sehr viel gethan hat, und obschon seine geistreiche, kluge und liebenswürdige Gemahlin, die Großfürstin Maria Pawlowna, den Künsten und Wissenschaften ebenfalls viel Interesse zuwendet, so ist doch der Charakter auch dieses Hofes ein ausgesprochen militärischer, und dieselbe Abgeschlossenheit gegenüber allen andern Kreisen, die Sphäre der Hofbeamten natürlich ausgenommen, zeigt auch der Hof des Großfürsten Michael. Allenfalls, daß ab und zu einige hervorragende Virtuosen oder Sänger und Sängerinnen der Italienischen Oper zu einem kleinen Hausconcert befohlen werden.

Die Musik ist überhaupt noch das einzige „Sesam", auf das hin die verschiedenen Hofhaltungen sich auch andern als Trägern von Militär- und Hofbeamtenuniformen öffnen. Und sie wird auch an allen Höfen gepflegt. Se. Majestät hatte sich als Thronfolger sogar selbst einen Verein von Bläsern gebildet, in dem er actives Mitglied war, und der jetzt unter seinem Protectorat noch gedeihlich fortbesteht.

Früher, da gab es allerdings einen großfürstlichen „Salon", in dem jegliche Kunst und Wissenschaft zu Hause waren: der Salon war es, den die verstorbene Großfürstin Helene Pawlowna gebildet hatte, ein Salon, in dem hervorragende Künstler, Dichter, Schriftsteller aus- und eingehen und mit der geistigen Auslese der vornehmen Frauenwelt verkehren durften. Er hatte mit allen Kunstinstituten der Residenz fortlaufend Fühlung; er gab auch manchem das Leben. Hier in diesem Salon stand z. B. die Wiege des St.-Petersburger Conservatoriums, das noch heute seinen Jahresactus in dem Michael-Palais abhält, wiewol Großfürst Konstantin der Aeltere, selbst ein tüchtiger Cellist, Ehrenpräsident der musikalischen Hochschule ist.

Die Tochter der Großfürstin Helene, Katharina Michailowna, verwitwete Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, hat die Traditionen, die ihr von ihrer erlauchten Mutter überkommen, nur theilweise gepflegt und erhalten: die fast bürgerlich einfache, wiewol den höchsten geistigen Anforderungen entsprechende Erziehung ihrer Kinder und weitgehendste Pflege der Musik aber sprechen dafür, daß der Einfluß der Großfürstin Helene auf ihre Tochter kein blos vorübergehender gewesen ist. Doch ist's kein Schatten von dem, was früher an diesem geistig so ungemein hochstehenden Hofe zu finden war.

Doch lassen wir das! Sie, meine Herren, gehören der Gegenwart an und diese gehört Ihnen. Bleiben wir bei ihr stehen.

Wenn Sie mich fragen sollten, in welchen Salon Sie zuerst sich einführen lassen müssen, so antworte ich Ihnen: „Das hängt von Ihren Zwecken ab." Denn — ich wiederhole es noch einmal — einen Salon, der um seiner selbst willen für alles da ist, was auf hervorragende geistige Eigenschaften, vornehme Herkunft, finanzielle Machtbedeutung Anspruch macht, gibt's nicht; ebenso wenig, wie einen „politischen Salon", der in dieser „polizeilich sogar streng gemaßregelten Metropole der ständischen Gliederung eines verfassungslosen Staatsbürgerthums" — wie, wenn ich mich nicht irre, Dahlen irgendwo einmal Petersburg bezeichnete — der also hier selbstverständlich ganz unmöglich ist; selbst in einem politischen Sa-

Digitized by Google

lon unschuldigster Art würden sehr bald Emissäre des Generals Tscherewin oder des Generals Schebeko, des Chefs der Gensdarmerie, oder des Generals Gresser, des mächtigen Stadthauptmanns, als ungebetene Gäste auftreten.

Sind Sie bei Hofe vorgestellt, dann macht sich alles von selbst und Sie haben bald die Wahl und die Qual inmitten des exclusiven Kreises der buntscheckigen „Upperten". Sonst aber benutzen Sie unbedingt einen einflußreichen Piloten, der Sie einführt. Haben Sie z. B. industrielle und finanzielle Unternehmungen nach Petersburg geführt, so müssen Sie sich mit Empfehlungen an Herrn Lamanski, den ehemaligen Director der Reichsbank versorgen, oder an den Director der Discontobank Sack, oder an Baron Günzburg — gleich jenen auch als Kunstmäcen bekannt — oder aber endlich an Herrn Netschajew-Malzew, dessen lucullische Carnevalsfeste in seinem feenhaften Palais in der Ssergijewskaja alljährlich einige Tage vorher und nachher von sich sprechen machen in Petersburg, wo es sonst ebenso heißt, wie Alfred Musset von Paris sagte: „Pour nous — une mort récente est une histoire d'une quinzaine."... Es wird dort überall viel Karten gespielt und zwischen zwei Rubbern tritt dabei irgendein großartiges Unternehmen in die Phase der Verwirklichung, wie man denn in der Newaresidenz überhaupt oft genug die ernstesten Dinge wie ein Spiel auffaßt und den Scherz ernsthaft betreibt.

Gegenüber dem koketten kleinen Hause, das Lamanski an der Moika bewohnt, und das sich einst der Erbauer der Isaakskathedrale Monferrand aus den „Restern" dieses Baues errichtete, liegt die Amtswohnung des mächtigen Ministers des Innern, des Staatssecretärs Durnowo, der sich aus der einstigen Bedeutung seines Vorgängers, des verstorbenen Grafen D. A. Tolstoi, einen Stab zurechtgeschnitzt hat, um sich auf der dornenvollen Ministerlaufbahn einer sichern Stütze bedienen zu können. Gleich fast allen übrigen Ministern macht auch er kein „Haus" und begnügt er sich damit, in seinen hochconservativ-nationalen Salons im Laufe des Jahres einige wenige officielle Diners und Routs zu veranstalten. Munter aber geht's her in dem Palazzo des Unterrichtsministers Grafen Deljanow, am Newskiprospecte, dessen Gemahlin, eine geborene Fürstin Abemelek-Lasarew — die vornehmste armenische Familie — ebenso lebenslustig ist, als ihr Mann vielleicht mehr Geschmack für die Atmosphäre von Weihrauch und Fastenöl in den Salons Pobjedonosszew's hat, welch letzterer auch zu den Gönnern des „slawischen Wohlthätigkeitsvereins" gehört. Zu den gastfreiesten Häusern zählt ferner das wahrhaft fürstliche Palais des Jägermeisters Fürsten Wolkonski am Gagarinquai, des Gehülfen des Unterrichtsministers, dem es sein Reichthum gestattet, ein Leben wirklich en Grand-Seigneur zu führen, wie es heute nur noch wenige Adelsfamilien Rußlands können; zu letztern gehören namentlich auch die Grafen Bobrinski, die Grafen Scheremetjew, die stolzen titellosen Naryschkin, die als Kunstmäcene durch ihre prachtvollen Sammlungen in ganz Europa bekannt sind, und einige andere.

Den übrigen fehlt es entweder an Mitteln, oder sie „frondiren" irgendwo tief in der Provinz.... Wollen Sie überhaupt den russischen höchsten Adel aus dem Grunde studiren, so gehen Sie nach Moskau. Im kosmopolitischen Petersburg finden Sie die Aristokratie stets mit der Bureaukratie stark versetzt. Petersburg ist so recht das „Geheimrathsviertel" von Rußland. Das allein

Digitized by Google

ist schon eins der Hauptelemente des Antagonismus zwischen den beiden Residenzen.

Wie die Bureaukraten einen mächtigen Bestandtheil der petersburger Gesellschaft bilden, so begegnen Sie hier auch einer erstaunlichen Menge militärischer Salons und Kreise; die „Crême" jedes einzelnen derselben trägt dann, zusammen mit den andern, dazu bei, den Glanz des Kaiserhofes zu vermehren. Keine Armee der Welt zählt so viele Generaladjutanten, Generale der Suite und Flügeladjutanten wie die russische; keine Residenz weist so viele Inhaber hoher militärischer Posten und militärischer Centralverwaltungen auf wie Petersburg; keine auch besitzt eine so vielfach mit dem hohen Adel verschmolzene Bureaukratie.

In allen diesen Salons wird Ihnen der Mangel an Vertretern der Wissenschaft und der Kunst auffallen. Man sollte meinen, dieselben würden von dem modernen russischen Adel noch immer so betrachtet wie von seinen Vorfahren bojarenhaften Andenkens, als so eine Art Hofnarr oder Spaßmacher. Erst wenn der Hof hierin mit einem Beispiel vorangehen würde, dürfte das anders werden. „Keine Regel ohne Ausnahme" gilt aber natürlich auch hier. Nur nicht von den Journalisten, die durchaus als solche schon „verpönt" und nicht salonfähig sind. Man wittert in ihnen allzeit etwas Oppositionelles, Liberales, wenn nicht gar Radicales. Uebrigens ist es in den meisten Fällen niemand von Rang und Stellung übelzunehmen, wenn er den russischen Journalisten sein Haus nicht gern öffnet.

Auch die Journalisten und Literaten führen ihr Sonderleben und zerfallen dabei in so viele Coterien, daß sie nicht einmal einen eigenen Club ins Leben rufen könnten. Da gibt's wiederum nur einige „Salons". Des Freitags versammeln sich beim Altmeister unter den heutigen russischen Lyrikern, Pleschtschejew, der jüngst eine Millionenerbschaft gemacht, die jungen Dichter und Romanciers; des Dienstags empfängt der Vielschreiber, politische Leitartikler und Kunstfeuilletonist, Theaterrecensent und Belletrist Sagulajew, der heute für dieses und morgen für jenes Blatt arbeitet, mögen sie oft auch recht verschiedenen Charakters sein, eine ebenso buntscheckige Schar von Künstlern und eigenen Berufsgenossen; Stassjulewitsch, Grigorowitsch, bis vor einem Jahre noch Krajewski, der verstorbene ehemalige Herausgeber des unterdrückten „Golos"; noch zwei, drei andere Namen, und wir sind auch mit den literarischen Salons fertig, die sich fast alle in gleicher Weise durch einen gewissen Geist der Opposition um ihrer selbst willen, durch Coteriewesen und ein Phrasenthum auszeichnen, dem ein Ordensstern oder eine Subvention bisweilen überraschend schnell ein Ende machen würde.

Nur zwei Salons wären hier auszunehmen und sie bilden gewissermaßen Gegensätze. Der eine ist der des liebenswürdigen Poeten und Künstlers J. Polonski, der, heute ein Siebziger, auch zur Zahl der unter der „Neuen Aera" seit 1881 kaltgestellten Publicisten gehört, bei dem sich aber des Freitags Vertreter der besten literarischen, künstlerischen und journalistischen Kreise ohne Ansehen der Partei zusammenzufinden pflegen zu zwanglosem, wenn auch mitunter recht hitzigem Geplauder, denn es ist das so ziemlich der einzige Boden, wo wir alle Parteien, vor dem Talent sich beugend, beisammen sehen. Ganz andern Gepräges ist der Salon des Mittwochs empfangenden Fürsten Meschtscherski, des originellen, aus un-

Digitized by Google

zähligen Vorurtheilen und Phantastereien, Ansprüchen und Albernheiten zusammengesetzten Herausgebers des „Grashdanin". Hochconservativ geht es bei ihm her. Minister und Staatswürdenträger, viele Militärs und — gar keine Vertreter der Presse treffen bei ihm zusammen und treiben „innere Politik" in der Voraussetzung, daß der fürstliche Gastgeber, der trotz alledem einer der von ihm selbst so verachteten Zeitungsschreiber ist, tags darauf die ihm gewordenen Inspirationen auf geschickte Weise verwerthen wird.

Richtige künstlerische Salons könnte ich Ihnen heute kaum mehr nennen. Allenfalls bilden noch die Häuser eines Anton Rubinstein und eines Cäsar Cui eine Art Mittelpunkt; aber gerade in rein künstlerischer Hinsicht können sie nur als Prototype der Führerschaft musikalischer Coterien gelten.

Von den Maleratelier käme etwa nur das Konstantin Makowski's in Betracht, dessen Carnevalsfeste viel umworben sind. Doch ist der Besuch dieses Ateliers verschwindend und ungemein eintönig im Vergleiche zu dem des jüngst noch so viel besuchten Atelier des Landschafters Julius Klever, der jedoch in letzter Zeit weit zurückgezogener und zudem häufig Wochen und Monate hindurch in Moskau oder in der Krim lebt. Da ging's einst ungezwungen, frei, heiter her — in jenem Atelier in der „Akademie der Künste". Es war auch so eine Art Etappe auf dem Pfade, auf dem das buntfarbige „St.-Petersburg" seiner Kurzweil nachpürscht, und der liebenswürdige, gastfreie Künstler verstand es, seinen Gästen, mochten dieselben nun Großfürsten oder — jüdische Wechselagenten sein, so angenehm zu machen, daß sie das Wiederkommen nie vergaßen. Ohne Uebertreibung läßt sich sagen, daß der ständige Besucher dieses reichen und kostbaren Ateliers hier wirklich ein Stückchen der petersburger Gesellschaft im allgemeinen kennen lernte.

Nun, meine Herren, wir haben uns verplaudert — der alte Baron pflegt immer „wir" zu sagen, wenn er eine Stunde lang allein gesprochen hat — es gibt auch noch viele andere Kreise von specifischem Charakter, wie der oder richtiger die deutschen Kreise, der polnische, die durch ihren Bildungsmangel in wahrhaft verblüffender Weise sich auszeichnenden russischen Kaufmannskreise u. s. w. Ich glaube, einiges habe ich Ihnen denn doch immerhin schon mitgetheilt.

„Sehr gut, lieber Baron!" sagte der Vicomte — „aber das war nur die Theorie, wo bleiben die Belege?"

„Die Belege? Gehen Sie nach St.-Petersburg und sehen Sie sie dort selbst. Und jetzt ziehe ich mich zurück, meine Herren!" rief der alte Baron und wandte sich im Aufstehen an mich: „Wissen Sie was, Sie könnten eigentlich einige dieser Aphorismen zu Papier bringen. Was?"

Und ich habe es gethan.

Digitized by Google

Die Septemberwoche des Gruson-Werks.

Ein Ueberblick über sein Artilleriematerial und seine Panzerconstructionen.

Von Generalmajor z. D. G. Schröder.

Während im Herbste 1890 zu Wasser und zu Lande, in Schleswig und in Schlesien, von Staats und Reichs wegen manövrirt, paradirt und darüber in allen Zeitungen referirt wurde, mag mancher Leser — überfüttert von Manöverberichten — kaum beachtet haben, daß neben der großen Aufführung, die Heer und Flotte leisteten, eine Privatvorstellung stattfand; gleichfalls ein militärisches Schauspiel, aber nicht von der Kriegsverwaltung, sondern von der deutschen Industrie veranstaltet.

„Schießversuche des Gruson-Werks" wurde sie genannt; nicht recht bezeichnend! Allerdings — geschossen ist dabei recht viel worden; aber Versuche waren es nicht mehr. Diese waren vorhergegangen; jetzt galt es eine Aufführung, eine Parade; eine selbstgewollte, angebotene; und zur Abnahme war eine Schar von 180 Richtern und Zuschauern eingeladen worden, die thatsächlich aus allen fünf Erdtheilen in Magdeburg zusammengekommen sind.

So allbekannt wie Krupp in Essen ist Gruson in Buckau noch nicht; aber er verdient es zu sein und wird es werden.

Gleich Friedrich Krupp hat Gruson klein angefangen, und es ging anfangs langsam mit seiner „Eisengießerei und Maschinenfabrik". Er wird erst in diesem Jahre 1891 70 Jahre, und ist schon über 51 Jahre in seiner Thätigkeit.

Es ist wol die deutsche Zeitungspresse gewesen, die für Krupp — nach amerikanischem Muster — den Namen „Kanonenkönig" aufgebracht hat. Die Bezeichnung ist zutreffend, aber nicht erschöpfend; Krupp war auch der Granatenkönig, und beides, weil er der Gußstahlkönig war. „Gußstahlfabrik" nannte er selbst seine Anlage, und so heißt sie noch heute nach seinem Tode: „Friedrich Krupp. Gußstahlfabrik, Essen in Rheinpreußen." In der Herstellung dieses für Geschütze wie Geschosse zur Zeit vorzüglichsten Materials (des gehärteten Gußstahls) erreichte keine andere Fabrik die Krupp'sche.

Im Material hat auch Gruson das Zaubermittel gefunden, das ihn in die aufsteigende Bahn geleitet hat. Was für Krupp der Gußstahl, ist für Gruson der Hartguß gewesen.

Die Wahrnehmung war längst gemacht, daß, wenn man Eisen, statt in Sandformen, in eiserne Schalen (Coquillen) gießt, eine eigenartige, von der Außenfläche nach dem Innern zu verschiedene Lagerung der Stofftheilchen eintritt, die dem Gusse eine sehr vortheilhafte Mischung von Eigenschaften, Härte ohne Sprödigkeit, verleiht. Gruson kam auf ein Verfahren, solchen Hartguß von ganz besonderer Güte herzustellen.

Mit Granaten aus seinem Hartguß, besser als alle andern concurrirenden, auch die damaligen Krupp'schen — nur nachmals von den Krupp'schen aus gehärtetem Gußstahl übertroffen — betheiligte sich Gruson bei den mainzer Schießversuchen im Mai 1866, die der Erprobung eines vom Hauptmann Schumann des preußischen Ingenieurcorps entworfenen bedeckten Geschützstandes

Digitized by Google

galten, bei dem die verwundbarsten Theile, Decke und vordere Stirnwand, statt, wie bisher üblich, in Mauerwerk, in Eisen construirt waren.

So kann Gruson in demselben Jahre, in dem er sein 70. vollendet, das erste Vierteljahrhundert-Jubiläum des deutschen Panzerbaues und seines eigenen Antheils daran feiern. Sein getreuer Vor- und Mitkämpfer hat früher scheiden müssen.*

Die mainzer Versuche vereinigten zum letzten male die „Militärcommission des Deutschen Bundes"; es hat einen poetischen Reiz, daß aus dem letzten Lebenszeichen eines verlöschenden Daseins auch hier ein neues Leben sich entwickelt hat; die Panzerfrage ist seitdem in Deutschland nicht wieder außer Fluß gekommen.

Verfolgen wir ihren Verlauf, so begegnen uns stets die Namen Schumann und Gruson. Nebeneinander, nicht miteinander! Vielmehr in den nächsten Jahren gegeneinander; sachlich, nicht persönlich; aber doch Nebenbuhler!

Schumann hatte seine Studien in England gemacht und war für dasjenige Eisen, was dort verwendet und zur Zeit in solcher Art, wie es gebraucht wurde, nur dort hergestellt wurde, Walzeisen; Gruson trat für seinen Hartguß ein.

In diesem Wettbewerbe hat Gruson zunächst gesiegt. Er entwarf einen festen Panzerstand und Panzerbatterien von ganz origineller, der Natur des Hartgusses trefflich anpepaßter Form. Nach diesem Muster Küstenbefestigungen herzustellen, wurde er beauftragt, Schumann's mainzer Versuchsbau wurde nicht wiederholt.

Einige Jahre später, vor und nach dem Deutsch-Französischen Kriege, wurde ein zweiter Schumann'scher Entwurf ausgeführt und geprüft: ein Drehthurm aus Walzeisen (auf dem tegeler Schießplatze bei Berlin). Auch dieser Bau wurde nicht zum Vorbilde, vielmehr war es wieder Gruson und der von ihm construirte Hartgußdrehthurm, der mehrfach und an verschiedenen Orten zur Verwendung gekommen ist.

Es mag zur Klärung des Verständnisses hier eingeschaltet werden: der Sieg des Hartgusses ist kein endgültiger gewesen. Das Empfehlendste für denselben war seine heimische Herkunft. Als unsere deutschen Werke auch in der Walzeisenfabrikation sich so vervollkommnet hatten, daß wir unser deutsches Geld nicht mehr nach Sheffield zu schicken brauchten, trat ein anderes Abwägen in Geltung. Das Endergebniß ist dieses, daß heute selbst in der Gruson'schen Fabrik (die seit 1886 ein Actienunternehmen ist und „Gruson-Werk" heißt) nur noch gewisse Bestandtheile der Panzerbauten (und nicht die wichtigsten) aus Hartguß hergestellt werden; das Herrschende ist auch dort das Walzeisen (daneben Stahl); es ist zur Geltung gekommen, was Schumann von je befürwortet hatte.

Im Jahre 1872 räumte Schumann das Feld; er schied aus dem praktischen Dienste im Heere. Aber er schied nicht aus dem Dienste seiner Idee. Er war in guter Lage. Er lebte in glücklicher Ehe in einem anmuthigen Heim bei Biberich am Rhein, das er sich selbst geschaffen, trieb Malerei und Kriegskunst und grübelte über verbesserte Panzerdrehthürme.

* Gruson'sche Gußstahlgranaten sind allerdings schon zwei Jahre früher auf dem tegeler Schießplatze von der preußischen Artillerie-Prüfungscommission geprüft worden, aber — durchgefallen. Gruson ließ sich nicht abschrecken, verbesserte die Herstellung und meldete sich auch zu dem mainzer Examen. Da hat er bestanden. Also thatsächlich ist er erst 1866 in die Kriegstechnik eingetreten.

Digitized by Google

Nach sechs Jahren tauchte er aus der Verschollenheit wieder auf und legte der deutschen Heeresverwaltung neue Entwürfe vor.

Nach vier weitern Jahren kam es vom Wort- und Schriftwechsel zu einem dritten Versuchsbau und dessen Prüfung auf dem inzwischen neu hergerichteten Schießplatze von Cummersdorf.

Schumann's neuer drehbarer gepanzerter Geschützstand erntete viel Lob (mehr von nicht maßgebender, wenn auch sachverständiger Seite, als von den damals in entscheidender Dienststellung Stehenden); aber das erreichte er doch nicht, was er gehofft hatte, daß das Kriegsministerium, um es kurz und deutlich auszudrücken, das Patent, das er vorsorglich genommen hatte, von ihm zu ausschließlichem Gebrauche erwerben werde.

Er erreichte nur (17. März 1883) das Zeugniß, daß seine Construction mit den von der Commission für erforderlich erachteten Modificationen „wohlgeeignet" erschiene, praktischen Bauausführungen zu Grunde gelegt zu werden. Ein kühles Lob!

Hierauf ging Schumann zu Gruson.

Von da ab stehen die beiden Namen in der Geschichte des deutschen Panzerwesens nebeneinander in der Form des miteinander, eines ehrlichen, aufrichtigen und überaus ersprießlichen Zusammenwirkens.

Was bei diesem Zusammenwirken und den in der Folgezeit aus den buckauer Werkstätten hervorgegangenen Panzerconstructionen des Einen oder des Andern geistiges Eigenthum ist, kann selbst der Eingeweihte und Sachverständige nicht überall mit Sicherheit erkennen; die Annahme ist jedenfalls irrig, als sei in allen Stücken Schumann der Erfinder und Gruson oder seine Fabrik der nach genauer Vorschrift arbeitende Handwerker gewesen; vielmehr haben Gruson und sein technischer Stab, sein Constructionsbureau, unbedingt sehr wesentlichen Antheil an der lebens- und gebrauchsfähigen Ausgestaltung gewisser Gebilde oder Typen, zu denen Schumann die allgemeine Idee zuerst gefaßt hatte.

Schumann's erste beiden Versuchsbauten (der feste Panzerstand in Mainz und der Drehthurm auf dem tegeler Schießplatze) sowie die zahlreichen Entwürfe aus jener Zeit, die in seinen Mappen vergraben geblieben sind, folgen im Grunde den gleichen Bahnen, die auch andere eingeschlagen haben; erst auf den Blättern, die er 1878 dem Kriegsministerium einreichte, hatte er einen neuen Weg eingeschlagen, und auf diesem Wege sind erst die Gebilde gewonnen worden, die im letzten Jahrzehnt in Buckau geschaffen und von da in alle Welt versandt worden sind: nach Belgien, Italien, der Schweiz, Rumänien, China u. s. w.

Diese Schumann'sche Eigenart ist aber keineswegs zur alleinigen Herrschaft im Gebiete des Panzerbaues gelangt, und es wird auch vom Gruson-Werke durchaus nicht dieses System allein gepflegt.

Der Erfinder mag schon einseitig sein; überzeugt von der Güte seiner Grundlage, verwirft er jede andere; der Fabrikant wird sich hüten, es jenem nachzuthun. Selbstverständlich wird er, um des Rufes der Firma willen, einen Auftrag nicht annehmen, der auf unbedingt falscher Voraussetzung beruht und eine unbrauchbare Construction zur Folge haben würde; im übrigen wird er liefern, was man bestellt.

Hoffentlich ist der Leser neugierig genug geworden, zu erfahren, worin denn Schumann's Eigenart besteht, um seinerseits den Versuch zu wagen, es sich sagen zu lassen; unsererseits mag

Digitized by Google

versucht werden, es möglichst unlangweilig zu sagen.

Der Leser hat ohne Zweifel schon in einem Parke nach älterm Geschmack Rundtempel gesehen, die keine volle Wand, sondern nur eine Anzahl im Kreise gestellter Säulen zeigen, auf deren rundem Gebälk ein flach kuppelförmiges Dach ruht. Innerhalb des Säulenrunds mag ein Altar oder eine Statue gestanden haben. Das Tempelchen erhob sich vielleicht auf einem Hügel, und sein Schattenriß setzte sich gegen den blauen Himmel ab.

Nun stelle sich der Leser statt des Hügels einen in den Boden versenkten runden Brunnen vor, dessen oberer Rand, gleich dem Anfange einer Kuppel, etwas nach innen eingezogen ist. Diese Kranzöffnung ist um eine Kleinigkeit weiter als der Kuppeldurchmesser des Tempelchens. Letzteres setzen wir nun in den Brunnen, sodaß sein Kuppelrand genau mit dem Brunnenrande gleich hochliegt, und also nur die Kuppel aus der Bodenoberfläche hervorragt. Eins haben wir noch zu erwähnen. Der Boden des Tempels, auf dem das Säulenrund ruht, ist mit einem Kranze von Laufrollen versehen, gleich den Drehscheiben auf den Bahnhöfen oder im Atelier des Bildhauers. Ersetzen wir nun den Altar oder die Statue im Tempel durch ein Geschütz, dessen Rohrkopf aus einer kleinen Luke im Tempelkuppeldache hervorragt, so haben wir den Typus des Panzerthurmes. Jener nach innen geschweifte Ring, der den Brunnenkranz bildet, ist aus Hartguß und heißt der Vorpanzer; das Tempeldach ist aus Walzeisen (oder Stahl) und heißt die Panzerkuppel oder Decke. Die Tempelsäulen sind zu ersetzen durch kräftige Stützen aus Façoneisen, die ja jeder von zahllosen Eisenbahnbrücken kennt.

Sehen wir uns im Parke weiter um, so stoßen wir wol auf einen andern Ruhe- und Aussichtsplatz und auf ein leichteres Bauwerk, das so aussieht, wie es heißt: Pilz! Es hat ein Dach wie jener Rundtempel, aber dieses Dach ruht auf einer einzigen Mittelsäule, genau wie der Pilzhut auf dem Stile.

Verpflanzen wir jetzt den Pilz wie zuvor den Tempel, versenken wir ihn in einen Brunnen. Die Mittelsäule hätte an der alten Stelle ja nicht stehen können, wenn sie nicht einzugraben gewesen wäre. Ebenso machen wir es am neuen Standorte. Zuletzt trennen wir den Stil etwa in halber Höhe mit einem scharfen, genau horizontalen Sägeschnitte. Statt wie der Tempel auf der Drehscheibe, läßt sich der Pilz nun auf der Stielfläche drehen. Der Tempel würde sich auch im Freien drehen lassen; der Stiel würde im Freien den Pilz nicht fest genug halten; stieße man gar an den Pilzhut oder den obern Theil des Stieles, so wäre das Umfallen unzweifelhaft. Aber der Pilz steht ja innerhalb des Vorpanzers; er kann höchstens schwanken, sich hinten überlehnen, aber er richtet sich, bei angemessener Lage seines Schwerpunktes, von selbst wieder auf. Das Bild vom Pilze bedarf noch einer kleinen Berichtigung. Nicht wie beim Pilze (oder dem aufgespannten Regenschirme) geht der Stiel einfach bis unter die Kuppel; in seinem obern Theile ist er gabelartig gespalten, und zwischen den Zinken dieser Gabel ist das Geschützrohr angebracht.

Der Rundtempel auf der Drehscheibe gab uns das Bild des Panzerthurmes; der Pilz, auf seinem Stiele drehbar, veranschaulicht uns die Schumann'sche Panzerlaffete.

In den Thurm kann jedes beliebige Geschütz in seiner besondern Laffete gefahren und kann wieder entfernt werden;

Digitized by Google

bei dem Schumann'schen Pilze bildet ein Theil des Gehäuses, der gespaltene obere Theil des Stieles, die Laffete. Der innige materielle Zusammenhang zwischen dem Geschütze und seinem Panzer hat auf die Wahl der Bezeichnung für diesen Typus auf das Wort „Panzerlaffete" geführt.

Der Typus „Panzerlaffete" ist billiger in der Herstellung als der Typus „Panzerthurm"; hauptsächlich billiger, weil unter sonst gleichen Bedingungen das Bauwerk kleiner sein kann, und es kann kleiner sein, weil das Geschütz so mit dem übrigen verbunden und festgehalten ist, daß kein Rücklauf infolge des Abfeuerns stattfindet.

Die Länge des Rohres nebst so viel Platz, daß man Geschoß und Ladung von hinten einschieben kann, genügt für den Durchmesser des Innenraums, während derselbe bei freigegebenem Rücklaufe des Geschützes mehr als das Doppelte betragen müßte. Daß der kleinere Bau billiger ist, liegt auf der Hand. Dazu kommt der große Vortheil, daß das kleinere Ziel schwerer zu treffen ist.

So groß macht niemand einen Panzerthurm, daß der Rücklauf ganz ungehindert stattfinden könnte; die Geschützrohre liegen vielmehr in Laffeten, die mit einer Bremsvorrichtung versehen sind, die vom Schusse selbst ausgelöst wird, also automatisch wirkt. Aber ein gewisses Maß von Rückwärtsbewegung ist unabwendbar.

Schumann hat von vornherein seine Panzerlaffete für je ein Geschütz bestimmt. Viele Sachverständige sind nun aber der Ansicht, es sei taktisch und ökonomisch vortheilhafter, je zwei Geschütze nebeneinander unter einer Panzerdecke anzuordnen. Hier ist einer der Fälle, wo der Erfinder einseitig und eigensinnig war. Ein einziges mal ist auf fremdes Verlangen eine Schumann'sche Panzerlaffete für zwei Geschütze gebaut worden. Schumann hat protestirt. Gruson hat, um geschäftlicher Rücksichten und um der Zukunft willen, Folge geleistet. Die Folge der gemachten Erfahrungen war der seitdem festgehaltene Grundsatz: Panzerlaffete bei Einzelrohren; wenn Zweirohrigkeit verlangt wird, Panzerthurm.*

An der Zulässigkeit der absoluten Rücklaufhemmung ist bei so großen Anlagen (zwei schwere Festungsgeschütze) bisher gezweifelt worden; man fürchtete, so heftige Erschütterungen würde keine Construction aushalten. Seinen Gästen konnte im September 1890 das Gruson-Werk einen Panzerthurm für zwei Krupp'sche 15-Centimeter-(so viel wie ehemals 24-Pfünder)Kanonen vorstellen, bei dem zum ersten mal gewagt war, das von Schumann vertretene Princip der absoluten Rücklaufhemmung anzuwenden. Wenige Wochen zuvor, in Gegenwart der Abgeordneten des Bestellers (der belgischen Regierung), war diese neueste Schöpfung den üblichen strengen Prüfungen unterzogen worden, und hatte dabei 260 Schüsse (hauptsächlich Salven, d. h. die Ladungen beider Geschütze gleichzeitig abgefeuert) ohne jede Benachtheiligung der Gangbarkeit des Mechanismus auszuhalten gehabt und ausgehalten.

Die in diesem Thurm verbaute Metallmasse beträgt 254000 Kilogramm, mit den beiden Geschützrohren rund 260000 Kilogramm; jede Stahlgranate seiner Geschütze wiegt 39 Kilogramm, die Ladung 9 Kilogramm.

Der Brunnen, mit dem wir vorhin den Hohlraum verglichen haben, in den

* Deutlich zu machen, warum Panzerlaffete und zwei Rohre nicht zusammengehören, können wir hier nicht unternehmen; der Leser muß es glauben.

Digitized by Google

die Drehthürme versenkt werden, ist im vorliegenden Falle fast 9 Meter tief, und durch Zwischenböden in drei übereinanderliegende Räume getheilt. Im untersten steht in einer Wandnische ein Ventilator, der für Lüftung sorgt. Der oberste, der eigentliche Geschützraum, hat zwischen den Wandstützen etwas über 5 Meter Durchmesser, und unter dem höchsten Punkte der Kuppel 3,10, an den Wänden etwa $2^3/_4$ Meter lichte Höhe. Die Wandstützen sind hier mit Blech verkleidet; zwischen dieser Wandverkleidung und der massiven Brunnenwand entsteht solchergestalt eine ringsum laufende Galerie von etwa 1 Meter Breite. Wenn nun wirklich eins jener gefährlichen neuesten Geschosse (Melinitbombe, Minengranate, Torpedogeschoß) an der gefährlichsten Stelle, zwischen Kuppel- und Vorpanzerrand, explodirt, so füllen ihre tödlichen Gase nur jene Galerie; in den Raum, wo die Geschützbedienung sich aufhält, kann dieser Feind nicht dringen.

Sechs Mann vermögen, ohne sich anzustrengen, in knapp einer Minute den Thurm einmal im Kreise herumzudrehen; von Schuß zu Schuß reichen für Laden und Richten $1^1/_2$ Minuten aus.

Daß Panzerthurm und Panzerlaffete sich leicht im Kreise drehen lassen, ihr Geschütz also den ganzen Horizont beherrscht, während der feste Panzerstand nur ein beschränktes Gesichtsfeld, höchstens gleich einem Sechstel des Umkreises erhalten kann, ist ein Hauptvortheil des Drehpanzers. Ein zweiter Vortheil liegt darin, daß man den verletzbarsten Theil des ganzen Kriegsgeräthes, Scharte und Geschützmündung, durch Drehung der Sicht und dem Geschosse des Feindes entziehen kann; vollständig entziehen, wenn man auf eigene Feuerthätigkeit verzichtet; für den größern Theil der Zeit entziehen, wenn man nach jedem eigenen Schuß die Scharte aus der feindlichen Schußrichtung dreht. Es ist bei einer gewissen, in maschineller Beziehung meisterhaft ausgeführten französischen Construction vorgesehen, daß der Thurm, solange der Feind ihn beschießt, keinen Augenblick steht. Er wird hin- und hergeschwenkt, und zwar so, daß nie dem Feinde eine Scharte zu Gesicht kommt, wenn man das Feuer nicht erwidern will. Soll das geschehen, so wird im Kreise gedreht, und es ist die Vorkehrung getroffen, daß in dem Augenblicke, wo das eigene Geschütz in die zuvor genau eingestellte Richtung tritt, durch Schluß eines elektrischen Stromes das Abfeuern von selbst erfolgt.*) Während der nächsten Umdrehung ist genügend Zeit, von neuem zu laden. Sehr sinnreich! Würde aber nicht viel helfen! Um in der Zwischenzeit laden zu können, und auch aus mechanischen Gründen, kann die Bewegung eine so schnelle nicht sein wie z. B. bei Treibjagen die des flüchtenden Wildes.

Nicht wenn sie seitlich abschwenkt, entzieht sich die Scharte der Gefahr; wohl aber, wenn sie scheinbar in den Erdboden versinkt.

Diesen Gedanken hat Schumann gefaßt, und mit Gruson's Hülfe ist er trefflich verwirklicht worden.

Für Haubitzen und Mörser lag das Bedürfniß dazu nicht vor. Diese Geschützarten feuern mit stark gekrümmter Flugbahn. Sie können hinter natürlichen oder künstlichen Deckungen aufge-

* Auf dieses Manöver ist auch der vorstehend besprochene Panzerthurm eingerichtet. Man kann, nach Belieben, es anwenden oder auch nicht anwenden, die elektrische oder die Zündung aus freier Hand in Anwendung bringen. Von den 19 Insassen des Thurmes sind 6 Mann ausschließlich für das Drehen bestimmt.

Digitized by Google

stellt und der Sicht des Feindes entzogen werden. Der Vertheidiger hat den Vortheil, das Gelände zu kennen und genaue Pläne zu besitzen. Diese belehren ihn genau über Richtung und Entfernung einer feindlichen Stellung in Beziehung auf seine Stellung, auch wenn er von dieser aus vom Feinde nichts sieht; er kann ihn beschießen, als wenn er ihn sähe. Der Angreifer wird im Besitze eines so genauen Planes nicht sein; er tappt also im Dunkeln. Freilich wird er in Zukunft, wenn Bäume und Thürme nicht helfen, den Luftballon zu Hülfe nehmen, um dem Feinde in die Karten zu sehen; aber immerhin wird er es doch gewiß erheblich schwerer haben als der Vertheidiger, von Haubitzen und Mörsern die Scharten und Mündungen zu treffen. Auf Grund dieser Erwägungen sind nur für die Kanonen Senkpanzer beabsichtigt; hier aber für alle, die großen und die kleinen Kaliber, die „Kampfgeschütze", die sich mit der schweren Artillerie des Angreifers schlagen, und die „Sturmgeschütze", die nur gegen stürmende Truppen zu wirken haben.

Das Auftauchen und Versinken umfaßt nur ein Auf und Nieder um 30—40 Centimeter, um so viel, als der Schartendurchmesser beträgt. Erzielt wird diese geringe Bewegung durch die Wippe oder den Wagebalken. Auf dem einen Ende, nahe am Unterstützungspunkte, steht der Stiel des Pilzes, am andern, weiter vom Unterstützungspunkte entfernten Ende, hält ein Gegengewicht die Wage in der Schwebe, sodaß ein geringer Kraftaufwand nach Bedarf die Schalen der Wage sinken und steigen macht.

Das dritte Glied des Gruson-Schumann'schen Panzerlaffeten-Systems bildet die fahrbare Panzerlaffete (Fahrpanzer). Die bekannten Bestandtheile: Pilzhut und Stiel; der letztere gespalten (hier in drei Arme gleich Aesten einer Baumkrone); Geschütz und Scharten sind auch hier vorhanden. Statt des Brunnens der festen Anlage umfängt den Pilz hier eine cylindrische Hülse. Das Ganze hat ungefähr die Form der Sparbüchsen für Kinder; nur ragt aus dem Deckel das Geschützrohr hervor, und an der Stelle des Henkels befindet sich ein kleiner Vorsprung, der die zweiflügelige Thür enthält, während seine obere Abschlußfläche den Kutschersitz abgibt.

Die Büchse ruht auf einem zweiräderigen Karren (Protze), kann aber leicht ab- und aufgeprotzt werden. Es genügen zwei Mann zur Bedienung, die kauernd oder sitzend im Innern Platz haben. Das Metall ist stark genug gewählt, um selbst einzelnen Feldgranaten Widerstand zu leisten.

Der Regel nach soll der Fahrpanzer abgeprotzt und in die Erdbrustwehr eines Schützengrabens oder einer leichten Feldschanze so eingebaut werden, daß die weniger starke Blechwand durch die Bodenumhüllung widerstandsfähiger wird; die stärker bemessene Kuppel muß der Drehbarkeit wegen freibleiben.

Für drei Kaliber werden Fahrpanzer gebaut, für 37, für 53 und für 57 Millimeter. Bei festen Wegen und auf mäßige Transportweite genügt bei den leichtesten ein Pferd in Gabeldeichsel; man kann aber sofort auch drei Pferde einspannen.

Bei den September-Versuchen hat man den Gästen vorgeführt, daß man im Nothfalle den Fahrpanzer wie jedes Feldgeschütz behandelt, ihn unabgeprotzt, ja ohne die Pferde auszuspannen in Feuerthätigkeit setzen kann.

Das letzte Stück der artilleristischen Ausrüstung ist der Mörser. Auch diese

Digitized by Google

Geschützart zu panzern halten viele für überflüssig. Die Flugbahnen des Mörsers sind noch viel stärker gekrümmt als die der Haubitze; er kann von jedem beliebigen Punkte aus (vermöge der Ortskenntniß des Vertheidigers) jeden beliebigen Punkt im Vorfelde treffen; er kann wie kein anderes Geschütz den Platz wechseln und mit dem Feinde Versteck spielen; seine Unauffindbarkeit, sagt man, ist ein genügender Schutz.

Schumann war anderer Ansicht. Er rechnete die Mörser zu den Kampfgeschützen und zog es vor, sie um der einheitlichen Gefechtsleitung willen mit den andern zusammenzubringen; er stellte daher je zwei Mörser hinter eine 12-Centimeter-Kanone im Senkpanzer. Letzterer überhöht den Mörserstand und gewährt ihm Schutz; zugleich können von ihm aus die Beobachtungen stattfinden, nach denen das Mörserfeuer zu dirigiren ist.

Bei alledem sollte nun doch der Mörser noch einen gepanzerten Stand erhalten. Die Mörserpanzerung ist in origineller Weise erreicht. Ein Postament, ähnlich wie der Normalpilzstiel der Panzerlaffete, trägt hier (statt des Pilzhutes) eine Kugel. Diese Kugel füllt nahezu ein Loch in der (ebenen oder auch gewölbten) Panzerdecke. Die Kugel läßt sich nach allen Richtungen drehen und schwenken, nach denen zu schießen sein könnte, und schließt in allen Stellungen das Loch in der Panzerdecke. Die Kugel ist durchbohrt und an beiden Mündungen der Durchbohrung in Form eines kurzen Schlauches verlängert; das ist zugleich das Mörserrohr; selbstredend ein Hinterlader mit angemessenem Bodenverschluß.

Der Vater des „Kugelmörsers" ist wahrscheinlich nicht Schumann, sondern Gruson.

Das letzte Gebilde der Gruppe (Schumann-Gruson'sche Panzerlaffeten), erst in neuester Zeit bekannt gemacht und wol auch erst nach Schumann's Tode, aber ganz in seinem Stile construirt, ist ein Beobachtungsstand. Derselbe läßt sich kurz kennzeichnen als ein Senkpanzer, dem das Geschützrohr fehlt. Dafür besitzt er Vorrichtungen zu möglichster Bequemlichkeit und Sicherheit des Beobachters, und zu Mittheilungen nach nähern und fernern Punkten; Sprechrohre, Telephon, Telegraphie.

Die Idee des Panzer drehthurmes ist keine Schumann'sche. Der englische Marinekapitän Cowper-Coles hat zuerst unmittelbar nach dem Krimkriege bezügliche Vorschläge gemacht. Aber da die englische Marineverwaltung sich schlüssig zu machen nicht so bald vermochte, gewann der amerikanisirte Schwede Eriksson mit seinem zur allbekannten Berühmtheit gewordenen Monitor den Vorsprung. Schumann hatte kaum davon gelesen (in Besitz von Zeichnungen kann er der Kürze der Zeit nach nicht gewesen sein), als er sofort einen Drehthurm entwarf; aber gleichwol — den Vorzug der ersten Idee hat er nicht. Dagegen wird man ihm diesen Vorzug in Bezug auf den Senkpanzer zugestehen müssen. Ein Vorbild hatte er freilich auch dafür in den sogenannten Verschwindungslaffeten; aber es gehörte doch Kühnheit dazu, statt des einzelnen Rohres den ganzen Panzerstand sammt Geschütz und Bedienung nicht nur drehbar, sondern auch senk- und steigbar zu gestalten.

In dem ersten bezüglichen Entwurfe, den Gruson (1884) bekannt gemacht hat, ist der Mechanismus erst auf sehr leichte Geschütze angewendet, auf Sturmgeschütze, die nur in Thätigkeit treten, wenn der Angreifer auf freiem Felde erscheint und

Digitized by Google

deshalb sein eigenes schweres Geschütz schweigen lassen muß.

Zur Armirung seiner ersten „versenkbaren Panzerlaffete" hatte Schumann die damalige Tagesberühmtheit, die Revolverkanone Hotchkiß, gewählt.

Bei der innigen Verbindung, in der bei der Panzerlaffete das Rohr mit dem Gesammtbau steht, mußte es sich dem Constructeur als etwas sozusagen Frostiges störend geltend machen, ein fremdes Glied in seinen Organismus aufzunehmen. Künstlerisches Empfinden neben praktisch-technischen Gründen, ideelle und materielle Momente führten dann dazu, nicht einem gegebenen Geschütze den Panzer, sondern dem Panzer und seinem Dreh- und Senkmechanismus das Geschütz anzupassen und, da keine der fremden Rohrconstructionen dieser Forderung entsprach, selbst zur Geschützrohrfabrikation überzugehen.

Diese ganz bedeutende Erweiterung seines Thätigkeitsbereiches (wozu unter anderm die Anlage eines eigenen Tiegelstahlwerkes gehörte) ist vom Gruson-Werke in den letzten Jahren vollzogen worden.

Wenn es der Besteller so haben will, dann baut das Gruson-Werk Panzerlaffeten auch für Krupp'sche Rohre. Unter den September-Vorführungen befanden sich vier derartige Gebilde; für 12-Centimeter-Kanonen, für 15-Centimeter- und 21-Centimeter-Haubitzen. Wenn der Besteller aber nicht ausdrücklich Krupp verlangt, so kann das Gruson-Werk dann auch schwere Geschütze eigener Fabrikation liefern. Vorgeführt wurde z. B. eine 12-Centimeter-Kanone aus Manganbronze mit eigenartigem Schraubenspindel-Verschluß; ferner als Feldgeschütz eine 8,2-Centimeter-Kanone aus Stahlbronze mit stählerner Seele. Die Hauptthätigkeit der Rohrfabrikation des Gruson-Werkes betrifft die Schnellfeuergeschütze aus Tiegelstahl; mit Ausnahme zweier 12-Centimeter-Haubitzen (eine für den Feldgebrauch in Feldlaffete, die andere für Panzerlaffete) sind es Schnellfeuerkanonen verschiedenen Kalibers, von 37—82 Millimeter Rohrweite.

Das Gruson-Werk ist hier seinen eigenen Weg gegangen. Und das war nicht der Weg, der zu den Mitrailleusen, Revolverkanonen, Maximkanonen und andern mechanischen Kunstwerken führt: möglichste Einfachheit, Verständlichkeit, Standfestigkeit wurde angestrebt.

Dies war von Anbeginn Schumann's Grundsatz. Dieser Grundsatz hat ihn und Gruson bei allen Panzerconstructionen geleitet und ist auch bei den Rohrconstructionen des Gruson-Werkes maßgebend gewesen. So einfach wie die glatten Vorderladerkanonen und Flinten waren, kann freilich heute kein Schießgewehr mehr sein. Der senkrechte Keilverschluß der Gruson'schen Schnellschießer z. B. besteht aus 22 einzelnen Theilen; aber doch darf die Fabrik mit Recht rühmen: nur aus 22 Theilen, und in einzelnen Gebilden sogar aus nur 13 Theilen. Und das ist „einfach" gegenüber dem, was der Mechanismus zu leisten hat, um Handarbeit und Zeit zu ersparen.

Wie der Mechanismus das leistet, was im Innern des glatten Stahlkeils vor sich geht, der anscheinend in einer Durchlochung des Rohres einfach auf- und niedergleitet: das verständlich zu machen dürfen wir hier nicht unternehmen; aber wie wenig der Kanonier dabei zu thun hat, wollen wir zeigen. Wir wollen den äußersten Fall ins Auge fassen: Schnellfeuer ohne nachzurichten! Der Kanonier steht oder sitzt hinter dem Geschütze. Er verläßt seinen Platz nicht. Das Geschütz thut ihm nichts; das schnellste Feuern erzeugt keine Stöße, die er mit der Schulter aufzufangen

Digitized by Google

hätte wie der Infanterist. Er hat die rechte Hand an einem Hebel, gleich einem Thürdrücker. Die linke Hand braucht er nur auszustrecken, um die Patrone zu greifen, die sein Kamerad ihm zusteckt. Er drückt den Drücker nieder, der Verschlußkeil sinkt, der Laderaum wird frei. Er schiebt die Patrone ein und hebt den Drücker, der Keil hebt sich und sperrt den Laderaum ab, und im nächsten Augenblicke geht der Schuß los. Es begreift sich, daß zu dieser einfachen Handleistung in drei Griffen anderthalb Secunden Zeit genügen, daß in einer Minute 40—45 Schüsse abgefeuert werden können; bei einem der Schießversuche im September ist es sogar zu 50 Schüssen gekommen.*

Und was ist ein solcher Schuß! Nicht ein Geschoß wie beim Infanteriegewehre. Schon das kleinste Rohr — 3,7 Centimeter, es ist wenig über einen Meter lang und wiegt noch keinen Centner — feuert Kartätschbüchsen, die 38 Einzelgeschosse enthalten; Wandgranaten, die durchschnittlich in 20 wirkungsfähige Stücke zerspringen!

Das größte Kaliber, die 8,2-Centimeter-Schnellfeuerkanone, hauptsächlich zur Schiffslaffete bestimmt, auf Deck aufgestellt, um die feindlichen Torpedoboote abzuhalten, feuert sogenannte Ringgranaten, die so vorgerichtet sind, daß sie sich am Ziele in 15 Ringe mit je 8 Zacken auflösen, und Panzergranaten mit gehärteter Stahlspitze, die, wie bei den September-Versuchen in natura gezeigt worden, noch auf 2500 Meter Entfernung selbst die in Kielrichtung, also unter sehr spitzem Winkel getroffene Bootswand durchbohren können.

Die mittlern Kaliber feuern außer Granaten und Kartätschen noch Shrapnels, deren Ueberlegenheit über die Kartätschen darin besteht, daß sie bedeutend weiter reichen und daß die Füllkugeln in der Granate bis zum Momente des Crepirens derselben zusammengehalten werden. Diesen Moment kann der Feuernde genau bestimmen. Er richtet den Zünder so ein, daß die Granate in angemessener Nähe vor und Höhe über dem Ziele springt und die Füll-

* Schießkundigen — nur für solche ist diese Anmerkung bestimmt — erscheint es vielleicht bedenklich, daß derselbe Griff, der das Rohr verschließt und dasselbe damit in denjenigen Zustand versetzt, bei dem das Abfeuern ohne Gefahr für den Schützen erfolgen kann, das Abfeuern zur unvermeidlichen und sofortigen Folge haben soll. Kann da der Mechanismus nicht einmal so weit versagen, daß der Schuß zu früh erfolgt? Schwerlich wird das geschehen; aber wenn selbst nicht aus Sorge für den Schützen, so würde doch aus Gründen der Feuerdisciplin die Vereinigung von Rohrverschluß und Abfeuern ein großer Fehler sein, wenn sie Regel wäre. Sie ist aber nur Ausnahme, nur Möglichkeit, um das höchste Maß von Feuergeschwindigkeit zu erreichen. Es muß auch, bevor das im Texte geschilderte Bedienen des Geschützes mit nur zwei Griffen der rechten und einem der linken Hand stattfinden kann, eine besondere Einstellung des Mechanismus erfolgen. Regel ist, daß diese nicht erfolgt. Dann bewirkt der zweite Griff der rechten Hand nur den Schluß des Rohrs. Das Geschütz ist dann geladen und feuerbereit, kann aber in diesem Zustande beliebig lange verbleiben, auch transportirt werden wie jedes andere Schießgewehr. Und ebenfalls wie bei jedem andern Schießgewehr erfolgt das Abfeuern nur nach dem Willen des Schützen und auf Druck oder Zug an einem besondern Maschinentheile (Abzug). Es mag noch hinzugefügt werden, daß in neuester Zeit noch eine sehr nützliche Sicherung angeordnet ist, die gegen die gefährlichen Folgen von Versagern und Nachbrennern schützt. Es ist freilich noch ein Griff mehr an einem besondern Maschinentheile; dafür ist aber auch erreicht, daß das Rohr erst dann sich öffnen läßt, wenn der vorhergegangene Schuß wirklich losgegangen oder die nicht losgegangene Patrone entfernt ist.

Digitized by Google

kugeln freiläßt, die nun, eine in Kegelform sich ausbreitende Garbe bildend, mit derselben Geschwindigkeit, die sie in der Granate erlangt hatten, in die feindlichen Reihen schlagen. Das Shrapnel der 5,3-Centimeter-Kanone enthält 56 Kugeln; das Shrapnel des größten unter allen Schnellfeuergeschützen, das der 12-Centimeter-Schnellfeuerhaubitze, deren 450! Bei diesem großen Kaliber verringert sich die Feuergeschwindigkeit allerdings auf 8—12 Schuß in der Minute; aber 8 mal 450 ist 3600; eine Sturmcolonne, die selbst im Laufschritt kaum jemals weniger als 3 Minuten brauchen dürfte, erhält dann von einem einzigen Geschütze rund 10 000 Kugeln zugesandt!

Die verschiedenen Arten und Kaliber der Schnellfeuergeschütze sind für verschiedene Gefechtszwecke im Land- wie im Seekriege bestimmt. Dem entsprechend sind sie verschiedenartig laffetirt. Die meisten sind zu mehrern Zwecken brauchbar; es kann daher dasselbe Rohr in verschiedenen Laffeten zur Verwendung kommen. Alle diese Laffeten und die für die Feldlaffeten erforderlichen Protzen sind gleichfalls eigene (und durch Patente geschützte) Constructionen des Gruson-Werks.

Es gibt: Nur drehbare, dreh- und versenkbare, dreh- und fahrbare Panzerlaffeten; Feldlaffeten und Protzen; eine Gebirgslaffete (leicht auseinanderzunehmen und auf zwei Pferde zu vertheilen, deren jedes knapp 90 Kilogramm zu tragen hat); Bootslaffeten (fest auf den Booten der Kriegsschiffe, bei Bootsangriffen und Landungen); Schiffslaffeten (auf dem Decke der großen Schiffe; gegen Torpedoboote und für den Nahkampf); Bockpivotlaffeten (in engen Hohlräumen der Landfestungen, namentlich den zur Grabenbestreichung bestimmten, Caponièren).

Bei allen diesen Constructionen ist möglichste Einfachheit der Mechanismen angestrebt, wodurch einerseits leichtes Verständniß seitens der Bedienungsmannschaft, andererseits Haltbarkeit trotz gelegentlich roher Behandlung verbürgt ist. Durch Aufhebung oder Verkürzung des Rücklaufs wird Raum und Zeit gespart. Jenes ist in geschlossenen Räumen von besonderer Wichtigkeit; dieses bei Schnellfeuergeschützen von größter Bedeutung. Auch in dieser Richtung weisen die Constructionen des Gruson-Werkes sinnreiche Einrichtungen auf. Z. B. ist die Gebirgslaffete mit zwei flach liegenden Ringen am Laffetenschwanze versehen. Dieselben sind bei der Handhabung, beim Richten, beim Auseinandernehmen, Verpacken, Zusammensetzen von Nutzen. Außerdem bilden sie aber auch eine Art von Pritschen (wie an der Rückwand der Schlitten). Auf diesen Pritschen sitzen die beiden Bedienungsnummern, und bleiben sitzen auch während des Abfeuerns; ihr Körpergewicht genügt, das Geschütz am Rücklauf zu hindern. Bei den größern Feldgeschützen ist eine Nabenreibungsbremse angeordnet, die der Rückstoß beim Abfeuern in Thätigkeit setzt, sodaß der Rücklauf auf ein Halb bis ein Drittel des ungebremsten verkürzt wird. Von der gänzlichen Aufhebung des Rücklaufs, wie bei den Panzerlaffeten und neuerdings bei dem für die Maasbefestigung bestimmten zweirohrigen Panzerthurme, war bereits die Rede.

In der Einleitung zu einer die Schnellfeuergeschütze des Gruson-Werkes in Wort und Bild darstellenden Denkschrift heißt es:

„Die Kanonen haben auf den Schießplätzen der verschiedensten Länder ihre Probe mit bestem Erfolge bestanden. Rohre, aus welchen 2000 Schuß abgegeben waren, zeigten keine Spur von

Digitized by Google

Ausbrennungen, sondern waren inwendig noch vollkommen intact. Die Geschütze haben hinsichtlich der Trefffähigkeit allen Anforderungen entsprochen; vor allem haben sie in Bezug auf die Dauerhaftigkeit des Verschlusses und die leichte Handhabung desselben Resultate ergeben, die unsers Wissens mit keinem andern Systeme erreicht worden sind."

Die „Schießplätze der verschiedensten Länder" nöthigen zu der Folgerung, daß Gruson'sche Schnellfeuerkanonen nicht nur gefertigt, sondern auch verkauft werden; vom Umfange des Absatzes gewinnt man keine Vorstellung. Für den Absatz der viel kostbarern Waare, der Panzerlaffete, liegen Zahlen vor.

Das Verzeichniß beginnt mit „Nr. 1; Jahr 1885; Panzerlaffete für zwei 15-Centimeter-Kanonen; 180 000 Kilogramm Eisen."

Es war dies die erste und — letzte Panzerlaffete für zwei Geschütze, von der oben die Rede gewesen ist; hergestellt auf ausdrückliches Verlangen Brialmont's, zum Wettbewerbe mit einer französischen Panzerfabrik; mit Aussicht für den Sieger auf umfangreiche Lieferungen für die zur Zeit geplante Landesbefestigung von Rumänien.

Trotz der Verballhornisirung, mit der die Reihe der Panzerlaffeten hat beginnen müssen, ist beim Abschlusse am 30. Juni 1890 — die abgelieferten und die augenblicklich im Baue befindlichen gezählt — die letzte laufende Nummer 1069 (!), und es sind an Gesammtgewicht bis dahin 15 591 740 Kilogramm Eisen verarbeitet.

Ganz besondern Anklang hat die fahrbare Panzerlaffete gefunden; es sind seit 1887 (wo die Fabrikation erst begann; im Jahre 1886 sind nur zwei als erster Versuch hergestellt, also in drei Jahren) 624 Stück verzeichnet; zusammen 1 123 140 Kilogramm Eisen! Wie viel Kilogramm Hartgußgranaten mag Gruson in den ersten drei Jahren des letzten Vierteljahrhunderts verkauft haben? Jedenfalls ein Zahlen-Nebeneinander, eine statistische Parallele, die sich der Festredner nicht entgehen lassen dürfte, falls im kommenden Mai in Buckau das Jubiläum des mainzer Geschützstandes und damit der deutschen Panzerfortification und Gruson's Antheil an derselben gefeiert werden sollte.

Eine französisch-deutsche Dichterschule.

Aus dem Nachlasse F. von Wehl's.

Weil ich mir angelegen sein ließ, die Einbürgerung der neuesten pariser Stücke, soweit sie die Schule des Ehebruchs, der Halbwelt und des sittlichen Verfalles predigen, auf der deutschen Bühne zu verhindern, hat es einigen deutschen Schriftstellern gefallen wollen, mich als lächerlichen Franzosenfresser hinzustellen. Nach ihren hie und da zu Tage gebrachten Angaben wäre ich blind für alle Verdienste und Vorzüge der französischen Literatur, und unfähig, dieselben zu erkennen. Schon in meinem Buche „Aus dem frühern Frankreich" (Minden, J. J. Bruns, 1889) habe ich mich gegen diese äußerst willkürliche

Digitized by Google

und unbegründete Aufstellung verwahrt, und will es hier noch einmal thun, indem ich in aller Kürze die Beziehungen schildere, die mich vom Ende der funfziger Jahre bis in die Mitte der sechziger mit einer französischen Dichterschule innig verbunden haben, welche sich mit feinem poetischen Sinne und Verständnisse der deutschen Volksdichtung anschloß, indem sie zugleich sich dem aufsteigenden Realismus in ihrer eigenen Literatur thatkräftigst entgegenstemmte.

Der Urheber und Gründer dieser Schule war Thalés Bernard, ein Mann von erleuchtetem Geiste, echt philosophischer Bildung und einem dichterischen Zartgefühl, wie es in der Neuzeit überall und namentlich in Frankreich selten genug noch vorgefunden wird.

Ich erinnere mich in diesem Augenblicke nicht mehr, wie und wodurch ich mit ihm in Berührung gebracht wurde. Aber ich bewahre von ihm und seinem Anhange noch heute Briefe auf, die mir das Zeugniß eines lebhaften, geistigen Verkehrs zwischen ihnen und mir und zugleich den Beweis ihrer wahrhaft idealen und edeln Gesinnung liefern. Thalés Bernard selbst steht allen seinen Genossen darin voran. Er erweist sich als tiefer Denker und Forscher auf dem Gebiete der Dichtkunst, wie ein Brief sofort bekunden kann, den ich hier auszugsweise, ins Deutsche übersetzt, mittheilen will, und worin sich eine warme Theilnahme und unbefangene Würdigung unserer volksthümlichen Poesie wohlthuend bemerkbar macht.. Er schrieb mir unter dem 6. Mai 1858:

„Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen meine Dankbezeigungen auszudrücken für die Güte, mit welcher Sie zu verschiedenen malen meiner in Ihrer vortrefflichen Zeitschrift («Die Jahreszeiten») Erwähnung gethan. Die außerordentliche Nachsicht, mit der die deutschen Blätter meine Dichtungen behandelt haben, machen mich keineswegs blind für das, was sie noch zu wünschen lassen, aber ich empfinde ein unendliches Vergnügen, die Beziehungen zu gewahren, die sich zwischen der deutschen und der französischen Dichtung dabei ergeben und nicht verfehlen können, für beide Völker nützlich zu werden. Das Wohlwollen, mit dem alle unsere Schöpfungen jenseit des Rheines bewillkommnet werden, macht es uns zur Pflicht, dasselbe Vertrauen auch den deutschen poetischen Leistungen bei uns entgegenzubringen, und besonders gerade jetzt, wo sich ein brutaler Realismus in unserer Literatur die Herrschaft anmaßen zu wollen scheint. Um die Idealität wieder zu beleben, um der Poesie die reizenden Träumereien zurückzuverleihen, die ihr eigentliches Wesen ausmachen, haben wir in Frankreich nichts anderes und besseres zu thun, als die deutschen Volkslieder zu studiren, deren Werth Deutschland schon seit lange zu würdigen gewußt hat. Abgesehen davon, daß durch dieses Studium wir zu Gedichten ähnlicher Art gelangen, dient es auch als Mittel, uns mit den nordischen Völkern vertraut zu machen und uns von diesen poetische Schätze zuzuführen, von deren Vorhandensein wir bisher keine Ahnung hatten.

„Diese Bemerkung beginnt in Frankreich mehr und mehr Fuß zu fassen. Vor noch etwa zehn Jahren war die deutsche Sprache lediglich im Besitze von einzelnen Gelehrten; heut fangen die jungen Leute der bessern Stände sie mit solcher Beflissenheit zu lernen an, daß wir gar bald die Früchte in einer ganz neuen Richtung der Ideen zu erkennen haben werden.

„Wenn, wie die Erfahrung es beweist, die Schranken, welche die Völker trennen, von Tag zu Tag mehr zu ver-

Digitized by Google

schwinden beginnen und die Einheit des Menschengeschlechts kein bloßes Wahngebilde mehr bleibt, kann nichts in der Welt mehr dazu dienen, die Gemeinsamkeit der Geister, welche von den Philosophen so sehr gewünscht wird, anzubahnen als die Verschwisterung von Deutschland und Frankreich. Ohne Zweifel werden die politischen Nothwendigkeiten jeder Zeit bedauerliche Hindernisse zwischen den beiden Ländern errichten, Hindernisse, die ihren Grund in der natürlichen Verschiedenheit der beiderseitigen Völker haben; aber wir, die wir in den reinen Luftkreisen der Philosophie zu leben gewohnt sind, wir haben dadurch die heilige Pflicht erhalten, die höchsten Ideen der Welt in unsere Sphäre zu erheben, in der es weder eine Verschiedenheit der Sprachen noch der Charaktere gibt, und in der nur die Entwickelung der ganzen Menschheit der Gegenstand allgemeinen Interesses ist.

„Der weite Blick, womit Sie die philosophischen und literarischen Wahrheiten unserer Zeit umfassen, läßt mich schmerzlich empfinden, daß ich nur ziemlich unvollkommen Ihre Schriften kenne, doch habe ich in der «Literaturgeschichte» von Gottschall eine Schätzung derselben gefunden, die ich mit geschlossenen Augen unterschreibe, nachdem ich eine Reihenfolge von Heften Ihrer Zeitschrift und in diesen die Tragweite Ihres Verstandes sowie den Umfang Ihrer Literaturkenntniß fremder Völker kennen gelernt habe. Wenn es mir gelungen sein wird, ein zeitweise erscheinendes Blatt zu begründen, besonders dazu bestimmt, die deutsche Literatur bei uns einzubürgern, wie ich es gegenwärtig beabsichtige, so will ich nicht unterlassen, durch fortgesetzte Ausnutzung derjenigen Zeitschriften, die sie zu Tage fördern, deren Bekanntschaft zu verbreiten. Die Ihrige soll eine der ersten sein, die mir dabei zur Grundlage dienen und helfen soll, meine Leser über die deutsche Literatur zu unterrichten.

„Es wird Sie ohne Zweifel interessiren, weil Sie mit besonderer Aufmerksamkeit den Bewegungen der Ideen folgen, zu erfahren, daß wir eine Gesellschaft gebildet haben, die sich Vereinigung der Dichter nennt und dazu bestimmt ist, dem Umsichgreifen des Realismus entgegenzuwirken. Einige französische Kritiker kündigen heutigentags mit laut erhobener Stimme den Tod aller Poesie und das bündige Verlangen an, alle Träumereien und allen Idealismus beiseitezuwerfen und das ganze Augenmerk der Literatur nur noch auf die Schilderung der realen Welt zu richten. Eine so verdammenswerthe Theorie, welcher alle Seelen von niedriger Gesinnung ihre Beistimmung zu zollen sich anschicken, ist dadurch so wesenhaft geworden, daß es wol an der Zeit ist, sie zu bekämpfen, und ihr gegenüber die Fahne des Idealismus mit dem ganzen Nachdruck ihrer Bedeutung zu entfalten.

„Wenn diese psychologische Thatsache Ihnen einiger Theilnahme werth erscheint, so tragen Sie Sorge, durch Ihre deutsche Publicistik uns zu unterstützen und dadurch uns den Beistand einsamer, durch die Welt zerstreuter Dichter oder, was uns selbstverständlich nicht weniger erwünscht ist, die gute Meinung der wahrhaft Gebildeten in Deutschland zu verschaffen.

„Genehmigen Sie noch einmal, mein Herr, meine aufrichtigen Danksagungen und zugleich die Versicherung meiner besondern Hochachtung, mit denen ich verbleibe Thalès Bernard."

Jeder Unbefangene, der diesen Brief liest, wird einräumen müssen, daß er

Digitized by Google

einigermaßen bezeichnend ist, indem er schon damals, im Jahre 1858, sich gegen den Realismus in der französischen Literatur erklärte und meinte, in der deutschen einen gesunden und kräftigen Widerpart dagegen erhalten zu können. Zu dieser Meinung hatte Thalés Bernard allen Grund. War doch schon einmal der Dichtung Frankreichs von Deutschland her ein bedeutsamer Einfluß zutheil geworden, und zwar bei der Entstehung und glänzenden Machtentfaltung der romantischen Schule, deren Häupter man in Châteaubriand, Delavigne, Alfons de Vigny, Dumas, Lamartine und Victor Hugo zu erkennen hat. „Deutsche Bildung und Dichtung waren", wie Theodor Mundt sehr richtig in seiner „Literatur der Gegenwart" (1853) sagt, „eine Zeit lang als der Centralpunkt der jungen französischen Bestrebungen erschienen und nach allen Seiten hin erforscht und ausgebeutet worden." In jener Epoche regte die romantische Strömung in Deutschland mit ihrer Begeisterung für Shakespeare und dessen Theater, vereint mit dem Einflusse Walter Scott's, die Poeten Frankreichs an, auch ihrerseits die Fahne der Romantik besonders auf dem Felde des Romans und des Theaters zu erheben. Der Sieg derselben entschied sich 1830 und wurde unter der Herrschaft des Bürgerkönigthums gleichsam rechtskräftig gemacht durch die verständnißvolle Hinneigung zu deutschem Geiste und deutscher Gesittung, welche der König Ludwig Philipp selbst und sein Lieblingsminister Guizot offen genug bekundeten. Beide hatten in Deutschland gelebt, kannten dessen Sprache und einen nicht unbedeutenden Theil seiner Philosophie und Literatur. Man braucht nur die „Briefe aus Paris" (1842) von Gutzkow zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Gegen diesen ließ sich Guizot nachstehend vernehmen: „Ich habe Deutschland stets geliebt und bewundert. Meine Studien führten mich früh auf die Geschichte, Literatur, die Gelehrsamkeit der Deutschen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutsche Schriften las und dann und wann mit englischen abwechselte. Der deutsche Nationalcharakter ist mir stets heilig gewesen. Es liegt etwas Ernstes, Edles, etwas Biederes und Frommes im Wesen der Deutschen."

So dachte man damals über uns Deutsche in Frankreich. Wir waren zu jener Zeit auch wohl aufgenommen darin, und diese gute Aufnahme steigerte sich noch, als der älteste Sohn Ludwig Philipp's und dessen voraussichtlicher Nachfolger dereinst die deutsche Prinzessin Helene von Mecklenburg-Strelitz heirathete.

Diese edle Fürstin knüpfte die Beziehungen von Frankreich zu Deutschland fester denn je, indem sie mit feinem Takte die Sympathie ihres Gemahls für letzteres durch nähere Kenntniß seiner Literatur, Kunst und Häuslichkeit vermehrte. Sie liebte besonders die Poesie, und nicht zufrieden damit, daß deutsche Dichtwerke zahlreich ihre Handbibliothek zierten, pflegte sie in ein Album auch mit eigener Hand Gedichte einzuschreiben, die ihrem Gemüthe zusagend und wohlthuend waren.

Eine Dame ihres Hofstaates erzählte mir nach dem Tode ihrer verehrten Gebieterin, daß dieselbe in der leider so kurzen Zeit ihrer glücklichen Ehe keinen höhern Genuß kannte, als ihrem achtsam zuhörenden Gemahle aus diesem Album abends beim Thee Einzelnes vorzulesen und in seinem Sinne und poetischem Reize zu erklären.

Man muß hierbei eingedenk sein, daß der Hof der ganzen Familie Orléans unter Ludwig Philipp ein wahr-

Digitized by Google

haft bürgerlicher war und alle guten Eigenschaften und Tugenden eines solchen zu Tage legte. Man lebte einfach, häuslich, ohne vielen Prunk und häufige Feste, um sich dafür durch Pflege der schönen Künste und das Lesen guter Bücher zu entschädigen.

Für diesen Kreis war die Prinzessin Helene wie geschaffen. In der Liebe zu ihrem Gemahle und ihren Söhnen, in dem stillen Frieden ihrer Häuslichkeit ging ihre ganze Seele auf.

Leider sollten ihr vom Schicksale dafür nur wenige Jahre gegönnt sein. Im Jahre 1837 vermählt, verlor sie bekanntlich ihren erlauchten Gemahl schon am 13. Juli 1842 infolge eines Sprunges aus dem Wagen beim Durchgehen der Pferde auf dem Wege von Paris nach Neuilly. Die Herzogin befand sich, als das Unglück geschah, in den Bädern von Plombières und eilte natürlich sofort herbei, um es in der vollen vernichtenden Schwere auf sich wirken zu lassen. Was ihr damals durch die zerrissene Seele klang, waren die entsetzlichen und marternden Töne einer unruhigen, verderbenschwangern Zeit. Sie erkannte mit Ludwig Philipp, daß mit dem Herzoge von Orléans die festeste Säule des Julikönigthums gesunken und dasselbe in seinem Grunde schwankend geworden war. Furcht und Bangen beherrschten sie von da ab so sehr, daß man sie nie mehr lächeln und meist in trübes Denken oder bitterliches Weinen versenkt gefunden haben will.

Sicher war die Herzogin aufs entsetzlichste getroffen, aber sie strebte auch aus der Tiefe ihres Kummers zur lichten Höhe der Menschheit auf. Das bekundet ein Lied: „Die Echostimme am Meeresstrand zu Eu", welches ihr zugeschrieben wird und die nachstehenden drei Verse aufweist:

In Thränen will mein Lebensmuth zerrinnen,
Wo kann ich Halt und Kraft für ihn gewinnen?
Innen!

Wie Staub im Wind ist meine Lust zerstoben,
Wo find' ich Trost nun in der Stürme Toben?
Oben!

Wer hat ein Glück, wie meines war, beschrieben!
Und was ist nun von allem mir geblieben?
Lieben!

Sollte die hohe Frau es nicht verfaßt haben, so ist jedenfalls einzuräumen, daß sie es verfaßt haben könnte, weil es ganz ihrer Gesinnung und ihrem Wesen entspricht. War sie doch mild und fest zugleich, weich von Gemüth und tapfer von Charakter, wie sich das auf das überzeugendste in den Tagen der Februarrevolution und in ihrem spätern Verhalten vollauf gezeigt hat.

Zuerst in Eisenach bei uns in Deutschland, dann zu Richmond in England hat sie ihre Kinder musterhaft erzogen und es ihre einzige Aufgabe sein lassen, dieselben zu edeln und gediegenen Menschen heranzubilden, wie es deren Vater einer gewesen war. Das Emporkommen Ludwig Napoleon's beobachtete sie mit Kummer und Schmerz, aber ohne Erregung und Neid. Hatte sie doch durchaus und vollständig entsagt, ein Entsagen, das einen vielfach sehr bezeichnenden Ausdruck in dem bereits erwähnten Album gefunden hat. Ich rechne dazu auch ein Gedicht von mir, welches sich „Trost des Entsagenden" betitelt und in diesem Album einen Platz erhalten hatte. Dasselbe lautet:

Glück läßt sich nicht von Gott erbitten
Und nicht vom Himmel sich erflehn,
Es wird in keinem Kampf erstritten
Und nie errungen kann man's sehn.

Digitized by Google

Es kommt wie Licht, wie Sonnenstrahlen,
Wie Windeswehn, wie Wolkenflug,
Hier einmal, dort zu tausend malen
Und nie im Leben doch genug.

Wer kann es haschen? Wer es finden?
Und wer bewahrt es, wenn er's hat?
Es schwebt ein Athem in den Winden
Und schwimmt im Strom ein grünes Blatt.

Ein Zufall ist's, es zu erreichen,
Es zu verlieren, ein Geschick,
Erfaßt nur kaum, ist's im Entweichen,
Sein Leben ist ein Augenblick.

Und darum sehnen, sorgen, bangen?
Es lohnt der vollen Mühe nicht!
Es ist kein Ruhm, es zu erlangen
Und keine Schmach, wenn es gebricht.

Schön einzig ist, es zu verdienen
Und seiner würdig sein, ist groß.
Und wem entbehrlich es geschienen,
Dem ziemt es als erhabnes Los.

Was die verehrungswürdige Prinzessin in diesen einfachen und schlichten Versen anziehen konnte, das dürfte einzig der Inhalt gewesen sein, welcher den hinfälligen Werth alles irdischen Glückes darzuthun poetisch bemüht ist. Er mag ihr zum Herzen gesprochen und sie tief bewegt und ergriffen haben. Sie war eben ein echt deutsches feinfühliges weibliches Wesen, das durch ihre Vermählung mit dem damaligen französischen Kronprinzen in jener Zeit wesentlich dazu beitrug, Deutschland und Frankreich in nahe geistige Verbindung zu setzen. Sie führte am Hofe des Bürgerkönigs deutsches Gemüth, deutsche Häuslichkeit und deutsche Dichtung ein, Dinge, mit denen Ludwig Philipp selbst und sein Minister Guizot innerlichst sympathisirten. Guizot's Geneigtheit für Deutschland beweist das bereits angeführte Gespräch desselben mit Gutzkow in ohne Zweifel hinreichendem Grade. Die des Königs erklärt sich sehr leicht aus dem Umstande, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen derjenige sogenannte legitime Monarch war, welcher anstandslos Ludwig Philipp's Herrschaft anerkannte und der Bewerbung seines Sohnes um eine deutsche Fürstentochter das Wort geredet hat. Rußland und Oesterreich hatten sich ablehnend dabei verhalten, und daß solchem ablehnenden Verhalten gegenüber sich der preußische Herrscher so rückhaltslos zustimmend erwies, machte Ludwig Philipp Deutschland zugethan, ohne daß er deshalb seinen durch die Verfassung seines Landes bedingten freisinnigen Grundsätzen untreu wurde. Er gab den politischen Flüchtlingen aller deutschen Staaten Asylrecht und einigen derselben sogar eine Staatsunterstützung.

Dadurch kam es, daß Frankreich damals gleichsam Schirm und Hort des deutschen Liberalismus und die Heimstätte aller derjenigen Geister wurde, die nach Freiheit und den höchsten Gütern des modernen Staatslebens strebten. Frankreich besaß in jenen Tagen bereits eine Constitution, eine Abgeordnetenkammer und Preßfreiheit, Dinge, die wir erst erstrebten, und in denen wir, uns zu unterrichten, massenhaft nach Paris zogen. Das ganze Junge Deutschland bildete dort dauernd oder vorübergehend eine Colonie, verstärkt durch andere politische Flüchtlinge. Alles dies zusammen genommen konnte nicht umhin, die französische Literatur mit der deutschen in befruchtende Berührung zu bringen. Saint-René Taillandier, Ampère, Cousin, Quinet, Saint-Marc-Girardin und mancher andere nährten diese befruchtende Berührung und brachten es damit dahin, daß Jules Janin es als den höchsten Ehrgeiz seines Lebens aussprechen konnte: den deutschen Schriftstellern als Genosse zu gelten. Der arme Gerard de Nerval, der später an einem nebeligen Herbstmorgen an einem Laternenpfahle aufge-

Digitized by Google

hängt gefunden wurde, man weiß nicht ob von eigener oder fremder Hand, bemühte sich besonders, deutscher Poesie Eingang in Frankreich zu verschaffen. Er war es auch, der mehrfach auf das deutsche Volkslied hinwies und dadurch die jungen Dichter Frankreichs auf dessen Fährte brachte. Er übersetzte Heine und schrieb und dichtete selbst mehr deutsch als französisch. Sein Lied „Phantasie", in dem er Mozart und Weber neben Rossini nennt und sich in die Zeit Ludwig's XIII. zurückversetzt, zeigt sich ganz erfüllt von deutscher Träumerei und Wehmuth, wovon eine freie Uebersetzung wie die nachfolgende von mir ohne Zweifel einen überzeugenden Beweis liefern kann. Sie lautet:

Es gibt ein Lied, für das ich gebe
Die schönsten Lieder in der Welt,
Es ist ein Lied, bei dem ich bebe,
Ein Lied, das mir die Seele schwellt.

Wenn ich's vernehme, seh ich ragen
Ein stolzes Schloß am Bergessaum,
Und eines Flusses Wellen klagen
Hör' ich am Fuß ihm wie im Traum.

Die Scheiben in dem Abendscheine
Erglänzen noch in Purpurglut,
Indeß auf Strom und Feld und Haine
Der Fittich lauer Nacht schon ruht.

Und auf des Schlosses Söller stehet
Ein Frauenbild gar lieb und traut:
Das Auge strahlt, die Locke wehet,
Wo hab' ich dieses Weib geschaut?

Könnte dieses Lied nicht ein Uhland, ein Lenau oder ein Geibel gesungen haben? Und sein anderes: „Der schwarze Punkt", trägt es nicht ganz den dunkeln und verzehrenden Schmerz einer deutschen Seele in sich, wenn es in meiner schwachen Verdeutschung etwa singt:

Wer je zur Sonn' den Blick erhoben,
Der glaubt alsbald vors Aug' gewoben
Sich einen Punkt auf schwarzen Grund.

So hab' ich in der Jugend Tagen
Zum Ruhm den Blick emporgeschlagen
Und seh' nun alles schwarz zur Stund.

Schwarz seh ich alles; Lust und Liebe,
Der Menschen Thun, der Welt Getriebe,
Mir wie in Trauer scheinen sie.

Soll diese Trauer nie mir schwinden?
Ach, Glück im Glanz der Sonne finden
Nur Adler und ein groß Genie.

Solche, gewissermaßen aus deutscher Empfindung herausquellenden Dichtungen konnten, verstärkt durch die Uebertragung Heine'scher Gedichte, nicht verfehlen, auf die französische Lyrik von einigem Einflusse zu werden. Und an diesen Einfluß knüpften Thalès Bernard und seine Schule damals ihre poetischen Bestrebungen an, indem sie auf dem Wege zielbewußt weiter gingen, den Gerard von Nerval mehr träumerisch und poetisch zutastend eingeschlagen. Die Aufrichtung des zweiten Kaiserreiches trat ihnen dabei zuerst in keiner Weise hinderlich entgegen, denn Napoleon III. erwies sich zu Anfang von ebenso deutschfreundlicher Gesinnung wie Ludwig Philipp. Auch er hatte in Deutschland gelebt, kannte es und hatte von seiner Bildung so viel in sich aufgenommen, daß er deutsche Gedichte, welche er in seiner Jugend auswendig gelernt hatte, noch in seinen alten Tagen, wie Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, aus dem Gedächtnisse herzusagen wußte.

Auch unter seiner Herrschaft noch lebten deutsche Dichter längere oder kürzere Zeit in Paris, so z. B. Laube, Dingelstedt, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, die natürlich vielfach zu den pariser Schriftstellern in nahe Beziehung traten und dadurch deren Richtung nach Deutschland verstärkten. Die philosophische Stimmung beider Nationen begünstigte diesen Zug, und so kann es nicht wundernehmen, daß die Schule des Thalès Bernard nach und nach Anhang und Verbreitung fand. Unter den Mitgliedern derselben ragten neben dem

Digitized by Google

Stifter noch besonders Achille Millien und Vibert hervor, mit denen ich gleichfalls in Verbindung kam.

Wie ernst es diesen um ihre Sache war, vermögen ihre Briefe an mich, und noch mehr ihre im Druck erschienenen Dichtungen, von dem erstern z. B. „La moisson", „Les chants agrestes", „Musettes et Clairont", von dem letztern „Les Girondins", zu beweisen; Millien erhielt für seine „Poëms de la nuit" sogar einen Preis von der Französischen Akademie 1866 zuerkannt.

Mir schrieb er 1860 bei Zusendung seiner „Ernte" unter anderm:

„Ich habe mir Mühe gegeben, mich in meinen Versen von dem Wickelbande unserer herkömmlichen steifen Redekunst zu befreien und unserer französischen Dichtung, die man so oft, nicht ohne Grund, der Trockenheit bezichtigt, etwas von der sanften Gefühlsinnigkeit einzuflößen, welche die deutsche Lyrik ganz besonders auszeichnet. Zu diesem Behufe habe ich hauptsächlich die deutschen Volkslieder zum Muster genommen, in denen die treuherzigen Empfindungen des Herzens sowie die Ergießungen eines durchaus ursprünglichen Geistes sich offenbaren, welche noch nichts von der Abstumpfung und Gleichgültigkeit an sich tragen, die durch den Ueberreiz der Bildung erzeugt zu werden pflegen."

Und in der That sind auch die Gedichte Achille Millien's, die in Paris mehrere Auflagen erfahren, voll einer angenehmen Frische, und bei anmuthiger Beweglichkeit von sinnigem Inhalt und entschiedener Wärme des Ausdrucks. Dingelstedt hat sie seinerzeit rühmend in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" besprochen, und Julius Mosen denselben eine begeisterte Anerkennung gezollt. Ich selbst habe mehrere davon übersetzt, von denen ich eins hier folgen lassen will, das, in Frankreich mit einem goldenen Ehrenzeichen gekrönt, folgendermaßen lautet:

Die Legende vom Wasser.

1.

Vergebens suchten in der Bäume Schatten
Die heißen Schnitter kühle Mittagsruh
Auf frischen Halmen, die gemäht sie hatten
Und ihnen hauchten würz'ge Düfte zu.

Kein Vogel sang, kein Lüftchen ließ sich spüren,
Die Flöte blies kein Hirt am Bergeshang,
Und keine Magd sah man die Sichel führen,
Der frohes Lachen von den Lippen klang.

Laut zirpte nur die Grille unter Aehren,
Die goldig reiften unterm Himmelsdach,
Indeß die Schnitter kalten Trunks begehren,
Weil ihre Flaschen leer und fern der Bach.

Da plötzlich auf dem Fußsteig kam gegangen
Ein rosig Mädchen, hurtig und gewandt,
Das freundlich lächelnd, mit erglühten Wangen,
Mit ird'nem Krug ward aus dem Dorf entsandt.

Es sollte Labung zu der Arbeit tragen
Den Knechten aus dem nahen Bauergut,
Die sich im schweren Dienst des Herrn zu plagen
Früh ausgezogen waren wohlgemuth.

„Oh, schönes Kind", rief bittend ihr entgegen
Der Schnitter Joseph mit verlechztem Mund,
„An deinen Krug laß mich die Lippen legen
Und frisch und kräftig werd' ich bis zum Grund.

„Sei gut und thu's!" — „Nun wohl", rief laut die Dirne,
„Trink hier von meinem Wasser kühl und klar."
Er that's, den Schweiß sich trocknend von der Stirne,
War sie Rebekka, er Eleasar?

Ei nun, Rebekka war ein schmuckes Wesen
Und der Eleasar so übel nicht.
Sie ließ auf ihrem Antlitz Frohsinn lesen,
Er kühnen Muth, der jedes Hemmniß bricht.

Der Labetrunk mocht' ihm gar köstlich munden,
Doch eh' er Zeit gehabt zu sagen: Dank,
War seinem Aug' die Spenderin entschwunden
Im dichten Laub vom nächsten Erlengang.

Digitized by Google

2.

„Freunde", spricht der Schnitter drauf entschlossen,
Wieder mischend sich in ihre Reihn,
„Dieses Wasser, das ich hier genossen,
Labte mehr mich als der beste Wein.

„Welches Gut im Wasser uns geworden
Machten Hitz' und Kälte oft mir klar,
Da ich kämpfend gegen wilde Horden
Als Soldat in fremden Zonen war."

„Ei, warum", rief einer der Genossen,
„Fernab schweifen, wenn man rühmen will.
Käm' der Bach da drüben nicht geflossen,
Unsrer Mühlen Räder ständen still.

„Doch sein Wasser, das bei Nacht und Tage
Niedersendet seinen vollen Strahl,
Mahlt zur Labe nach der Arbeit Plage
Uns das Korn zum Brote für das Mahl.

„Und das Korn in seiner goldnen Schwere
Würde nimmer uns vom Feld geschenkt,
Hätte nicht der Himmel seine Aehre
Tausendfach mit seinem Naß getränkt."

„Wahr", sagt Joseph, „ist, was du gesprochen,
Denn des Wassers Macht ist freilich groß,
Wer im Seedienst prüfte seine Knochen
Und sie heil behalten, rühmt sein Los.

„Ich erfuhr's. Vom glühen Dampf getragen —
Dampf ist Wasser, nur in andrer Art —
Flogen wir in überfüllten Wagen
Nach dem Hafenplatz in wilder Fahrt.

„Schmerzlich ließen wir die Heimatstätte,
Doch ein Reiz lag in dem Abschiedsleid:
Neues gab's zu schauen, und wer hätte
Nicht dem Vaterland den Arm geweiht?

„Ach, wie schön ist doch des Meeres Spiegel,
Wenn es sanft die Wogen senkt und hebt,
Und gleich einem Schwan mit breitem Flügel
Leicht das Schiff sie theilt und drüber schwebt.

„Wasser rings auf viele lange Tage,
Blau das Meer und blau das Firmament! —
Ach, es wird dem Sinne fast zur Sage,
Daß der Fuß auch festen Boden kennt.

„Nur wenn mir, über den Bord gebogen
Landwärts hin der Fische Zug entschwand,
Oder Vögel, auf den Mast geflogen,
Weiter zogen, winkt ich heimgewandt.

„Doch des Meeres Ruh' ist nicht zu trauen;
Wenn es lächelnd wie mit Schlummer ringt,
Pflegt es heimlich oft den Sturm zu brauen,
Der das Schiff mit Mann und Maus verschlingt.

„Sturm und Meer! Der Himmel schwarz umhangen,
Wellen heulend, hell vom Blitz umspielt,
Und im Wind ein Seufzen, das voll Bangen
Gottes Schutz das Fahrzeug anempfiehlt.

„Masten krachen, Tau und Segel brechen,
Wild erfaßt vom grausen Element,
Manch Gebet hört man die Armen sprechen,
Die ein Bret nur von dem Abgrund trennt.

„Ach, wie häufig werden früh am Strande
Starre Leichen in den Sand verscharrt,
Die daheim im theuern Vaterlande
Lebend noch gar manches Herz erharrt!"

3.

„Der Menschen Geist, kühn und verwegen",
Hob nun ein andrer Schnitter an,
„Ersann, wie man in Fesseln legen
Auch wol die Kraft des Wassers kann.

„Doch wenn's der Fesseln sich entwunden,
Auf deren Halt man fest vertraut,
So sinkt dahin in wenig Stunden,
Was ward in Jahren auferbaut.

„Ich hab's erlebt an der Loire,
Als sie erbrauste graus und wild;
Noch sträuben heut sich meine Haare,
Seh ich im Geist das Schreckensbild.

„Die Wellen rissen, was sie fanden,
Im zähen Wirbelstrudel nach.
Die Bäume, die am Wege standen,
Der Felder Frucht, der Hütten Dach.

„Noch denk' ich dran, wie ich beklommen
Von einem Schmerz, noch heut gefühlt,
Sah kommen einen Hirt geschwommen,
Mit seiner Heerde fortgespült.

„Die Schiffe, die dem Handel dienen,
Nahm das erzürnte Element
Als eine Art von Wurfmaschinen,
Mit denen es die Dämme trennt.

Digitized by Google

„Die Brücken faßte dumpf Erbeben,
Erstürmt von ihnen und berannt;
Vergebens blieb der Menschen Streben
Und keine Mühe hielt da Stand.

„Vom Strome überrascht, sahn viele
Sich wie in einem schwanken Boot
In ihrem häuslichen Asyle
Vom nahen Untergang bedroht.

„Umsonst in vollen sieben Tagen
Nach Ufern spähten wir umher,
Der Pappeln hohe Wipfel ragen
Nur sahen wir aus einem Meer!"

4.

„Entzücken und Plag' ist das Wasser zugleich",
Nimmt Joseph aufs neue das Wort,
„O, göss' es sich aus in der Wüste Reich,
Wie schwellte sie auf, jetzt verdorrt!

„Wir hatten verlassen die Pyrenä'n,
Wo im Winter kein Sonnenstrahl traf,
Schwarzer Himmel und ständiges Sturmeswehn —
Solche Tage sind Nächt' ohne Schlaf.

„Der Schnee liegt empor zu Bergen gehäuft,
Nur der Kirchthurm ragt frei in die Höh'.
Und noch immer schneit es; die Straße läuft
Zwischen steinharten Wänden von Schnee.

„Und daraus zur Sahara plötzlich gelangt,
Deren Hitze die Lunge verzehrt,
Wie haben wir mehr noch gezagt und gebangt
Und zurück in die Berge begehrt.

„Wie labend war doch die Luft auf der Höh'
Und des Windes donnernd Gedröhn,
Das Rauschen des Wassers unter dem Schnee
Und die leuchtenden Gipfel wie schön!

„Hier nun in der Wüste, was ward uns gewährt?
Die Oase mit Cisterne und Baum.
Die Cisterne, dünkt' uns, wird nimmer geleert,
Und sie löschte den Tagesdurst kaum.

„Und oft auch fand sie sich trocken und leer.
Wie tief wir dann wühlten im Sand,
Es entdeckte nicht einen Tropfen mehr
Des Gräbers fiebernde Hand.

„Wir gruben und gruben von Durst geplagt,
Zu erlangen das köstliche Himmelsnaß,
Doch blieb uns beständig das Labsal versagt,
Umsonst, umsonst . . .
Doch horcht! Was ist das?"

5.

Wie das Rauschen einer Quelle
Tief am Fuß von einem Thurm,
Tönt ein Läuten dumpf und schnelle
Und gemahnet: das ist Sturm!

Rasch vorüber sieht man streichen
Einen Mann auf flücht'gem Roß,
Dessen Arm mit Schreckenszeichen
Deutsam durch die Lüfte schoß.

„Feuer, Feuer ist im Flecken",
Tönt's aus seinem Mund sodann —
Ueber Gräben, über Hecken
Stürzt die Schar, Joseph voran.

Bald vor einem Haus in Flammen
Stehen sie zur That bereit:
„Tretet rasch in Reih' zusammen,
Schaffet Wasser, noch ist's Zeit!"

Und in Eile bildet Kette
Jung und alt und groß und klein,
Bis zum Bach, wo um die Wette
Sie die Eimer schöpfen ein.

Wie sich mehr die Flammen breiten,
Mehr auch strömt der Wasserschlauch,
Und so sieht nach kurzem Streiten
Man nicht Feuer mehr, nur Rauch.

6.

Und während dies geschah, erhoben
Sich Wölkchen an dem Himmelszelt,
Die, wie aus weißem Flaum gewoben,
Der Wind gleich einem Segel schwellt.

Und wenig Zeit nur will es währen,
So dräuen sie als schwarze Wand,
Indeß der Sturm wühlt in den Aehren
Und wirbelnd auftreibt Staub und Sand.

Der Donner rollt, die Blitze schießen,
Ein schweres Wetter scheint zu drohn,
Doch während Regenströme gießen,
Enteilt es in die Ferne schon.

Vom kühlen Naß erquickt, beleben
Sich Grashalm und der Bäume Blatt,
Die von sich frische Düfte geben,
Die Gottes Hauch gesegnet hat.

Digitized by Google

Der Kuckuck ruft, die Amsel singet,
Und manche Blume, welk und krank,
Sich neu erstarkt zum Leben ringet
Durch Perlenthau, der in sie sank.

Ich selbst, erlabt, im stillen Denken
Durch Feld und Wiese schritt in Ruh'
Und schaute, wie sein Vieh zu tränken
Der Hirt trieb kühlem Bache zu.

Ich lauschte fern den Mädchentänzen
Und ihrem lust'gen Abendlied:
Der Mond begann herabzuglänzen,
Als wär' es Gott, der niedersieht.

Und forschend fragt' ich in Gedanken:
Was ward dem Wasser für Beruf?
Und rief: Schon längst in Trümmer sanken
Die Welten, wenn es Gott nicht schuf.

Er schuf es und mag es erhalten,
Denn seit sich Eden uns verschloß
Und in die göttlichen Gewalten
Der Unthat böser Samen schoß,

Muß stets der Mensch im Kampfe liegen
Mit aller Elemente Chor,
Und muß sie zähmen und besiegen
Und weh, wenn er die Macht verlor!

Das Wasser auch, die Segensquelle,
Verderben grausam in sich schließt.
Heil dem, der stets auf seiner Welle
Den hehren Namen Gottes liest.

7.

Die Glocke, die heut Sturm geläutet,
Sie tönet schon im nächsten Jahr
Den selben Klang, der Lust bedeutet,
Für ein beglücktes Ehepaar.

Die Taufe gilt's von einem Kinde —
Bewegter sah das Dorf man nie:
Die Männer, Weiber, das Gesinde,
Sie rufen laut: „Da kommen sie!"

Sie kommen, ja. Soll ich sie nennen,
Die heute schreiten zum Altar?
Mich dünket doch, daß wir sie kennen,
Rebekka und Eleasar.

Sie tragen zu den Kirchenhallen
Den Erstgeborenen, auf daß
Dem Priester Gottes mög' gefallen
Zu taufen ihn mit heil'gem Naß.

Und als er es mit seinem Segen
Dem Täufling tröpfelt auf das Haupt,
Empfinden sie ein himmlisch Regen,
Wie sie es nie geahnt, geglaubt.

Beseligt denken sie der Stunde,
Da einst im heißen Mittagsbrand
Sie dargereichet seinem Munde
Den Krug mit Samariterhand.

Und wie des Wassers holde Spende,
Die nur gering und werthlos scheint,
Hat ihre Herzen, ihre Hände
Zum ew'gen Bunde doch vereint.

Und heut aufs neu im Sonnenstrahle,
Voran dem frohen Pathenzug,
Ist ihnen aus der heil'gen Schale
Ein Tropfen schon zum Glück genug.

Dieses Gedicht läßt, nach meinem Dafürhalten, den deutschen Einfluß auf die damalige französische Lyrik deutlich genug erkennen, denn die „Legende vom Wasser" muß nothwendig an Schiller's „Lied von der Glocke" gemahnen, von dessen Sinn und Natur sie entschieden manchen Zug an sich trägt.

Wenn aber schon Schiller, der deutscheste der deutschen Dichter, in der französischen Poesie Nachahmung finden konnte, so ist es kein Wunder, daß auch Heine, Uhland und besonders das Volkslied sie fanden. War vordem der Franzose Adalbert von Chamisso auf diesem Wege deutscher Romantiker geworden, warum sollte sich da auf ihm nicht eine poetische Verbrüderung zwischen Frankreich und Deutschland ermöglichen lassen?

Dieser Gedanke war es hauptsächlich, der meine Theilnahme für eine dichterische Richtung in Frankreich weckte, in der ich nicht ohne Ursache meinte, eine Wirkung des deutschen Genius wahrnehmen zu müssen.

Ich sprach das mit bescheidener Genugthuung gegen die neufranzösischen Dichter aus und erhielt ihre ehrliche Zustimmung.

Daraus entspann sich ein literarischer Briefwechsel zwischen uns, der bis nahe an das Jahr 1870 heranreicht. Noch 1868 schrieb mir Achille Millien:

Digitized by Google

„Wenn Sie meiner gedenken, so erinnern Sie sich, daß hier etwa dreihundert Meilen von Ihnen ein Mann lebt, der Ihnen eine wahrhaft tiefe Dankbarkeit widmet, und welcher, durch Entfernung und Sprache von Ihnen getrennt, Ihnen doch im Herzen innigst verbunden ist."

Der verhängnißvolle Krieg von 1870 hat das alles hinweggefegt, wenigstens sind seitdem unser Briefwechsel und literarischer Verkehr so völlig verstummt, daß ich in diesem Augenblicke nicht einmal weiß, ob jene französischen Dichter noch leben und ob sie ihr dichterisches Wirken noch fortsetzen, oder ob es, was wahrscheinlich ist, dem heutigen Realismus und Materialismus in der französischen Literatur erlegen. Hier aber lag mir daran, nur kundzuthun, wie innig sich Deutschland und Frankreich ehedem auf dem Gebiete der Poesie zusammenfanden und wie ich selbst eine Zeit lang die Vermittelung übernahm, ich, „der Franzosenfresser"!

Industrielle Wandlungen.

Von **Dr. Heinrich Albrecht** in Berlin.

Tausend Dinge unserer unmittelbaren Umgebung, welche bedeutungsvoll in unser wirthschaftliches Leben eingreifen, und andere wieder, die an sich ohne Belang erscheinen, sind wir gewohnt, als selbstverständlich hinzunehmen, ohne uns jemals darüber klar zu werden, welche durchgreifende Wandlungen sich vollziehen mußten, ehe das, was wir heute als gesicherten Besitz betrachten dürfen, zur Vollendung herangereift ist. Für zahllose Güter, die wir täglich verbrauchen, haben wir fast die Werthschätzung verloren, die noch vor wenigen Decennien als Luxusgegenstände galten, deren Genuß nur Reichbegüterten vorbehalten war. Wir bedienen uns der in wenigen Jahren unglaublich vervollkommneten Verkehrsmittel und erinnern uns kaum mehr der Zeit, wo wir selbst auf holperigen Straßen im schwerfälligen Postwagen Tage gebrauchten, um Entfernungen zu durchmessen, die wir jetzt in Stunden durchfliegen. Ununterbrochener Wandel auf allen Gebieten unsers wirthschaftlichen Lebens ist so sehr die Signatur der Zeit, daß wir, wie für alles zur Gewohnheit Gewordene, fast das Bewußtsein dafür verloren haben, und wir werden, was uns die Zukunft an weitern Fortschritten bringt, als etwas ebenso Selbstverständliches hinnehmen, wie das, was schon im Wechsel der Zeit an uns vorübergezogen ist. Für den aufmerksamen Beobachter aber bietet die Betrachtung dieses Wandels im Kleinen wie im Großen so viel Anziehendes, er findet darin so mannichfache Belehrung und Erklärungsmomente für die treibenden Fragen unserer Zeit, daß es immer lohnend ist, diesen oder jenen Gegenstand festzuhalten und die Analyse des Entwickelungsganges, den er durchgemacht hat, vorzunehmen. Der Versuch einer solchen Analyse wird auch insofern lohnend sein, als er viele mit Geschehnissen bekannt machen dürfte, die ihnen neu sind, weil ihnen Zeit und Anregung gefehlt hat, sich um das Werden von Dingen zu küm-

Digitized by Google

mern, mit denen sie zwar täglich in Berührung kommen, an denen sie aber aus den angeführten Gründen achtlos vorüberzugehen pflegen. Wenn wir daher im Folgenden auch keineswegs neue Thatsachen zu berichten haben, so sei doch der Griff ins Volle hinein gewagt; wir hoffen immerhin eine Reihe interessanter Ausblicke zu gewähren, wenn wir uns mit einigen dieser Wandlungen im wirthschaftlichen Leben und ihren Folgen für eine Weile beschäftigen. Ein Beispiel mitten aus dem Leben heraus soll sogleich erläutern, was wir unter Wandlung im wirthschaftlichen Leben verstehen.

In den kleinen Nagelschmieden, wie sie als Ausläufer einer vergangenen Zeit sich hie und da in weltvergessenen Winkeln noch bis vor gar nicht langer Zeit erhalten hatten, wurden von einem Meister und zwei bis drei Gesellen täglich ungefähr 5000 Nägel erzeugt. Wir haben selbst in unserer Kindheit oft genug, halb von Furcht erfüllt vor dem unheimlichen Orte, dessen Düster durch die Weißglut des Kohlenfeuers und die spritzenden Schlacken nur halb erhellt wurde, halb voll Bewunderung für die Kunstfertigkeit, die sie keinen Streich das Ziel verfehlen ließ, den berußten Schmieden zugeschaut. Die ganze Ausrüstung der Werkstatt bestand aus einem Schmiedefeuer mit Blasebalg, einigen Amboßen, einem Dutzend Hämmer und ebenso vielen Nageleisen. Ein Geselle brachte im Tage für sich allein 2000 Schuhnägel kleinerer und 1500 größerer Gattung, oder 900—1000 Hufnägel zu Stande. Er brauchte zu jedem Nagel 20—30 Streiche. Um z. B. einen Schuhnagel zu schmieden, sind 25 Streiche, 15 Spitzstreiche, 2—3 Abfallstreiche und 8—9 Kopfstreiche nöthig. Rechnen wir für jeden Nagel nur 23—24 Secunden, so bedurfte es dreizehnstündiger unablässiger anstrengender Arbeit, um die 2000 Nägel fertig zu stellen.

Gehen wir einen Schritt weiter und betrachten uns ein vollkommeneres Productionsverfahren, das der Dampfkraft noch enträth, aber die bloße Handarbeit durch einfache Maschinen ersetzt.* Anstatt der Amboße und Hämmer werden zwei Arten von Apparaten verwendet: die Schneide- und die Stoßmaschinen. Die Schneidemaschinen sind Scheren, welche das bandförmig ausgewalzte Eisenblech in etwas spitzem Winkel in einzelne Nagelstückchen zerschneiden. An der Maschine kann ein Arbeiter, welcher das Eisenband mit Hülfe eines kleinen Krans mit den Händen hält und die Schere mit den Füßen in Bewegung setzt, täglich 50000 Nagelstücke schneiden. Die Stoßmaschinen sind guillotineartig construirte Apparate mit Fallblöcken, welche dem Nagelstücke durch einen einzigen Schlag den Kopf breitdrücken. Auch diese Apparate werden mit dem Fuße bewegt. Ein Stoßer vermag täglich 10—12000 Nägel mit Köpfen zu versehen. In einer Fabrik, in welcher zwölf Arbeiter in der Weise zusammenarbeiten, daß auf acht Stößer zwei Schneider kommen, während die letzten beiden Arbeiter bald stoßen, bald schneiden, oder die Werkzeuge schleifen, können täglich 120000 Nägel fertig gestellt werden, auf einen Arbeiter kommt also die fünffache Leistung wie bei der Handarbeit.

Die Maschinennägel können aber nicht nur deshalb ungleich viel wohlfeiler geliefert werden als die mit der Hand geschmiedeten, weil an Arbeitslöhnen gespart wird, es kommt noch ein Zweites hinzu. Da die Erzeugung auf kaltem Wege stattfindet, sind Schmiedefeuer und

* Vgl. E. Herrmann, „Principien der Wirthschaft" (Wien 1873).

Digitized by Google

Blasebälge sammt dem Aufwande an Kohlen erspart. Der Nagelschmied gebraucht als Rohmaterial Eisenstangen, denen er durch das Schmieden erst die geeignete Form und Dünne gibt. Um Kraft zu ersparen, ist er gezwungen, das Eisen zu erwärmen, und zwar vor dem Ausschmieden eines jeden einzelnen Nagels. Die Nagelmanufactur dagegen, wie wir sie soeben geschildert haben, läßt die Eisenstange vorher im Walzwerke auswalzen. Die Erwärmung wird dort nur einmal für das ganze Stück vorgenommen, und anstatt einer Anzahl von Hammerschlägen drückt die Walze in Einem die zwei Seiten des Bandes in die gehörigen Maße. So ist ein Drittel des Schmiedeprocesses durch das Walzen ersetzt, das kaum ein Zwanzigstel der Kosten desselben in Anspruch nimmt. Ein zweites Drittel der Hammerstreiche ersetzt die Schere, welche mit einem Schnitte dem Nageleisen die beiden im spitzen Winkel zulaufenden Seitenflächen gibt, und endlich, anstatt der acht bis neun Kopfstreiche, führt die Stoßmaschine nur einen einzigen Streich aus. In dieser erheblichen Vereinfachung aller Maßnahmen liegt das ganze Geheimniß der vielfach erhöhten Leistungsfähigkeit und der Verbilligung des Productionsverfahrens.

Doch das Bild gestaltet sich noch ganz anders, wenn zu der Leistung der Arbeitsmaschine noch die des Dampfes als Motor hinzutritt. Vermöge der erheblich gesteigerten Kraftleistung des Dampfes gegenüber der Menschenhand vermag die durch Dampf bewegte Schneidemaschine gleichzeitig mehrere Eisenbleche zugleich in Nagelstücke zu zerschneiden. Die Bleche werden durch mechanische Vorrichtungen ohne Hülfe der Menschenhand der Schere in passender Stellung genähert. Die Maschine schneidet täglich mindestens 100000 Nagelstücke. Die Kopfmaschine ergreift das von der Hand der Arbeiterin hingehaltene Nagelstück mit den Backen eines Klobens und schlägt mit einem horizontal schwingenden Hammerkopfe den Kopf des Nagels breit. Sie fertigt täglich 25000 Köpfe und verbraucht dazu nur zwei mechanische Menschenkräfte. Die Maschinennägel werden dann noch in einer Scheuertrommel gescheuert, welche, von drei mechanischen Menschenkräften bewegt, täglich einer halben Million Nägel den Glanz ertheilt.

Bei der Drahtstiftfabrikation endlich, welche heute das alte Verfahren der Nagelproduction fast gänzlich verdrängt hat, erhält das Eisenband schon durch den Drahtzug in einer Procedur die Rundung oder das Vierseit, d. h. alle Seitenflächen zugleich. Ein einziger Schlag der Messer der Stiftmaschine schlägt die vierseitige Spitze, ein zweiter Schlag in Einem den Kopf. Die Erzeugung geht so rasch vor sich, daß eine einzige Stiftmaschine, deren sechs nur einen einzigen Mann zur Bedienung brauchen, im Tage über 100000 Stifte fertigt; ja es gibt Maschinen, welche zwei und mehr Drähte zugleich verarbeiten und für sich allein täglich eine halbe Million Stifte fertig stellen. Welche riesige wirthschaftliche Wandlung der Fortschritt von Hammer und Amboß zur Drahtstiftfabrikation bedeutet, erhellt am schlagendsten aus dem Preise der Erzeugnisse. Während Schmiedenägel der kleinsten Art das Tausend etwa eine Mark kosteten, erhält man Drahtstifte der kleinern Sorten das Tausend für ein Paar Pfennige, und dabei gewährt der Fabrikant noch Rabatt und Disconto.

Das ist ein Beispiel der Wandlung im wirthschaftlichen Leben, und wir haben absichtlich einen Gegenstand von scheinbar untergeordneter Bedeutung ge-

Digitized by Google

wählt, um zu zeigen, wie auch das Kleinste, im richtigen Lichte betrachtet, Bedeutung gewinnt. Wir brauchten nur wenige Jahrzehnte rückwärts zu blicken, um in eine ganz andere Welt zu schauen. Dieser Blick rückwärts wird uns auf allen Gebieten des täglichen Lebens ähnliche Ausblicke gewähren. Wir brauchen nicht zurückzugehen in die entlegenen Zeiten, entlegen im Sinne unserer schnelllebigen Gegenwart, wo die Dampfmaschine noch nicht ihren segensreichen, aber zugleich alles Bestehende niederreißenden Eroberungszug durch die Welt angetreten hatte. Ueberall in deutschen Landen hat es noch zu unserer Großältern Zeiten Dörfer und Städte gegeben, die dem Weltverkehre fern genug lagen, um noch ein Stück Vergangenheit in die Jetztzeit hinüberzuretten. Fast muthet es uns wie Selbsterlebtes an, wenn wir die Schilderungen aus jenen Tagen lesen, die oft genug der Gegenstand fesselnder Darstellungen unserer Schriftsteller gewesen sind.* Die Spindel war zu jener Zeit das Symbol der Hausfrau; selbstgesponnenes Linnen zu tragen war Ehre und Stolz. Eine heilsame Sitte war es, daß in allen Kreisen die Jungfrau nicht für eigentlich berechtigt galt, zur Ehe zu schreiten, ehe sie die Aussteuer aus selbstgesponnener Leinwand beschaffen konnte. Dem Weber des Hauses wurde das Garn überliefert, er hatte die Leinwand zu fertigen; für die Bleiche sorgte wieder die Hausfrau. Aber nicht nur an Leinwand, auch an Tuch, selbst an Leder, hielt man eigene, sorgfältig bereitete oder gewählte Vorräthe; die Schränke mußten wohlgefüllt sein. Das Weißzeug, die Kleider, die Beschuhung selbst, wurden im Hause gefertigt; der Schneider, der Schuster kam dazu ins Haus als technischer Gehülfe. Auch Polsterwaaren und Betten entstanden in ähnlicher Weise. Von selbstgeschlachtetem Geflügel wurden die Federn durch eine Schar eigens sich hierzu vermiethender Weiber ausgelesen; das Roßhaar wurde sorgfältig gereinigt; der Polsterarbeiter mehr als jeder andere mußte unter dem Auge der Hausfrau arbeiten, damit die Füllung der Bettstücke, der Matratzen, der Sofas sicher mit dem gewählten Material und in der gewünschten Menge erfolgte. Bei Gründung der Haushaltung wie bei Erweiterungen derselben wurde der Tischler beauftragt, die bestimmten Stühle und Tische, Bettstellen und Schränke nach Maß und Vorschrift zu fertigen.

Und heute? Wir können lange wandern, um an den Ort zu gelangen, wo noch selbstgesponnenes Garn auf eigenem Webstuhle zu Linnen gewebt wird, das der Schneider, der im Tagelohne ins Haus genommen, zu Kleidern verarbeitet. Die frühere Zeit, der die Verkehrsmittel fehlten, mußte alle gewerbliche Thätigkeit localisiren. Production im eigenen Hause, im eigenen Dorfe, in der eigenen Stadt, das war die Folge davon, daß man anderes nicht gesehen, nicht kennen gelernt, daß man es, selbst wenn man es kannte, nur schwer beziehen konnte. Heute, wo wäre heute noch die Stadt, das Dorf, dem der mächtig angewachsene Verkehr mit seinen hundert Gestaltungsformen nicht längst alle die Fortschritte vermittelt hätte, die sich auf dem Gebiete der Production vollzogen haben? Dieser Fortschritt auf allen Gebieten gewerblichen Schaffens, wie hat er aufgeräumt unter den Erinnerungen unserer Kindheit! Wohin ist die Spindel, die Großmütterchen abends beim hellen Scheine des

* Vgl. G. Schmoller, „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert" (Halle 1870).

Digitized by Google

Holzfeuers im offenen Kamine emsig drehte, bei deren eintönigem Schnurren wir so oft süß entschlummert sind, wenn wir uns an langen Winterabenden auf die Ofenbank gekauert hatten? Sie ist dem technischen Fortschritt gewichen, der schon so viele Poesie zu Grabe getragen hat. Es lohnt der Mühe, rückwärts zu blicken und im einzelnen zu betrachten, wie dieser Fortschritt sich gestaltet hat. Dazu bedarf es des Zurückgehens auf eine etwas fernere Zeit, denn lange, ehe in Großmütterchens Dorf der Verkehr den Fortschritt getragen, hatte er auf dem großen Welttheater bereits begonnen seine mächtigen Schwingen zu entfalten. Es wird jetzt über hundert Jahre her, seit die erste Spinnmaschine erfunden wurde.

Eisen, Steinkohle und — Baumwolle sind die drei Großmächte, welche durch ihre Herrschaft dem industriellen Wesen des 19. Jahrhunderts seinen Charakter aufgeprägt haben.* Unter allen faserigen Stoffen eignet sich die Baumwolle im ausgezeichnetsten Grade zum Spinnen eines feinen und gleichförmigen Fadens. Auf sie bezogen sich daher die ersten Versuche, den Spinnproceß auf mechanischem Wege, d. h. mittels Maschinen zu vollziehen. Welche Bedeutung dieser Wandlung in der Industrie zukommt, werden wir weiterhin zu erörtern haben. Bis nahe an die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte selbst der Gedanke eines derartigen Unternehmens geschlummert. Alles Baumwollgarn in Europa wie in Ostindien wurde auf dem Handspinnrade gesponnen, und es rückte beinahe das 19. Jahrhundert heran, ehe die Maschinenspinnerei mit raschern Schritten ein weites Feld gewann, auf dem sie heutzutage alleinherrschend ist. In England entstanden, wurde sie auch dort vorzugsweise ausgebildet und am frühesten verbreitet; viel später und langsamer geschah dies auf dem europäischen Festlande, dessen Industrie Reste der Handspinnerei noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hatte.

Der schwierigste Theil des Spinnprocesses besteht in dem Ausziehen des Materials, d. h. in der Anordnung der Fasern zu einem Faden, welcher sodann durch eine Spindel zusammengedreht und entweder auf diese selbst oder auf eine mit ihr verbundene Spule aufgewickelt wird. Demnach war die Hauptaufgabe und die Grundlage der Maschinenspinnerei ein Mechanismus, welcher jenes Ausziehen bewirken konnte. Man fand denselben in den Streckwalzen, zwei oder drei Cylinderpaaren, durch welche die Baumwolle geht und von welchen das erste mit gewisser Geschwindigkeit dieselbe einzieht, das zweite mit größerer, das dritte mit noch größerer Schnelligkeit sie an sich nimmt und herausbefördert. Diese Vorrichtung, deren Anwendung die Quelle eines welthistorischen Umschwunges in der Baumwollverarbeitung und der Ursprung einer über alles vorauszusehende Maß ausgedehnten Industrie werden sollte, wurde durch John Watt aus Birmingham erfunden, der sich seit 1730 damit beschäftigt haben mag; doch nicht er, sondern sein Gesellschafter Paul nahm 1738 ein Patent dafür. Es wurde danach 1741 oder 1742 eine kleine von Eseln in Bewegung gesetzte Spinnerei zu Birmingham, 1743 eine etwas größere mit 250 Spindeln auf fünf von Wasser getriebenen Maschinen in Northampton errichtet; die erstere ging schon 1743 wieder ein, die letztere hielt sich etwas länger. Richard Arkwright, der gewöhnlich als erster Erfinder der Spinn-

* Vgl. Karmarsch, „Geschichte der Technologie" (München 1872).

Digitized by Google

maschine genannt wird, gebührt also diese Ehre nicht. Nichtsdestoweniger wird er mit Recht als der Schöpfer der Baumwollspinnerei erklärt, denn er hat mit außerordentlichem Talent und großer Beharrlichkeit zu gedeihlicher Blüte gebracht, wozu seine Vorgänger nur das Samenkorn gelegt hatten. Er trat 1769 mit seiner Spinnmaschine auf, welche, wenngleich er dabei Watt's Streckwalzen benutzte, doch in allen Einzelheiten der Construction eigenthümlich war. Vor Arkwright hatte man die gereinigte und gekratzte Baumwolle direct der Spinnmaschine übergeben; er führte die Bildung eines Bandes auf der Kratzmaschine, das Doubliren und Strecken dieses Bandes und endlich die Vorspinnmaschine ein, um mittels der letztern aus dem gestreckten Bande einen dicken weichen Faden herzustellen, den nun die Spinnmaschine in das eigentliche Garn umwandeln konnte. Ehe wir den Proceß des Spinnens, wie er heute geübt wird, einer kurzen Schilderung unterwerfen, sei noch erwähnt, daß einen weitern großen Fortschritt die Erfindung von Hargreaves bedeutet, die 1770 patentirt wurde. Seine Maschine, die sogenannte „Spinning-Jenny", vollführte das Ausziehen der Fäden statt durch Streckwalzen mittels Presse und Wagenbewegung. Sie wurde endlich wiederum überboten durch Crompton's Mulemaschine, die heute die Spinnsäle beherrscht und die Arkwright's Walzenstreckwerk und Hargreaves' Wagen vereinigt und durch diese glückliche Verbindung die Welt erobert hat.

Bei der Verarbeitung der Baumwolle zu Garn hat dieselbe, ehe sie dem eigentlichen Spinnproceß unterzogen wird, eine ganze Reihe Vorbereitungsstudien durchzumachen. Dahin gehört zunächst das Auflockern der in stark gepreßtem Zustande in den Handel gelangenden Baumwolle und ihre Befreiung von allerlei anhaftenden Unreinigkeiten. Dies geschieht auf verschiedene Weise, entweder mittels der sogenannten Klopfwölfe oder im „Oeffner", Maschinen, welche, sei es durch Schlagarme, die an einer Welle befestigt sind, die gepreßten Wollmassen zerschlagen und auf diese Weise in kleinere Bündel verwandeln, oder dieselben zwischen zwei Reihen einander gegenüberstehender Zähne, deren eine feststeht, während sich die andere bewegt, zerreißen. Die so vorbereitete Baumwolle gelangt in die Schlagmaschine, in deren Innerm ein in schneller Umdrehung befindlicher Schlagflügel die Büschel vollständig zu einem lockern Fasergewebe auflöst. Dieses Fasergewebe vereinigt sich auf dem Umfange einer Trommel zu einer dünnen Watte, die zwischen mehrern Walzenpaaren verdichtet und auf einer großen Holzspule zu einem Wickel geformt wird. Der Wickel gelangt sodann zu den Kratzen, auch Karden oder Krämpel genannt, welche die Aufgabe haben, dieselben in ein zusammenhängendes Band von möglichster Gleichförmigkeit und Reinheit zu verwandeln. Zu dem Ende wird der Wickel zwischen Walzen durchgeführt, die mit Lederstreifen umgeben sind. Da diese mit gekrümmten Drahthäkchen dicht besetzt sind, wird die Baumwolle in einzelne Fasern gesondert und zu einem zarten Vlies umgestaltet, das auf eine folgende Walze, den Abnehmer, übertragen, gleichzeitig durch Zusammenschieben der Fasern verdichtet, endlich mittels einer feinzahnigen, in schneller Schwingung begriffenen Stahlblechschiene abgelöst, in einem Trichter zu einem schmalen Bande zusammengedrängt und in dieser Form in einen Blechtopf abgeführt wird, in dem es sich gleichförmig zusammenlegt. Auf der Streckmaschine wird dieses erste

Digitized by Google

Band durch Zusammenlegen mehrerer Bänder — Doubliren — zu einem in der Stärke möglichst gleichmäßigen Bande umgewandelt und gleichzeitig durch fortschreitende Dehnung — Strecken — eine parallele Lage der Fasern erreicht. Wir haben das Princip der Streckmaschine oben bereits angedeutet, es handelt sich dabei um paarweise mit entsprechendem Abstande voneinander angeordnete Walzen, von denen jedes folgende Paar eine größere Umlaufsgeschwindigkeit als das vorhergehende besitzt. Die in vier- bis achtfacher Anzahl zusammengelegten Bänder werden auf die fünf- bis sechsfache Länge ausgezogen, indem man dieselben gleichzeitig zwischen das erste Paar der Streckwalzen eintreten läßt. Damit sind die Vorarbeiten der Spinnerei beendigt.

Die Spinnmaschinen, welche die eigentliche Herstellung des Fadens übernehmen, zerfallen in Vorspinn- und Feinspinnmaschinen. Erstere besorgen die fortschreitende Dehnung des Bandes, wobei gleichzeitig ein mäßiges Zusammendrehen desselben bewirkt wird, um die Fasern einander zu nähern und dem Ganzen größere Festigkeit zu geben. Die jetzt am meisten angewendete Vorspinnmaschine ist die Spindelbank oder der Flyer. Das Band wird von den Töpfen aus nach der centralen Oeffnung eines in schneller Rotation begriffenen gabelförmigen Flügels geführt und läuft durch den einen hohlen Arm desselben nach einer innerhalb des Flügels befindlichen, auf dessen Achse oder Spindel aufgesteckten Spule, auf welche sich der Faden in regelmäßig übereinandergelegten Windungen aufwickelt. Der Faden erhält also — ganz ähnlich wie bei dem alten Handspinnrade — eine bleibende Drehung und damit die nothwendige Festigkeit, während gleichzeitig die zu seiner möglichsten Schonung dienende regelmäßige Zusammenwickelung auf einer Spule zu Stande kommt. Jeder Flyer enthält eine größere Anzahl, 40—100, Spindeln und bearbeitet daher gleichzeitig ebenso viele Bänder. Den gewünschten Feinheitsgrad und die bleibende, hinreichend starke Zusammendrehung erhält der so gewonnene Faden dann endlich auf der Feinspinnmaschine. Von den verschiedenen Constructionen derselben wollen wir nur die vollkommenste, den auf dem Princip der Mulemaschine beruhenden Selfactor, hier im Princip beschreiben, denn im einzelnen gibt es mannichfache Abwandlungen derselben, und es vergeht kein Jahr, in dem nicht viele weitere Verbesserungen patentirt würden. Das Princip des Selfactor beruht darauf, daß zuerst ein Fadenstück von bestimmter Länge — etwa 1,5 Meter — gebildet wird, worauf die Fadenbildung aufhört und die Aufwickelung des Fadens auf stählerne Spindeln erfolgt. Solche Spindeln — oft 800 und mehr — sind mit ihrem Bewegungsmechanismus auf einem Wagen angebracht, und in demselben Verhältnisse, in welchem das Streckwerk den Faden liefert, wird dieser durch den Umlauf der Spindeln gedreht und durch das Ausfahren des Wagens in gespanntem Zustande erhalten. Sobald der Wagen am Ende seiner Bahn angelangt ist, bleibt das Streckwerk stehen und die Fadenlieferung hört auf. Hierauf erfolgt die Aufwickelung auf die Spindeln, wobei der Wagen sich wieder nach dem Streckwerke bewegt, und dann beginnt das Spiel von neuem. Alle Arbeitsbewegungen werden von der Maschine selbst besorgt, und es ist nur ein Arbeiter erforderlich, um dieselbe zu beaufsichtigen.

Man vergegenwärtige sich den gewaltigen Umschwung, der in dem Fortschritte vom Handspinnrade bis zum Selfactor begründet liegt. In einem

Digitized by Google

Arbeitsvorgange bewirkt die Maschine achthundertmal und mehr dieselbe Arbeitsleistung, welche der Handspinner mit seinem Rade zu bewältigen im Stande ist; denn wir können annehmen, daß ein Mensch mit dem Handspinnrade nicht mehr Baumwollgespinst als eine Maschinenspindel liefert. Wenn wir nun erfahren, daß die Anzahl der Feinspindeln, deren heute die civilisirte Welt bedarf, um ihren Bedarf an Baumwollgespinsten zu decken, rund 70 Mill. beträgt, so würden allein 70 Mill. Arbeiter erforderlich sein, um dieses Quantum auf dem Handspinnrade zu liefern. Ein großer Theil der Menschheit müßte wieder zu der guten alten Sitte, sich mit Schafvliesen und Fellen zu behängen, zurückkehren, weil dieser kolossale Arbeitsaufwand ganz undenkbar sein würde.

Wir haben oben die Baumwolle als eine der Großmächte bezeichnet, welche durch ihre Herrschaft dem industriellen Wesen des 19. Jahrhunderts seinen Charakter aufgeprägt haben, und in der That bedeutet der Aufschwung, welchen Baumwollhandel und Baumwollindustrie seit der Erfindung der Spinnmaschine genommen haben, eine der folgenreichsten Umwandlungen auf wirthschaftlichem Gebiete. Das mögen einige Zahlen belegen. In England finden sich die ersten Spuren von Baumwollweberei im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts; die erste Baumwolle bezog man hauptsächlich aus der Levante. Für das Jahr 1697 finden wir eine Angabe, daß der Werth der in England eingeführten Baumwolle auf nahezu 2 Mill. Pfd. St. geschätzt wurde, bis 1764, also in fast 100 Jahren, hob sich dieser Werth nur auf $3^3/_4$ Mill.; 1765 betrug die Baumwolleinfuhr in England 36300 Ctr., bis 1785, also in 20 Jahren, stieg dieselbe auf 166900 Ctr., d. h. um mehr als das Viereinhalbfache; wir erinnern uns daran, daß um diese Zeit (1769) die Erfindung der Arkwright'schen Spinnmaschine fällt. Die Baumwolleinfuhr steigerte sich bis 1800 weiter auf 508118 Ctr., betrug 1860 über 12 Mill. Ctr. und kann heute auf mehr als 15 Mill. Ctr. geschätzt werden. Eine officielle Erhebung ergab für das Jahr 1878 für Großbritannien die ungeheuere Zahl von 39 527920 im Betriebe befindlichen Spindeln, die auf 514911 Spinnstühlen arbeiteten und 482903 Arbeiter beschäftigten. Der Werth aller in England erzeugten Baumwollwaaren wurde auf 1880 Mill. Mark berechnet. Zieht man davon als Werth des eingeführten Rohstoffs 770 Mill. Mark ab, so verbleiben für Zins, Löhne und Unternehmergewinn 1110 Mill. Mark. Was das für den nationalen Wohlstand eines Landes bedeutet, bedarf keiner weitern Erörterungen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gehören, trotz der 11 Mill. Spindeln, welche die amerikanische Baumwollspinnerei beschäftigt, bereits zu den Ländern, welche Baumwollgespinste einführen. Dagegen bildet gerade für Amerika die rohe Baumwolle einen der wichtigsten Ausfuhrartikel, und diese reiche Einnahmequelle für das Land beginnt sich wiederum erst mit dem kolossalen Anwachsen des Bedürfnisses infolge der Verbesserung der Productionsmethoden zu erschließen. Im Jahre 1791 betrug die Baumwollausfuhr der Vereinigten Staaten noch nicht einmal 2000 Ctr., heute ist dieselbe auf über 10 Mill. Ctr. angewachsen.

Deutschland nimmt unter den Baumwollgespinste erzeugenden Ländern die dritte Stelle ein mit über 4 Mill. Spindeln, von denen der Hauptantheil auf Elsaß-Lothringen und Sachsen entfällt. Die deutsche Ausfuhr in diesem

Digitized by Google

Industriezweige repräsentirt bereits einen Werth von über 10 Mill. Mark, denen allerdings eine noch bedeutendere Einfuhr, namentlich feinerer Garne, von England her gegenübertritt. Nach der Berufszählung von 1875 finden fast 70000 Menschen in der Baumwollspinnerei ihre Beschäftigung.

Das gesammte Europa, mit Einschluß der Vereinigten Staaten und Britisch-Indiens, zählte Mitte der siebziger Jahre rund 70 Mill. Spindeln, die ein Anlagekapital von mehr als 2 Milliarden Mark repräsentiren. Der jährlich zur Verarbeitung kommende Rohstoff hat einen Werth von 1600 Mill. Mark, und weit über eine halbe Million Arbeiter finden heute in der Baumwollspinnerei ihre Beschäftigung. Es bedarf keines weitern Commentars zu diesen Zahlen, die der Ausdruck für einen der gewaltigsten Umwandlungsprocesse sind, der jemals im Leben der Völker sich vollzogen hat. Sie sind der für sich selbst redende Ausdruck für die Bedeutung einer „industriellen Wandlung", die durch das Schlagwort charakterisirt wird: „Vom Spinnrade zur Maschinenspindel."

Die Umwälzung, welche die Baumwollindustrie durch Einführung der Maschinenspinnerei erlitt, hat sich zum Theil auf die Verarbeitungsweise der übrigen Gespinstfasern übertragen, aber sie ist hier viel später und langsamer eingetreten. In der Baumwollindustrie vermochte das glückliche Eingreifen des Maschinenwesens den Rohstoff aus fernen Erdgegenden heranzuziehen und dem Baumwollbau einen nicht geahnten Aufschwung zu geben. Die Baumwolle hat in der Folge dann einerseits den Verbrauch gewebter Stoffe überhaupt in dem Maße erweitert, wie es geschehen ist, andererseits hat sie den concurrirenden Materialien — Wolle und Flachs — einen großen Theil ihres Feldes gänzlich entzogen. Der Anbau des in den europäischen Ländern selbst heimischen Flachses namentlich hat sich nicht nur nicht, entgegen dem steigenden Bedarf an gewebten Stoffen, vermehrt, sondern sogar vermindert; die leinenen Gewebe mußten großentheils vor ganz und halb baumwollenen den Platz räumen. Auch das bedeutet einen Wandel, der, wollten wir ihn in seinen weitern Folgen begleiten, wieder eine Reihe anziehender Ausblicke bieten dürfte. Wir wollen hierauf nicht näher eingehen und den Productionsproceß, wie er früher Aufgabe der Einzelwirthschaft war, einen Schritt weiter verfolgen.

Das Garn war gesponnen, die Hausfrau, die Töchter, die Mägde, jede hatte an langen Winterabenden ihren Antheil zu dem Jahresbedarf geliefert. Nun wurde das Gespinst dem Weber übergeben, der es auf dem primitiven Handstuhle zum Gewebe umformte. Häufig auch stand im eigenen Hause, im Gesindezimmer, der Webstuhl für diesen Zweck bereit, und der Weber mußte ins Haus kommen, oder eine geschickte Wirthschaftsgenossin übernahm die wichtige Hantierung selbst. Wenn wir den heutigen Stand der Weberei mit demjenigen vergleichen, der durch diese wirthschaftliche Phase gekennzeichnet wird, und der in der zweiten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch für die gesammte Industrie der fortgeschrittensten Länder als typisch gelten kann, so offenbaren sich hier nicht minder als in allen andern bedeutenden Industriezweigen die Folgen des großen und, wie wir bald sehen werden, verhängnißvollen Schrittes, welcher durch die Tendenz, den fabrikmäßigen Betrieb an die Stelle des Handwerks zu setzen, gethan worden ist. Die Entwickelung der Maschinenspinnerei allein schon gab einen

Digitized by Google

ganz natürlichen Anstoß zu der ebenfalls nur durch das Maschinenwesen erreichbaren Vermehrung der Production auch an gewebten Waaren, und rückwirkend trug die erhöhte Leistungsfähigkeit des Webereigeschäfts nicht wenig dazu bei, den Aufschwung der Spinnerei zu beleben. Wir können nicht gleichmäßig, wie vorher beim Spinnprocesse, den ganzen Entwickelungsgang von der Handweberei zur vorwiegenden Herrschaft des Kraftstuhls verfolgen. Der Vorgang ist ein zu verwickelter, als daß er sich in ähnlicher Weise schematisch in Kürze darstellen ließe. Es sei nur angedeutet, daß, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beginnend, eine Vorrichtung nach der andern das Licht der Welt erblickte, welche zunächst auf Ersparung an Menschenhänden bei den mannichfachen Vorarbeiten abzielten, die dem eigentlichen Webeprocesse vorausgehen. Den ersten Kraftstuhl baute 1784 der Engländer Cartwright, doch datirt der eigentliche Aufschwung der Maschinenweberei erst aus der viel spätern Zeit, wo Roberts in Manchester die Manufacturen Englands und Schottlands mit dem von ihm construirten Webstuhle zu versehen begann (1822). Inzwischen hatte Jacquard 1808 die Welt mit seiner sinnreichen Erfindung beschenkt, welche die bis dahin immer noch in den ersten Anfängen hinlebende Musterweberei mit einem Schlage auf eine Stufe der Vollendung hob, der alle spätern sogenannten Verbesserungen kaum noch etwas hinzuzufügen vermocht haben. Beides im Vereine hat es zu Wege gebracht, daß — wenn der Umwandlungsproceß auch nicht annähernd mit derselben Raschheit und Gründlichkeit vor sich gegangen ist, wie auf dem Gebiete des Spinnwesens — heute kaum ein Zweig des umfassenden Webereigeschäfts existirt, in dem nicht die Maschinenarbeit die Handarbeit nahezu verdrängt hätte, oder wenigstens auf dem besten Wege wäre, dies zu thun. In England betrug die Anzahl der im Betriebe befindlichen Kraftstühle in den sechziger Jahren bereits über 500000, in den Vereinigten Staaten wurden 1880 über 230000, in Deutschland 1875 über 80000 Kraftstühle gezählt, und die Gesammtzahl der heute betriebenen mechanischen Webstühle dürfte sich nicht viel unter einer Million bewegen, an denen weit über eine halbe Million Arbeiter Beschäftigung finden.

Aber auch in alle andern Verrichtungen, welche die endliche Umwandlung der gesponnenen, gewebten Stoffe in die für die directe Verwendung geeignete Form zum Zwecke haben, hat sich allmählich der Wandlungsproceß Zugang verschafft, wenn auch mehr als alle andern Gewerbe die Bekleidungsindustrie den Charakter des Kleingewerbes bewahrt hat, das für das Bedürfniß des Einzelindividuums arbeitet. Wir lassen noch heute, wenn wir einen Rock gebrauchen, den Schneider für den einzelnen Bedarfsfall Maß nehmen, zuschneiden und sein Kunstwerk unserer individuellen Eigenart anpassen. Doch auch hier beginnt der Productionsproceß bereits in immer weiterm Umfange in ein vorgeschritteneres Stadium, das der manufacturmäßigen Arbeitsweise einzutreten. Fertige Bekleidungsstücke sind längst ein wichtiger Ausfuhrartikel geworden, und unter anderm nimmt Berlin auf diesem Gebiete der Industrie einen wichtigen Platz ein. Dabei kommen denn auch die Fortschritte des Maschinenwesens wieder ganz wesentlich in Betracht. In den großen Kleidermanufacturen werden die Tuche, die Leinenstoffe u. s. w. nicht einzeln zugemessen und zugeschnitten, vielmehr legt man Tuche in Stöße von 20 und mehr,

Digitized by Google

Leinwand und ähnliche Stoffe in solche von 50—100 Blättern zusammen, zeichnet auf dem obersten Blatte den Schnitt, heftet die Bündel fest zusammen und schiebt sie mit den entsprechenden Hin- und Herwendungen an einem haarscharfen, um Rollen sich drehenden Messer ohne Ende knapp vorüber. Das Messer schneidet den ganzen Stoß von 20—100 Blättern so leicht, glatt und genau durch, daß jedes Stück zugeschnittenen Tuches dem andern vollständig gleich ist. Nach dem alten Verfahren müßte dieselbe Operation hundertmal nacheinander vorgenommen werden, dauerte also mindestens hundertmal, ja wenn man das hundertmalige Zeichnen der Schnittlinie hinzurechnet, sogar mindestens zweihundertmal so lange. Und nun erst die Umwälzung, welche die Erfindung der Nähmaschine in allen Zweigen der Bekleidungsindustrie, im Kleingewerbe sowol wie in der Großmanufactur, hervorgerufen hat! Die Nähmaschine, wie sie heute im Gebrauch ist, ist eine Erfindung der vierziger Jahre; 1846 ließ sich Elias Howe die erste brauchbare Construction patentiren. Welche Bedeutung diese Erfindung gewonnen hat, erhellt daraus, daß heute, nach etwas mehr als vierzig Jahren, die Zahl der auf Nähmaschinen ertheilten Patente bereits mehrere Tausende beträgt. Die Jahresproduction an Nähmaschinen beträgt gegenwärtig über zwei Millionen. Längst hat man auch in den größern Manufacturen bereits begonnen, Nähmaschinen mit mechanischer Kraft zu betreiben, und ist auf diese Weise dahin gelangt, daß man mit einer Maschine 1200—1500 Stiche in der Minute zu machen im Stande ist. Eine geübte Handnäherin kann andauernd in der Minute durchschnittlich nicht mehr als 50 Stiche fertig bringen!

Die Entwickelungsstufe, auf der sich der Productionsproceß vor kaum zwei Menschenaltern noch in einem großen Theile Deutschlands befand, bildete den Ausgangspunkt dieser Betrachtungen. Wir haben nur für eine ganz specielle Seite des menschlichen Bedarfslebens ins einzelne die Entwickelung verfolgt, welche vor allem in den letzten 50 Jahren Gewerbe und Industrie bei uns genommen haben. Denn wenn wir uns die Geschichte der Erfindungen auf dem Gebiete der Textilindustrie, wie wir sie in Kürze an dem Leser haben vorüberziehen lassen, vergegenwärtigen, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß England, von wo aus Eisen, Steinkohle und Baumwolle ihren die gesammte Industrie umgestaltenden Siegeslauf angetreten haben, dem Festlande um fast ein halbes Jahrhundert vorangeeilt ist. Auf allen andern Gebieten industriellen Lebens ist der Umwandlungsproceß fast nicht minder einschneidend gewesen. Ueberall ist das einzelwirthschaftliche Productionsverfahren dem Maschinenbetriebe gewichen, überall hat die Maschine die Handarbeit verdrängt, hat der Dampfmotor, das Kind der Steinkohle, die Menschenkraft hundert- und tausendfach ersetzt. Wennschon fast auf keinem andern Gebiete dieser Wandlungsproceß so rasch, so unaufhaltsam und gründlich sich vollzogen hat, wie auf dem der Textilindustrie, so könnten wir doch noch manches ebenso drastische Beispiel aus der Geschichte der Erfindungen hier anreihen, wenn wir nicht fürchten müßten, durch die Wiederholung dem Wesen nach gleicher Vorgänge den Leser zu ermüden. Wir wollen aber nunmehr aus der Analyse der Thatsachen, die wir im Vorstehenden berichtet haben, einige Folgerungen ziehen, denn, wie wir eingangs angedeutet haben, war die Darstellung des Geschehenen nicht

Digitized by Google

Selbstzweck dieser Erörterungen, sie sollte uns nur den Schlüssel liefern für das Verständniß wichtiger Fragen unserer Zeit, die unaufhaltsam ihrer Lösung entgegeneilen.

Vergegenwärtigen wir uns also zunächst, welches das Wesen des gewaltigen Umschwungs in der Arbeitsorganisation ist, von der wir eine Reihe von Beispielen kennen gelernt haben, um uns dann mit ihren mittelbaren und unmittelbaren Folgen etwas eingehender zu beschäftigen. Lange Zeit hat in den Lehrbüchern der Nationalökonomie wie in den populären Schriften, die sich mit diesen Fragen beschäftigten, die Adam Smith'sche Lehre von der Theilung der Arbeit als die Zauberformel gegolten, welche die Lösung des Räthsels von der vertausendfachten Leistungsfähigkeit des Maschinenbetriebs gegenüber der Handarbeit enthalten sollte. Man hat dabei vergessen, daß Adam Smith sein vielbewundertes Kapitel von der Theilung der Arbeit schrieb, als die wenigen Maschinen, die bereits existirten, erst kurz zuvor erfunden und noch fast gar nicht verbreitet waren. E. Herrmann* hat das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen und mit Nachdruck den Satz verfochten zu haben, daß das Gesetz der Arbeitstheilung nur für eine bestimmte beschränkte Stufe des Uebergangs des Handwerks oder der Hausindustrie zur Großindustrie Gültigkeit besitzt. Das Wesen des Fortschritts von der Handarbeit zur Maschinenarbeit ist ein anderes. Adam Smith führt in seinem Werke vom Reichthume der Nationen zur Erläuterung seiner Theorie das vielcitirte Beispiel von der Stecknadelfabrikation an. Ein für diese Verrichtung nicht angelernter Arbeiter würde, wenn er eine Stecknadel ohne besondere Apparate von Anfang an allein fertig stellen wollte, mit dem äußersten Fleiße kaum eine, gewiß aber keine zwanzig Nadeln machen. Bei der arbeitstheiligen Herstellung zieht der eine den Draht, ein anderer richtet ihn, ein dritter schrotet ihn ab, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter schleift ihn am obern Ende, wo der Kopf angesetzt wird; die Verfertigung des Kopfes erfordert zwei oder drei verschiedene Verrichtungen, das Ansetzen desselben ist ein eigenes Geschäft, das Weißsieden der Nadeln ein anderes, endlich bildet das Einstecken der Nadeln in Papier wieder ein Gewerbe für sich. So ist das Geschäft der Stecknadelfabrikation in eine große Zahl einzelner Verrichtungen getheilt, und schon zu Adam Smith's Zeiten war es möglich, daß zehn Menschen mit den einfachsten Maschinen zusammen 12 Pfund Stecknadeln lieferten. Ein Pfund enthält über 4000 Nadeln mittlerer Größe, es konnten demnach diese zehn Menschen täglich über 48000 Nadeln machen, auf den einzelnen kamen somit 4800 Nadeln. Hätten sie dagegen alle einzeln und unabhängig gearbeitet, so schließt Adam Smith, so hätte gewiß keiner 20, vielleicht nicht eine Nadel täglich machen können, d. h. nicht den 240., vielleicht nicht den 4800. Theil von dem, was sie jetzt infolge einer geeigneten Theilung und Verbindung ihrer verschiedenen Verrichtungen im Stande sind.

Daß darin ein Kern Wahrheit liegt, ist unzweifelhaft, aber die Schlußfolgerung reicht nicht aus für die Erklärung der ganzen ungeheuern Vervielfältigung der Leistung. Setzen wir einmal folgende Betrachtung Herrmann's an deren Stelle: Wenn ein Mann, um den Messingdraht in Nadelstücke zu zerschneiden, so oft mit seinem Messer ansetzte

* Vgl. „Leitfaden der Wirthschaftslehre" (Graz 1870) und „Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft" (Halle 1872).

Digitized by Google

und schnitte, als der Draht in Stücke zu theilen ist, dann würde er im Tage, in der Secunde einen Schnitt gerechnet, bei 10 Arbeitsstunden 36000 Nadelstücke abschneiden können. Legt er aber den Draht in Bündel von je 300 bis 500 Stäben, wie dies bei der Nadelerzeugung wirklich der Fall ist, dann kann er — eine geeignete Vorrichtung vorausgesetzt — das Bündel ebenfalls in jeder Secunde einmal durchschneiden und im Tage die dreihundert- bis fünfhundertfache Arbeit leisten, also anstatt 36000 schon 10—18 Mill. Nadelstücke schneiden. Das Gleiche gilt für das Zuspitzen am Schleifsteine. Wer jede Nadel besonders spitzen wollte, würde dazu so viel Zeit brauchen, wie er bei dem gebräuchlichen Arbeitsverfahren für ein ganzes Bündel Nadelstücke gebraucht, das er gleichzeitig schleift, indem er es zwischen dem Daumen und Zeigefinger ausbreitet und durch sanfte Hin- und Herbewegung der Finger dreht. In beiden Fällen wurde keine Arbeitstheilung vorgenommen, und doch ist die Leistung dreihundert- bis fünfhundertmal so groß als ohne Benutzung dieser Methode. Suchen wir eine Formel für diesen Vorgang, so lautet sie: Die Behandlung des Materials nach dem Grundsatze „in Einem zugleich" bewirkt die außerordentliche Vervielfachung der Leistung. Nun ermöglicht aber die Einführung der Maschine mit ihrer der Menschenkraft unendlich überlegenen Kraft in ganz hervorragendem Maßstabe die Durchführung dieses Princips. Nur mit einer geeigneten Maschine ist es möglich, mit einem Schnitte ein Bündel von 500 Messingdrähten zu durchschneiden, wozu die Kraft der bloßen Hand nicht ausgereicht hätte. Wir haben oben bei der Beschreibung des Entwickelungsganges der Nagelfabrikation die Tragweite der Durchführung dieses Princips schon angedeutet; um dasselbe Princip handelt es sich bei dem mechanischen Spinnstuhle, der 800 Spindeln zu gleicher Zeit treibt, handelt es sich bei der Zuschneidemaschine, die 100 Tuchblätter auf einmal durchschneidet.

Dazu kommt noch ein weiteres: Während man früher Nadel für Nadel mit der Feile zuspitzte und dabei mit der Hand stets nach einem wirksamen Feilenstriche einen nahezu wirkungslosen Rückgang der Feile ausführen mußte, ersetzte man später dieses Verfahren durch die Arbeit am Schleifrade, dessen Rad in Einem fort nach einer und derselben Richtung gedreht wird und keine todten Rückgänge macht. Es schleift ununterbrochen und kann daher, abgesehen von der Geschwindigkeit, das Doppelte leisten wie die Handfeile. Diese rotirende Bewegung, welche die todten Rückgänge erspart, ist die charakteristischste Eigenthümlichkeit der Maschine. Die menschliche Hand kann das Werkzeug nur hin und her oder hin und zurück bewegen, und muß, um es in drehende Bewegung zu versetzen, von neuem einen Angriffspunkt nehmen. Das Wesen der Maschine ist die Rotation, und damit hat sie den unendlichen Vortheil vor der Handarbeit voraus, in einem Fortgange ununterbrochen die Arbeitsbewegung vollführen zu können. Was das bedeutet, das lehrt uns das schlagende Beispiel der Rotationspresse, die, weil sie das unendliche Papier in fortlaufender Bewegung über die Cylindermatrizen führt, das Zehnfache leistet wie die beste Schnellpresse älterer Construction, die nach jedem Drucke einen todten Rückgang machen muß. In manchen Industriezweigen wachsen die specialisirten Arbeitsmaschinen zu einem einzigen Complexe von Maschinen zusammen, der, in einer Linie aufgestellt, wie ein ungeheuerer Lindwurm

Digitized by Google

das Material auf der einen Seite fortwährend verschlingt und es am andern Ende wohlverarbeitet und fertig abliefert. Die oben beschriebenen Maschinen, die den Spinnproceß mit allen seinen Vorarbeiten besorgen, liefern ein Beispiel eines solchen ununterbrochen wirkenden Arbeitsmechanismus.

In Einem zugleich, in Einem fort, und endlich beides in einem Tempo, das nicht nur die durch Handfertigkeit erreichbare äußerste Geschwindigkeit, das in vielen Fällen selbst unser Vorstellungsvermögen weit hinter sich läßt, das sind die drei Factoren, in denen die Allgewalt des Maschinenwesens ausgedrückt werden kann. Oder übersteigt es nicht jedes menschliche Vorstellungsvermögen, wenn wir erfahren, daß die Spindeln der Feinspinnmaschinen in der Minute 5—6000 Umläufe, die Röhrchen einer gewissen Sorte von Vorspinnmaschinen sogar bis zu 11000 Umläufen in der Minute machen? Können wir auch nur in Gedanken der Bewegung der Centrifuge folgen, deren Peripheriegeschwindigkeit bei einer Umlaufszahl von 1300 in der Minute fast 60 Meter in der Secunde beträgt? Wie groß das Arbeitsquantum wird, welches bei solcher Schnelligkeit der Bewegungen die Maschine leisten kann, haben wir oben bereits an dem Beispiele der Nähmaschine gezeigt. Einige weitere Beispiele mögen zur weitern Veranschaulichung dienen. Die Maschinen zur Fabrikation des englischen Tülls, die sogenannten Bobbinetmaschinen, liefern 25000 Maschen in der Minute; eine geschickte Handarbeiterin bringt in derselben Zeit nicht mehr als 5 Maschen zu Stande. Die kleinen Stickmaschinen zur Weißstickerei arbeiten zu gleicher Zeit mit 176 Nadeln, welche auf kleinen Wagen befestigt sind, die zu dem Stickrahmen hingeführt werden. Da die Wagen an einem Arbeitstage recht gut 2500 Aus- und Eingänge machen können, so erfolgen am Tage 176 . 2500 = 440000 Stiche. Eine gewandte Stickerin macht in der Minute höchstens 30 Stiche, 1800 pro Stunde, und pro Tag, zu 12 Stunden gerechnet, also 21600 Stiche. Die kleine Maschine liefert also reichlich das Zwanzigfache der Leistung einer Handarbeiterin.*

Welches ist nun die unmittelbare Wirkung dieser ins Ungemessene sich steigernden Leistungsfähigkeit der Arbeitsweisen? Auf den ersten Blick muß es scheinen, als ob durch die um das Hundertfache multiplicirte Arbeitslieferung die Maschine die menschliche Arbeitskraft zum wesentlichen Theile hätte überflüssig machen müssen. Unter dem Banne dieser Auffassung haben denn auch lange Zeit hindurch nicht nur die breiten Massen der Arbeiter gestanden. Im Jahre 1589 erfand William Lee die Strumpfwirkermaschine, wie man sagt, um seiner Geliebten, einer fleißigen Strickerin, mehr freie Zeit zu verschaffen. Die Verfolgungen der Stricker seines Heimatlandes trieben ihn nach Frankreich, wo er, anfangs durch Heinrich IV. begünstigt, nach dessen Tode ins äußerste Elend gerieth. Hargreaves, der Erfinder der Spinning-Jenny, und damit einer der Begründer des jetzt so gewaltigen englischen Baumwollreichthums, wurde durch die Eifersucht der Handspinner aus Lancashire vertrieben und starb in bitterer Armuth. Noch im 19. Jahrhundert lief Jacquard wegen seiner Maschinenerfindung dreimal Gefahr, ermordet zu werden. Aber auch von obrigkeitlicher Stelle machte sich dieselbe Kurzsichtigkeit vielfach geltend. Als gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Bandmühlen aufkamen, welche

* Rühlmann, „Allgemeine Maschinenlehre" (1. Band, Braunschweig 1875).

Digitized by Google

das Posamentiergewerbe in seiner bisherigen Form bedrohten, untersagte der Rath von Danzig die Benutzung derselben und ließ den Erfinder insgeheim ersäufen. Während des ganzen 17. Jahrhunderts finden wir Verbote der Bandmühlen in England, Holland und Flandern, Deutschland, der Schweiz. Der hamburger Senat ließ sie von Henkershand verbrennen. Kursachsen erlaubte sie erst 1765, doch sollten bis zu einem gewissen Termine nur die Posamentiermeister davon Gebrauch machen dürfen.*

Denkbar wäre es freilich, daß die durch die Maschine ersparten Arbeitskräfte fortan müßig gingen, aber weder wahrscheinlich, noch durch die Erfahrung bestätigt. Die Arbeiter sehen sich gezwungen, für die verlorenen neue Arbeitskreise aufzusuchen, und zum Glücke liegt der neue Arbeitskreis in den meisten Fällen ganz dicht neben dem frühern; denn einmal wird das ersparte Kapital in der Regel immer wieder in neuen Unternehmungen angelegt, die nach und nach in den Dienst des Weltmarktes treten, andererseits pflegt jede Industrie, die sich zum maschinenmäßigen Betriebe aufschwingt, eine ganze Reihe neuer Industrien ins Leben zu rufen, die für das verbesserte Productionsverfahren die Rohstoffe vorbereiten, bezw. die Arbeitsmaschinen und ihre einzelnen Theile liefern.

Für das Volksvermögen im allgemeinen ist also jeder Aufschwung des Maschinenwesens ein Zuwachs, und eine Opposition gegen das Maschinenwesen an sich wäre höchst kurzsichtig. Man bedenke nur, wohin die Consequenzen führen müßten. Wer die Spinnmaschinen bekämpft, weil sie Handarbeit sparen, der müßte eigentlich auch alle wohlangelegten Wasser- und Landstraßen bekämpfen, weil dieselbe Transportmasse, durch Lastträger und Schubkarren besorgt, eine unvergleichlich viel größere Menschenzahl beschäftigte; der müßte auch den Pflug bekämpfen, weil er die Hacke ersetzt, ja die Hacke bekämpfen, weil mit den bloßen Fingernägeln noch mehr Arbeiter zu derselben Leistung erforderlich sein würden. Wohin würde es kommen, wenn z. B. ein Zauberschlag alle Maschinen Großbritanniens zerstörte? Der Erfolg würde sein, daß England alle auswärtigen Märkte verlöre, daß neun Zehntel der englischen Fabrikherren ihr Geschäft einstellen müßten und die Mehrzahl ihrer Arbeiter außer Brot käme. So müßten z. B. die Gruben von Cornwallis geradezu verlassen werden, wenn man das Wasser durch Menschenhände, statt durch Maschinen auspumpen wollte. Dazu wären etwa 300000 Arbeiter nöthig, und schon der bloße Raum würde das Zusammenarbeiten einer solchen Menschenmasse verbieten.*

Bis so weit sind wir also vollständig mit denen im Einverständnisse, in denen die Entwickelung des Maschinenwesens eitel Bewunderer und Lobredner gefunden hat. Es liegt ja auch nur zu nahe, vor einer der großartigsten Bethätigungen menschlichen Scharfsinnes und menschlicher Geistesgröße, welche die Welt jemals gesehen hat, bewundernd stillzustehen und die Schattenseiten zu übersehen, welche das Maschinenwesen ebenso nothwendig haben mußte, wie aus seiner Eigenart die großen Vorzüge desselben hervorgingen. Diese Seite der Frage ist erst verhältnißmäßig spät Gegenstand der wissenschaftlichen Erörterung geworden, sie hat erst in allerneuester Zeit

* Roscher, „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte" (2. Band, Leipzig und Heidelberg 1878).

* Roscher, a. a. O.

Digitized by Google

begonnen, das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen.

Wenn wir die hauptsächlichsten Schattenseiten des Maschinenwesens aus dem Wesen der Maschine selbst und der durch sie bedingten Arbeitsweise erklären wollen, so müssen wir in zwei verschiedenen Richtungen den Umwandlungsproceß verfolgen, der durch den Uebergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit sich vollzogen hat. Wir haben einmal zu untersuchen, wie die Maschine auf die Beschaffenheit der von dem Menschen zu leistenden Arbeit eingewirkt hat, und werden finden, daß der Maschinenarbeiter gegenüber dem Handarbeiter durchweg auf eine viel tiefere Stufe des Könnens und damit seiner socialen Stellung herabgesunken ist. Wir haben zweitens zu untersuchen, wie die Maschine auf die Gestaltung des Verhältnisses der Gesellschaftsklassen zueinander eingewirkt hat, und werden finden, daß der durch sie vorherrschend gewordene Großbetrieb die sociale Stellung des Arbeiters zu einer völlig andern gemacht, ihn in einen Klassengegensatz zu dem Unternehmer gebracht hat, wie er schroffer kaum in einer andern Phase des Wirthschaftslebens der Völker bestanden hat.

Im Mittelalter war ein großer Theil der Industrie Kunstindustrie. Der Handwerker der spätern Zeit hat sich wenigstens einen hohen Grad individueller Geschicklichkeit bewahrt. Das Product, das aus seiner Hand hervorging, erhielt durch ihn seine Gestaltung, vom Rohstoffe angefangen bis zur endlichen Vollendung. Seine persönliche Handfertigkeit, sein Geschmack war wesentlich für das Endergebniß des Productionsprocesses. Die Arbeit an der Maschine entbehrt jedes individuellen Charakters, der Arbeiter ist zum bloßen Wärter der Maschine herabgedrückt, denn die Maschine ist in dem Punkte der Selbstthätigkeit so weit gebracht worden, daß sie fast für vernunftbegabt gehalten werden könnte; der Witz ihres Erfinders belebt ihre kleinsten Theile und läßt sie gleichsam lange und verwickelte Gedankenfolgen mit ihrer unerbittlichen Logik verwirklichen: der Mensch aber, ihr Diener — grausige Ironie — sinkt auf die Stufe der Maschine herab.* Die unmittelbare Folge ist gewesen, daß die Arbeiterbevölkerung von einer ursprünglich höhern Stufe immer tiefer herabgesunken ist, daß der gelernte Berufsarbeiter immer mehr dem technisch wenig oder gar nicht vorgebildeten Fabrikarbeiter Platz gemacht hat, kurz daß der Charakter des Arbeiterstandes ein immer mehr proletarischer geworden ist.

Eine zweite Folge der Eigenthümlichkeit der Maschine, zu ihrer Wartung und Bedienung nur ein geringes Maß menschlicher Geschicklichkeit und Kraft zu erfordern, ist die gewesen, daß Frauen- und Kinderarbeit vielfach die Arbeit des Mannes verdrängen konnte. In manchen Fällen ist die schwache, feine Hand der Frau oder des Kindes an der Maschine sogar technisch wirksamer als die kräftige und grobe des Mannes. In jedem Falle aber, wo Frauen- und Kinderarbeit auch nur denselben technischen Erfolg hatte wie die Arbeit von Männern, war die erstere vom Standpunkte des Unternehmers ökonomisch vortheilhafter, und so haben wir unter dem Einflusse des Maschinenwesens Frauen- und Kinderarbeit immer mehr an Ausdehnung gewinnen sehen, und damit ist einer der unheilvollsten Krebsschäden unsers Gesellschaftslebens immer tiefer eingewurzelt. Durch die Mitarbeit von Weib und Kind wird

* Reuleaux, „Die Maschine in der Arbeiterfrage“ (Minden 1885).

Digitized by Google

die Minimalhöhe des Lohnes auf die niedrigste Stufe gedrückt, und Hand in Hand damit geht jene vollständige Auflösung alles Familienlebens, deren traurige Folgen Trunksucht, Unsittlichkeit und Verkommenheit schlimmster Art sind.

Die Productionsweise mit Hülfe der Maschine birgt ihrem Wesen nach das Streben in sich, den Betrieb immer mehr zu vergrößern. Eine Maschine von 100 Pferdekräften erfordert nicht die gleichen Anschaffungskosten wie zwei entsprechende Maschinen von je 50 Pferdekräften. Ebenso werden die Betriebskosten bei der größern Maschine sich verhältnißmäßig verringern. Nach den Aussagen der Sachverständigen vor dem berliner Handelsamte (1845) kostete bei einer englischen Flachsmaschinenspinnerei von 10000 Spindeln das Anlagekapital pro Spindel 76,80 Mark, bei 4000 Spindeln 82,80 Mark, und Engel berechnete (1856) für Sachsen, daß 3 Mark Anlagekapital in den Baumwollspinnereien bis 1000 Spindeln jährlich 1,70 Mark producirt, von 1000—2000 Spindeln 2,85 Mark, von 5000—6000 Spindeln 3,15 Mark, von über 12000 Spindeln 3,65 Mark.* So drängt das Maschinenwesen die Production unaufhaltsam zu immer größerer Ausdehnung der Einzelbetriebe. Der kleine Producent ist immer weniger im Stande, auf dem Weltmarkte mit dem Nebenbuhler zu wetteifern, der die kolossalsten Maschinen in seinen Dienst genommen hat und damit zu den niedrigsten Kosten zu produciren im Stande ist. Das Kleingewerbe, und damit der gesunde Mittelstand, ist immer mehr im Schwinden begriffen. Auf dem Gebiete der Textilindustrie z. B. hat der kleine Meister längst den Kampf aufgegeben, den er lange mit ungleichen Mitteln gekämpft hat, um dabei rettungslos zu unterliegen. In vielen andern Industrien ist es, wenn auch noch nicht ganz so weit gekommen, doch nur noch eine Frage der Zeit, wann das Maschinenwesen die Alleinherrschaft errungen haben wird. Wir beginnen uns ganz unmerklich in diesen neuen Zustand hineinzuleben; aber der aufmerksame Beobachter spürt die Anzeichen der künftigen Gestaltung, die der Unachtsame, wie alle andern Wandlungen auch, als selbstverständlich hinnimmt. Oder sollte es nur ein Zufall sein, daß es uns kaum noch einfällt, eins jener hundert minderwerthigen Geräthe repariren zu lassen, die früher durch ganze Generationen als Hausinventar forterbten? Ist so ein Stück heute schadhaft geworden, so wird es fortgeworfen und ein neues gekauft. Warum? Das neue Stück kostet weniger als die Reparatur, und obenein ist kaum ein Handwerker aufzutreiben, der sich noch dazu verstände, eine Reparatur zu bewerkstelligen. Das sind die Anzeichen des Verdrängtwerdens des Kleingewerbes durch den Großbetrieb, das sich unaufhaltsam vollzieht. Es wird nicht lange dauern, und in einer ganzen Reihe weiterer Gewerbegruppen hat sich der Wandlungsproceß vollzogen, den wir heute in der Textilindustrie bereits als vollendete Thatsache vor uns sehen: auf der einen Seite der Großbetrieb mit dem steigenden Drange, sich immer mehr zu vergrößern, auf der andern Seite eine proletarische Arbeiterbevölkerung, Frauenarbeit, Kinderarbeit im ausgedehntesten Maße und alle ihre oben angedeuteten traurigen Folgen. Haben wir doch in der Textilindustrie Bezirke, in denen, wie z. B. in den Fürstenthümern Reuß, 90 Proc. aller Beschäftigten dem weiblichen Geschlechte angehören; im Schwarzwaldkreise be-

* Roscher, a. a. O.

Digitized by Google

trägt dieser Antheil 73 Proc., in Breslau-Liegnitz 56 Proc. u. s. f. Etwas, was diese beiden Gegensätze vermittelt, gibt es nicht, es sei denn hier und da ein Agententhum, das die traurigen Ueberreste einer lebensmatten Hausindustrie bis auf den letzten Blutstropfen aussaugt.

Die gewaltige Wandlung, die sich im Laufe des Jahrhunderts hinsichtlich der Arbeitsweise vollzogen hat und die wir im ersten Theile unserer Skizze in einigen bezeichnenden Beispielen zu veranschaulichen gesucht haben, hat also eine zweite Wandlung im unmittelbaren Gefolge gehabt. War die erste segensreich für den Nationalwohlstand und ein erhebendes Zeugniß für menschlichen Scharfsinn und menschliches Können, so ist die zweite auf der andern Seite nicht minder unheilvoll geworden: ihre Folgen treten uns entgegen, um uns abermals eines Schlagwortes zu bedienen, als die „sociale Frage des 19. Jahrhunderts". Die sociale Frage ist nicht plötzlich hineingeworfen in das Leben der Völker; sie ist, wie wir gesehen haben, herangewachsen als eine logische Folge der Wandlung, die durch das Maschinenwesen in die Arbeitsweise des großen Productionsmechanismus hineingetragen ist, der die civilisirten Nationen erhält. Sie ist, wirthschaftlich betrachtet, nicht in erster Linie eine Lohnfrage, denn wir sehen sie am lautesten sich erheben in den Zeiten aufsteigender Conjunctur. Sie ist der Ausdruck des Gegensatzes zweier Gesellschaftsklassen, von denen die eine die Macht und alle höhern Culturgüter in Händen hat, die andere nach Gleichberechtigung ringt und nach dem Mitgenusse dessen, was das Leben lebenswerth macht.

Lange, bis in die allerletzten Jahrzehnte hinein, haben sich die Machthaber der Erkenntniß von der unheilvollen Tragweite dieses Wandlungsprocesses entzogen, bis endlich, von Deutschland ihren Ausgang nehmend, eine Bewegung immer weitere Kreise ergriffen hat, die den Beginn eines neuen Wandlungsprocesses bedeutet, der vielleicht bestimmt ist, das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen. Mit der ewig denkwürdigen Botschaft beginnend, mit der Kaiser Wilhelm I. am 17. Nov. 1881 den Deutschen Reichstag eröffnete, haben wir im Laufe der letzten zehn Jahre eine Reihe gesetzgeberischer Acte entstehen sehen, die in logischer Folge die Grundlage für einen Ausgleich der Interessen der sich befeindenden Klassen gelegt haben. Schon hat die Bewegung auch andere Länder ergriffen. In demselben Zeitraume sind in Oesterreich zwei wichtige, den deutschen nachgebildete Gesetze zur Besserung der Lage der Arbeiter entstanden. Wilhelm's I. Enkel will nicht bei dem stehen bleiben, was sein ruhmreicher Großvater begonnen hat. Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Febr. 1890 erweitern das Programm, das sich schon in so kurzer Zeit als so segensreich erwiesen hat. Es wäre thöricht, zu erwarten, daß damit im Handumdrehen die sociale Frage gelöst ist. Vor dieser Einbildung schützt uns der Rückblick auf die Entwickelung, welche die Dinge im Laufe des verflossenen Jahrhunderts genommen haben. Nur langsam und allmählich, oft dem Mitlebenden in den einzelnen Phasen kaum wahrnehmbar, vollziehen sich solche Wandlungen. Trägt ein von so edlem Wollen getragenes Beginnen aber auch nur den Keim des Werdens in sich, so ist es freudig zu begrüßen. Mag dann das kommende Jahrhundert die Saat frisch ergrünen lassen!

Digitized by Google

Das dunkle England.

Von **Käthe Schirmacher.**

In darkest England and the way out, by William Booth (London, 1890).

Mit wenigen Ausnahmen denkt heute wol jeder daran, den sogenannten Armen zu helfen. Gerade daraus aber entsteht eine zerfahrene, buntscheckige Wohlthätigkeit von zweifelhaftem Werthe, und wer weiter sieht, kann dabei nicht mehr mitthun. Dann bleiben oft die Besten, trotz des großen Wunsches zu helfen, scheinbar theilnahmlos; thatsächlich ist ihnen jeder Bettler aber ein Vorwurf, ihr eigenes Behagen eine drückende Verantwortung. Sie sehen zu klar, als daß sie einen klaffenden Abgrund mit Streichhölzchen zu überbrücken versuchten. Sie würden aber als Erste dem folgen, welcher zeigt, wo Balken für einen soliden Brückenbau zu schlagen sind.

Als ein solcher Führer beim socialen Brückenbau ist General William Booth von der Heilsarmee jetzt mit einem Buche hervorgetreten, das in England zur Zeit nicht zahlreich genug aufgelegt werden kann: „Das dunkle England." General Booth stellt fest, daß von den 30 Mill. britischen Einwohnern 3 Mill. mindestens im nacktesten Elend selbst oder seinem unheimlichen Grenzlande leben; daß ein Zehntel der englischen Bevölkerung von den übrigen neun Zehnteln im Kampfe ums Dasein unter die Füße getreten wird; daß jeder zehnte Mensch, dem wir begegnen, in die Kategorie Arbeits- und Heimatsloser, Dieb, Verbrecher, Trunkenbold gehört. Die Sache gibt zu denken.

Diesem versinkenden Zehntel nun will General Booth zu Hülfe kommen durch eine übersichtliche und großartige Organisation der, ich möchte nicht sagen Wohlthätigkeit, sondern Menschenliebe. Um diese Organisation in erster Anlage durchzuführen, würde es eines Kapitals von 100000 Pfd. St. (2 Mill. Mark) bedürfen; um das Bestehende zu erhalten, einer jährlichen Summe von 30000 Pfd. St. (600000 Mark), was gleichbedeutend ist mit den Zinsen eines Kapitals von 900000 Pfd. St. (18 Mill. Mark), sodaß alles in allem eine Summe von 1 Mill. Pfd. St. oder 20 Mill. Mark zusammenkommen müßte, sollte General Booth's Plan eine Realität der modernen Welt werden.

Die Summen sind keine Kleinigkeit. Man darf sie aber nicht allein betrachten, sondern muß darin das Armenbudget eines Staates sehen und sie mit andern Budgetposten vergleichen: das heutige englische Armenbudget beträgt etwa 10 Mill. Pfd. St.

Auch handelt es sich dabei um ein Zehntel der Nation, was gleichfalls keine Kleinigkeit ist, und um die praktische Lösung der socialen Frage, der heute niemand mehr ihre Bedeutung abspricht. General Booth tritt also vor England hin und vor die ganze Welt, denn er denkt, seine Thätigkeit nicht auf seine Nation zu beschränken, und fordert große Mittel, um ein großes Uebel zu bekämpfen. Da uns das große Uebel völlig klar, verdient der Mann, der auf die Bresche steigen will, daß man ihn hört.

Die Heilsarmee ernst nehmen, heißt in Deutschland sich lächerlich machen. Doch muß da erst untersucht werden,

Digitized by Google

ob dieses Lächerlichmachen selbst ernst zu nehmen ist, d. h. ob es auf Kenntniß der Sache beruht. Nach den statistischen Angaben sind in Deutschland 75 Personen im Dienste der Heilsarmee thätig, und soll dieselbe 16 Operationsmittelpunkte bei uns haben. Es ergibt sich daraus, daß bei unserer Bevölkerung von 45 Millionen der größte Theil der Einwohner keine wirkliche Kenntniß von Wesen und Verfahren der Heilsarmee hat.* Die meisten schöpfen ihr Wissen aus den unter „Vermischtes" stehenden Zeitungsnotizen. Wer die Freytag'schen „Journalisten" kennt, weiß aber auch, wie Zeitungen gemacht werden; es handelt sich darum, im „Vermischten" kleine, pikante Anekdoten zu bringen, vom Känguru, das die Leute in die Beine beißt, von Diamantendiebstählen, Entführungen, Drillingsgeburten — und der Heilsarmee.

Aus diesem „Vermischten" lernt nun der deutsche Zeitungsleser erstens, daß die Angehörigen der Heilsarmee sich General, Marschall und Offizier nennen und Uniform tragen; zweitens, daß sie mit lauter Musik durch die Straßen ziehen, öffentliche Versammlungen halten, wobei sie singen, beten, heulen und wunderbare Heilungen vollziehen, die unglücklich ablaufen. Ersteres wird verdammt oder als Theateraufputz verurtheilt, wahrscheinlich weil Deutschland gewöhnt ist, die Armeeorganisation und Uniformirung als ein staatlich-monarchisches Vorrecht anzusehen; letzteres stößt ab durch seinen Widersinn und seine laute Aufdringlichkeit: wir sind gewöhnt, Religion als Privatsache zu betreiben, vor allem aber jeden profanen Ton von unsern Kirchen und heiligen Handlungen fernzuhalten. Religion auf die Straße zu werfen, empört unser Gefühl. Dies Deutschlands Gründe gegen die Heilsarmee.

Was letztere aber thatsächlich dazu bestimmt, sich eine Armee zu nennen, ist der bei ihr durchgeführte Grundsatz blinden Gehorsams unter den gegebenen Befehl, ein Grundsatz, auf dem General Booth mit nachsichtsloser Strenge besteht. Was sie bestimmt, Uniform zu tragen, ist die Nothwendigkeit bei einer großen Organisation, sich gegenseitig erkennen zu können. Was ihnen gestattet, sich General und Offizier zu nennen, ist die Sprache selbst, wonach ein General nichts anderes ist, als ein über das Allgemeine, das Ganze Gesetzter; ein Offizier jemand, der ein Officium, ein Amt hat. Und wenn sie den Marschall beibehalten haben, so machen sie sich nur derselben Wunderlichkeit schuldig wie das Militär; denn ein Marschall bedeutete im Anfange einen Pferdeknecht. Was die Wunder betrifft, so scheint die Heilsarmee in England keine zu wirken, wenigstens hört man nichts davon. Auch des Generals Buch erwähnt der Heilung der Krüppel und Lahmen mit keinem Worte; und doch ist er nicht der Mann, welcher sein Licht unter den Scheffel stellt. Die öffentlichen Versammlungen, die Musik, das Trommelschlagen freilich sind feststehende Züge der Heilsarmee; sie empören uns, sie verletzen unser religiöses Gefühl, sie sind unästhetisch, aufdringlich, profan? Je nun, für uns ist die Heilsarmee auch nicht gemacht. Uns hat die Mutter beten gelehrt; zu Zeiten der Noth sind Seelsorger und Freunde uns bereit; Oratorien und Kirchenconcerte regen

* So wird es freilich mit jeder Kenntniß und nicht nur außerdeutscher Dinge stehen. Doch werden ältere Leser „Unserer Zeit" sich der gründlichen und vorurtheilsfreien Belehrung entsinnen, die über die Heilsarmee von Leopold Katscher im Aufsatze „Die modernen Erlöser" („Unsere Zeit", 1884, I, 40 fg. und 367 fg.) gegeben worden ist.

D. Red.

Digitized by Google

uns religiös-ästhetisch an; nein, wir bedürfen der Heilsarmee nicht. Leute aber gibt es — und sie bilden das Zehntel einer großen Nation — die keine Mutter beten lehrt, die kein Seelsorger, keine Freunde aufsuchen, die keinerlei Kunst zu weichen Regungen lockt; Leute, die mit der Branntweinflasche großgezogen werden, die auf dem Pflaster schlafen, sich die Füße nach Arbeit wund laufen, in einer Welt von Flüchen und Zoten leben und zuletzt Verbrecher werden: das ist das Publikum der Heilsarmee. Da kann von religiösen und ästhetischen Bedenken keine Rede mehr sein: das Zehntel steht unter aller Aesthetik und Religion. Um es zu packen und zu rütteln bedarf es starker Mittel, und deshalb hat General Booth die Trommel schlagen lassen; er will die Aufmerksamkeit der Massen wecken und sie, sei's auch durch unästhetische Mittel, zur Religion führen.

Denn darin liegt der Schwerpunkt der Heilsarmee: sie will in dem verlorenen Volke ein neues Herz erwecken. Der Sorge um das Seelenheil der Massen verdankt sie ihre Entstehung, und von den 13 Jahren ihrer Geschichte sind 10, von den 25 Jahren der missionirenden Thätigkeit ihres Führers sind 22 dem Kampfe mit der Glaubenslosigkeit gewidmet worden; der directe Angriff der socialen Frage datirt erst von 1887, wo bei den großen Ausständen und den Massenansammlungen der „Plebejer" in Trafalgar-Square, dem General sich der Gedanke unabweislich aufdrängte, daß man die Seele nicht dauernd retten könne, ohne auch den Leib zu retten. Von da an wurde der „sociale Flügel" an den religiösen der Armee gefügt, wurden in London all die Versuche gemacht, welche den Grund zu des Generals gegenwärtigem umfassenden Plane bilden. Immerhin ist das Seelenheil der Verlorenen Kernpunkt der Sache. Als Mittel dazu dienen ein paar kurze Glaubenssätze: der General und seine Offiziere glauben an einen persönlichen Schöpfer, an die Gottheit Christi und ein ewiges Leben. Um weitere Dogmen kümmert man sich nicht und meint, „an einem Bibelworte soll man nicht drehen und nicht deuteln". Dieser Glaube ist den Betreffenden Ueberzeugung; und wäre er das nicht, ihr Werk müßte ihn zur Nothwendigkeit machen. Das Gute um des Guten willen thun, ist die höchste Sittlichkeit. Man kann aber von einem verkommenen Menschen diese Sittlichkeit nicht verlangen, denn er kennt sie nicht und liebt sie nicht, und deshalb ist ihr Ideal ohnmächtig über seine Seele. Der Aufgeklärte nun kann wol den kategorischen Imperativ predigen, kann wol die Verlorenen bei ihrer Menschenwürde beschwören; ob das bei dem versinkenden Zehntel aber viel Aussicht auf Erfolg hätte?

General Booth also schlug von vornherein und aus Ueberzeugung seinen oben angedeuteten Weg ein. Er ließ mit Musik durch die Straßen ziehen und lockte die Lungerer und Müßiggänger an. Er schickte seine Offiziere, Männer wie Frauen, in die Bier- und Branntweinschenken, in die schlechten Häuser und Armenviertel, er holte, lockte, trommelte alles zusammen, was da kommen wollte. In solchem Haufen fanden sich alle Sorten von Armuth, Sorge und Verbrechen: Brotlose, Diebe und Dirnen, Männer, Frauen und Kinder, die einen hungerig, die andern betrunken, die dritten gemein, vor allem aber freund- und hoffnungslos, gleichgültig, stumpf, bereit, die Sträflingskette am Beine bis ans Grab zu schleifen. Zu diesem Haufen menschlichen Elends pflegte dann ein Offizier zu sprechen.

Digitized by Google

Man denke sich, was es heißt, vor einer theils feindseligen, theils gleichgültigen Masse zu sprechen; für etwas einzustehen, das man für das Höchste hält; sich zu sagen, daß in der Menge Seelen sind, die man noch retten kann, und es liegt zu Tage, wie feurig und eindringlich solche Heilspredigt ausfallen mußte. In dem Bewußtsein, eine Menge durch Persönlichkeit und sittliche Kraft zu bändigen, liegt Sieg. Daher scheint es, hat die Heilsarmee ihre Versammlungen meist ohne Störung durchführen können.

Der Eindruck aber auf die Menge selbst konnte nicht ausbleiben. Sehr oft mag solche Versammlung nur eine vorübergehende Rührung erzeugt haben, die Unglücklichen sind im allgemeinen weich. Aber der Umstand, daß jemand sich um sie kümmerte, um sie, die Verachteten, Zerlumpten; daß jemand für sie einer Gefahr trotzte — denn ein Stein ist bald geworfen — das mußte schon tiefer gehen. Diese Heilsboten legten durch ihre Thaten Zeugniß ab von der Liebe, die sie predigten, und das Volk versteht dergleichen, trotzdem es unästhetisch ist, voll zu schätzen. Tiefer mußte es auch gehen, wenn nach beendigter Predigt die Offiziere sich unter ihr Publikum mischten und sich persönlich die vornahmen, welche ihnen besonders ergriffen schienen. Man denke, wie viele unverschuldet in Elend und Sünde kommen, und man wird verstehen, welchen starken, oft entscheidenden Eindruck es machen muß, wenn sich zwei Hände auf die müden Schultern legen, wenn ein volles Herz sich aussprechen darf, wenn Theilnahme gezeigt wird, statt abschlägiger Antwort, wenn dem Freundlosen eine Hand geboten wird. All diese psychischen Regungen und Wandlungen setzte ein Meeting der Heilsarmee in Bewegung. Und mehr noch, um wessen Seele so gerungen ward, der wurde nicht aufgegeben, sondern es geschah alles, um ihm dann in der Welt wieder vorwärts zu helfen. Doch kam hier materielle Hülfe erst in zweiter Linie, wogegen der seit 1887 bestehende sociale Flügel der Armee es sich zur Aufgabe macht, in erster Linie der materiellen Noth beizukommen und dadurch dem alten Adam den Garaus zu machen. Hierauf beruht der neue Plan des Generals; derselbe umfaßt alle Mühseligen und Beladenen der Welt; er zwängt ihnen keinen Glauben, nicht einmal den eigenen auf; er verlangt nur, daß sie arbeiten und, da die Heilsarmee die Sache in die Hand genommen, bei der Heilsarmee arbeiten, ohne jedoch ihre Mitglieder zu sein.

Der General denkt sich das Verfahren so. „Wir helfen", sagt er, „jedem gefallenen Droschkenpferde wieder auf die Füße, und solange es lebt, bekommt es Futter, Stall und Arbeit. Millionen unserer Mitmenschen können das nicht erlangen. Nun, das gerade will ich für sie haben." Weswegen fehlt den Menschen wol, was das Pferd hat? Weil ihnen die Arbeit fehlt, wofür das Pferd Stall und Futter bekommt.

General Booth's Plan beschäftigt sich also in erster Linie mit den Arbeitslosen. Seine Offiziere haben über diese Kategorie seit Jahren Material gesammelt; die Arbeitslosen sind auch zumeist Heimatslose; denn wovon die Miethe bezahlen, wenn die Groschen fehlen? Sie suchen den Tag über nach Arbeit, thun hie und da eine Handreichung, wie Packete tragen, Pferde halten u. s. w., kaufen sich für das erhaltene Geld etwas zu essen und sind am Abend ohne Schlafstelle. Sie suchen eine solche auf den Themsekais; glücklich, wer einen Platz auf einer Bank findet, sonst liegen sie auf den Steinen, den Treppenstufen, unter den

Digitized by Google

großen Themsebrücken, oder verkriechen sich in Thorwegen, Nischen und leeren Wagen. Man findet sie schockweise, Männer und Frauen, und alle haben ziemlich dieselbe traurige Geschichte zu erzählen: keine Arbeit. Die einen werden alt und keiner will sie nehmen; die andern haben eine gute Stelle verloren, und das Angebot ist groß; viele sind fremd eingewandert und wissen sich nicht umzuthun; wieder andere sind durch Maschinenarbeit entbehrlich geworden. Zuerst gehen sie ganz muthig an das Stellensuchen, sie wollen ja arbeiten; die Tage aber vergehen, die Baarschaft nimmt ein Ende, die Kleider zerreißen, die Wäsche wird schmuzig, man sieht unreputirlich aus und endigt unter Waterloo-Bridge. Es ist ein Elend, gar nicht auszudenken, diese Männer und Frauen hungerig und hoffnungslos, bei hartem Froste und eisigem Winde auf den bloßen Steinen! In diesem Elend liegt auch der natürliche Trieb zum Verbrechen, und das ist es, was General Booth so eifrig macht, gerade hier zu helfen. Wer diesen Hunderten Arbeit verschafft, rettet Tausende, denn an diesen Stellenlosen hängen Familien. Auch sind dies die besten und die willigsten der Armen, denen nur die Gelegenheit fehlt, ehrlich zu leben und ein ordentliches Heim zu haben. Das ordentliche Heim ist es aber, worauf es für die nächste Generation ankommt.

Die wirklich Lasterhaften, Trinker, Prostituirte, Diebe und Mörder bilden die zweite Abtheilung derer, welchen General Booth aus ihrem Sumpfe zu helfen gedenkt. Sein größter Feind in diesem Kampfe ist der Branntwein. General Booth ist sich ganz klar darüber, daß fast allem Laster und Verbrechen der Branntweinteufel zu Grunde liegt. Diese Kapitel liest jeder am besten für sich; hier nur so viel, daß dieselben zu denken geben und für die Lebenswahrheit der Schilderungen des naturalistischen Romans sprechen.

Mit diesem ganzen Riff-Raff und Abschaum von Menschheit hat die Heilsarmee seit ihrem Bestehen zu thun gehabt; die Zahl ihrer Offiziere ist während dessen auf 10000 gewachsen, und zwar hat sie sich hauptsächlich aus diesen selben Schichten rekrutirt, aus solchen, die, wie der General sich ausdrückt, „had been soundly saved" (gründlich geheilt, gerettet). Seit 1887 ist man diesen Massen nun vorwiegend materiell zu Hülfe gekommen und zwar nach folgenden Grundsätzen:

1) Ohne Arbeit keine dauernde Wohlthat und Besserung, weder in Umständen noch Charakter.

2) Es gibt genug Arbeit für alle auf der Welt; unsere Kenntniß von ihr allein ist lückenhaft.

3) Was wir für euch thun, ist kein Geschenk; ihr müßt mit Geld oder euerer Arbeit dafür zahlen.

4) Wo Arbeit, da ist auch Hoffnung, und deswegen werdet ihr willig sein zur Arbeit.

Die Ziele der Heilsarmee sind demnach: das versinkende Zehntel zur Arbeit zu erziehen, ihm Arbeit zu geben und damit eine Zukunft.

Zu verwirklichen denkt General Booth diese Ziele, indem er in jeder besonders größern Stadt eine Stadtcolonie gründet, mit dieser eine Farmcolonie verbindet und hieran eine überseeische Colonie anschließt.

Was seinen Plan von den bisherigen Unternehmungen unterscheidet, ist seine Größe und sein erziehlicher Charakter. Es soll hier nicht gegeben werden, zusammenhangslos wohlgethan und dann laufen gelassen, sondern es soll in der verkommenden Menschheit durch geduldige, dauernde Schulung und strenge

Digitized by Google

Zucht die Humanitas, die edle Menschheit geweckt werden. Diese allein, ohne Einpressung in ein bestimmtes Glaubensbekenntniß, nicht einmal das der Heilsarmee. General Booth wird allerdings seine besondere religiöse Erziehung neben der praktischen zur Arbeit betreiben lassen, und rechnet darauf, viele der Geretteten in sein Lager hinüberkommen zu sehen. Zwang soll aber nicht herrschen. Und wenn bei dieser Gelegenheit General Booth, sich an die Freidenkenden wendend, sagt: „Meine Religion paßt euch nicht. Das mag sein. So müßtet ihr die euere predigen. Ist es im übrigen aber nicht besser, jene Leute haben meine Religion, als gar keine?" so wüßte ich nicht, was man viel darauf erwidern könnte. Jedoch zur praktischen Ausführung!

Die Stadtcolonie der Heilsarmee besteht im kleinen seit 1887. Sie begann mit über London — besonders den Osten — verstreuten Verkaufsstätten, wo das ganze Jahr hindurch Lebensmittel, zubereitete wie unzubereitete, für ein Billiges abgegeben werden; also eine andere Einrichtung wie zeitweise Suppenküchen. In Verbindung damit waren Schlafstellen, wo die Arbeitsuchenden Obdach fanden, allerdings für ein Entgelt. Ehe die Heilsarmee dies begann, bestanden schon derartige Asyle von Staats wegen. Doch wurden diese von den Obdachlosen sehr ungern aufgesucht: man zahlte dort nicht, deshalb durfte man aber auch nicht jeden Tag kommen; vor allem aber mußte man für das genossene Obdach den ganzen nächsten Tag Steine klopfen oder Werch zupfen. Dies aber verhinderte das Arbeitsuchen, worauf es den armen Teufeln doch gerade ankam, und die „Wards" waren deswegen sehr wenig beliebt. Schon daher hatte die Heilsarmee sehr großen Zulauf in ihren Asylen; dazu kam aber noch ein Umstand, der überhaupt General Booth's Plan charakterisirt: daß man sich in den Heilsarmee-Asylen persönlich um die Anwesenden kümmerte: man hielt Gottesdienst, man saß den Abend über zusammen, man sprach miteinander. „Hätten wir sie nur gespeist und beherbergt", sagt General Booth, „sie wären einfach wieder gegangen, wie sie gekommen; so aber konnten meine Offiziere ihnen buchstäblich den Arm um den Nacken legen, ihre Hand fassen und ihnen ins Gewissen reden." Das wirkte. Uebrigens kann man sich denken, wie werthvoll bei solchem „Menschenfischen" es ist, daß Leute aus dem Volke zu Leuten aus dem Volke sprechen: sie reden dieselbe Sprache, haben dieselben Sachen durchgemacht, oder mit General Booth's Worten: „Schelm wird nur von Schelm gefangen."

Um aber auch ganz Mittellosen den Besuch des Obdachs zu ermöglichen, ist eine Werkstätte damit verbunden, denn es soll nichts geschenkt werden, das macht unselbständig. Daher: „So viel Brot, Kaffee, Obdach, Heizung und Licht von mir, so viel Arbeit von dir." Die Hauptwerkstätte war bisher in Whitechapel; die dortigen Fabrikate werden zum Marktpreise verkauft, nicht darunter; denn ein Ziel der Heilsarmee ist unter anderm auch das systematische Frontmachen gegen das Schinden der Arbeiter (sweating).

Auf diese Art beginnt die Heilsarmee die Erziehung zur Arbeit und zum Gehorsam — denn es gibt Hausregeln — gleich mit den ersten besten, mit allem, was ihr in die Hände kommt. Während sie die Leute aber arbeiten läßt, was doch nur zeitweise Aushülfe sein kann, sucht sie in deren Interesse nach dauernder Beschäftigung.

Sie hat zu diesem Zwecke ein Arbeitsbureau gegründet, welches sie hofft

Digitized by Google

mit der Zeit zu einem anerkannten Factor des Arbeitsmarktes zu erheben und dadurch eine Organisation der vorhandenen Kräfte, von Angebot und Nachfrage zu erzielen. Wer sich einmal die Schuhe beim Stellensuchen abgelaufen, wird die ungeheuere Wohlthat eines solchen Unternehmens, wenn in großem Stile und von vertrauenswürdigen Händen geleitet, zu schätzen wissen. Auf welche Weise General Booth seine Schützlinge in der Stadtcolonie zu beschäftigen gedenkt, und er muß dabei auf Tausende rechnen, ist in mehrern Kapiteln ausgeführt. Es zeigt sich darin eine findige Benutzung des Vorhandenen, eine Berücksichtigung des Realen bis in die kleinsten Kleinigkeiten, worin entschieden eine Gewähr des Erfolges liegt. Denn was hat man Bellamy vorgeworfen? Daß er mit seinem Plane in der Luft schwebt; nun, hier ist jemand, der jeden Stein zweimal umdreht und sieht, ob nicht Brot daraus zu machen ist.

Immerhin sagt sich General Booth, daß er nicht alle, die zu ihm flüchten, wird in der Stadt beschäftigen können. Woher aber kommt der Andrang in der Stadt? Je nun, vom Lande. Also zurück mit den Unbeschäftigten aufs Land. Wen die Familie wiederverlangt, der soll ihr wiedergegeben werden; die andern sollen auf der Farmcolonie weiter zur Arbeit erzogen und körperlich gekräftigt werden. Diese Farmcolonie, in der ziemlich alle Beschäftigungen und Handwerke vertreten sein werden — das des Schankwirths ausgenommen —, soll in dauernde Wechselbeziehung mit der Stadtcolonie gesetzt werden, indem sie eine zeitweilige Zuflucht für das dort angesammelte Arbeitermaterial bietet, andererseits die Stadtcolonie mit Vorräthen versorgt, womit bedeutende Ersparniß verbunden wäre.

Aber selbst die Farmcolonie ist noch keine Endstation. Auch dort kann nur die Schulung der Leute gefördert werden, zur Selbständigkeit können sie es im Lande selbst nicht bringen, wenigstens die Mehrzahl nicht, und auf besondere Glücksfälle darf man doch nicht rechnen. Die sittliche und materielle Selbständigkeit, die Gründung gesunder Familien ist aber Endzweck der Heilsarmee bei diesem Plane. Deshalb soll durch Ankauf überseeischer Ländereien — der Ankauf englischen Bodens wäre unerschwinglich — die Möglichkeit systematischer Auswanderung geboten werden. Der Unterschied gegen das bisherige Auswanderungssystem wäre, daß die Auswandernden selbst für ihre neue Arbeit vorgebildet worden sind; daß sie nicht aufs Unbestimmte hinausgehen, sondern an einen Ort, den man für ihren Empfang hergerichtet hat; endlich daß durch Parcellirung der Ländereien den Willigen Gelegenheit zu eigenem Hausstande geboten wird. Zugleich würde das Auswandern nicht mehr eine herzbrechende Sache sein, auch keine Deportation oder Verbannung; es wäre eine Reise mit Freunden in eine sichere Zukunft.

Der Plan ist vollständig: er verläßt den Sinkenden nicht eher, als bis dieser fest auf den Füßen steht; er ist ausführbar, denn er beruht auf den gelungenen Versuchen von Jahren; er ist universell, denn er hat gar kein nationales Gepräge, und das religiöse spielt, was den zu Rettenden anbetrifft, eine zweite Rolle. Es ist wol nicht überflüssig, hier General Booth's eigene Worte anzuführen: „Auch nicht einen Augenblick soll religiöser Zwang auferlegt werden. Dem, der da glaubt und Gott dient, soll geholfen werden, weil er also glaubt; dem aber, der nicht glaubt und dient, soll gleichfalls geholfen werden, in der Hoffnung, daß auch ihm die Erkenntniß einstmals

Digitized by Google

kommen werde. Aber darum soll keiner sich bedrückt und unbehaglich fühlen. Wir haben keine salbungsvollen Kopfhänger in der Armee."

Der Plan ist auch ungemessener Erweiterung fähig, wie General Booth in mehrern Kapiteln ausführt. „Mehr Kreuzzüge" nennt er es, und plant Vergrößerung der Slumbrigade, welche in den niedrigsten, gemeinsten Stadtvierteln arbeitet; Gründung einer Gefängnißbrigade, welche die entlassenen Zuchthäusler und Sträflinge den alten Kameraden und Gewohnheiten entreißt. (Hierin hat die Heilsarmee sehr reiche Erfahrungen in Victoria, Australien, gemacht, wo der Staat ihre Mithülfe geradezu in Anspruch genommen.) Des weitern werden Zufluchtsstätten, Rettungshäuser geplant; großartiger Kampf gegen den Branntwein; ein Intelligenzbureau, das sein Netz über die ganze Welt ausdehnt; ein Hülfsbureau, wo den Unerfahrenen und Freundlosen rechtlicher Beistand wird, eine Art Armenadvocatur; eine Creditbank für kleine Leute, und das alles von solchen geleitet, die kein persönliches Interesse an der Sache haben, sondern sich als Beamte des Allgemeinwohls fühlen.

Was es kostet, den Plan zur That zu machen, ist oben angegeben worden.

Die Frage, was für Menschen ihn zur That machen können, beantwortet General Booth mit: „Meine 10000 Offiziere und alle, die da noch kommen werden und sich unserer eisernen Disciplin unterwerfen." Daß es solch eiserner Disciplin bedarf, ist klar; vielleicht scheint der Name Heilsarmee nun nicht mehr so lächerlich.

Die möglichen Einwürfe gegen den Plan faßt General Booth in Folgendem zusammen:

1) Es werden zu viele kommen? Ein Beweis, wie nothwendig Hülfe ist.

2) Sie werden weglaufen? Manche gewiß, aber nicht viele; zu essen haben, Freunde haben, Zukunft haben, ist auch was werth. Außerdem, es ist ja niemand gezwungen zu bleiben; wer nicht will, kann gehen. Doch werden sie sich zweimal besinnen, denn in dem Grade, wie unsere Organisation wächst, wird die Privatwohlthätigkeit aufhören. Es wird dann Arbeit geben, sodaß niemand mehr zu betteln braucht, daher auch nicht mehr Mitleid an den Thüren finden wird.

3) Sie werden nicht arbeiten wollen? Manche gewiß; aber auch sie werden dazu gezwungen sein, wenn nichts mehr zu erbetteln ist. Die meisten aber arbeiten gern.

4) Sie werden nicht arbeiten können? Es sollen auch nicht alle hacken und graben; viele sind zu schwach dazu; aber für die sind andere Berufe da. Außerdem werden die armen Creaturen sich auf der Farmcolonie kräftigen.

5) Trotzdem wird ein hülfloser Bodensatz elender, blödsinniger Geschöpfe zurückbleiben? Allerdings; doch würde man die für 4 Sh. wöchentlich erhalten können, und so viel würden sie durch irgendwelche Hantierung wol zusammenbringen.

6) Sie werden nicht gehorchen wollen? Wenn man nur zu befehlen versteht, gehorchen sie auch; das ist die bisherige Erfahrung der Heilsarmee. Außerdem ist auf die wachsende Einsicht zu rechnen, daß alles zum eigenen Besten der Leute geschieht.

7) Die Leute werden die gebotene Hand nicht ergreifen wollen? Es wurde einmal 250 Stellenlosen in den Asylen die schriftliche Frage vorgelegt: „Wenn man euch aufs Land schickte, an irgendeine Arbeit setzte, die ihr könnt, euch beherbergte, ernährte, kleidete, um euch wieder auf die Füße und weiter zu

Digitized by Google

helfen, würdet ihr dann alles thun, was in euern Kräften steht?" Die Antwort war in allen Fällen bejahend.

8) Sind diese Menschen nicht aber doch jeder Veredelung unzugänglich? Nein, antwortet General Booth, und ich muß es wissen, denn seit 40 Jahren lebe ich unter ihnen.

9) Heißt dies nicht die Concurrenz vergrößern? Kaum. Sehr viele würden in neues Land gehen. Dadurch wird die Zahl derer, die halbe oder Viertelsarbeit haben, verringert und die Bleibenden bekommen volle Arbeit. Zugleich werden die Bleibenden, da sie verdienen, auch verzehren; wo sie sich früher durchschlugen, werden sie jetzt zu leben haben; das erhöht die Nachfrage auf dem Markte.

Und der Schluß des Ganzen?

„Wer mir bis hierher gefolgt ist, wird sich selbst sagen, inwiefern und ob überhaupt er mir helfen soll, diesen Plan auszuführen. Religiöse Meinungsverschiedenheit, denke ich, sollte nicht dazwischentreten. Und wenn euch meine Heilsarmee unsympathisch ist, ist es trotzdem nicht besser, diese elenden Massen werden gespeist, beherbergt und gekleidet, selbst wenn sie diese Wohlthat einer bestimmten religiösen Ueberzeugung verdanken, als daß sie hungern, frieren, herumirren und gar keine Religion haben? Es ist doch bei weitem vorzuziehen, daß sie die Wahrheit reden, sittlich, fleißig und glücklich sind, selbst wenn sie zu Gott beten, Psalmen singen und in ihren Uniformjacken herumziehen, auf der Jagd, wie ihr es nennt, nach dem Reiche Gottes auf Erden, als daß sie Diebe bleiben und Dirnen, ohne jeden Glauben an Gott, eine Last für die Verwaltung, ein Fluch für die Gesellschaft, eine Gefahr für den Staat."

Hier steht also jemand, der eine Arbeit übernehmen will, die gethan werden muß. Es ist eine schmuzige und ungemein verantwortliche Arbeit. General Booth vergleicht sein Rettungswerk mit einer Maschine, die aus widerlicher, chemischer Mischung zuletzt einen brauchbaren Stoff herstellt. Er hat das Wissen, die Erfahrung und bietet auch die Kraft: seine Soldaten. Ihm fehlen nur die Mittel. Da er zum Besten der Gesellschaft arbeitet, legt er der Gesellschaft seinen Plan dar; wenn sich kein anderer meldet, will er ans Werk. Wird nach Veröffentlichung seines Planes, nach Erklärung seiner Willigkeit die Idee nicht That, aus Mangel an Mitteln, so ist die Verantwortlichkeit für was da kommt nicht länger sein; sie liegt mit ihren Folgen auf all denen, die taub waren für den Ruf. Deswegen ermöglicht den Versuch, helft, wenn euere Ueberzeugung es erlaubt, mit euerer Person, wo nicht, mit euerem Beutel.*

Das Buch schließt mit dem Ausdrucke des Verständnisses für den ganzen Ernst der Zeit, die, mündig geworden, ein schweres Erbe vollbewußt antreten will. Und weil es sich um internationales Elend handelt, da sollte es auch international betrachtet werden: die Heilsarmee fragt keinen nach dem Taufscheine oder Passe.

---

* Wer sich über die Heilsarmee näher unterrichten will, wende sich an den Secretär: 101 Queen Victoria Street. London, E. C.

Digitized by Google

Denkwürdiges.

Fortschritte in der mathematischen Erdkunde.

Auf einen merkwürdigen Fall bald 50 Jahre andauernder hartnäckiger und fast allgemeiner Nichtberücksichtigung eines von der Wissenschaft errungenen Sieges durch die deutsche Fachliteratur macht der k. und k. Fregattenkapitän J. Freiherr von Benko aufmerksam. Es handelt sich um die richtige Datumzählung auf den Philippinen, die seit dem 1. Jan. 1845 nach der Vereinbarung zwischen weltlicher und kirchlicher Autorität daselbst auf dem Wege Eingang gewann, daß man auf Montag den 30. Dec. 1844 unmittelbar Mittwoch den 1. Jan. 1845 folgen ließ. Nach dem Hinweise des Freiherrn von Benko berichten nicht nur unsere Conversations-Lexika, Brockhaus, Meyer, Pierer, in ihren neuesten Auflagen von diesem Vorgange nichts, sondern auch Gelehrte, wie Oskar Peschel (1871) und Rudolf Falb (1882), erzählen mit Bestimmtheit, daß auf den Philippinen an der alten falschen Zählung festgehalten werde. Die Nachricht von der Datumsberichtigung muß also ungemein verborgen geblieben sein.

Bekanntlich haben alle unter ein und demselben Halbmeridian — vom Nordbis zum Südpole — liegenden Orte gemeinschaftliche Tageszeit. Die östlich vom Beobachter liegenden Meridiane haben, weil ihnen die Sonne früher aufgegangen ist, weiter vorgeschrittene, die westlich liegenden aber geringere Tageszeit. Jeder Grad Längenunterschied entspricht einem Zeitunterschiede von 4 Minuten. Ein Ort 90° östlich von Paris ist in seiner Zeit um 6 Stunden der französischen Hauptstadt voraus; ein Ort 90° westlich von Paris ist in seiner Zeit um 6 Stunden hinter ihr zurück. Nun liegen die Philippinen unter 120° östl. L. von Paris, unter 140° östl. L. von Ferro. Wenn Paris 6 Uhr am Neujahrsmorgen hat, sollte man auf Manila 2 Uhr nachmittags erwarten dürfen; dem war aber nicht so: die Philippinen zählten um einen Tag weniger. Das kam daher, daß sie auf Magellan's Weltumsegelung auf dem Wege von Osten nach Westen entdeckt waren und seine Mannschaft auf der Heimfahrt also mit einem andern (und zwar zurückgebliebenen) Tagesdatum anlangte, als man es daheim zählte. Bei der Zugehörigkeit der Philippinen zum spanischen Weltreiche in Amerika verblieb man bei der irrigen Datirung, auch als es feststand, daß die Philippinen durchaus auf der östlichen Halbkugel lägen. Aber nun ist dieser Fehler abgelegt, und da die Marianen von der Verwaltung der Philippinen abhängen, die Fidschi-Inseln aber, nach dem Berichte von Benko's, das richtige Datum haben, so hängt es einzig vom Stande der Tageszählung auf den Bonin-Inseln und den Carolinen ab, um die Scheidelinie des Datumwechsels, statt sie die Curve im Westen der Philippinen machen zu lassen, einfach den Meridian der Beringsstraße entlang zu ziehen.

Friedrich Bienemann.

Todtenschau.

Aube (Hyacinthe Laurent Théophile), französischer Viceadmiral, 1886—87 Marineminister (geb. 1826), starb 3. Dec. v. J. in Toulon.

Bancroft (George), der berühmte Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Gesandter in Berlin 1867—74 (geb. 1800), starb 17. Jan. d. J. zu Washington.

Belot (Adolphe), französischer Romanschriftsteller (geb. 1829), starb 19. Dec. v. J. in Paris.

Danilewski (Grigori Petrowitsch), russischer Schriftsteller, Redacteur des russischen „Regierungsanzeiger" (geb. 1829), starb 18. Dec. v. J. in St.-Petersburg.

Digitized by Google

Decker (Pierre Jacques François de), klerikaler belgischer Staatsmann, 1855—57 Minister des Innern, später Mitdirector der berüchtigten Christlichen Bank (geb. 1812), starb 5. Jan. d. J. in Brüssel.

Feuillet (Octave), berühmter französischer Romanschriftsteller (geb. 1820), starb 29. Dec. v. J. in Paris.

Foucher de Careil (Louis Alexandre, Graf), französischer philosophischer Schriftsteller und Diplomat, 1883—86 Botschafter in Wien (geb. 1826), starb 10. Jan. d. J. in Paris.

Frege (Richard Waldemar von), früher Professor der Rechte an der Universität Leipzig (geb. 1811), starb 26. Dec. v. J. daselbst.

Gade (Niels Wilhelm), dänischer Componist (geb. 1817), starb 21. Dec. v. J. in Kopenhagen.

Giseke (Robert), belletristischer Schriftsteller, seit 1866 geisteskrank (geb. 1827), starb 12. Dec. v. J. in einer Heilanstalt zu Leubus.

Greiffenhagen (Thomas Wilhelm), der Begründer der politischen Presse in den baltischen Provinzen 1860, Syndikus und Stadthaupt von Reval, dessen Amtsentsetzung auf kaiserlichen Befehl wegen seines verfassungsmäßigen Widerstandes gegen die willkürliche Verdrängung der deutschen Sprache auf dem Verwaltungswege im Sommer 1885 den Beginn der Gewaltherrschaft in den Ostseeprovinzen bezeichnete (geb. 1821), starb 9. Jan. d. J. in Reval.

Haußmann (Georges Eugène, Baron), Seinepräfect unter Napoleon III. (geb. 1809), starb in der Nacht zum 12. Jan. d. J. in Paris.

Kaselowsky (August), Geschichtsmaler (geb. 1810), starb 4. Jan. d. J. in Berlin.

Kinglake (Alexander William), englischer Geschichtschreiber des Krimkrieges (geb. 1812), starb 2. Jan. d. J. in London.

Leuchtenberg (Nikolaus Maximilianowitsch Fürst Romanowski, Herzog von), ältester Enkel Eugen's von Beauharnais, Generallieutenant à la suite des Kaisers von Rußland (geb. 1843), starb 6. Jan. d. J. in Paris.

Löwenstein (Rudolf), Dichter, langjähriger Mitredacteur des „Kladderadatsch" (geb. 1819), starb 5. Jan. d. J. in Berlin.

Pacius (Friedrich), der hochgefeierte Componist der finländischen Volkshymnen „Vårt Land" und „Suomis Sång" (geb. 1809), starb 8. Jan. d. J. in Helsingfors.

Paepe (Cäsar de), Führer der belgischen Socialisten (geb. 1842), starb 19. Dec. v. J. zu Cannes.

Reyher (Karl von), hervorragender Chirurg in St.-Petersburg (geb. 1843), starb 11. Jan. d. J. auf der Jagd in der Nähe der Residenz.

Schliemann (Heinrich), berühmter Alterthumsforscher (geb. 1822), starb 26. Dec. v. J. in Neapel.

Solms-Sonnenwalde (Theodor, Graf zu), erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses (geb. 1814), starb 28. Dec. v. J. auf Schloß Sonnenwalde.

Stadion (Philipp, Graf), Haupt der Fridericianischen Linie seines Hauses (geb. 1854), starb 31. Dec. v. J. in Wien.

Studer (Gottlieb), schweizerischer Alpenschriftsteller (geb. 1804), starb Dec. v. J. in Bern.

Taubert (Karl Gottfried Wilhelm), Componist, langjähriger königlicher Ober-Hofkapellmeister in Berlin (geb. 1811), starb daselbst 7. Jan. d. J.

Wigand (Martin), Inhaber der Verlagsbuchhandlung Georg Wigand in Leipzig, starb daselbst 10. Jan. d. J., 45 Jahre alt.

Zoepffel (Richard Otto), ordentlicher Professor der Theologie in Straßburg (geb. 1843), starb daselbst 7. Jan. d. J.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Casino Eisenach

Source Bonnevie.

Novelle von **Adalbert Schroeter.**

Ein gramvoll Erinnern,
Ein Weh ohne Schlummer,
Das fahl überschattet
Dein Glück, deinen Kummer —

Thomas Moore.

1.

Unter den Platanen der Casinopromenade von Lausanne war ein buntes, lichtdurchflossenes Getriebe. Reichgestickte spanische Gewänder und duftige pariser Spitzenkleider wogten durcheinander. Die blonden Töchter Albions bildeten eine anmuthige Folie zu der reizenden Maskerade der schwarzäugigen Töchter der prächtigen Hauptstadt des Waadtlandes: Lausanne gab sich und den vielen Hunderten von Gästen, die von nah und fern auch in dieser sonnigen Saison wiedergekehrt waren, eine „Fête Espagnole". Aus den grünen Platanenzweigen ergossen rothe Lampen ein magisches Licht. Allerlei lockende Weisen, spanische und französische Lieder klangen durcheinander. Blumen- und Orangenverkäuferinnen glitten durch die schaulustige Menge, leichtfüßig, mit blitzenden Augen, wie Lacerten. Hier lud eine braungelockte Schöne in ein Zelt zu feurigem Xeres und Madeira, dort auf der Estrade im volksgefüllten Lustgarten sangen Studenten in spanischer Tracht zu Mandolinen und Clarinetten bald muthwillig-siegesfrohe, bald liebesschmachtende Canzonen. Ein Stück spanischen Lebens war im Zauberhauche des Juliabends lebendig geworden in der stolzen Hauptstadt des Canton de Vaud. Seidene Schärpen, Schleier und Mantillen flogen und schillernde Fächer kokettirten; rothe Lippen lachten und feuchte Augen lockten, und um all die reizenden geschmeidigen Mädchengestalten, die da als Verkäuferinnen im Blumenbazar oder Obstzelte standen, hier allerlei Schmuck- und Scherzartikel, dort Cigaretten und drüben glacirte Früchte und Zuckerwaaren feilboten, floß der goldene Schimmer eines traumgeborenen Sinnenzaubers, und die schlanken Burschen in der prallen spanischen Volkstracht waren erfolgreich beflissen, die Täuschung vollkommen zu machen, denn der Fandango, den „die Schöne glühend mit dem Knaben schlang", war tadellos.

„Bah! Laß uns gehen", sagte der eine der beiden deutschen Herren, die dem lustigen Quintett der Estudiantina in der improvisirten Vinarda beigewohnt hatten, bis der letzte Kehrreim des eben vorgetragenen Liedes:

Chantons et dansons sans rêve,
Tout demain nous dormirons.
Sous le rideau qui se lève
Glissez vos doigts, mignons —

Digitized by Google

verklang wie eine schrille Fanfare; „das Stück wird schal. Für spanische Anmuth hat die Schweiz keinen Boden."

„Vaudoisen sind keine Andalusierinnen, es ist wahr!" lachte der andere; „und doch habe ich nirgends überraschendere Aehnlichkeit mit den Schönen von Sevilla gefunden als bei den Damen von Lausanne; du bist ungerecht, Ottokar — weil du nicht fandest, was du suchtest."

Sie wandten sich dem Ausgange zu.

„Zum Teufel, ja!" sagte heftig der erstere. „Wo mag die Sirene stecken? Ich laufe ihr nun nach von Meran bis Venedig, von Marseille bis Genf. Ueberall ihre Spur und der Nachhall ihrer Lieder, und nirgends sie selbst."

„Sonst hast du immer meisterhafte Kunst im Verfolgen des Wildes entwickelt", lachte wieder der Doctor. „Es ist seltsam in der That, daß es dich diesmal so beharrlich zu äffen weiß."

„Laß den Scherz, Alfred", sagte der andere. „Des Jägers Pfeil ist diesmal auf ihn zurückgesprungen — mir ist sehr ernst und sehr traurig zu Muthe."

Sie gingen am letzten Blumenzelte mit seinen lachenden Schönen vorbei und lenkten zur Stadt ein, sich dem Restaurant „Du grand Pont" zuwendend. Hier übergab der Secretär des Gasthofs dem Grafen ein Telegramm. Er las die wenigen Worte:

„Evian-les-Bains. Boncoeur."

Er steckte das Blatt zerknittert in die Tasche: „Bah, es ist doch wieder zu spät."

Sie traten in den großen Speisesaal ein und nahmen Platz an dem untern Fenster. Die meisten der Gäste brachen bereits auf. Bei einer Flasche des purpurrothen Yverdon saßen die Freunde beieinander und feierten ihr zufälliges Wiederfinden bei dem „spanischen Feste" in Lausanne. Ihre Gläser klangen zusammen.

„Ah, der Wein ist zu heiß bei dieser Juli-Schwüle. Kellner, stellen Sie Champagner kalt!" rief der Graf. „Ich komme mir vor", sprach er dann halb zum Freunde und halb zu sich selbst, „müd' und abgehetzt wie der fliegende Holländer, zum mindesten aber wie Parcival auf dem Irrpfade nach dem verlorenen Glück."

„War es denn dein?" fragte der Freund.

„Mein? Daß es mein war! Sie fing bitterlich an zu weinen, als ich sie fragte: «Signora, wollen Sie Gräfin Turck sein? Mein Name ist gut, und alt dazu. Ich stehe ganz allein, mutterseelenallein in der Welt — und habe, es ist wahr, oft unglücklich geliebt, das heißt: mein Ideal erblaßte nach den ersten Küssen. Aber Sie, Signora, Sie sind mir gesandt zur Erlösung aus der Oede meines hingebrausten Lebens — o sagen Sie Ja!» Und sie sank mir schluchzend in die Arme. Er war sehr schön, der Augenblick — es war im mondbeglänzten stillen Thale von Sanct-Valentin, auf der Höhe bei Meran — aber er war eben so kurz, der süße Augenblick: sie riß sich los und war im Nebel der Trauttmansdorffer Wiesen verschwunden, ehe ich folgen konnte. Mit dem ersten Frühzuge seien Signora nebst Zofe abgereist nach Bozen, antwortete mir der Wirth des «Tiroler Hofes», als ich bei der Frühstückstafel die gewohnte Tischgenossin vermißte. Das ist alles."

Der Champagner perlte im Glase. Er färbte ihn dunkel mit dem blutrothen Weine.

„Gleichviel!" fuhr er dann fort. „Komm! Stoß an! Laß uns die paar Stunden des Zusammenseins nicht vergällen durch sentimentale Lamentos. Morgen bist du ja schon fern auf dem Wege nach Venedig, und ich? — und

Digitized by Google

ich in Evian-les-Bains! Und übermorgen hörst du die Geigen auf der Piazzetta klingen. Und ich? Ja, der Teufel weiß, wo übermorgen ich bin: aber sicherlich bin ich nicht mehr drüben an der Quelle Bonnevie! Doch gleichviel! Wohin die Hetzjagd weiter tolle, ich folge, wie der Jäger der Gemse, und sei es —"

„Halt ein, halt ein", beschwichtigte der andere. „Solch ungestümes Jagen nach dem Glück hat niemand zum Heile geführt."

„Bah! Als ob derlei moralische Wasserstürze — doch sei's! Du hast recht. Von etwas anderm! Wann kehrst du wieder?"

„Vier bis sechs Wochen denke ich in Venedig zu bleiben. Ich werde dort die letzte Feile an meine Byron-Uebersetzung legen und dann nach Berlin zurückkehren, sobald ich hier in Lausanne nochmals —" er hielt Augenblicke inne — „nach meinem Töchterlein gesehen."

„Nach deinem — Töchterlein?" fragte Graf Ottokar mit lächelnder Verwunderung. Der andere hob um so ernster an:

„Ach, das ist eine traurige Geschichte. Meine Freude, dich so unerwartet wiederzutreffen unter den Platanen von Lausanne, war zu lebhaft, um dir den letzten Zweck meines Hierseins zu enthüllen."

„Du wolltest Lord Byron's verwischten Spuren nachgehen an seinem vielgeliebten Genfersee, verstand ich recht, und bist nun im Begriffe, ziemlich fruchtlos zu scheiden?".

„Sage das nicht! Es war doch ein schöner Traum, die gewaltigen Bilder stets vor Augen zu haben, an denen die seinen sich entzückten, und es war ein hold erhebender Gedanke, den Pfaden nachzugehen, die er gewandelt. Doch wie ich dir sagte: es gab noch einen zweiten Grund, der mich an die Gestade des Genfersees führte, sobald mein Zögling, Prinz Willy, die Cavallerieschule bezogen hatte."

„Ich bin gespannt."

„Als Lehrer der Söhne des österreichischen Botschafters in Petersburg, desselben, der mich dann dem Herzoge Lothar zum Erzieher der seinigen empfahl, ward ich eng befreundet mit einem französischen Militärattaché. Eines Morgens wurde ich zu ihm geholt — er läge im Sterben. Fast kam ich zu spät. Im Duell mit einem polnischen Herrn hatte ihn beim zweiten Gange die tödliche Kugel getroffen. Er übertrug mir die Ordnung seiner letzten Angelegenheiten."

„Ich kenne die Art — fahre fort!"

„Die Kugel hatte ein Liebesverhältniß des Marquis mit einer kaum achtzehnjährigen Sängerin von der Großen Oper zerrissen. Das eine der hinterlassenen Schriftstücke war an seinen Bruder gerichtet, einen Lieutenant bei den marseiller Chasseurs, zwei andere galten der Sicherstellung der Dame und — ihres kaum geborenen Kindes; ein letztes übertrug mir Vormund- und Vaterpflichten für die Kleine. Um der Mutter willen war es bald nach der Geburt fremden Händen übergeben worden, und diese Familie, welcher es anvertraut wurde, lebt seit dem April in Lausanne."

„Und die Mutter?" fragte der Graf.

„Ich bin zu Schweigen verpflichtet und ich halte den Eid einem Todten. Führt mich mein Stern in sichern Port, so wird seine Tochter die meine."

„Brav, brav! Daran erkenne ich den besten Freund meiner Jugend. Gib mir die Hand, Alfred, und klinge mit mir an auf deutsche Freundschaft. O, warum ziehst du wieder so eilig von dannen — und ich muß wieder weiter irren, allein, allein!"

Digitized by Google

Und wieder verlor er sich in leidenschaftlichen Schilderungen der Schönheit der Dame, die ihm auf sein glühendes Liebeswerben mit jenem verhängnißvollen Geständnisse einer gleichen Erwiderung seiner Hingabe geantwortet hatte. Aus diesem Bilde, das der Graf entwarf, sprachen allerdings die Züge einer so blendenden wie tiefen Frauennatur, daß der Freund nun doch zuversichtliche Hoffnung und Worte zu trostreichem Zuspruche fand.

„Ich weiß", begann er herzlich, „dein Kennerauge zeichnet nüchtern. Nun denn, Ottokar, dann ist der Preis des Kampfes werth. So setze ihn fort und führe ihn durch: du streitest um den Frieden deines Lebens! Erblühe er dir drüben an dem Silberbronnen der Source Bonnevie! Mit diesem Segenswunsche sag' ich dir heut Ade! Und er wird sich erfüllen. Gott und Natur haben dich zu fürstlich ausgestattet, als daß dein Einsatz versagen sollte. Trittst du doch in eine Arena, von welcher es heißt: «König ist hier, wer dem Auge gefällt.» Und so ziehe siegessicher hinüber auf das savoyische Gelände! Alle meine guten Wünsche, ich sagte es, ziehen mit dir — wenn es dir Ernst ist."

„Wenn es mir Ernst ist?" rief fröhlich lächelnd der Graf. „O, ich will nicht leben, wenn es mir nicht Ernst ist! So leeren wir das letzte Glas auf meine Liebe, und ein frohes Wiedersehen in sechs Wochen an der Quelle Bonnevie!"

Sie stießen an — schrill klangen die Gläser. Dann verließen sie den ausgestorbenen Saal. Ein herzlicher rascher Abschied, ein letztes Lebewohl — und der Graf ging hinauf in sein Zimmer, ein Motiv aus der „Weißen Dame" vor sich hinträllernd, während der Dichter hinaustrat in die nächtigen Schatten und den Weg nach dem „Hôtel d'Angleterre" in Ouchy einschlug, um die letzte Nacht in dem Gemache zu verträumen, wo Lord Byron den „Gefangenen von Chillon" schrieb.

„Gott lasse sie ihn finden, die gute Fee seines Lebens!" sprach er vor sich hin, „die seinem ziellosen Wanderlaufe ein Ende bereitet und ihn zurückgewinnt für die weiten Fluren seiner Herrschaft und den Reiterdienst seines Königs, für den sein scharfer Säbel sich so wacker geschlagen. Gott lasse sie ihn finden, die gute Fee seines Lebens, sonst verzehrt er sich an der Glut seiner Seele!"

2.

Es ging die Abendsonne nieder über den Thürmen der stolzen Kathedrale von Lausanne, und die Wellen des Sees beglänzte rosige Glut. Die letzten schmucken Boote mit geschwellten Segeln, wallenden Baldachinen und flatternden Flaggen kehrten zum Landungsplatze von Evian. Die Cavaliere halfen den Schönen artig ans Land. Manch zierliches Füßchen schlüpfte für Momente muthwillig-verrätherisch aus den spitzenleichten, duftigen Gewändern. Französische Scherzworte lachten, und zartwangige Engländerinnen zeigten sich im koketten Aufschlag schelmischer Augen so erfahren wie nur immer die weltgewandtesten Pariserinnen. Das Orchester im nahen Casinogarten begann soeben den zweiten Theil seines pikanten Programms, und die muntere Gesellschaft folgte plaudernd den lockenden Klängen, nicht ohne die königliche Gestalt des Mohren, der in reicher blauer Livree mit einem weißen Bernhardinerhunde in der Maulbeerallee auf- und niederwandelte, mit Blicken bewundernder Neugier zu streifen. Nun war auch das letzte Boot eingelaufen, die Kette rasselte, Segel und Baldachin wurden eingezogen, und

Digitized by Google

die „Hirondelle“ ruhte aus von ihrem Wellenfluge.

Der Mohr schaute schärfer durch die Dämmerung, die sich immer dichter auf den verglimmenden Abendschein der bewegten Wasser niedersenkte. Jetzt trat er näher ans Ufer und eine lebhafte Bewegung glitt über seine gespannten Züge — dort in dem winzigen Boote, das mit doppeltem Segel vor dem Abendwinde herüberglitt, stand Graf Ottokar.

„Pietro — sieh!“ rief der Mohr.

Der Hund folgte mit den Augen der deutenden Hand, stürzte sich sodann mit gewaltigem Satze in die dunkelgrüne Flut und schwamm dem Nachen entgegen. Die hohe Gestalt des Grafen beugte sich hinaus über das Wasser und hob das treue Thier an den schaukelnden Bord. Sein jubelndes Gebell hallte herüber und immer näher — der Graf trat ans Ufer, wo ihn der Neger empfing.

„Sei kurz, Boncoeur.“

„Mademoiselle Marguérite“, begann der Mohr, „telegraphirte mir die Adresse der Signora in unser genfer Hotel. Ich vermeldete sie alsbald dem Herrn Grafen nach Lausanne und fuhr voraus nach Evian.“

„«Hôtel des Bains?»“

„Zu Befehl, Herr Graf. Zimmer 5, 7 und 8, Nordwestseite. Signora bewohnt das linke Balkonzimmer, links von den Quellen. Mademoiselle Marguérite aber“, fügte er kleinlaut hinzu, „meinte, wir würden sie doch wieder forttreiben.“

„Es ist gut. Geh voran!“

Langsam folgte der Graf die Rue Clermont hinauf. Das altersgraue Städtchen an der Berglehne war ihm bekannt. An der Quelle Bonnevie hatte er als siebzehnjähriger Jüngling seinem hinfälligen Körper einstmals Genesung getrunken. Er erkannte die alten Bäume wieder, die düstern, zerbröckelnden Mauern und die feuchten Gassenwinkel, in denen hier und dort schmuzige Savoyarden lungerten, halbnackte Jungen und Mädchen im Mondscheine ihre Späße trieben und widrige alte Weiber ihr Spinnrad drehten. Es war kein lieblicher Willkomm, den ihm der vorgerückte Abend bot. In wieder aufquellender Jugendlust hatte er einstmals hier Abschied genommen von blühenden Bäumen und reizenden Gespielinnen — und heute? Es wehte ihm kalt entgegen aus moderndem Gemäuer, und die wenigen neu aufgeführten Gebäude, die mit ihren frischgetünchten Vorderseiten aus den Dämmerschatten schienen, schauten ihn an, leer, kalt und fremd. Schon aber trat er in das vornehme, hellerleuchtete vordere Treppenhaus des fürstlichen Badehotels und wieder hinaus auf den freien mondbeglänzten Platz, wo unter Orangenbäumen die Quellen rieselten. Sie sangen ihre alten eintönigen Melodien, die Source Guillot und die Source Cachat, und melancholisch plätscherte die Source Bonnevie darein. Aber liebliche Blumendüfte empfingen ihn, als er die nächste breite Steintreppe hinaufstieg, auf der grünen Halde des säuselnden Parks. Die Aloës standen in blutrothem Flor und gelbe Cactusblüten schimmerten aus dunkelm Mauergrün. Bergscabiosen und Weinraute dufteten, Amaranthen und Amaryllen, Silenen und üppige Soldanellen. Jetzt stand er auf dem weiten Freiplatze vor dem stolzen Fremdenpalast und schaute hinein in den Abend, hinüber nach der Schweiz. Die Lichter und Laternen flimmerten in den Villen und Schlössern von Lausanne, und auf dem See tanzten die Spiegelbilder der Sterne. Aber Nebel glitten hier und dort über die Wogen, wie Geistergestalten, und

Digitized by Google

nächtige Wasservögel streiften, auf finsterm Fittiche auf- und niederflatternd, ihr wehendes Gewand wie die Schwermuth Stunden der Freude. Das Plätschern der Quellen klang traurig durch den weihevollen Frieden und wehmüthig rauschte durch die Edelkastanien der müde Hauch der Nacht. Ein Meteor rollte auf flammender Bahn hernieder von Norden gen Westen am Firmament Lausannes, bis es in tausend sprühende Funken zerstob. Der Graf sprach halblaut vor sich hin: „Das Bild meines Glückes!"

Da rauschte es hinter ihm, und eine hohe Frauengestalt trat aus dem kleinen Pavillon, der inmitten der Terrasse im Abenddunkel lag. Graf Ottokar stand wie versteint, dann breitete er die Arme aus und eilte auf sie zu mit dem Entzücken aufjubelnder Liebe: „Leonore!"

Sie wich zurück und hob den Arm wie in flehender Abwehr; aber in stürmischer Leidenschaft umfaßte er mit beiden Händen ihre Rechte und rief: „Umsonst, es ist umsonst, Leonore — weisen Sie mich nicht zurück! Die Thränen von Meran sind geflossen und haben das Geheimniß Ihrer Liebe mir enthüllt — ja, Ihrer Liebe, Leonore — o, warum wollen Sie sich selbst entfliehen, indem Sie vor mir und Ihrer Liebe fliehen?"

„Jene Thränen, Herr Graf", erwiderte zitternd die Dame, „Sie hätten sie schonen sollen, statt mich zu verfolgen wie ein wundes Reh."

Er preßte ihre Hand in der seinen, seine Augen glühten und seine Lippen flüsterten nahe an ihrem Munde: „So ist's! So ist's: der Pfeil drang Ihnen so tief in die Brust, wie nur immer in mein eigenes Herz! Fliehen Sie nicht weiter — es ist umsonst! Anders verbluten wir beide! Aber, Leonore, was Gott zusammengefügt —"

„O, nennen Sie Ihn, so sprechen Sie unser Urtheil aus, so besiegeln Sie unser Elend!" rang es sich von den Lippen des schönen Weibes.

„Nicht Ihn? Nicht Ihn? War es nicht Er, der mich sandte, Ihnen zum Retter sandte, die Natter zu zerdrücken, die sich an Ihrem Arme emporwand zu tödlichem Stiche? O denken Sie jener Morgenstunden in den Fliederbüschen am Schlosse Planta, auf den Höhen von Meran! Ohne mein Nahen, der ich aus den Bergen von der Gemsjagd kam, waren Sie verloren!"

Und wieder überflog die schlanke Gestalt ein mädchenhaftes Zittern.

„Seitdem umfängt mich der Bann", fuhr er fort, und sein glühender Hauch streifte ihre feinen Wangen, „mich, wie Sie! O, denken Sie der vielen freundlichen Stunden, die jener folgten in unschuldiger Freude! Denken Sie unserer sonnigen Wanderungen durch Wiesen und Haine und Rebengelände. Und wenn ich von der Jagd im Gebirge kam, wie lächelte so beglückend Ihr Dank mir entgegen, wenn ich Ihnen, der schönen Fee des Thales, die duftigen Kinder des Berges, Enzian und Azaleen und Alpenrosen, in kunstlosem Strauße als Grüße der Alpe und ihrer Gletscher brachte! O denken Sie all der lieben Begegnungen an den lachenden Wassern der Passer, wo in stummem Geständnisse unser Auge rückhaltsloser als tausend Schwüre sprach, bis —"

„Bis sie über Ihre Lippen traten und die Unmöglichkeit besiegelten, daß wir weiter plaudern, scherzen, spielen durften. O, lassen Sie die Stunde vergangen sein — ich flehe Sie darum!"

„Nein!" rief der Graf, und schon beschwingte seine Worte erwachende Hoffnung, „nein, ich bin so weit hiervon entfernt, sie vielmehr von neuem ins Licht zaubern zu wollen; jene Stunden in

Digitized by Google

den Alpen von Meran wieder lebendig machen zu wollen in den Bergen von Savoyen! Ja, jene Stunden, wohl haben Sie recht, besiegelten nur die Unmöglichkeit, weiter zu tändeln und zu scherzen, die wir bestimmt waren, uns zu lieben mit allem Ernst des Lebens. Ich habe es gewollt, habe Ihnen Herz und Hand und meinen Namen, den edeln Namen meines Vaters, meines alten Hauses angeboten — und Sie flohen — ohne Grund — flohen, als es doch zu spät war für Sie und für mich."

„Ach, warum wecken Sie die alten Qualen auf!" sagte sie halb abgewendet, wie zurückschauend in die rosigen Tage von Meran. „Ich floh, ja, ich bin geflohen, aber nicht um meinetwillen! Denn daß ich es nur ausspreche, was meine Thränen verriethen — ja, ich liebte Sie, Graf Ottokar. Ich hatte Sie viel zu lieb, um an mich selbst zu denken, und floh — um Ihretwillen! O, forschen Sie nicht weiter! Lassen Sie mich gehen, lassen Sie mich — ich kann nicht mehr!"

„Ich lasse Sie gehen! — Doch ein Versprechen lassen Sie dem Freunde zurück, der Ihnen sehnsuchtsvoll nachzog in verzehrendem Schmerze — ein Versprechen lassen Sie mir zurück zum Willkommsgruße dieses unsers Wiederfindens: das Versprechen, nicht wieder, nicht weiter vor mir zu entfliehen! Ueberlassen wir unser Schicksal den Sternen, die uns wieder zusammenführten, doch vergönnen Sie mir, während dieser kurzen Sommerszeit unter demselben Himmel mit Ihnen zu weilen, Ihre Gesellschaft zu theilen."

Es zuckte ihre weiche Hand in der seinen. Berauschend klang das Liebesgeflüster des ritterlichen Mannes wider in ihrer Seele, wie einst unter den Bäumen des Valentinthales.

„Ich bleibe", hauchte sie. „Doch nun lassen Sie mich —"

Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand. Dann riß sie sich los und floh der Säulenhalle zu. Dort verschwand ihre Gestalt im Schatten des Oleanderlaubes. Es wurde Licht in ihren Zimmern. Goldene und finstere Streifen haschten sich in den Blättern der tropischen Pflanzen auf ihrem Balkon wie neckische Elfen. Dann schloß die Zofe, die kleine zierliche Marguérite, Glasthür und Fensterflügel. Noch lange wandelte der Graf auf der Terrasse auf und ab, und seine siegesfrohen Augen hingen an den bunten Lichtern, die sich droben durch das Gitterwerk der Jalousien stahlen, als wollten sie ihm plaudern von den süßen Reizen, mit denen sie droben kosen durften, und von den entzückenden Formen der Schönheit erzählen, die hier eingezogen sei und bleiben werde, bleiben die ganze sonnige Jahreszeit.

Der Mond stieg strahlender und höher empor, und der See glänzte feenhaft wider. Märchenbuntes Geflimmer blitzte nahe und ferne. Wie so lustig plätscherten jetzt die Quellen drunten und sangen ein muthwillig-scherzendes Trio. Glühwürmchen zogen dahin durch den Park, drüben im Feigenbusche und hüben in den Mandelbäumen, droben im Myrtenstrauche und drunten im Granatengebüsche. Jetzt wehte auch der Westwind halbverlorene Klänge von dem Wogenspiele des Sees herüber, und all die magischen Töne dieser mondbeglänzten Zaubernacht am savoyischen Gelände verwoben sich mit dem Säuseln und Flüstern in den grünen Wipfeln und Blätterkronen zu einem Wiegenliede, das Ottokar's stürmisches Herz in Schlummer sang.

Oh, wie lag die Welt jetzt so wunderschön und wunderklar vor seiner

Digitized by Google

Seele da, und es war doch Nacht überall! Sie prangte in allen Farben irdischer Seligkeit im Widerglanze seiner geschwellten Seele, und in seinem verjüngten Herzen wogten und klangen Bilder und Töne zusammen, traumhaft bunt und märchensüß wie die Visionen des schlummernden Faust, und aus dem Casinogarten herauf schwang sich jauchzend der letzte Melodienreigen gleich einem Capriccio dionysischer Lust, gleich einem Nymphenchore von Venus' Liebesfesten.

Und als Graf Ottokar jetzt seine Schritte nach dem Casino hinunterlenkte, das erregte Blut beim Roulette nach alter Gewohnheit zu beschwichtigen, da zog ihm das Liedchen eines alten Minnedichters durch den Sinn, eine fröhliche Erinnerung aus der mit Alfred zusammen verlebten heidelberger Studienzeit:

Wip unde federspil,
die werdent lihte zam!

Und wieder kam er vorüber an den Quellen. Und diesmal blieb er stehen und redete sie an wie ein fröhliches Kind: „Nun sei mir willkommen, liebe Quelle Bonnevie! Wir haben uns noch gar nicht begrüßt! Ja, du bist jung geblieben, liebe Quelle — und ich bin alt geworden — so alt, daß ich nunmehro gar zu heirathen gedenke; die Leute sagen freilich, das sei die einzige, die wahre Quelle Bonnevie! Ich hoffe es auch — nous verrons! Einst gabst du dem Jüngling die Gesundheit des Blutes wieder, schöne Brunnennixe — wie fahren die Jahre dahin und wie schnell die Jahrzehnte! So reiche mir heute den Genesungstrunk für meine Seele!" Er ließ das Wasser in den Becher rinnen: „So trinke ich dir zu, schöne Nixe, habe Dank für deinen Willkommstrunk und spende mir ferner deinen Labequell!"

Er leerte den Becher und ging weiter. Bald saß er am Roulette, und das Glück war ihm hold. Inzwischen waren die Lichter hinter den Jalousien des östlichen Balkonzimmers droben erloschen, und Marguérite wiegte sich lachend im verschwiegenen Pavillon auf dem Schoße Boncoeur's und flüsterte ihm in froher Zuversicht ins Ohr:

„Sie bleibt — wir bleiben! Nun wird alles gut. Nun werden sie Mann und Frau — und du und ich — Mann und Frau."

3.

Die kurze Saison Evians stand in voller Blüte. Die üblichen Liebesromane hatten sich schnell entsponnen, und das Gerücht wob in ihren leichten durchsichtigen Schleier seine bunten Lügenfäden. Die anziehendsten Erscheinungen der Damenwelt gehörten wie immer Frankreich und England an, und die Herren hatten sich an der Quelle Bonnevie aus allen Richtungen der Windrose zusammengefunden. Russische und österreichische Polen, italienische und ungarische Cavaliere, londoner Dandies und pariser Stutzer waren die Mittelpunkte der einzelnen Abenteurer in Sälen und Salons, beim Roulette wie auf der Adler- und Frauenjagd.

Eleonore war die Schönheit der Saison. Eine junge Mexicanerin aus Veracruz bildete ihren nächsten Verkehr. Sie hatten sich in Meran bereits befreundet, und hier, wo sie sich halb zufällig, halb gemäß einer flüchtigen Verabredung wieder begegnet waren, immer enger aneinandergeschlossen. Ein niedliches berliner Backfischchen, Fräulein Lili Groddeck, eine Reisebekanntschaft der schönen Creolin, war ihr ebenfalls näher getreten, und das naive, unschuldige Mädchen wurde von den beiden Freundinnen gern gelitten mit seinem immer heitern zuthulichen Wesen und harmlosen Geplauder.

Digitized by Google

Die drei Damen hatten auch heute Morgen einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Curorte Amphion gemacht. Es war Mittag geworden, als sie zurückkehrten.

„O sehen Sie dort", begann hastig Fräulein Lili, als sie in die Maulbeerbaumallee einbogen, „den Herrn im grauen Cylinder, ohne Bart, mit Kneifer und grauen Handschuhen? Das ist einer der boshaftesten unserer berliner Kritiker. Denken Sie sich, dieser Mann hat meiner Tante gegenüber — er verkehrt nämlich in unserm Hause und ich ließ ihm durch sie, natürlich discret, mein Lustspiel zur Prüfung vorlegen — wissen Sie, was dieser Mensch darüber für ein Urtheil abgegeben hat? Dies Lustspiel, hat er gesagt — es heißt nämlich «Das Eisbaiser» — schmecke nach der Puppenstube!"

Die Freundinnen lachten.

„Und Sie lachen noch darüber? Und wissen Sie, was er von Ihnen gesagt hat, Signora? Ihr Gesicht sei ein latenter Roman — ein latenter Roman, hat er gesagt!"

Eleonore wandte sich um, dem berliner Herrn fernere Möglichkeiten, ihr Gesicht zum Gegenstande physiognomischer Studien zu machen, zu entziehen. So ging man wieder die Allee zurück, dem Casino zu. Aber Lili fuhr nur um so eifriger fort: „Ja, seine ganze Kunst ist Bosheit. Ein guter Kritiker ist er keinesfalls. Das wird mir Herr Doctor Fels, wenn er aus Venedig kommt und ich ihm mein Lustspiel vorlege, sicher bestätigen. Aber tanzen thue ich schon lange nicht wieder mit diesem bissigen Menschen, und wenn er mir noch so schöne Bonbonnièren aus Genf mitbringt, wie er es immer thut. Ah, sehen Sie, da kommt der Herr Graf! Ja, das ist doch ein ganz anderer Mann! So ein Gesicht muß der Rattenfänger von Hameln gehabt haben — das ist auch so ein geistreicher Ausspruch von diesem grauen Paradiesvogel" — und sie sah sich noch einmal zornig nach dem Schriftsteller um; „aber hier hat er zufällig einmal recht gehabt. Ja", sagte sie schwärmend, „der Herr Graf! Und dieser bildschöne Hund — Pietro, Pietro, komm hier, schöner Pietro!"

Der Graf war näher gekommen und begrüßte die Damen mit der ihm eigenen Ritterlichkeit.

„Promenirt, meine Damen?" fragte er, mit höfischer Eleganz den Hut ziehend. „In Amphion gewesen?" Sein alter Gardeton hatte sich frisch erhalten.

„Ja, es war sehr schön, Herr Graf", nahm wieder Lili das Wort. „Sie hätten uns begleiten sollen, dann wäre Signora vielleicht nicht so wortkarg gewesen", plauderte sie heraus.

Eine peinliche kleine Pause folgte, doch Lili fuhr unbekümmert fort:

„Und ein paar Hexen haben wir gesehen! O, kein Märchenbuch malt sie scheußlicher, als sie in Savoyen und in Böhmen herumlaufen! Das kommt von der frühzeitigen Blüte und dem raschen Welken der Mädchen und Frauen in diesen beiden verwunschenen Ländern", setzte sie altklug hinzu. „Nun, ich werde mir das merken für mein Märchenbuch. Ich schreibe nämlich ein Buch: «Märchen aus Savoyen» — zu Weihnacht soll es unter vielen Christbäumen liegen, trotz diesem maliciösen Doctor Ammon und seinen latenten Romanen. Und wissen Sie, was er von Ihnen gesagt hat, Herr Graf von Turck? Ich mag es gar nicht wiedersagen —"

„So ersparen Sie es sich und uns, liebe Lili", versuchte die Creolin vorzubeugen.

„Nein, gerade, gerade will ich es wiedersagen — es schadet gar nichts, wenn Sie es ihm einmal einträken,

Digitized by Google

seine Vorlautheit. Dieser Herr, hat er gesagt, kommt mir vor wie Tanhäuser, dem es in der Venusgrotte zu langweilig wurde und der sich nun gefällt, zu den Füßen der Frau Elisabeth zu knien."

„Lili", fiel wieder die Creolin ein, „wissen Sie nichts anderes zu erzählen?"

Leonore war blaß geworden. Doch unerbittlich fuhr Lili fort:

„Oh, Sie sollen nur wissen, mit wem Sie es zu thun haben! «Aber die Source Bonnevie der Tugend wird ihm noch früher fade werden», hat er gesagt, «und er wird jählings zurückkehren in den Venusberg, und Frau Elisabeth wird das Nachsehen haben!»"

„Lili", fuhr jetzt die Creolin auf, „Sie wissen nicht, was Sie reden!"

„Es ist möglich, so recht weiß ich nicht", gestand sie offenherzig zu, „wie er das gemeint hat. Aber gesagt hat er es sicher, und mein Papa und der Hofschauspieler X. aus Dresden sind dabei gewesen — und jetzt läutet, Gott sei Dank, die Tischglocke. Ich habe Hunger bekommen. Sie gewiß auch! Und arrangiren Sie recht bald die Fahrt nach Meillerie in die Rousseau-Grotte, Herr Graf — und Bon appétit, bon appétit insgesammt! Und au revoir ce soir!" Und sie verneigte sich höchst anmuthig und lief so seelenvergnügt die Rue Clermont hinauf, als habe sie mit ihrem indiscreten Geschwätz einem Satan den Hals gebrochen.

Der Graf hatte ihrem Geplauder kaum zugehört und erzählte nunmehr den Damen, er habe einen Regimentskameraden getroffen, mit dem er bei Mars-la-Tour verwundet worden sei, und ging dann über zu den Abenteuern seiner Bärenjagd in vergangener Nacht. Und er wußte die Ereignisse so fesselnd vorzutragen, daß sie noch beim dritten Gange des Frühstücks den Stoff der Unterhaltung boten. Denn Eleonore nahm nunmehr, da sie ihre Freundin wiedergefunden hatte, Frühstück und Mittagtisch mit den andern Gästen des Hauses an der offenen Gasttafel. Der Graf saß den Damen ständig gegenüber. Er war ein vortrefflicher Erfinder und Anordner von allerlei Kurzweil und Ausfahrten, und die sprudelnde Lebenslust der Creolin und das unaufhörliche Bewegungsbedürfniß der kleinen Berlinerin wußten den galanten Mann zu immer neuen Erfindungen und Projecten zu gewinnen. Wasserfahrten der kleinen Gesellschaft auf der schmucken „Eviana", oder der prächtigen „Atalante", oder der graciösen „Espérance" standen in erster Linie auf dem Tagesprogramm. Größere Wagenpartien schlossen sich an. Bald nahm man das Frühstück in dem grünen Fischerdorfe Tourrande; hier wußte die junge Wirthin die Lachsforellen schmackhafter zu bereiten als der Küchenchef des Hotels. Bald fuhr man weiter hinauf ins Gebirge, durch Schluchten und Felsenpartien, nach Ripaille, der alten, wildromantischen Residenz der Herzoge von Savoyen, oder nach den Steinbrüchen von Meillerie, die Rousseau unsterblich machte. Der Ausflug beanspruchte zwar zwei Tage, sodaß er im engen Nachtquartiere nach den Stunden der historischen und ästhetischen Weihe bedenklich in den Kreis der niederländischen Burleske niederstieg. Ein andermal fuhr man auf einem der großen genfer Dampfer nach Clarens hinüber, und gedachte der neuen Heloïse und ihres Liebesrausches im Bosquet de Julie unter den alten vielbesungenen Kastanienbäumen, und genoß der unvergleichlichen Ausschau über den blauen See nach Savoyens gigantischen Alpenkronen. Und dann ward in Montreux das Mittagsmahl genommen und getanzt, oder man fuhr auf den kleinen zierlichen Booten hinunter nach Territet-Glion und

Digitized by Google

weiter nach Schloß Chillon. Schaudernd trat man in die Kellergewölbe, wo der edle Bonnivard sieben Jahre lang in Ketten gelegen. Die schneeweißen Möven, die sonst das alte Schloß umflattern und so gern Schiffen und Kähnen folgen, waren leider fern, auf einsamen heißen Dünen ihre Brut pflegend.

„Ungern vermisse ich sie", sagte Graf Ottokar. „Sie sind so zutraulich wie die Tauben des Markusplatzes." Und er dachte herzlich des Freundes.

An der Speisetafel im „Hôtel Byron" hielt er dann feurige Toaste auf seinen Lieblingsdichter, und Eleonore sang mit ihrer zaubersüßen Stimme Medora's Lied aus dem „Korsaren" oder die eine und andere „Hebräische Melodie".

„Oh, es ist, als ob der Dichter seine Verse für Ihre Töne geschrieben habe! Als ob ihm Gestalten, wie die Ihrige, vor der Seele gestanden hätten, als sein Herz in diesen Schmerzenslauten sich ergoß", rief dann wol Graf Ottokar, wenn das Lied verklang, in Augenblicken, wo er seiner Leidenschaft nicht mehr Herr blieb.

4.

Es war an einem der letzten Augusttage, als man hinausfuhr in die Vallée d'Abondance. An der Quelle unter den Daphnesträuchern wurden Teppiche gebreitet, und unter Feigenbäumen auf grünem Moose war aus Sardinen- und Thunfischconserven, kaltem Geflügel, bourgogner Wurst, Salami und lachenden Früchten ein anmuthiges Büffet improvisirt. Wein und Champagner und ein Kasten mit Eis war nicht vergessen worden, und man lagerte dort in malerischen Gruppen; der Graf zu den Füßen Eleonorens, Lili's Vetter, ein stattlicher junger Kaufmann, zu den Füßen seiner lieblichen Cousine, die einen Kranz aus Avenen und Onokleen wand. Der Ritter der Creolin war der Regimenskamerad des Grafen, ein Gardedragoneroffizier aus Berlin.

Der Graf überflog die bunten Gruppen, während Boncoeur und Marguérite frisch gefüllte Gläser, Pfirsichen und zertheilte Melonen herumreichten.

„Wie schade", begann er dann, „daß kein Maler unter uns weilt, dies holde Bild festzuhalten, oder ein Dichter, der es uns nachzugestalten vermöchte. Die Scene erinnert mich an eins jener Feste, das Byron's Haidi ihrem Don Juan gibt, um so mehr, als mir der Freund aus Venedig gerade heute seine Nachdichtung jener Gesänge zugesandt."

„Ah, dann ist zu beklagen, daß Sie die Blätter nicht mitgebracht haben!" bedauerte die Creolin. „Sonst würden wir bitten, uns die Verse vorzulesen. Ueber alles gern hörte ich sie auch einmal deutsch. Das Original des Haidi-Gesanges", fügte sie lächelnd hinzu, „kenne ich auswendig."

Der Graf fühlte an seine Brusttasche: „Sieh da, hier sind die Bogen. Kurz vor dem Einsteigen in die Wagen wurden sie mir überreicht; wenn es den Damen genehm ist, so stehe ich zu Diensten."

„O bitte, bitte, Herr Graf", rief Lili, „ich weiß noch gar nichts von Haidi und Don Juan. Und die Oper kenne ich nur aus meinem Klavierauszuge."

„Nun, Fräulein Lili, Sie haben noch viel Zeit vor sich, sowol die Oper als Byron's Dichtung zu studiren. Jedenfalls aber bin ich sehr gern bereit, die Verse meines Freundes, den Sie ja alle nächste Woche kennen lernen werden, vorzulesen. Gestatten Sie, daß ich anfange?" wandte er sich an Eleonoren.

„Ich bitte darum", antwortete sie,

Digitized by Google

„auch mir ist die Byron'sche Dichtung unbekannt. Vor allem aber freue ich mich darauf, Ihren Freund schon heute in seinem Werke kennen zu lernen."

„Ich auch, ich auch!" rief wieder Lili; „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, steht geschrieben. Doctor Fels wird jedenfalls ein ganz anderer Herr sein als dieser boshafte Doctor Ammon, der nur schlecht machen kann."

„Nun", begann der Graf, „so stehe ich zu Diensten. Gestatten Sie mir nur wenige Worte zur Orientirung.

„Nach seinem ersten Abenteuer schickt Donna Ines ihren Sohn Don Juan auf Reisen. Er leidet Schiffbruch und strandet an einer Cyklade, wo sich die Tochter des abwesenden Korsarenfürsten — er heißt Lambro und sie selbst Haidi — auf das zärtlichste seiner annimmt. Sie verliebt sich natürlich alsbald sterblich in den schönen Jungen und gibt ihm zu Ehren prachtvolle Feste im Walde, am Strande und in ihrem Palaste. Bei einem dieser Fêten überrascht sie der heimkehrende Lambro. Hier lassen Sie mich einsetzen."

Und er las die Verse vor, in denen der Dichter jene grausigen Traumgesichte der an Juan's Seite entschlummerten Haidi schildert, aus denen sich die leibhaftige Gestalt ihres Vaters löst, der auf Don Juan das Pistol anschlägt. Und er kam zu jener Stelle:

Ein eigner Klang ist's, wenn der Hahn so knackt,
Und weiß man, daß im nächsten Augenblick
Man auf euch zielen wird, möglichst exact.

Eleonore ward bleich und zuckte zusammen. Der Graf hielt inne und fragte, ob sie die Stelle angreife? er würde sie gern überschlagen, wiewol sie eine der dramatischsten des Werkes sei. Schon aber hatte sie sich beherrscht und bat weiter zu lesen.

„Höchst eigenartige Situation", sagte der Offizier, „für Damen allerdings etwas aufregend — läßt sich nicht leugnen — höchst eigenartig — befehlen ein Glas Portwein, meine Gnädige?"

Eleonore dankte, und so baten denn auch die Creolin und noch lebhafter Lili, weiter zu lesen.

„O wenn meine Märchen nur eine so spannende Scene hätten!" rief sie. „O bitte, bitte, fahren Sie fort! Ich brenne vor Neugier, ob Lambro wirklich losdrücken wird."

Und der Graf fuhr fort. Es folgten die Strophen, die Juan's Kampf mit den Räubern schildern, bis er erliegt und gebunden fortgeschleppt wird, während Haidi „wie eine gebrochene Ceder" bewußtlos zusammenbricht. Und er las weiter von Haidi's Ende. Athemlos lauschte die Gesellschaft.

So welkte sie, zwölf Nächte und zwölf Tage,
Bis ihre Seele von dem Körper schied,
Ohn' einen Schmerzensblick und ohne Klage.
Niemandem sich der Augenblick verrieth,
Bis Todesblässe sich in fahler Lage
Auf ihre Stirn senkt und ihr Augenlid
Und ach, ihr schönes schwarzes Auge bricht —
O — daß erlöschen muß solch Zauberlicht!

Sie starb, doch nicht allein. Es hielt ihr Schoß
Schon eines zweiten Lebens Keim umfangen,
Ein Kind der Sünde, schön und sündenlos.

Und wieder legte sich Todesblässe auf das Antlitz Eleonorens und bewußtlos sank sie in die Arme des Grafen. Man eilte bestürzt zu Hülfe und besprengte sie mit dem kühlen Wasser der Quelle. Sie kam wieder zu sich:

„Die Glut des Tages — ich bitte, lesen Sie weiter — es ist vorüber und mir wieder wohl, ganz wohl!"

„Sie ängstigen mich, gnädiges Fräulein", sprach der Graf.

„O bitte — ich wiederhole — mir ist ganz wohl! Bitte lesen Sie weiter — wenn es Ihnen gefällt." Sie lächelte

Digitized by Google

matt: „Das Geschick Haidi's ist sehr, sehr traurig; Sie sehen, mit wie erregter Theilnahme ich Ihnen gefolgt bin, daß mir ihr Ende so nahe geht."

„O so lesen Sie weiter!" bat jetzt auch von neuem Lili, und der Offizier fügte hinzu: „Scheint doch viel Unheil anzurichten, Herr Don Juan — thut mir sehr leid, das schöne Räuberkind — höchst eigenartiges Mädchen — todt also — Herz gebrochen offenbar."

„Ich bin alsbald zu Ende", sagte der Graf, „und bitte denn nochmals um Ihre Geduld."

Und wieder begann er:

Sie starb, doch nicht allein. Es hielt ihr Schoß
Schon eines zweiten Lebens Keim umfangen,
Ein Kind der Sünde, schön und sündenlos;
Doch theilt' es, eh' das Licht ihm aufgegangen,
Im tiefen Grabe seiner Mutter Los:
Zweig und die Knospe sind im Lenz vergangen!
Der Himmelsthau benetzt umsonst der Liebe
Blutende Blume und gebrochne Triebe.

So lebte, starb Haidi, für immerdar
Entrückt nun Schmach und Weh. Ihr Wesen nimmer
Für jahrelangen Harm geschaffen war,
Der kältern Sinn macht leidgestählter immer.
Kurz war ihr Lieben, aber wonnig gar,
Und kurz nur leuchtet solcher Liebe Schimmer.
Nun schläft sie süß und wohl am Küstensaum,
Dort, wo sie träumte ihren Liebestraum.

Jetzt ist das Eiland leer, die Menschen fort,
Rings alles stumm, die Häuser sind zerfallen,
Nur ihr und Lambro's Grab am blauen Port,
Sonst keine Spur von einst'gem Menschenwallen.
Wo solcher Reiz entschlief, erzählt kein Wort,
Kein Stein und keines Trauerliedes Hallen,
An dem Gestade nur weint leis die See
Um der Cykladen schöne Inselfee.

Doch mancher Griechin Liebeslieder klagen
Haidi's Geschick; es kürzt sich manche Nacht
Das Inselvolk mit ihres Vaters Sagen,
Denn sie war reich an Schöne, er an Macht.
Sie liebt' zu heiß — mit ihren Frühlingstagen
Hat sie jedoch die Sühne dargebracht.
Und theuer zahlt man solche Wonnebecher:
Früh oder spät wird Lieb' ihr eigner Rächer.

Eleonore sprach mit bebender Stimme nach:

Früh oder spät wird Lieb' ihr eigner Rächer.

Und die Creolin wiederholte gedankenvoll das Original:

For soon or late Love is his own avenger.

„Ja", schloß der Graf jetzt seine Blätter zu, „das ist ein altes Lied. Das wußte schon der Minnesänger, der da klagte:

Liep âne leit mac niht gesin.

Und auch der Nibelungen-Dichter nahm diesen tragischen Text zum Thema seines Werkes. Ja, der Refrain ist so traurig, als er alt ist. Aber seien wir fröhlich! Boncoeur, Champagner her!

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!

Dies, meine Herrschaften, bleibe unsere Parole hier in dem lächelnden Thale d'Abondance wie dorten an der Quelle Bonnevie!"

Und die Gläser schäumten und klangen zusammen. Im Granatengebüsche begannen die Geiger aus Evian, die der Graf für sein Waldfest gemiethet, ein rauschendes Stück. Die wilden, lustsprühenden Melodien der Savoyarden wirbelten durcheinander wie tanzende Kobolde. Um so ausgelassener scherzte und sprudelte nun die Freude, je länger sie die kummervolle Episode der Dichtung in Fesseln gehalten hatte. Scherze und Neckereien haschten sich und die kleine Lili mit dem blauen Circäenkranze im Haar hüpfte mit schelmischem Lachen bald hierhin und dorthin, wie eine muthwillige Elfe, und die schöne Creolin

Digitized by Google

und Eleonore, in deren Gelock der Zephyr spielte, glichen, wie sie dort in weißem Spitzenflor und glänzendem Bernsteinschmuck Pfirsichen und Orangen vertheilten, den guten Feen des Thales d'Abondance.

5.

Es waren sechs Wochen seit dem spanischen Feste in Lausanne vergangen. Der Graf hatte Eleonoren sein Wort gehalten und die Maske lediglicher Freundschaft, unter welcher sie ihm zu bleiben gestattet hatte, täuschend gewahrt. Nun war seine Kunst und sein guter Wille vorbei. „Ich bin die Probezeit nun satt!" knirschte er durch die Zähne, als er zum heutigen Balle, dem glänzendsten der Saison, sich umkleidete und den letzten Blick in den Spiegel warf. Dann ging er hinab in die Ballräume des Hotels. Die Klänge der Quadrille rauschten ihm entgegen. Eleonore stand im mittelsten Viereck neben seinem Regimentskameraden. Es war Graf Ottokar, als sei es ihre hohe Gestalt, von welcher der Glanz ausginge. Tausend Lichter flammten von den Spiegelwänden flimmernd und glitzernd zurück, doch all der flutende Schimmer erschien dem Grafen allein als der Widerglanz ihres königlichen Selbst. Es war ihm, als müsse alles erlöschen ohne sie, wie die funkelnde Glorie einer Krone, aus welcher die Steine gebrochen.

Bald war er in ihrer Nähe. In der nächsten Mazurka hielt er sie umschlungen. Walzer und Krakovienne folgten, immer wieder sah man sie in seinem Arme. Sie schien es für selbstverständlich zu halten, daß er bitte, er für selbstverständlich, daß sie gewähre. Sie war wie berauscht von seinem Geflüster. Das Etwas, das sich sonst so oft wie verschleiernd auf ihre feinen Züge senkte, wie es um die Rose, die auf Gräbern blüht, wie ein trauriges Geheimniß der Vergangenheit weht, war und blieb heute gebannt. Ihr Auge lachte in das seine und in selbstentrückter Hingebung lauschte sie den Worten des verführerischen Mannes. Und wieder rauschte die Mazurka, und wieder schwebte sie dahin in seinem Arme. Da — sieh! — gleitet ihre Hand jäh von seiner Schulter — sie faßt nach ihrem Halse; aber schon ist es zu spät — tief erblassend neigt sie sich hastig zu Boden — ihr goldenes Halsband ist zur Erde gefallen — das Medaillon ist aufgesprungen und ein funkelnder Brillantring rollt auf dem Boden dahin wie eine blitzende Schlange. Ein genfer Offizier hat ihn bereits aufgehoben und bringt ihn der Dame mit artiger Verbeugung zurück.

Eleonore ist todesbleich. Sie läßt die Kleinode halb unbewußt in ihren Busen gleiten. Sie tanzt nicht weiter und verlangt nach ihrer Zofe. Sie müsse ins Freie — ein leichter Anfall, der bald vorbei sei. Marguérite bringt ihr im Vorsaale den Umhang. Der Graf ist ihr behülflich beim Umlegen und begleitet sie bis zur Thür. Sie bittet entschieden und dringend, ihr nicht zu folgen. Bei der Abendtafel werde sie wieder zugegen sein. Mit mattem Lächeln macht sie ihm eine letzte dankende Verbeugung.

Bald führt man zu Tische. Das Gedeck Eleonorens bleibt frei, wie das des Grafen, der draußen unruhig ihrer Rückkehr harrt. Indeß nehmen die Creolin und der Dragoneroffizier, Lili und ihr Vetter ihre Plätze ein, und die Scherze des neckischen Kindes klingen mit hellem Lachen ungescheut hinein in all das Geschwirr von Polnisch und Italienisch, Englisch und Französisch.

„Schade, daß Sie nicht Ihre Uniform anhaben", neckte Lili den Baron, „ein Offizier im Frack sieht immer aus

Digitized by Google

wie ein Vogel in der Mauser oder ein Fuchs ohne Schwanz. Haben Sie einmal unsere Gardedragoner-Offiziere in Gala gesehen?" fragte sie die Creolin. Diese verneinte. „Nun, so stehen Ihnen ungeahnte Genüsse bevor, wenn Sie nach Berlin kommen", fuhr sie fort, „die preußische Cavalerieuniform ist die Gralrittertracht des 19. Jahrhunderts."

Offenbar schien aber der stattliche Herr der bunten Folie seines Soldatenschmucks für die Creolin gar nicht zu bedürfen. Er reichte ihr eben die duftende Schüssel mit Taubenfilets, und der Dank ihrer südlichen Augen, die sich in die seinen senkten, war vollkommen. Die Tafelmusik spielte bereits das dritte Stück, ein mexicanisches Volkslied.

„Ah", plauderte Lili's nimmer ruhende Zunge weiter, „wenn Sie, Señora, das Stück auf Ihrer Mandoline spielen, dann klingt die Weise doch viel «eigenartiger», nicht wahr, Herr Baron?"

„In der That, sehr eigenartig!" sagte der Offizier. Erinnert mich lebhaft an «Preciosa». Feudales Instrument, die Mandoline. Unsere berliner Damen spielen leider ausschließlich Pianino."

„Bitte, bitte, Herr Baron", neckte Lili weiter, „vergessen Sie nicht die Harfen- und Zithermädchen!"

„In der That, da haben Sie recht, die hatte ich vergessen", erwiderte der Offizier. „Die habe ich auch gehört. Ich erinnere mich — es war als Cadet. Der Tabacksqualm in diesen Concerten wurde mir zu lästig — deshalb nicht wieder da gewesen. Ist das jetzt besser geworden?"

Lili rümpfte das weiße Näschen. Sie kenne diese Künstlerinnen überhaupt nur vom Hörensagen, versetzte sie schnippisch.

„Ich habe sie lieb, die Mandoline", sagte jetzt die Creolin, „aber sie stimmt nicht zu den Wolken des Nordens. Sie fordert die Stille der blauen Tropennacht meiner Heimat und den silbernen Dämmerglanz ihres Sternenhimmels, und vor allem Lieder, weich und schwermuthsüß, wie sie so seelenvoll nur meine Freundin singt. Doch wo ist sie? Ihr Ausbleiben fängt an mich zu ängstigen."

„Befehlen Sie, daß ich nach ihrem Verbleiben mich befrage?" erklärte der Offizier dienstbeflissen sich bereit, wenn er auch schon geraume Zeit Neigung verspürte, vom Château-Latour zum Crémant überzugehen.

Lili lachte hell auf: „Um Gottes willen, Sie werden sie doch nicht stören wollen? Sie sehen ja, daß der Herr Graf auch abwesend ist. Bitte, schenken Sie mir lieber noch ein Glas Wein ein — so — ich danke sehr. Schade, daß dieser perfide Doctor Ammon heute nicht hier ist! Ich hätte ihm gar zu gern wieder einmal einen Korb gegeben. Sonst ist es freilich nicht der geringste Schade, daß er nicht hier ist. Es wird ihn niemand vermissen, außer die langnasige Miß da drüben, der er jetzt die Cour macht. Aber Sie wollten uns ja von dem wiesbadener Rennen erzählen! Bitte, bitte, wir sind ganz Ohr."

Und so wurden die Gedanken durch die Erzählung des Offiziers von den Abwesenden wieder abgelenkt.

Graf Ottokar war zuerst unruhig im Saale auf- und abgegangen, dann war er ungeduldig hinaus in den Säulengang getreten, wo Damen und Cavaliere in der lauwarmen Nacht lustwandelnd Luft schöpften; Eleonore war nirgends zu sehen. Da trat er endlich hinaus auf den mondhellen Freiplatz. Er ging an den Lauben vorüber und den versteckten Ruheplätzen im Orangen- und Fliedergebüsch. Sie war nirgends zu sehen. Jetzt trat er in den untern,

Digitized by Google

dunkelbeschatteten Laubgang und näherte sich der epheuumsponnenen Grotte, vor deren Eingang der Springquell rauschte: da fand er sie, das Haupt auf den Marmortisch gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen.

„Sie hier, Eleonore?“ fragte er näher tretend, „und wir harren und harren, daß Sie unsern Frohsinn krönen mit dem Reize Ihrer Gegenwart?“

Sie war zusammengeschrocken: „Ich hatte Sie doch gebeten, so herzlich gebeten, mir nicht zu folgen, Herr Graf!“

Er trat näher und sah ihr Auge, das noch ebenso glücklich in das seine strahlte, thränenumflort.

„Und in Thränen, Leonore? Räthsel auf Räthsel! Daß ich gefolgt — verzeihen Sie, daß ich es that — doch es war mir unmöglich, zurückzukehren in den lärmenden Saal, über dessen brausendem Getriebe mein Stern erloschen war mit Ihrer Flucht. Wie immer zog es mich Ihnen nach mit unwiderstehlicher Gewalt und —“ er ergriff ihre Hand, und die Berührung der weichen, warmen Finger, welche die seinen umschlossen, beflügelten seine Pulse — „und wie danke ich dem Zuge meiner Sehnsucht, die mich Sie finden ließ. O nun sagen Sie, warum Sie uns entflohen und meiner Freude die Krone nahmen?“

„Der Schreck über den Fall meiner Kette“ — begann sie, ihrer selbst nicht mächtig, zu stammeln — „mein wogendes Herz — das Pochen meiner Schläfe — brennende Erinnerungen — all das trieb mich hinaus und tiefer hinein in die Kühle und herunter in die Schatten des Parks. Ich floh hierher in den entlegensten Winkel und dachte — an Sie! Ich dachte an Ihr Sehnen — an den schmerzlichen Kampf Ihres herrischen Willens mit Ihrer unseligen Neigung zu mir! Ich dachte an den Reichthum Ihrer Natur, wie er sich verzehre in hoffnungsloser Glut. Ich dachte an das Inhaltsleere Ihrer Ziele, an das Wanken und Schwanken Ihres unruhigen, verlorenen Umherirrens, das Ihrem Vaterlande und Ihrem Könige eine so herrliche Manneskraft entzieht. Ich malte mir es aus, das selige Los, sich Ihnen, Ihrer Rettung opfern zu dürfen, wie Senta sich opferte für den Geliebten, aber — o weh, haben Sie den Stern dort fallen sehen?“

„Oh!“ rief er jubelnd, „lassen wir tausend und tausend Sterne fallen, wenn uns nur der eine unserer Liebe strahlt! O Eleonore, so wäre es endlich, endlich wahr geworden! Ja, Eleonore, seien Sie meine Senta! Erlösen Sie den Unsteten, den Ruhelosen, den Verlorenen! O geben Sie mir Frieden! Ziehen Sie mit mir hinauf in das Schloß meiner Väter, wo meine Mutter gewaltet, klar und hoheitsvoll wie Sie, und lassen Sie Ihre Sonne aufgehen über der verwaisten Landschaft, über meine herrenlose Herrschaft Glück und freundliches Genügen breitend! O endlich, endlich sprechen Sie das so heiß ersehnte, so heiß erflehte, erlösende Ja!“

Das glühende Stammeln seiner Leidenschaft erregte und verwirrte ihre Sinne. Wieder sank sie ihm an die Brust, wie an jenem Abend im Sanct-Valentinthal, und schluchzte: „O dürfte es sein!“

„O dürfte es sein?“ rief der Graf. „Dürfte es sein? Welche Macht der Erde dürfte rufen: es darf nicht sein! wenn Ihre Liebe will?“

„Ah“, stöhnte wieder das unglückliche Weib, „die Vergangenheit mit ihrem Gorgohaupte.“

„Die Vergangenheit?“ lachte der Graf das hingehauchte Wort von ihren Lippen fort, „was will uns die Vergangenheit im Wonnekusse der Gegenwart? Ja, Eleonore, ich kenne nur

Digitized by Google

Zukunft und Gegenwart! O bleibe uns jene stets so süß, wie es diese ist in unserm — Verlobungskusse. Dies unser Verlobungskuß, Eleonore, auf dem Grabe der Vergangenheit!" Und er schloß das schöne, zitternde Weib in seine Arme und drückte auf ihre schwellenden Lippen den ersten heißen Liebeskuß.

Machtlos rang sie, aber sie bebte tief ins Herz hinein, als sein Mund sich auf den ihren preßte.

„Nein", stammelte sie, „sie ruht nicht im Grabe, Ottokar — wehe mir und dir — sie ruht nicht im Grabe, die Vergangenheit! O, überall erhebt sich drohend und hohnlachend ihre Medusengestalt —"

Sie wollte weiter reden, doch wieder schlossen sich seine Lippen leidenschaftlich auf die ihren; berückt von dem Rausche dieser seligsten Stunde seines Lebens, überhörte er immer wieder die qualvollen Laute, die sich ihrer hochgehenden Brust entrangen, und die Furien — die Furien der Vergangenheit flohen vor der lodernden Fackel des triumphirenden bräutlichen Glücks scheu in die Nacht zurück.

„O laß es mich wieder und wieder küssen", jubelte Ottokar, „dies liebe, süße Mariengesicht, diese Augen, rein und klar wie die Unschuld der Kindheit, und wenn die Nattern der Vergangenheit es wagen, sich emporzuringeln am Tempel unsers Glücks, dann, Eleonore, schwöre ich dir, ihnen den Kopf zu zertreten."

Und die Glut seiner Sinne war mächtiger als der letzte schwache Widerstand ihrer ringenden Seele. Und sie flüsterte das Jawort und gab ihren Schwur in Erwiderung des seinen. Sie gab ihn jenseit der Schwelle des Bewußtseins, überwältigt vom Zauber seines glühenden Liebeswerbens, nicht mächtig ihrer selbst. Deshalb bargen sich die lauernden Gespenster scheuer und tiefer im düstern Dickicht — über diese Stunde hatten sie die Macht verloren. Freundliche Amoretten ließen sich tändelnd hernieder aus dem Dunkel der Grotte und umstreuten die Liebenden mit Träumen süßer Hoffnung und Rosen des Friedens

Und als sie droben eintraten in den strahlenden Saal, da lasen die Freunde ihr bräutliches Glück aus ihren lachenden Augen, und ihrer Freude wollte kein Ende sein.

Nun flogen die Anzeigen der Verlobung hinaus in die Welt, und als Doctor Fels zurückkam aus der Lagunenstadt, da eilte ihm der Graf, verjüngt und verklärt von Sieges- und Liebeslust entgegen, und der Dichter brachte seine Huldigung der schönsten Dame dar, die er jemals umstrahlt sah von bräutlichem Stolz.

6.

Nun folgten sonnige Tage an der Quelle Bonnevie. Aber schon waren sie gezählt. Das Brautpaar wollte abreisen. Eleonore gedachte, die nächsten Wochen in Prag oder Dresden zu verleben, während der Graf daheim die Hallen des Schlosses zum festlichen Empfange der jungen Gräfin einrichten würde.

So war der heutige Ausflug nach der Vallée d'Abondance einer der letzten. Man durchstreifte in Gruppen das noch immer blühende Gelände. Dort wandelte Graf Ottokar am Arme seiner lächelnden Braut. Unfern saß die reizende Creolin und erzählte dem Baron, der aufmerksam an ihren rothen Lippen hing, von der heimatlichen Hacienda, von Veracruz und den Palästen, den alten, halb versunkenen, der Azteken. Der Offizier unterdrückte ein Seufzen. Sie hatte ihm ihre Anwesenheit in Berlin

Digitized by Google

für den nächsten Winter zwar fest versprochen, aber die leuchtenden „eigenartigen" Bilder, die sie von ihrer tropischen Heimat entwarf, stellten die Herrlichkeiten, die er ihr in Berlin verheißen hatte, doch entmuthigend in Schatten. Nun, seine letzte Hoffnung setzte er auf die Cavaleriebälle. Und so eigenartige Dinge wie Kroll, dachte er vor sich hin, das Victoriatheater, das Panoptikum u. s. w. gibt es in Veracruz schließlich auch nicht, wenn sie auch manches Gewürm und Gevögel des Aquariums aus heimatlicher Anschauung kennen mag.

Dort auf den Wurzeln der tausendjährigen Linde an der Quelle endlich saß Lili in buntem Sommerkleide, und ihre Füßchen in den hellrothen Strümpfen guckten unbekümmert-kokett aus dem durchbrochenen Schuhwerk hervor. Neben ihr saß „ihr guter Doctor Fels", der in dem kleinen Kreise alsbald heimisch geworden war.

„Sagen Sie", begann sie jetzt, „sagen Sie, lieber Herr Doctor, wie kommen Sie eigentlich zu der Bekanntschaft mit diesem perfiden Paradiesvogel, dem Doctor Ammon?"

„Wie nennen Sie meinen sehr geschätzten, lieben Freund?" lachte der Doctor. „Der Unglückliche muß sich ja schwer an Ihnen versündigt haben. Uebrigens ist er heute früh zurückgereist und hat mir, ehe ich es vergesse, tausend Grüße an Sie aufgetragen."

„Grüße? Der an mich — Grüße?"

„Wie ich Ihnen sagte: tausend Grüße, tausend herzliche Grüße. Und das «Eisbaiser» möchten Sie hübsch kalt stellen, trug er mir noch auf. Den nähern Zusammenhang kenne ich freilich nicht!"

„O diese Bosheit, diese Bosheit!" rief sie voller Empörung. Das «Eisbaiser» — so heißt mein Lustspiel. Erst hat er gehöhnt, es schmecke nach der Puppenstube, und nun soll ich es kalt stellen! O, die Puppe —" und sie ballte in kindlichem Zorne die Hände — „die Puppe soll seine Klytämnestra werden!"

Alfred suchte sie lächelnd zu beschwichtigen. Er freue sich, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß sie Dichterin, also Collegin von ihm sei. Was die Scherzworte seines Freundes, Doctor Ammon, angehe, „so wissen Sie ja", fuhr er fort, „was sich neckt, das liebt sich".

Aber sie sagte mit wegwerfender Miene: „Ach der und lieben! Der sieht nicht aus wie Lieben, aber auch nicht zum Verlieben!"

„Nun, nun", fuhr Alfred fort, „glauben Sie, daß mein Freund an Damen Grüße entrichten läßt, die ihm gleichgültig sind? Da kenne ich ihn besser. Uebrigens läßt er Sie noch bitten, Sie möchten ihn nicht zu lange in Berlin schmachten lassen und baldigst nachkommen. Das ist doch vielsagend, meine ich."

„So?" machte sie zweifelnd. „Da soll er lange warten! Aber wir haben uns schon viel zu lange von Ihrem ehrenwerthen Freunde unterhalten. Eigentlich hatte ich etwas ganz anderes für Sie auf dem Herzen."

„Es sollte mich freuen, wenn ich Ihr Herz erleichtern könnte", sagte der Doctor.

„Sehen Sie", fuhr sie zutraulich fort, „Sie sind Kritiker und Ihr Urtheil ist maßgebend."

„Das will ich keineswegs behaupten; doch schmeichle ich mir, meist mit Doctor Ammon übereinzustimmen."

„Ach, nun fangen Sie wieder mit dem an! Dann ist jedenfalls die Ehre auf seiner Seite! Doch nun hören Sie mir, bitte, ein paar Augenblicke zu."

„Mit größtem Vergnügen, Fräulein

Digitized by Google

Lili. Sie wissen ja am besten selbst, wie gern ich Ihnen zuhöre."

„Sehen Sie", begann sie nun vertrauensvoll und fuhr immer muthiger fort, „ich habe in meinen Aufsätzen in der höhern Töchterschule, ja sozusagen seit der Puppenstube, um Ihren impertinenten Doctor Ammon zu citiren, stets oder meist die blanke I gehabt. Und nicht etwa, weil unser Director Lämmerbein ein Freund meines Papas war, der, wie Sie wissen, Schulrath ist — das dürfen Sie gar nicht glauben — er war sehr gerecht, unser Herr Director Lämmerbein."

„Ich zweifle durchaus nicht daran", betheuerte Doctor Fels.

„Und nun sehen Sie", begann sie etwas schüchtern von neuem, „sehen Sie, Herr Doctor, ich habe eine Anzahl von Gedichten verfaßt — von meinen Märchen, meinen «Märchen aus Savoyen» erzähle ich Ihnen erst, wenn sie spruch- und druckreif sind", setzte sie wichtig hinzu.

„Sie machen mich sehr neugierig, Fräulein Lili."

Sie zog ein zierliches Taschenbuch hervor. „Hier sind die Gedichte. Sie spielen in Berlin. Das erste natürlich bei Renz."

„Bei Renz? Hat sich denn die berliner Poesie zu Renz geflüchtet?" lachte Alfred.

„Das sollten Sie doch wissen, Herr Doctor", sagte sie etwas gereizt. „Nun bitte, hören Sie."

„Sie machen mich immer gespannter."

„Aber streng urtheilen, Herr Doctor! ohne Schonung und Galanterie, das mache ich zur Bedingung", erhob sie neckisch-drohend den Finger und begann nun, nicht ohne Pathos, die folgenden Verse dem Doctor vorzulesen:

Im Käfige die Löwen brüllen,
Der dumme August raucht.
Die Offiziere die Logen füllen,
Die schöne Lurlin taucht.

„Strenger Rhythmus, Herr Doctor, nicht wahr?"

„Völlig correct, bitte, fortfahren", ermuthigte der Doctor.

„So hören Sie weiter:

Stolz sprengt herein die Loisset,
Die Clowns machen Salto-Mortales,
Und droben schwingt sich die Fliegende Fee
Von jenseit des Kanales."

„Von wo?" fragte lachend der Doctor.

„Ist das so schwer zu fassen, Herr Doctor? Von jenseit des Kanales — ist das so undeutlich? Damit ist London natürlich gemeint! Die Künstlerin stammt aus London."

„So, so! Ich dachte an — ja, was weiß ich: der Phantasie war hier ja weiter Raum gegeben. Doch bitte, fahren Sie fort."

Und sie las weiter:

Und sieh, das Ballet, wie springt es
Und schwingt es sich dahin!
Ihr Damen, ja, lacht nur, ihr bringt es
Doch nimmermehr dahin!

Und nun — o welche Quadrille —
Welch flimmernd Carrousel!
Es ist im Bal Mabille
Fürwahr nicht halb so hell!

„Im Bal Mabille? Woher in aller Welt kennen Sie denn den?"

„Nun wissen Sie, das ist allerdings nicht nach Autopsie geschrieben. Aber meines Onkels erster Commis, wissen Sie, der ist einmal dort gewesen, und er sagte einmal, das heißt nicht zu mir, sondern zu seinem Collegen — ich hörte es nur rein zufällig: «Das waren Lichteffecte wie in Mabille.» Sehen Sie, man muß die poetischen Bilder und Motive sammeln, wo man sie findet, wie die Biene, die aus Allem Honig trinkt."

„Nun, so lesen Sie, bitte, zu Ende."

Und sie fuhr fort:

Digitized by Google

Die Rosse dampfen, die Peitsche schwirrt,
Es flammt das elektrische Licht.
Mich wundert nur, wie das noch enden wird?
Und du, du wunderst dich nicht?

„O, und wie wundere ich mich, Fräulein Lili", lachte der Doctor jetzt hell auf. „Das ist ja ein grandioser Schlußeffect, Fräulein Lili — oder geht es noch weiter?"

„Nein, es ist zu Ende — nun, und was sagen Sie dazu?"

Doctor Fels war sich über den einzuschlagenden Weg einer Curmethode bald klar geworden, und als er seinen Lachanfall bewältigt hatte, begann er:

„Nun, Fräulein Lili, ich glaube allerdings — wie soll ich sagen? Nun, Sie müssen allerdings ein klein wenig mehr bestrebt sein, der Idealität des Objects in seiner poetischen Transfiguration das Accidentielle und Relative preiszugeben und der Causalität der Idee ein höheres Recht einzuräumen auf Kosten des Arabeskenhaften und Passageren, um die rhythmificirte Substanz solchergestalt nicht etwa zu abstract-metaphysischen Phantasmen zu verflüchtigen, als sie vielmehr mit dem feurigen Ferment weniger Ihrer Individualität als des Absoluten zu durchdringen, um das rein Stoffliche durch diesen allerdings difficilen Läuterungsproceß tiefer und reiner zu vergeistigen und mit klarem Weltauge in die ätherischen Höhen der ewigen Ideenwelt emporzuheben."

„Womit soll ich es durchdringen? und wohin soll ich es emporheben?" fragte Lili mit halb offenem Munde.

„Der Connex des mehr Stofflichen und rein Transscendenten ist ja durchaus nicht ein so weltflüchtiger, undefinirbarer, obwol die Nebulosigkeit und verschwimmende Wesenlosigkeit des Poetisch-Ideellen der skeptischen Subjectivität immerhin evident zu sein scheint, wie sehr auch die durchdringende Intuition und die hochfliegende Divination der nämlichen intellectuellen, höchst eclatanten und keineswegs strittigen Potenz der apodiktischen Selbstgewißheit und den logischen Kategorien jener stricten Negation ein schlagendes Paroli bietet."

„Um Gottes willen, hören Sie auf!" unterbrach ihn hier in hellem Entsetzen das gepeinigte Mädchen. „Was meinen Sie denn eigentlich? Können Sie denn nicht deutsch reden? Oder bin ich verrückt geworden?"

„Sie könnten allerdings einwenden", docirte der Doctor unerbittlich weiter, „daß die ästhetischen Deductionen und Angelegenheiten der niedern lyrischen Organismen —"

„Bitte, bitte, haben Sie Erbarmen" —, doch unerschütterlich fuhr er fort:

„Die Idee ihrer Conception kommt ja, trotz der nicht immer klaren und folgerichtigen Begriffs- und Gefühlsbewegung Ihrer Dichtung immerhin hinlänglich zum Durchschein, aber Sie fallen schließlich doch zu jäh aus Ihrem Renzischen Himmel in das kalte Wasser einer skeptischen Unruhe, und die Perspectiven, die Sie eröffnen, sind um so verschwommener, als Sie Ihren Leser oder Hörer mit den Haaren geradezu in das aufgeregte Meer Ihrer bodenlosen Skepsis mit hineinzerren: denn es ist ja schlechterdings eine aufregende Nervosität, mit der diese fluctuirenden Momente Ihres Anschauens mehr erschrecken als erheben. Solche Erhebung aber ist das letzte Endziel aller Kunst. Ein Kunstwerk wie das Ihrige soll harmonische Befriedigung und Klärung der Stimmung erzeugen, aber nicht den Percipirenden zum Opferlamme des Misvergnügens des Concipirenden und Componirenden machen und ihn in den unergründlichen Strudel des eigenen ankerlosen Skepticismus mit hineinreißen."

Digitized by Google

„In welchen Strudel?“ fragte geängstet die Dichterin.

„Sehen Sie, liebe Lili“, lachte Doctor Fels jetzt wieder in seinem natürlichen Tone, „derlei süße Redensarten werden Ihrer warten, und selbst wenn Sie einmal eine große Dichterin geworden sind, und dann vielleicht gerade recht. Uebrigens vermag nach meiner Meinung nur eine hochgradige dichterische Begabung einen Freibrief zu ertheilen, daß die Frau aus den Schranken ihrer eng und scharf umschriebenen Wirkungskreise im Alltagsleben heraustritt. Auch dann aber werden hier und dort in ihrem innern und äußern Sein klaffende Risse entstehen und zwiespältige Strömungen ihr eigenstes Wesen gefährden.“

„O, das sind ja entsetzliche Aussichten!“

„Ja, Fräulein Lili:

Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten.“

„Das müssen ja schreckliche Menschen sein, wenn sie alle in einem so greulichen Deutsch reden, wie Sie es eben thaten. Da könnten sie ja ebenso gut kirgisisch schreiben!“

„Viele schreiben allerdings so“, sagte er, „daß man es dafür halten möchte. Ich hätte es Ihnen gern erspart, aber ich meinte doch, es sei so besser, als daß ich Ihnen die schlichte Wahrheit sagte, die Ihnen zuerst zu bitter geklungen haben würde. Nein, Ihre Verse taugen wirklich nichts. Sie wirken komisch, Fräulein Lili — und Sie sind doch wol zu stolz, um sich auslachen lassen zu wollen?“

Das war zu arg. Thränen brachen aus ihren Augen, und sie lief Hülfe suchend zu Eleonoren: „O denken Sie, er hat meine Verse komisch genannt — ich würde damit ausgelacht werden, hat er gesagt.“

Eleonore tröstete. Kein Meister falle vom Himmel. Und der Graf sagte, sie sei wirklich viel zu hübsch, um noch des Kranzes einer Corinna zu bedürfen. Kornblumen und Enzian würden sie viel besser kleiden als der kalte dunkelgrüne Lorbeerkranz, der ohne den Thau von Schweiß und Thränen nun einmal nirgends gedeihe.

Das alles überzeugte sie schneller als des Doctors Kritik. „Ja“, sagte sie endlich, „er wird wol recht haben; denn Concurrenz braucht er doch nicht von mir zu fürchten. Jedenfalls hat er recht gehabt. Wer hätte auch denken sollen, daß sie gar so elend seien, diese Verse?“

Und sie nahm das Taschenbuch, riß die Blätter heraus und verstreute sie in den vorbeihüpfenden Bach. Der trug sie hinab in den See, und den Nixen schufen die kindlichen Strophen der kleinen Berlinerin ein ungemeines Gaudium.

Es wehte kühler aus der Alpenschlucht. Man rüstete zum Aufbruch. Noch einmal rief der Graf zurück: „Lebe wohl, geliebtes Thal, holdseliger Zeuge meines schönsten Liebesglücks! Sei allen so hold, die nach uns zu dir kommen, wie du uns es gewesen! Und kehren wir wieder, dann biete uns ein so freundliches Willkommen, wie du uns jetzt, du schöne Fee der Vallée d'Abondance, aus abendrothem Schleier dein Ade zuwinkst!“

Und die Wagen rollten hinaus in die Dämmerung.

Leider fand der Tag für Doctor Fels einen traurigen Abschluß. Das Kind, das er bei seiner Rückkehr aus Venedig völlig wohl bei den Pflegeältern angetroffen hatte, war schwer erkrankt. Ein Telegramm rief ihn hinüber nach Lausanne. Doch hoffte er, beim Abschiedsfeste, das am nächsten Abend der Graf seinen Freunden gab, wieder anwesend zu sein.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Schliemann's Verdienst um die Kunde der Vorzeit.

Von G. Schröder.

Heinrich Schliemann ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten unsers Jahrhunderts; merkwürdig besonders dadurch, daß und wie er vermocht hat, in seiner Lebensführung Realismus und Idealismus zu verschmelzen und beiden Göttern zu dienen.

Die idealistische Richtung — mit einem Stich ins Phantastische — machte sich im frühen Knabenalter geltend. Zu Weihnachten 1829, kurz vor seinem achten Geburtstage (6. Jan.) hatte der Knabe eine damals erschienene Weltgeschichte für Kinder erhalten, in der unter anderm ein Bild des brennenden Troja mit dem Skäischen Thore und dem flüchtenden Aeneas sich befand. Der Vater — protestantischer Prediger im mecklenburgischen Städtchen Buckow — hatte ihm von Troja erzählt; auch, daß es ganz und gar zerstört und vom Erdboden verschwunden sei. Und nun sah er es im Bilde! Das sei freie Erfindung des Zeichners, belehrte der Vater. Aber so gewaltige Mauern und Thürme möge es doch wirklich gehabt haben, meinte der Knabe. Der Vater gab das zu. Dann kann es nicht ganz verschwunden sein; es liegt gewiß, wenn auch in Trümmern, unter Schutt und Staub der Jahrhunderte verborgen! Und das Gespräch schloß damit, daß der Knabe erklärte, er nehme sich vor, dereinst Troja auszugraben! Einundvierzig Jahre später ging er daran, diesen Kindertraum zu verwirklichen!

In der Zwischenzeit hat Schliemann mit bestem Erfolge die realistische Seite seines Wesens entfaltet.

Unter recht widrigen Umständen begann der Kampf ums Dasein. Schliemann hatte noch sechs Geschwister. Er verzichtete in Anbetracht seiner Mittellosigkeit auf humanistische Studien und eine gelehrte Laufbahn; er trat mit 14 Jahren als Lehrling bei einem kleinstädtischen Krämer ein. Er verkaufte Kaffee und Zucker, Talglichte und Heringe, fegte den Laden und rollte Fässer. Der kleine Allerweltsladen war auch Branntweinschenke. Eines Tages betrat ihn ein trunkener Gesell, ein verdorbener Student, in dessen Gedächtniß Homer-Verse haften geblieben waren, die er gern recitirte. Mit Entzücken lauschte der arme Ladendiener dem Wohllaute dieser Sprache, von der er kein Wort verstand. Die alte Sehnsucht wachte auf: O, nur Griechisch lernen, um die „Ilias" in der Ursprache lesen zu können! Aber einstweilen that er weiter Laden- und Hausknechtsdienste bis in sein 20. Jahr, bis das Heben eines zu schweren Fasses ihm Brustbeschwerden und Blutspeien zuzog und sein Herr ihn entließ. Er ging nach Hamburg, wo er jedoch in seiner derzeitigen Schwächlichkeit auch niemand arbeitsfähig genug erschien. Zuletzt, um nur sein Leben zu fristen, verdang er sich auf ein Schiff als — Kajütenjunge, das Allerunterste, was ein Mensch auf einem Schiffe sein kann! Weit kam Schliemann auf dieser Laufbahn auch nicht; bei der ersten Ausfahrt litt er an der holländischen Küste Schiffbruch. Er erreichte Amsterdam und es gelang ihm, eine Stelle zu finden — freilich nur als Comptoirdiener.

Dies war gleichwol der Anfangspunkt des aufsteigenden Astes seiner merkwürdigen Lebensbahn.

Seine Stelle war mit einer Tages-

Digitized by Google

einnahme von $1^3/_4$ Mark dotirt. Nur die Hälfte dieser bescheidenen Einnahme verwandte Schliemann auf die gewöhnlichen, unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, die andere Hälfte gab er auf Sprachstudien aus. Aber nicht etwa auf Griechisch! Der charaktervolle junge Mann wußte sehr wohl, daß er fürs erste der idealistischen Seele in seiner Brust nicht nachgeben könne, sondern „sich an die Welt mit klammernden Organen" halten müsse; das Heben „zu den Gefilden hoher Ahnen" mußte der Zukunft vorbehalten bleiben . . . Schliemann war klüger als Faust.

Er lernte also zunächst Englisch, dann Französisch. Der Rest der romanischen Sprachen — Italienisch, Spanisch, Portugiesisch — war ihm Kleinigkeit; je sechs Wochen für jede genügten ihm. Daß er sich nebenher des Holländischen völlig bemächtigt hatte, versteht sich von selbst. Auch seine Handschrift hatte er kaufmännisch-schön ausgebildet.

So gelang es Schliemann, am 1. März 1844 (also wenig über 22 Jahre alt) in einem sehr angesehenen amsterdamer Hause Anstellung als Correspondent und Buchhalter zu finden.

Sein Eifer und sein Sprachendurst ließen nicht nach. Es war ein Verdienst seiner Umsicht, zugleich aber ein unvorhergesehen glücklicher Griff, daß er sich zunächst des Russischen bemächtigte.

Seinen 24. Geburtstag feierte Schliemann demzufolge in St.-Petersburg als Agent seines amsterdamer Hauses. Ein Jahr später konnte er sich bereits auf Grund eines neben jener beibehaltenen Agentur auf eigene Rechnung betriebenen Geschäfts in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen.

Von da ab machten Geschick und Glück in kaufmännischen Dingen von Jahr zu Jahr ihn reich und immer reicher.

Aber mitten in diesem höchst realistischen Geschäftstreiben im Dienste des Mammon blieb er seinen Idealen treu; wenn das 19. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung ihn genügend reich gemacht haben würde, wollte er niedersteigen in das 12., 13. vorchristliche; aus dreitausendjährigem Grabe sollten die Stätten erstehen, wo die vorgeschichtlichen Heroen, wo Priamos und Agamemnon gewaltet haben.

Es ist wol selbstverständlich, daß ein Charakter von solcher Energie und Tiefe nicht blos an künftige archäologische Thätigkeit dachte, sondern sich auch für dieselbe vorbereitete, daß er also namentlich des Griechischen (der Sprache von heute wie der des Alterthums) und des Lateinischen sich bemächtigt und mit allen classischen Schriftstellern sich bekannt gemacht hat.

Im Jahre 1850 ging Schliemann nach Californien; wie es scheint, nur um einen vor Jahr und Tag dahin ausgewanderten Bruder aufzusuchen, der nichts mehr von sich hatte hören lassen. Er erfuhr dort dessen Tod. Zu jener Zeit wurde das bisherige Territorium zum Staate erhoben und zugleich jeder am 4. Juli im Lande Verweilende ipso facto naturalisirter Amerikaner. So kehrte der deutsche Predigersohn und russische Großkaufmann als Bürger der Vereinigten Staaten nach St.-Petersburg zurück. Bald errichtete er eine Filiale in Moskau.

Geschickte Ausnutzung der Verhältnisse, die durch die mit dem Krimkriege verbundene Blokade der russischen Ostseehäfen geschaffen waren (indem er hauptsächlich Indigo und den Kriegsbedarf an Salpeter, Schwefel und Blei von England über Königsberg auf dem Landwege nach Rußland einführte), brach-

Digitized by Google

ten ihm so großen Gewinn, daß er bereits im Jahre 1858 — also nur elf Jahre, nachdem er sein selbständiges Geschäft begründet — sich für reich genug hielt, um sich vom Geschäfte zurückziehen und seiner archäologischen Liebhaberei für den Schauplatz der Homerischen Gesänge hingeben zu können.

Indessen kam es nicht sogleich dazu. Ein unredlicher Schuldner und ein Proceß, der sich daraus entwickelte, zwangen ihn, in Rußland zu verweilen. Er führte inzwischen seine Handelsgeschäfte weiter und verdiente mehr denn je zuvor. Er gibt seinen jährlichen Reingewinn um diese Zeit an Indigo allein auf 200000 Mark an.

In diese Jahre fallen noch Reisen nach Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und Griechenland; gelegentlich lernte er auch noch Arabisch.

Im Jahre 1864 hatte Schliemann seine kaufmännische Laufbahn zu einem sehr befriedigenden Abschlusse gebracht: Er, der zweiundzwanzigjährig mit einem Jahresgehalt von 960 Mark begonnen hatte, schloß als Zweiundvierzigjähriger mit einer Rente aus Grundbesitz und Kapital von 200000 Mark!

Die folgenden zwei Jahre verwendete Schliemann auf eine Reise um die Welt. Während der funfzigtägigen Ueberfahrt von Japan nach San-Francisco verfaßte er seine erste literarische Arbeit: „La Chine et le Japon" (Paris 1866).

Im Jahre 1866 kam Schliemann nach Paris, das er zunächst zur Heimstätte gewählt hatte, und bereitete für das nächste Jahr seine erste Fahrt als Archäologe vor, um seinen Kindertraum vom Jahre 1830 wahr zu machen und Troja auszugraben!

Schliemann war kein zünftiger Gelehrter; er war nicht auf dem herkömmlichen Wege durch Gymnasium und Universität philologisch und archäologisch geschult; seine umfassende Sprachkenntniß und die Bekanntschaft mit den Alterthümersammlungen aller Hauptstädte gewährten ihm aber doch eine mehr als dilettantische Ausrüstung für sein Vorhaben. Eins hat ihm geschadet, hat bewirkt, daß er, wenigstens in den ersten Jahren seiner antiquarischen Schatzgräberei, von vielen im wissenschaftlichen Sinne nicht recht ernst genommen worden ist: sein naiver Glaube an Homer und den Trojanischen Krieg, wie „Ilias" und „Odyssee" ihn schildern. Anfangs fehlte ihm wol, was dem Autodidakten immer fehlt, was nur ein streng methodisch wissenschaftlicher Studiengang verschafft — die besonnene Kritik. Er fand, was er zu finden wünschte: das Skäische Thor, den großen Thurm, den Palast des Priamos und einen Theil seiner Schätze.

Nun, diese gefundenen Dinge waren gleichwol thatsächlich vorhanden und ihre Auffindung war von hervorragend wissenschaftlichem Interesse; nur die Namengebung war das Unwissenschaftliche an der Sache.

Schliemann hat sich belehren lassen; er ist vorsichtiger geworden und hat später der Kritik keine derartige Blößen mehr gegeben.

In die verdrießlichsten literarischen Händel verwickelte Schliemann ein Widersacher, der gleich ihm kein zünftiger Gelehrter, kein Archäologe von Fach, nur Liebhaber und Autodidakt — gleichwol so selbstbewußt auftrat, mit solcher Zähigkeit bei seinem Einspruche verharrte, daß wol niemand Schliemann so sehr geärgert hat als der Hauptmann a. D. Boetticher.

Ein sonderbarer Zufall war es, daß in derselben Nummer des „Ausland" (Nr. 51 vom 17. Dec. 1883), in welcher

Digitized by Google

Schliemann's „Troja" als soeben erschienen angekündigt wurde* — dasjenige Werk (das fünfte der von ihm über den Gegenstand veröffentlichten), in dem er geglaubt hatte, den völligen und befriedigenden Abschluß seiner bezüglichen Forschungen gegeben zu haben — Hauptmann Boetticher zum ersten male seinen Schlachtruf erhob: „Schliemann's Troja eine Feuernekropole der Vorzeit." Später erschien „La Troie de Schliemann une nécropole à incinération"; außerdem Zeitungsartikel und Flugschriften.

Die literarische Fehde währte bereits sechs Jahre, und es war bei der Hartnäckigkeit des Gegners kein Ende abzusehen. Da faßte Schliemann einen großherzigen Entschluß (einen recht kostspieligen, nebenher gesagt; aber das galt ihm nichts) — er lud seinen Gegner ein, den archäologischen Streit mündlich und an Ort und Stelle zum Austrage zu bringen. Als unparteiische Zeugen wurden dazu eingeladen: ein wiener Architekt und Professor an der Akademie der bildenden Künste und ein preußischer Artilleriemajor.

Der erstere als Sachverständiger leuchtet sofort ein; weniger der zweite. Aber man erwäge: es handelte sich um Troja, um eine feste Burg, und Schliemann's getreuer Freund und Arbeitsgenosse, Dr. Dörpfeld (einst Eisenbahnbaumeister, vier Jahre an den Ausgrabungen von Olympia betheiligt, dann Architekt des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, jetzt dessen erster Secretär oder Director), hatte alle fortificatorischen Elemente, Ringmauer, Thürme, Festungsthore, zu finden geglaubt. Es war gewiß gerathen, dem militärischen Kennerblicke des ehemaligen Hauptmanns nicht den Civilisten Dörpfeld allein gegenüberzustellen. Der gewählte Schiedsrichter war Schliemann persönlich bekannt, denn derselbe, vormals bei den topographischen Arbeiten des Generalstabs verwendet, war ausersehen gewesen, auf Veranlassung des Archäologischen Instituts „Karten von Mykenä" aufzunehmen (1884 bei Dietrich Reimer in Berlin erschienen), während Schliemann zur Zeit — diesmal, wie es scheint, unter Führung von Aeschylos — Agamemnon und Kassandra suchte und wenn auch nicht diese, so doch köstlichen Goldschmuck in den Gräbern der Burg Mykenä fand.

Die vom 1. bis 6. Dec. 1889 stattgehabte gemeinsame Besichtigung und Besprechung ist ohne Erfolg geblieben, d. h. in Bezug auf Hauptmann Boetticher ohne Erfolg; dieser hält an seiner Feuernekropole fest.

Schliemann hatte bereits am 1. Nov. (1889) neue Ausgrabungen angefangen, und hat dieselben mit kurzen Unterbrechungen während des Winters bis in den folgenden Sommer fortgesetzt. Einen Brief von ihm, datirt Troja, 22. Juli 1890, an den Fürsten Bismarck gerichtet, brachten die „Hamburger Nachrichten. Die neuesten Ausgrabungen haben werthvolle Aufschlüsse geliefert, namentlich in dem Sinne, in dem die vorliegende Abhandlung die Verdienste Schliemann's zu beleuchten bestimmt ist.

In diesem Briefe heißt es:

„Pallas Athene ist mir auch diesmal noch sehr gnädig gewesen; ich werde die trojanische Sammlung in Berlin mit herrlichen Sachen bereichern können.

„Leider muß ich am 1. Aug. die Arbeiten einstellen; sollte ich aber leben, so will ich sie am 1. März 1891 mit aller Energie fortsetzen."

Das hat nun Pallas Athene zu fügen

* Nach buchhändlerischer Gepflogenheit ist als Erscheinungsjahr auf dem Titel 1884 angegeben; der Druck war im November beendigt.

Digitized by Google

nicht vermocht! Auch nicht, ihn die letzte seiner unzähligen Weltfahrten glücklich vollenden zu lassen! Im Wandern mußte der unermüdliche Wanderer sein Ende finden. Wörtlich: im Wandern! In dem Gewühl der Toledostraße in Neapel mag er gefühlt haben, daß seine Stunde gekommen sei; er hatte nur Zeit, in eine stille Seitengasse zu flüchten, um dort zusammenzubrechen. Am 26. Dec. 1890 ist er dann im Gasthofe gestorben.

Schliemann war auf der Rückfahrt. Seinen 69. Geburtstag (6. Jan.) gedachte er daheim zu feiern in seinem köstlichen, ebenso wohnlichen wie künstlerisch schönen Heim in Athen, im Kreise seiner Nächsten und Liebsten.

Einer von diesen, Dr. Dörpfeld, hat ihn heimgeholt.

Kränze von nah und fern würden dem Weltberühmten an seinem Geburtstage zutheil geworden sein; mehr Kränze sind eingegangen, um das Grab zu schmücken, das an jenem Tage sich eben über dem unermüdlichen Gräbereröffner und Todtenerwecker geschlossen hatte... Fuit Ilium!

* * *

Im Jahre 1867 hat Schliemann seine Reisen und seine archäologische Schatzgräberei begonnen. Zwischen 1869 und 1886 hat er acht zum Theil sehr umfangreiche Werke erscheinen lassen.

Schliemann hat nach dieser Zeit, im Sommer 1888, noch eine große ägyptische Forschungsreise vollführt, auf der Professor Virchow sein Gefährte war, und hat zuletzt, wie bereits erwähnt, nochmals, zum vierten male, in Troja gegraben. Ueber diese letzten Leistungen ist noch nichts erschienen.

Ueber seine erste archäologische Reise berichtete er in „Ithaka, der Peloponnes und Troja" (Leipzig, Commissionsverlag von Giesecke u. Devrient, 1869).

Er grub hierauf in Troja von 1870 bis 1873 und berichtete darüber in „Trojanische Alterthümer" (Leipzig, in Commission bei F. A. Brockhaus, 1874). Dazu gleichzeitig: „Atlas trojanischer Alterthümer. Photographische Abbildungen auf 218 Tafeln in Quart mit erklärendem Texte" (kostet allein 54 Mark und ist vergriffen). Hierauf grub er zum zweiten male in Troja 1878 und 1879. Er hielt damals seine Arbeit für abschließend, und desgleichen das darüber Rechenschaft ablegende Werk „Ilios, Stadt und Land der Trojaner" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881), nebst einem Ergänzungsbande von geringem Umfange: „Reise in der Troas im Mai 1881" (ebend.).

In der That war aber mit „Ilios" durchaus noch kein wirklicher Abschluß erreicht. Unbefriedigt fühlte sich Schliemann, nachdem er das genannte Werk veröffentlicht hatte, aus dem einen Grunde, daß er mit der Erklärung abschließen zu müssen geglaubt hatte, die Stadt, um welche die Griechen zehn Jahre gekämpft, sei nur ein kleiner Burgflecken gewesen, dem man kaum mehr als 3000 Einwohner zugestehen könne. Demnach müßte doch der so hoch verehrte Homer einen geringfügigen Vorgang in unerhörtem Maße aufgebauscht haben. Dieser Gedanke beunruhigte Schliemann in seinem redlichen Wahrheitsdrange und seiner Homer-Liebe, und führte schließlich zu dem dritten Ausgrabungsfeldzuge in den fünf Frühjahrs- und Sommermonaten von 1882, deren Ergebnisse in dem (1884 bei F. A. Brockhaus erschienenen) Werke „Troja" niedergelegt sind.

Die Ausgrabung von 1882 löste nicht nur die Zweifel, um derentwillen sie unternommen worden war, sie brachte überdies sehr wesentliche Aufklärungen, Ergänzungen und Berichtigungen.

Schliemann gewann jetzt die Ueber-

Digitized by Google

zeugung, das, was er aufgedeckt, sei nicht das ganze Troja, sondern nur dessen Akropolis gewesen. „Akropolis" (wörtlich Hochstadt, im Gegensatze zu Katopolis, Unterstadt) nannten die Griechen die Burgen und Citadellen ihrer Städte. Diese modernen Bezeichnungen erschöpfen aber den Begriff nicht. Die Akropolen waren (in der ältesten Zeit) die Herrschersitze und zugleich geheiligte Bezirke. Sie enthielten nur den Palast und Tempel, keine profanen Wohnungen, außer für das „Gesinde" der Herrscherfamilie und die Priesterschaft.

Die Akropolis von Troja hatte den Sondernamen „Pergamos".

Die drei Hauptwerke „Trojanische Alterthümer", „Ilios" und „Troja" kennzeichnen die Stufen fortschreitender Erkenntniß, wie Schliemann selbst sie gewonnen hat. Wer an der Quelle Belehrung schöpfen will, muß diese drei Werke studiren, die mit allen Vorreden, Einleitungen und Beiträgen anderer Gelehrten nahe an 1800 Seiten füllen; er muß mit Schliemann erkennen, zweifeln, irren und sich berichtigen.

Wir haben bisjetzt nur der Ausgrabungen von Troja gedacht; in die Zwischenzeit der drei trojanischen Rechenschaftsberichte, bezw. nach denselben, fallen die andern Schliemann-Thaten und Werke: „Mykenä" (1878), „Orchomenos" (1881), „Tiryns" (1886).

Das gesammte, die Schliemann'schen Ausgrabungen behandelnde Schriftwerk hat einen Umfang erreicht, daß selbst der Fachmann davor erschrecken kann, geschweige der gebildete Laie. Es war daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen des Verlegers der Schliemann'schen Hauptwerke, für einen leicht orientirenden Auszug zu sorgen. Den Auftrag dazu erhielt 1886, nachdem mit „Tiryns" die Schliemann-Literatur zu vorläufigem Abschlusse gelangt war (der zum endgültigen geworden ist), der damals bei den bekannten pergamenischen Ausgrabungen betheiligte, jetzt das Kestner-Museum in Hannover leitende Dr. C. Schuchhardt. Das Ergebniß war das (1890 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene) reich illustrirte Werk: „Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka, im Lichte der heutigen Wissenschaft."

Von den hier aufgezählten Arbeitsstätten Schliemann's können wir zunächst Ithaka ganz fallen lassen. Dort ist überhaupt wenig gesucht und nichts Eigenartiges gefunden worden.

Auch Orchomenos (in Böotien) ist mit wenigen Worten abzufertigen. Schliemann suchte und fand hier das bedeutendste und werthvollste Exemplar einer in der ältesten griechischen Culturzeit mehrfach, namentlich auch bei Mykenä, ausgeführten eigenthümlichen Art von Bauwerken, die man abwechselnd „Schatzhaus" oder „Grab", „Kuppelgrab" genannt hat, und die wahrscheinlich beides gewesen sind; die heutigen Griechen nennen sie — wenig poetisch — „Backöfen". In diesen Bauwerken finden wir die älteste Lösung der bautechnischen Aufgabe, einen Raum mit massiven Wänden auch nach oben massiv zum Abschlusse zu bringen.

Die Decken bildete man damals im allgemeinen, selbst bei den Palästen, durch eine einfache oder auch Kreuzlage von Rundstämmen; denn vierkantige Balken herzustellen wäre für Stein- und höchstens Kupfer- oder Bronzewerkzeuge eine mühselige Arbeit gewesen. Die obern Zwischenräume zwischen den Rundhölzern füllte man mit dünnern Stangen oder Schilfbündeln, und überzog das ganze mit einem Lehmestrich, fest gestampft nach Art der Scheuntennen. Geringe Neigung dieser Fläche genügte in dem regenarmen Lande zur Abwässerung.

Digitized by Google

Das flache Dach war Terrasse, Lieblingsaufenthalt bei gutem Wetter, selbst Schlafplatz — alles wie noch heute im conservativen Orient.

Diese Holz- und Lehmdecken waren es nun aber, die alle in dieser Weise hergestellten Räume früher oder später ein Opfer des Feuers haben werden lassen. Sollte dem vorgebeugt werden, so mußten die Decken aus demselben unverbrennlichen Materiale hergestellt werden wie die Wände, aus Lehmziegeln, oder noch besser aus dem Kalkgestein, das allerorten im Lande zu haben war.

So geschickt die Maurer und Steinmetzen jener Frühzeit gewesen sind, so tapfer sie sich an gewaltige Steinblöcke gewagt haben, mit denen zu hantieren für unsere hülfsmaschinenreiche Zeit keine Kleinigkeit sein würde — auf die Idee des Gewölbes sind sie noch nicht gekommen, konnten sie auch gar nicht kommen; denn das Gewölbe, bei dem die Steine sich gegenseitig verspannen, das erst gegen Einfallen gesichert ist, wenn der Ring geschlossen ist, bedarf zu seiner Herstellung besonderer Vorbereitungen, die doch über das Maß des damaligen Könnens hinausgingen. Man thürmte daher, um massive Decken zu schaffen, eine Horizontalschicht auf die andere, ließ aber jede folgende vorspringen. Jede Steinschicht war ein Kreis, aber jeder folgende Kreis enger als der vorherige, bis zuletzt ein einziger Stein die Oeffnung schloß.

So bildete die Decke einen Hohlkegel. Kegelgräber sollte man daher die in Rede stehenden Bauwerke auch nennen; nicht Kuppelgräber, denn Kuppel- und Massivbau können wir heut von der Form des Gewölbes nicht trennen.

Es verbleiben hiernach nur drei Stätten, wo Schliemann gegraben und gefunden hat: Tiryns, Mykenä und Troja, und zwei Oertlichkeiten: die Südostspitze des Peloponnes, wo Tiryns und Mykenä, örtlich und geschichtlich die nächsten Nachbarn, lagen, und die Nordwestecke von Kleinasien, die Landschaft Troas.

Wie aus jedem Schulatlas zu ersehen, streckt der Peloponnes in der Form einer mit dem Rücken nach oben gekehrten rechten Hand (der jedoch der kleine Finger fehlt) vier Landzungen ins Meer. Zwischen dem kürzern, abgespreizten Daumen und dem Zeigefinger liegt die Bucht von Nauplia, im Alterthume der Argolische (Argeiische, Argivische) Busen genannt. Wie das Knochengerüst die Form der Hand, bedingen vulkanische Felsgebirge die Grundform des Landes. Einst brandeten die Wogen des Meeres am Fuße der Felsenberge, allmählich aber bauten Gerölle, Geschiebe und feinere Sinkstoffe, die in allen Schluchten („Revmata", das alte griechische ῥεῦμα) aus den Bergen heruntergeflößt wurden, ein Schwemmland am Fuße der Berge auf — erst Sand und Sumpf, dann bewachsen, zuletzt culturfähiger Boden. Auch hier hat, wie so oft, die Sage in poetischer Form eine wissenschaftliche Thatsache überliefert. In der tiefsten Zeitenferne tauchen die Namen Inachos und Melia auf; ein Flußgott und eine Oreade oder Bergnymphe. Ihr Sohn ist Phoroneus, der aus Wald und Berg die in der Wildniß umherirrenden Jäger und Hirten in der fruchtbaren Ebene zu einem ersten Gemeinwesen vereinigt: ein Erzeugniß von Wasser und Gebirge ist die Ebene zwischen Gebirge und Meer, wo die erste Cultur sich entfaltet. „Pelasger" heißen hier, wie überall am nördlichen Saume des Mittelmeeres, die ersten Besiedler. Der Name bedeutet „Wanderer". Eins der Rinnsale waren die Pelasger, in die in unbestimmbar früher Zeit die große arische Völker-

Digitized by Google

flut sich über Europa verbreitet hat. „Larissa" ist ein pelasgisches Wort; es bezeichnet so viel wie Burg, fester Herrschersitz; auch „Argos" ist pelasgisch, es heißt (nach Strabo) „Ebene".

Die Inachiden läßt die Sage etwa vier Jahrhunderte in Argos herrschen. Dann — man schätzt um 1500 v. Chr. — erfolgte die Einwanderung des Danaos aus Aegypten.

Namen und Ereignisse sind Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes; der Kern ist die geschichtliche Thatsache, daß Einwanderer aus Aegypten eine neue Cultur nach Argos gebracht haben. Stadt und Burg am Westrande der argeiischen Ebene, zur Zeit Sitz der dermaligen Herrschaft, sind erklärlicherweise nicht der erste unmittelbare Angriffspunkt der Fremdlinge gewesen; nur acht Kilometer davon, am Ostrande der Ebene, bot sich ihnen ein günstiger Landungsplatz, und nebenbei in dem langgestreckten, inselartig aus der Ebene sich etwa 15 Meter erhebenden Felsrücken Tiryns ein „Stützpunkt". Schliemann hat hier unzweifelhafte Spuren einer frühesten, roh und flüchtig gestalteten Befestigung nachgewiesen, eines Burgwalles, wie dergleichen in gleicher Form, aus gleichen Mitteln, zu gleichem Zwecke überall auf Erden von den verschiedensten Völkerstämmen ausgeführt worden sind.

Jeder weiß aus den landläufigsten Erzählungen, daß im griechischen Heroenzeitalter Mord und Todtschlag und alle denkbaren Familiengreuel an der Tagesordnung gewesen sind. Es war auch ein Bruderzwist, der einen der Danaos-Nachkommen, Proitos, aus Argos vertrieb und nach mancherlei Abenteuern ins Land zurück- und zur Gründung einer selbständigen Herrschaft mit dem Herrschersitze auf dem tirynthischen Felsen geführt hat. Strabo hat uns die Ueberlieferung erhalten, Proitos habe zur Ausführung seines Burgenbaues sieben kunstverständige Kyklopen aus Lykien (Südküste von Kleinasien) berufen.

Hierin darf man ein neues Zeugniß für eingeführte fremde Cultur erkennen; mit der genauern Bestimmung, daß es die Bearbeitung und das Versetzen von Steinmaterial zu soliden Wohn- und Wehrbauten betraf.

Die Ausgrabung der festen Burg Tiryns ist eine der bedeutendsten Leistungen Schliemann's.

Schliemann hatte drei Gewährsmänner, von denen er sich leiten und bestimmen ließ: Homer, Pausanias und Strabo.

Ueber Tiryns war aus der „Ilias" allerdings nicht viel zu lernen. Der Name erscheint nur einmal, in dem sogenannten Schiffskataloge des zweiten Buches, Vers 559. Die „mauerumgürtete" (τειχιόεσσα) wird die Feste hier genannt. Sie gehört zu der argolischen Gruppe, die 80 Schiffe stark war und unter Oberbefehl des Diomedes, Königs von Argos, stand. Pausanias, der im Ausgange des 2. oder Anfang des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung seine Reisen gemacht und beschrieben hat, fand die dortigen Baureste so bewundernswürdig in technischer Beziehung, und was Massenbewältigung betrifft, daß er sie den ägyptischen Pyramiden gleichwerthig erklärt.

Schliemann sah Tiryns zuerst auf seiner Studienreise im Sommer 1867. Von Argos nach Nauplia fahrend, verließ er da, wo die Chaussee dicht am Orte vorbeiführt, den Wagen und führte eine oberflächliche Besichtigung aus. Erst 1876, wo er in Mykenä beschäftigt war, grub er auch in Tiryns eine Woche lang. Es erwuchs ihm jetzt der Wunsch, sich eingehender mit dieser Fundstätte einzulassen. Seine anderweitigen Unter-

Digitized by Google

nehmungen ließen ihn erst 1884 nach Tiryns kommen. Die Arbeiten dieses Jahres brachten zu großer Freude der Archäologen und insbesondere der Homer-Verehrer einen Königspalast zu Tage, dessen Grundrißanordnung fast gar keinem Zweifel unterlag, während sich für den Aufbau, wenn auch nicht volle Sicherheit, so doch sehr hohe Wahrscheinlichkeit ergab; man hatte nun einen Anhalt für die reconstruirende Phantasie, wie man ihn bis dahin nicht besessen; man konnte sich deutlich vorstellen, wie Alkinoos, Odysseus, Agamemnon gewohnt und sich häuslich eingerichtet haben mochten.

Der Palast von Tiryns war eine Burg, ihn umgab eine Befestigungsmauer. Dr. Dörpfeld, der als Architekt für Tiryns sich vorzugsweise interessirte, hatte 1884 die Ausgrabungsarbeiten geleitet und dieselben im nächsten Winter für das beabsichtigte Schriftwerk geschildert. Wie so oft, kam auch hier im Essen der Appetit, und Schliemann war einsichtig und zugleich freigebig genug, seinem bauverständigen Genossen für den Sommer 1885 eine zweite Ausgrabungscampagne zu bewilligen, die dieser allein geleitet und auch allein in dem Werke „Tiryns" beschrieben hat.

Wie hoch die Bauverständigen den so gewonnenen Beitrag zur Baukunde der Vorzeit, namentlich auch der Kriegsbaukunst, sofort schätzten, beweist die Einleitung, die eine der ersten baukunstgeschichtlichen Autoritäten, der Geheime Oberbaurath Professor F. Adler, für das Werk „Tiryns" verfaßt hat.

Wir haben zwei Zuflüsse neuer Cultur in das pelasgische Argos kennen gelernt: den an den Namen Danaos geknüpften ägyptischen und den in den lykischen Kyklopen personificirten kleinasiatischen, dessen Quelle vielleicht auch in Aegypten zu suchen ist.

Zu diesen kommt Pelops, des Lyderkönigs Tantalos Sohn, der, aus seiner Heimat vertrieben, mit großen Schätzen auf Abenteuer gezogen und so nach Elis, der nordwestlichen Landschaft der südlichen Halbinsel von Hellas, gelangt sein soll.

Welche Bedeutung Pelops und sein Geschlecht im Lande gewonnen, erhellt am deutlichsten aus dem neu aufgekommenen Gesammtnamen für die südlich vom Isthmus von Korinth gelegenen Landschaften: Peloponnes, wörtlich Pelopsinsel.

Mykenä, der Sage nach gegründet von Perseus (zwei Generationen nach Proitos, dem Gründer von Tiryns), wurde unter den Pelopiden der Sitz einer reichen und ausgedehnten Herrschaft, einer Art von Großkönigthum.*

In der „Ilias" erscheint Diomedes von Argos, eine der prächtigsten ritterlichen Gestalten des Homerischen Heldenkreises, gleichwol in einer Art von Vasallenverhältniß gegenüber Agamemnon.

Wieder ist es Pausanias, der Schliemann's Schritte in Mykenä geleitet hat. Mykenä hatte bei den Archäologen längst Ruf durch das unter Trümmern aufrecht erhaltene sogenannte Löwenthor. Des Pausanias Mittheilung: man habe ihm an Ort und Stelle versichert, alter Ueberlieferung nach befänden sich in der Nähe, unter den Trümmern die „Königsgräber" — diese Angabe hatte noch kein Archäologe gewürdigt: Fabeln!

Aber Schliemann glaubte, wie Pau-

* Die Lage von Mykenä in dem Gebirge, das die Wasserscheide zwischen dem argolischen und korinthischen Golf bildet, um eine umfangreiche Bergfeste zu schaffen, die alle von der Natur gebotenen Uebergänge beherrschte, ist so vortrefflich gewählt, daß kein Generalstabsoffizier von heute es besser machen könnte.

Digitized by Google

sanias geglaubt haben mag, und er that, was Pausanias nicht hatte thun können — er grub und . . . ja, zunächst wurde er für sein Graben und Finden wieder ausgelacht, weil er so naiv war zu glauben, er habe Agamemnon selbst gefunden! Um dieser Uebertreibung willen übersahen viele im ersten Augenblicke den außerordentlichen culturgeschichtlichen Gewinn, den die Eröffnung der mykenischen Gräber darstellt. Schliemann fand in sechs brunnenartigen Vertiefungen (Schachtgräber hat man sie deshalb genannt) Skelete, zum Theil wunderbar erhalten, die aber an der freien Luft sehr bald zerfielen, und bei diesen an Waffen und Goldschmuck einen staunenswerthen, beispiellosen Schatz. Es hat am wenigsten zu bedeuten, gibt aber doch einen Begriff von der Größe der Entdeckung, daß der Metallwerth des gefundenen Schmuckes auf 100000 Mark zu schätzen ist — die Hauptsache ist das unwiderlegliche Zeugniß einer hochgebildeten Gold- und Waffenschmiedekunst. Eine der wunderlichsten Neuigkeiten sind die aus Gold getriebenen Gesichtsmasken der Bestatteten; Masken von verschiedenartiger, ganz individueller Physiognomie, daß man versucht wird, an Porträtähnlichkeit zu glauben.

Diese hohe Cultur mag an der Süd- und Ostküste von Griechenland etwa von 1400 bis 1000 v. Chr. geblüht haben. Da die herrlichen Zeugnisse derselben in den Gräbern der Akropolis von Mykenä gefunden worden sind, gibt Schuchhardt derselben die Bezeichnung „mykenische Cultur". Die Bezeichnung ist doch vielleicht zu eng gefaßt; der Goldschatz, den Schliemann in Troja gefunden (er steht zur Schau im Schliemann-Saale II des berliner Museums für Völkerkunde) ist zwar quantitativ mit dem mykenischen Funde nicht entfernt zu vergleichen, aber in qualitativer Beziehung, in der Technik der Goldschmiedekunst durchaus ebenbürtig.

Die hohe Kunstblüte auf griechischem Boden ist ohne Zweifel mit politischer Blüte zusammengefallen. Die zahllosen kleinen Fürsten des Landes einigten sich zu einem Bunde unter dem Vorsitze Agamemnon's, des zur Zeit Reichsten und Mächtigsten, und unternahmen es, die an der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste hausenden Seeräuber zu züchtigen. Troja mag als Kern und Herz dieser feindlichen Nachbarschaft gegolten haben; es wurde erobert und zerstört.

Bald danach ging aber auch die mykenische Culturperiode zu Ende. Etwa um das Jahr 1100 vor Beginn unserer Zeitrechnung fand die Einwanderung oder richtiger der feindliche Einbruch, die Invasion der Dorer, statt.

Nach längern Kämpfen wurden sie Herren des Landes. Die bisherigen Bewohner wurden getödtet oder zu Sklaven gemacht; manche flüchteten rechtzeitig; sie bilden die sogenannte äolische Auswanderung nach Kleinasien.

Die Dorer waren ein rauhes Volk. Sie zerstörten Tiryns. Später wurde von Argos aus Mykene zerstört, die Blüte der mykenischen (ägyptisch-asiatischen) Cultur war vorüber.

* * *

Zu der Zeit, da Schliemann Troja wirklich aufzusuchen begann (1867), herrschten in der Gelehrtenwelt Zweifel darüber, wo eigentlich Troja gelegen haben möge. Diese Zweifel waren noch keine hundert Jahre alt; Lechevalier, ein namhafter Archäologe, hatte sie in einem Werke „Voyage de la Troade" (die Reise war 1785 und 1786 ausgeführt worden) geltend gemacht. Nicht der von alters her als Stätte von Troja gültig gewesene Punkt unsern

Digitized by Google

des hellespontischen Ufers, ein Hügel, den die Türken mit einem dem Arabischen entlehnten Worte „Hissarlik“ (d. h. soviel wie Burgwall oder Wallburg) nannten, sondern ein weiter landein an einem durch die beiderseits an den Skamander herantretenden Ausläufer des Ida gebildeten Felsenengpaß sollte die Homerische „Ilios“ gelegen haben. Die von Lechevalier aufgestellte Behauptung fand großen Anklang. Unter ihren Anhängern findet sich auch Moltke, der in seinen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39“ schrieb: „... Wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinct an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigliche Burg zu gründen.“

Es war nun aber „damals“ nicht ganz so wie „heute“. Ilos, oder wer sonst der Gründer der ersten Burg gewesen, war ein kleiner Staatengründer und König im Stile des Heroenzeitalters, er war nicht Herr des obern Skamanderthales und hatte keine Ursache, dasselbe zu sperren. Er beherrschte nur das untere Skamanderthal zwischen jener Felsenenge und der Küste. Er war ein großer Heerdenbesitzer und Viehzüchter, höchst wahrscheinlich auch Seeräuber, und nach alledem kann und muß ihm das weitgeöffnete untere Skamanderthal und die Nähe des Meeres, zu dem der damalige Skamanderlauf (er hat sich seitdem weit nach Westen verlegt) gerades Weges vom Hügel Hissarlik führte, paßlicher erschienen sein als die mehrere Wegstunden landeinwärts gelegene Felsenenge.

Schliemann hat nicht mit topographisch-strategischen Erörterungen für seine Ansicht gekämpft, er hat in Wahrheit die schlagendsten Gründe und Beweismittel in Anwendung gebracht — Hacke und Spaten, mit denen er den Hügel Hissarlik geöffnet und sein Inneres bloßgelegt hat. Dies hat er aber nicht nur hier, sondern auch bei der fraglichen Felsenenge, ja noch an vielen andern Punkten der Landschaft gethan, wo immer er und Andere Spuren älterer Besiedelungen vermuthet oder äußerlich wahrgenommen haben. Nirgends ist irgend Erhebliches, Vorgeschichtliches entdeckt worden; der Hügel Hissarlik aber gab unwiderlegliche und massenhafte Zeugnisse heraus, daß während anderthalb Jahrtausenden der Mensch hier gekommen und gegangen ist. Wie in den Einschnitten der Eisenbahnen die geologische Schichtung bloßgelegt und vor die Augen der Lebenden in einem Bilde zusammengefaßt wird, in welcher Art und Folge in weit entlegenen Entwickelungszeiten die Erdoberfläche sich gestaltet und umgestaltet hat, so führte der große „Graben“, mit dem Schliemann von Nord nach Süd den Hügel Hissarlik durchschnitt, die wechselnden Culturgeschichten vor Augen, wie sie die wechselnden Geschlechter der Troasbewohner hinterlassen haben.

In seinem Werke „Ilios“, das, wie bemerkt worden, seiner damaligen Meinung nach, seine trojanischen Forschungen abschloß, hat er sieben Städte unterschieden. Mit Mühe, großen Widerwärtigkeiten und pecuniären Opfern (er hat z. B. neben Bestreitung der Ausgrabungskosten der türkischen Regierung baare 50000 Frs. zahlen müssen) hat Schliemann sich in Besitz der wichtigsten trojanischen Fundstücke gesetzt, um — diesen Schatz seinem deutschen Vaterlande zu schenken!

Schliemann selbst hat seiner Zeit den Schatz geordnet, etikettirt, katalogisirt, alles nach der Sieben-Städtetheorie. Diese Eintheilung ist etwas unbequem;

Digitized by Google

nach den Berichtigungen, zu denen die wider Erwarten unternommene dritte Ausgrabungsperiode geführt hat, dürfte vielleicht Schliemann selbst gedacht haben, es sei mit sechs Städten genug gewesen. Aber die Sammlung war nun einmal auf Grund von „Ilios" geordnet, und auch nur von „Ilios" hat die Museumsverwaltung einige Exemplare ausgelegt. Mögen es nun aber sechs oder sieben Städte sein, die den Archäologen befriedigen, für den gebildeten Laien sind auch schon sechs zu viel. Für dessen Standpunkt und Auffassungsfähigkeit möchten vier Culturschichten das Uebersichtlichste sein.

Die älteste Spur reicht wahrscheinlich tief in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurück. Damals kamen wahrscheinlich, wie drüben in Griechenland die Pelasger, andere Abzweigungen der arischen Völkerflut, die Thraker (vielleicht dürfte man auch sagen Germanen) von Norden her, den Hellespont (Dardanellen) überschiffend in die Troas. Und wie für die ägptische Einwanderung in die Argolis der Felsen von Tiryns, so empfahl sich hier zur Anlage des ersten Stützpunktes, der Operationsbasis, der im Hügel am Skamander ausklingende rechtsseitige Thalrand des Skamander.

Die thrakische Herrschaft gewann an Ausdehnung. Ein späterer thrakischer Einwanderer, Dardanos, fand eine gefestigte Herrschaft unter Teukros, von dem er als stammverwandt wohl aufgenommen, dessen Adoptiv-, dann Schwiegersohn und Erbe er wurde. Von zwei Enkeln des Dardanos stammten die zwei Linien, deren eine zu Priamos, die andere zu Aeneas führt. Ilos, der eine Dardanos-Enkel, ging nach Phrygien, siegte in Kampfspielen, die der dortige König angeordnet hatte, und erhielt als Lohn 50 junge Paare zur Gründung eines neuen politischen Gemeinwesens in der Troas. Jener erste Stützpunkt der ersten Einwanderer auf dem Hügel am Skamander mag zur Zeit längst verlassen, das untere Skamanderthal herrenlos gewesen sein. Ein Orakel wies Ilos an, seine neue Herrschaft an dieser Stätte zu gründen.

Dies war die Ilios oder das Troja des Trojanischen Krieges. Diese Stadt ist unverkennbar gewaltsam durch Feuer zerstört; jedoch nicht gänzlich, und ist — wahrscheinlich nach Abzug des Feindes von den zurückgekehrten Geflüchteten — wiederhergestellt worden (zweite und dritte Stadt Schliemann's). Wann und warum diese Wohnstätte aufgegeben worden, ist bisjetzt nicht zu ermitteln oder auch nur zu muthmaßen gewesen. Die vierte, fünfte und sechste Stadt mag der Archäologe unterscheiden; für den Historiker sind sie ohne Bedeutung. Die siebente Stadt war ersichtlich eine Gründung jener äolischen Griechen, die, von den Dorern gedrängt, nach Kleinasien herübergeflohen waren. Diese äolische Stadt dürfte etwa um 700 v. Chr. gegründet worden sein. Sie hat wechselnde Schicksale erlebt, Glanz und Niedergang während tausendjährigen Bestandes; noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts fand Julian, der nachmalige Kaiser, mit dem Schandnamen „Apostata", der Feind des zur Zeit bereits zur Staatsreligion gewordenen Christenthums, im Ilium seiner Zeit das uralte Heiligthum der ilischen Athene und ein Heroon des Hektor, zu denen Altgläubige wallfahrteten. Bald danach ist aber Ilion verschollen und verödet gleich der Pallas Athene und ihrem Dienste.

Wie wir aus dem eingangs erwähnten Briefe Schliemann's an Bismarck ersehen haben, hatte der Unermüdliche noch weitere Aufdeckungen vor; vielleicht,

Digitized by Google

daß Frau Sophie Schliemann, die treue, verständnißvolle, tapfere Gefährtin und Gehülfin, das Erbe ihres Mannes antritt und weiter gräbt. (Das steht in der That bevor. D. Red.) Die trojanischen Forschungen sind also noch immer nicht abgeschlossen; aber sie sind groß und erfolgreich genug gewesen, um Schliemann für ewige Zeiten einen hervorragenden Ehrenplatz unter den Förderern der Culturgeschichte zu bereiten. Und weil seine Erfolge so bedeutend gewesen sind, hat er Schule gemacht; man folgt seinem Beispiele; man gräbt gleich ihm nach Schätzen in einer Ausdehnung und Gründlichkeit, wie nie zuvor geschehen.

Die Lohnfrage und die Gewinnbetheiligung.

Von **Ludwig Koelle.**

I.

Es handelt sich nicht um die Kürzung des Unternehmerrockes, sondern um die Verlängerung der Arbeiterbluse.

Garnier-Pagès.

Zu den augenfälligsten Erscheinungen des modernen Industrielebens gehört die gründliche Unzufriedenheit der Massen, die von ihrer Hände Arbeit leben. Unzufriedenheit mit der jeweiligen Lage ist übrigens weder etwas „Neues unter der Sonne", noch an und für sich ein Beweis für die Weisheit des Unzufriedenen. Auch bleibt sie heutzutage keineswegs auf die sogenannte „Arbeiterklasse" beschränkt; vielmehr zeigt sich in allen Lebenslagen eine Schwarzseherei, welche in einer Zeit, die sich mit ihrer Aufklärung und Cultur brüstet, Staunen hervorrufen muß. Doch ist die Unzufriedenheit der eigentlichen Handarbeiter größer und ausgesprochener als die der übrigen murrenden Volksschichten, und deshalb drängt sie sich der allgemeinen Aufmerksamkeit immer mehr auf.

Mit Recht hat Gladstone unser Jahrhundert das „Arbeiterzeitalter" genannt. Dieses drückt der Politik sein Gepräge durch den stetigen Aufschwung der Demokratie auf, und hinsichtlich der Arbeiterfrage findet die demokratische Denkweise ihren Ausdruck in einer thatsächlichen Auflehnung der Arbeitermehrheit gegen die Unternehmeraristokratie. Die Arbeiter beschweren sich bitter darüber, daß man die gewaltigen Geschäftsgewinne, welche seit der allgemeinen Einführung der Maschinen erzielt werden, nicht in gerechter Weise vertheilt.

Viele Arbeiter sind vernünftig genug, einzusehen, wie thöricht die Behauptung ist, daß die Armuth der fleißigen Arbeiter in verhängnißvoller Weise zunimmt. Diese Behauptung wird von jedem ehrlichen Vergleiche der frühern mit der jetzigen Lage der Arbeiterklasse widerlegt. Andererseits ist es eine ganz unleugbare Thatsache, daß die Reichen reicher werden. Die Zunahme des Reichthums der Culturmenschheit in neuester Zeit ist ungeheuer. Der Umstand nun, daß die Lage der Arbeiter sich nicht in demselben Fortschrittsverhältnisse gebessert hat wie die der wohlhabenden Klassen, verursacht jenen viel Kopfzerbrechen. Es kann keinem Zweifel

Digitized by Google

unterliegen, daß die Arbeitslöhne seit einem halben Jahrhunderte stetig gestiegen sind; aber sie haben nicht gleichen Schritt gehalten mit den Ansprüchen und Erwartungen der Arbeitenden. Diese fordern unablässig höhere Löhne und eine Verringerung der Arbeitsstunden. Die Unternehmer hinwiederum betonen, daß die Procentsätze des Geschäftsgewinns immer kleiner werden, daß sie durch die Befriedigung der Ansprüche ihrer Angestellten zu Grunde gerichtet würden, und daß die letztern meistens träge, nachlässig, verschwenderisch und leistungsunfähig seien.

Die gegenwärtigen Beziehungen zwischen den Unternehmern und ihren Arbeitern müssen im allgemeinen bestenfalls als eine „bewaffnete Neutralität" bezeichnet werden; nur selten sehen wir das freundschaftliche Verhältniß platzgreifen, welches das Ergebniß gutwilligen Zusammenarbeitens an einem gemeinsamen Werke zu sein pflegt. Dies gilt selbst für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die noch vor kurzer Zeit als das „irdische Arbeitsparadies" betrachtet wurden, in welches Strikes, Socialismus und Anarchie vermeintlich nie dringen würden. Die Schnelligkeit, mit der in diesem gelobten Lande die großartigsten Arbeiterunruhen einander seit acht bis zehn Jahren gefolgt sind, beweist, daß die „Arbeiterfrage" kein auf Europa beschränktes Problem bildet. Es ist verblüffend, welche ungeheuern Verluste die Statistik z. B. für das Jahr 1887 durch Industriekriege in der Sternbanner-Republik nachweist: „350000 Mann haben 10 Mill. Arbeitstage verloren, d. h. jeder Strikende hat nahezu einen Monatslohn in die Schanze geschlagen." In diesem einen Jahre kam also ungefähr der zehnte Theil aller Fabrikarbeiter der Union um etwa $8^1/_2$ Proc. der Jahreseinnahme. „Der Verlust der Arbeiter belief sich auf $13^1/_2$ Mill. Doll., und dazu wäre noch die ebenfalls sehr beträchtliche Einbuße der Unternehmer zu rechnen."

Solche Zustände regen jeden ernsten Menschen zum Nachdenken an und rufen laut nach Erwägung aller Mittel, welche geeignet sein könnten, dem ungemein kranken Leibe der heutigen Industrie Genesung zu bringen oder wenigstens Erleichterung zu verschaffen. Zahlreiche Volkswirthe und Menschenfreunde, mehr oder minder erleuchtet und weise, haben denn auch allerlei Abhülfsvorschläge gemacht, und einige derselben sind als Universalmittel ausgegeben worden; in Wirklichkeit aber ist keiner ein solches und auch in Zukunft wird wahrscheinlich keine Panacee gefunden werden. Die „sociale Frage", welche sehr verwickelt und umfassend ist, beschäftigt sich mit der Thatsache, daß die gegenwärtigen Culturformen zu eng geworden sind für die stetig wachsende Menschennatur; um diesem Uebel abzuhelfen, wird man vielerlei Mittel suchen müssen. Die „Arbeiterfrage" ist schon begrenzter, greifbarer, leichter zugänglich; aber sie wird in der Regel derart behandelt, daß sie eine lange Reihe von Plänen zur Hebung der Lage der Arbeiter umfaßt und eine sehr tiefe, vielseitige Forschung erfordert. Die „Lohnfrage" dagegen — einer der Kernpunkte der Arbeiterfrage — läßt sich unschwer abgesondert behandeln; sie ist ein überaus wichtiger und wesentlicher Punkt, und wenn ein Weg gefunden werden könnte, den Arbeiter und den Arbeitgeber zu leichter Einigung über die gerechte Vertheilung der Arbeitsergebnisse zu bringen, so würden die übrigen Bestandtheile der „Arbeiterfrage" einen großen Theil der Schwierigkeiten verlieren, welche sie darbieten.

Digitized by Google

Selbstverständlich schwebt ein lebhafter Streit darüber, was als „gerechte" Vertheilung zu gelten habe. Wie wäre das gemeinsame Erzeugniß des Kapitals, der Unternehmungslust nebst der Geschäftsklugheit und der Arbeit zwischen diesen drei Factoren gerecht zu vertheilen? Der Unbefangene wird diese Frage verschieden beantworten, je nachdem es sich um diesen oder jenen Industriezweig handelt. Eine allgemein und überall gültige Antwort läßt sich um so weniger geben, als fast immer der Unternehmer einen ganz andern Standpunkt einnimmt als der Arbeiter. Jener erinnert an die riesige Zahl der gewerblichen und kaufmännischen Geschäfte, welche Schiffbruch leiden: nach einigen 90—95 Proc., während nach andern 40 Proc. gänzlich zu Grunde gehen, 50 Proc. sich dürftig erhalten und 10 Proc. erfolgreich sind; er betont die Seltenheit der Leitungsgeschicklichkeit, die zur glücklichen Verwendung von Kapital und Arbeit unerläßlich ist; er weist auf die Verantwortlichkeit und die großen Sorgen der Unternehmungsleiter hin, und erwähnt, daß die Arbeiter diese schwere Last nicht kennen, dabei feste Löhne beziehen, also ein sicheres Einkommen haben und im Falle des Bankrotts des Brotherrn das erste Anrecht auf ihre etwa rückständigen Bezüge ausüben, folglich keine Verluste erleiden. Ferner beweist er ziffermäßig, daß die Löhne seit 50 Jahren in der gesammten Culturwelt bedeutend gestiegen sind, und er nimmt mit Recht an, daß sie wol auch künftig steigen werden, während der Zinsfuß und die Gewinnsätze fallen dürften. Er meint, daß die meisten Arbeiter — freilich nicht alle — so viel Lohn empfangen, als mit der gegenwärtigen Kapitalverzinsung, mit der Seltenheit begabter Unternehmer und mit dem Stande der Märkte vereinbar ist. Der Arbeiter dagegen spricht von dem zunehmenden Reichthum der erfolgreichen Unternehmer und erklärt, daß in den Betrieben der letztern nach Abzug der Kapitalzinsen, der Arbeitslöhne und einer beträchtlichen Entschädigung für den Unternehmergeist ein großer Betrag übrigbleibt, an welchem der Arbeiter — als einer der Factoren, die dieses Ergebniß erzielen geholfen — einen gerechten Mitanspruch habe. Er äußert sich unwillig über die Unlust, mit der die meisten Unternehmer in guten Zeiten die Löhne erhöhen, und über den Eifer, mit welchem sie dieselben in schlechten Zeiten herabsetzen.

Dieser Widerstreit der Interessen ist ein fortwährender, und unter der Herrschaft eines reinen Lohn- und Gehaltsystems würde derselbe offenbar auch nie aufhören. Die jetzige Gegnerschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer — nicht zwischen Kapital und Arbeit — ist nichts anderes als ein Beispiel des natürlichen und allgemeinen Kampfes zwischen Käufer und Verkäufer, nur daß es sich hier nicht um Waaren, sondern um Dienstleistungen handelt. Tritt eine Arbeitseinstellung ein, so wird die öffentliche Meinung einmal für den einen, ein andermal für den andern Theil Partei ergreifen. Aber weder die Meinung des Publikums, noch die der Unternehmerklasse oder der Arbeiterklasse ist für die Beurtheilung eines Strike maßgebend, denn das erstere erweist sich meistens als vorurtheilsvoll oder nicht unterrichtet, und die beiden andern sind begreiflicherweise befangen, interessirt. Das reine Lohnsystem bietet an und für sich keine Handhaben zur Ausgleichung oder Versöhnung der Gegensätze der beiden streitenden Theile; böte es solche, so würde die Welt von den unablässigen Unordnungen im Schoße des Industrielebens verschont bleiben.

Digitized by Google

„Das Lohnsystem, welches so schlimme Zustände schafft, muß fehlerhaft sein", sagen die großen Arbeitervereinigungen, und schlagen vor, es gänzlich aufzugeben und durch Productivgenossenschaften zu ersetzen. Die Erfahrung lehrt aber, daß dieses Mittel im großen Ganzen, von einigen Ausnahmen abgesehen, wirkungslos ist, da es das Bindeglied zwischen Arbeit und Kapital — den unentbehrlichen leitenden Geist — außer Betracht läßt. Die Productivgenossenschaften versuchen nicht, das Kapital zu entbehren; sie wollen vielmehr ohne tüchtige, gutbezahlte Geschäftsführer auskommen, und das ist sehr verfehlt. Soll heutzutage ein Unternehmen gelingen, so muß es von gebührend entlohnten, mit großen Machtvollkommenheiten ausgerüsteten Kräften geleitet werden. Verwaltungs- und Organisationstalent ist etwas sehr Seltenes, und Genossenschaften, welche in Geschäftssachen das Naturgesetz einer Auslese der Besten leugnen, gehen zu Grunde.

Es wird sich eher empfehlen, das Lohnsystem beizubehalten und es einer befriedigenden Entwickelung zuzuführen. Nicht eine Revolution, sondern eine Evolution dürfte das Ergebniß der heftigen Reibungen auf dem gegenwärtigen Arbeitsmarkte sein, d. h. es ist wahrscheinlich, daß die Gewinnbetheiligung sich Bahn brechen würde. Diese Art, den Arbeitern neben dem festen Lohne einen Antheil am Geschäftsgewinne zu gewähren, ermöglicht, ja erfordert die Beibehaltung des tüchtigen, bevollmächtigten Unternehmungsleiters, beseitigt nicht die großen Vorzüge gesicherter Löhne und macht deren häufige Unzulänglichkeit durch Rückkehr zum Grundsatze der früher sehr verbreiteten Erzeugnißbetheiligung wett. Da eine Betheiligung in natura heutzutage in den meisten Fällen höchst unerwünscht wäre, so wird sie am besten durch einen pecuniären Antheil am Reingewinn ersetzt. Wir werden später an zahlreichen Beispielen darthun, daß, während der Arbeiter unter dem üblichen Lohnsysteme an dem Gedeihen des Unternehmens, dem er seine Kräfte widmet, kein unmittelbares Interesse hat, er durch die Gewinnbetheiligung an dem Unternehmen bis zu einem gewissen Grade dasselbe Interesse gewinnt wie ein wirklicher Gesellschafter. Der erste Schritt bei Einführung der Gewinnbetheiligung geht vom Unternehmer aus; die Productivgenossenschaften hinwiederum sind ein von den Arbeitern ausgegangener Versuch. Diese Genossenschaften wollen das Lohnsystem abschaffen; die Gewinnbetheiligung will es zu Gunsten aller in Frage kommenden Factoren abändern.

Wir haben genug gesagt, um zu beweisen, daß wir keineswegs Gegner des Lohnsystems sind. Wir halten dieses durchaus nicht für „einen Fluch der Gesellschaft, völlig unwürdig einer höhern Culturstufe", wie sich Laurence Gronlund in seinem Buche „Cooperative Commonwealth" ausdrückt. Wir sehen in dem Lohnsystem das Ergebniß naturgemäßer Entwickelung aus frühern Arbeitssystemen heraus, also ein nothwendigerweise unvollkommenes, aber seinerseits ebenfalls entwickelungsfähiges Wirthschaftswerkzeug, zu dessen Verbesserung die immer reicher werdende praktische Erfahrung herangezogen werden muß. Dem praktischen Geschäftsmanne ist mit den schönsten, feinstausgeklügelten Lehrmeinungen nicht gedient, wenn sie sich nicht den wirklichen Verhältnissen anpassen; er hat die Pflicht, sich die Erfahrung anderer zu Nutze zu machen, ehe dieselbe Gemeingut geworden; die Klugheit wird ihm zuweilen gebieten, sich der fortgeschrittenen Minderheit anzuschließen, welche die Möglichkeit einer

Digitized by Google

Menge von Dingen beweist, die noch nicht allgemein anerkannt sind und vielleicht nie sein werden. Im Punkte der Gewinnbetheiligung wird die Befolgung jenes Gebots der Klugheit um so empfehlenswerther sein, als es kaum einem Zweifel unterliegt, daß der dem Arbeiter gewährte Antheil am Reinertrage nicht aus der Tasche des Unternehmers fließt, sondern aus dem infolge der Wirksamkeit des Systems erhöhten Ertrage der Arbeit; die Arbeiter schaffen also den Mehrwerth der Erzeugung, aus dem ihr Gewinnantheil bestritten wird. Mit andern Worten: die Verbesserung der Lage der Arbeiter durch Gewinnbetheiligung kostet dem Unternehmer nichts; im Gegentheil, sein eigener Gewinn wird meistens auch noch erhöht.

II.

Die beste Philanthropie ist jene, die dem Menschenfreund nichts kostet.

Der bekannte mecklenburgische Gutsbesitzer J. H. von Thünen, der auf seiner Domäne Tellow die Gewinnbetheiligung seit 1847 ausübt, erklärt die letztere für „die einzige Rettung der arbeitenden Klassen". Wir gehen nicht so weit; wohl aber berechtigen uns die zahlreichen Erfahrungen, die seit nahezu einem halben Jahrhunderte auf diesem Gebiete gemacht worden sind, zu der folgenden Annahme:

„Die Theilung erzielten Gewinnes zwischen Kapitalist, Unternehmer und Angestelltem nach erfolgter Bezahlung fester Zinsen, Gehälter und Löhne ist die gerechteste und meist auch die befriedigendste Art der Entlohnung der drei Productionsfactoren."

Wenn wir — auf der Suche nach Abänderungen des Lohnsystems, das so große Unruhen zeitigt — die Lehren der Geschichte zu Rathe ziehen und uns die Interessen der menschlichen Gesellschaft vor Augen halten, so werden wir bald eine praktische Art finden, in welcher der Arbeiter und der Unternehmer zu bessern und engern Genossen gemacht werden können, als dies unter dem reinen Lohnsystem möglich ist. Die Arbeiterproductionsgemeinschaften werden wir vorläufig nicht als eine ergiebige Lösung der Frage ansehen dürfen, da sie thörichterweise den Unternehmer zu entbehren streben und bislang keine nennenswerthen Erfolge erzielt haben. Auch die Schiedsgerichte müssen wir als ein recht schwaches Linderungsmittel bezeichnen. Wir werden entdecken, daß die große Industriekrankheit unserer Zeit großentheils dem Verfalle des Zusammengehörigkeitsgefühls zuzuschreiben ist, das einst herrschte, als die Betriebe noch klein waren, der Meister in der Regel mit dem Gesellen zusammen arbeitete und die Erzeugnißtheilung allgemein üblich war. Schließlich werden wir zu der Ansicht gelangen, daß heutzutage zwar nicht die Erzeugnißtheilung, wohl aber die Gewinnbetheiligung die Arbeiterfrage am besten lösen könnte, soweit eine Lösung dieser schwierigen Frage überhaupt möglich ist.

Nach Stanley Jevons ist der beste Gewerkverein eine Vereinigung zwischen dem Unternehmer und seinen Arbeitern. Dieser hervorragende Volkswirth schrieb: „Man lehrt gegenwärtig, daß das Interesse des Arbeiters mit demjenigen der andern Arbeiter und das des Unternehmers mit dem der andern Unternehmer zusammenhängt. Es wird sich aber nachgerade zeigen, daß nicht diese wagerechte, sondern eine senkrechte Eintheilung die richtige ist. Die Interessen jedes Arbeiters sollten mit jenen seines Brotherrn Hand in Hand gehen, und in berechtigtem, billigem Wettbewerbe gegen die Interessen anderer Arbeiter

Digitized by Google

und Unternehmer ausgespielt werden." Es fragt sich nur, ob ein solches Zusammengehen, das durch Steigerung der Güte der Arbeit und der Einnahmen beider Theile die Gesammtlage der Industrie verbessern soll, durchführbar ist. Wir können nicht oft genug wiederholen, daß die Frage der Möglichkeit einer derartigen Arbeitsgemeinschaft nur durch praktische Versuche beantwortet werden kann. Die theoretischen Einwendungen von Geschäftsleuten, welche die Gewinnbetheiligung nicht aus Erfahrung kennen, verdienen ebenso geringe Beachtung wie die Lobsprüche von Anhängern, die das System ebenfalls nicht praktisch erprobt haben. Wir sind aber der festen Ueberzeugung, die bereits erzielten Ergebnisse seien derartige, daß sie eine große Ausdehnung des Versuchsfeldes außerordentlich angezeigt erscheinen lassen.

Den Unternehmern darf im großen Ganzen der Vorwurf gemacht werden, den Arbeitern nicht genug entgegenzukommen. Daß sie den Arbeitercoalitionen Unternehmervereinigungen, den Strikes Entlassungen und den Boycotts schwarze Listen entgegensetzten, ist kein überzeugender Beweis der geistigen Ueberlegenheit, die sie sich beimessen. Als die Gebildetern hätten sie die Pflicht, den ersten Schritt zu thun, und die Richtigkeit ihrer ewigen Behauptung, daß „die Interessen des Kapitals mit denen der Arbeit identisch sind", ihrerseits zu erhärten. Nur eine geringe Anzahl größerer Unternehmer bemüht sich, die Wohlfahrt ihrer Arbeiter zu fördern; sie erleichtern ihnen das Bauen eigener Wohnhäuschen, errichten ihnen Schulen und Büchereien, tragen zur Unterdrückung der Trunksucht bei, unterstützen die Sparsamkeit und lassen es nicht an persönlichem Umgange mit den Leuten fehlen. Die mittelbare Gewinnbetheiligung wird in allen Culturländern vielfach gepflegt; das freundliche Interesse des Brotherrn für seine Angestellten nimmt zu und ist auch für ihn keineswegs unfruchtbar; im Gegentheile, er findet, daß es sich vollauf lohnt, auf das Wohl der Arbeiter bedacht zu sein, und daher entschließt er sich, weiter zu gehen und die unmittelbare Gewinnbetheiligung einzuführen.

Wahrscheinlich sind die meisten von den Arbeitgebern, die das von uns verfochtene System eingeführt haben, menschenfreundlich gesinnt; aber wenn dieses lediglich auf Menschenfreundlichkeit beruhte, so würden die betreffenden Firmen durchaus nicht die großen materiellen Erfolge erzielt haben, die sie in Wirklichkeit aufweisen können. Thatsächlich sind sie so ziemlich einig darüber, daß die Ueberlassung eines Gewinnantheils an die Arbeiter einer gesunden Geschäftspolitik gleichkommt, bei welcher sie nichts verlieren; in den meisten Fällen zeigt sich sogar, daß der ihnen nach Abzug des Arbeiterantheils verbleibende Gewinn größer ist, als der Gesammtgewinn unter dem reinen Lohnsystem war. Nichts kann falscher sein als die Ansicht, daß die Gewinnbetheiligung eine Sache der Wohlthätigkeit sei, indem sie vermeintlich nicht zur Vermehrung des Arbeitsertrags führe und daher den Gewinn des Unternehmers verringere. In Wirklichkeit wird die Gewinnbetheiligung gewöhnlich eine so erhebliche Steigerung des Gewinns zur Folge haben, daß des Unternehmers Einkommen gegen früher anwachsen wird. Schon das Aufhören der Unruhen und Streitigkeiten kann leicht dieses günstige Ergebniß nach sich ziehen; jeder Fabrikant, der wiederholt unter Arbeitseinstellungen zu leiden hatte, kennt den hohen Geldwerth des Industriefriedens. Allein das von uns befürwortete Sy-

Digitized by Google

stem fördert das Gedeihen des Unternehmens auch noch auf andere, directere Art, und zwar durch Vermehrung der Menge und Verbesserung der Güte der Erzeugnisse, durch Schonung der Werkzeuge und Maschinen, durch Sparsamkeit mit den Rohstoffen u. s. w., endlich durch Verminderung der Beaufsichtigungskosten. So schafft die erhöhte Emsigkeit und Achtsamkeit der Arbeiter einen erhöhten Gewinn, und aus diesem kommt der auf sie entfallende Gewinnantheil. Die Durchführbarkeit des Gewinnbetheiligungssystems in jedem Einzelfalle hängt davon ab, ob die besondern Umstände des letztern die Schaffung eines solchen Extragewinns ermöglichen. Es wird sicherlich Fälle geben, in denen diese Möglichkeit nicht vorhanden ist; im großen Ganzen jedoch sind die Erfahrungen von 90 Procent der Firmen, die das System eingeführt haben, derartig, daß man alle, welche ein so treffliches Mittel der Vergrößerung ihres eigenen Wohlstandes vernachlässigen, als unpraktisch, unpolitisch, geschäftsunklug bezeichnen kann.

1) Die Gewinnbetheiligung ist geeignet, einen höhern Arbeitsertrag zu liefern als das reine Lohnsystem. Hier haben wir nicht die Vortheile im Auge, die der Production aus der erhöhten Sparsamkeit und Achtsamkeit erwachsen, sondern blos jene, die sie durch die bessere Ausnutzung der Arbeitszeit erfährt. Die meisten Unternehmer werden die Möglichkeit einer solchen Vermehrung der Erzeugnisse ohne weiteres zugeben. Die stehende Klage der Brotherren geht dahin, daß die Arbeiter die Zeit, für die sie Lohn empfangen, nicht mit eifriger Arbeit ausfüllen, sondern träge und nachlässig seien, das Interesse des Meisters an der Erzielung eines großen Erträgnisses nicht wahren, für ihre Arbeit möglichst hohe Löhne anstreben, aber nicht mehr arbeiten, als ihnen paßt. Diese Beschwerden hört man lauter oder leiser in allen Ländern äußern, und im allgemeinen sind sie nur zu begründet. Ueberaus gering ist die Zahl derjenigen, die, ohne Rücksicht darauf, ob sie für sich oder für andere arbeiten, stets ihr Bestes leisten; größer ist schon der Kreis jener, welche für ihren Lohn eine angemessene, zufrieden stellende Arbeitsmenge darbieten; die weitaus meisten Arbeiter aber bleiben hinter den Erwartungen ihrer Brotherren zurück, und zwar weil diese an die Arbeitsleistungen einen ganz andern Maßstab anlegen als jene. Des Unternehmers Maßstab ist sein eigener Fleiß, der Fleiß des Geschäftsinhabers, in dessen persönlichem Interesse es liegt, alle seine Kräfte anzuspannen. Dem Arbeiter hinwiederum gebietet sein persönliches Interesse, nur so viel zu arbeiten als zur Behauptung seiner Stelle unerläßlich; jede Mehrarbeit dünkt ihn überflüssig.

Gelingt es nun dem Meister, seinen Untergebenen einen gewissen Grad von dem gleichen Selbstinteresse einzuflößen, das sich bei ihm als so wirksam erweist, so darf er mit Recht bei ihnen einen ähnlichen Erfolg erwarten. Wenn er, wie dies in der Fischerei üblich, keinen festen Lohn zahlt, sondern den Arbeitern lediglich einen Theil des Naturalertrages abtritt, dessen Größe ausschließlich von ihrem Eifer und ihren Anstrengungen abhängt, so werden sie ihn befriedigen, denn es muß ihnen daran liegen, möglichst fleißig zu sein. Ein ebenso gutes Ergebniß wird er erzielen, wenn er ein Landgütchen besitzt und es in Halbpacht gibt; dem Arbeiter gehört diesfalls, ohne daß er sich die Gefahren und Sorgen eines Grundeigenthümers aufhalst, die Hälfte des Ertrages, und er hat somit das lebhaf-

Digitized by Google

teste Interesse an der möglichsten Vergrößerung desselben. Die moderne pecuniäre Gewinnbetheiligung ist nichts weiter als die Anwendung der alten Ertragstheilung in neuer Form auf die gegenwärtigen Verhältnisse. Sie gewährt nicht nur — durch Hervorrufung des Selbstinteresses — der erhöhten Arbeitslust Spielraum, die eine Folge der Erzeugnißbetheiligung zu sein pflegt, sondern bietet auch einen Vortheil, der mit der letztern nicht verbunden ist: sie sichert dem Arbeiter einen regelmäßigen Lohn und befreit ihn dadurch von den drückendsten Nahrungssorgen.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß der Fortschritt der Menschheit sich mehr spiralförmig als wagerecht entwickelt. Wir kehren manchmal theilweise auf ein bereits verlassenes Gebiet zurück, um etwas gutes Altes, das wir im Vorwärtsschreiten vernachlässigt haben, wieder aufzusuchen. Nach dem Auftreten großer Aenderungen entdecken wir an dem sonst trefflichen Neuen Schwächen und beseitigen diese durch Wiederaufnahme der Vorzüge einer überwundenen Zeit oder Sache. Im allgemeinen kann man die moderne Gewinnbetheiligung als eine solche Umkehr auf dem Entwickelungsgange der Industrie hinstellen. Das reine Lohnsystem ist zwar ein Fortschritt gegenüber der frühern Erzeugnißbetheiligung, aber die Erfahrung hat es als fehlerhaft erwiesen, und so thut man am besten, es durch die guten Seiten der Erzeugnißbetheiligung zu vervollkommnen, indem man es mit der Gewinnbetheiligung verbindet.

Solange die menschliche Natur sich nicht gründlich ändert, wird eine Person, die an dem Erträgnisse ihrer Arbeit ein unmittelbares Interesse hat, angestrengter arbeiten als eine andere, bei der dies nicht der Fall. Zur Umstoßung dieser vielfach bewiesenen Behauptung würde es überaus zahlreicher gegentheiliger Thatsachen aus der Erfahrung von Firmen bedürfen, die die Gewinnbetheiligung eingeführt und wieder aufgegeben haben. Aber an solchen Gegenbeispielen fehlt es; die Zahl der Fälle, in denen die Gewinnbetheiligung nicht zur Productionssteigerung geführt hat, ist äußerst klein, und dieselben lassen sich in viel logischerer Weise erklären als durch die Muthmaßung, daß die Gewinnbetheiligung nicht geeignet sei, die Arbeiter anzuspornen. Auch die meisten jener Firmen, die das neue System später wieder aufgaben, fanden die Menge ihrer Erzeugnisse unter der Einwirkung desselben erheblich vergrößert. Es herrscht ein wahrer embarras de richesse von thatsächlichen Beweisen dafür, daß die Menge der Erzeugnisse durch die Gewinnbetheiligung anwächst, und zwar am schwächsten in Betrieben mit Stücklöhnen, am beträchtlichsten in Gewerken, bei denen die Güte der Erzeugnisse keine wichtige Rolle spielt. Selbstverständlich wird in Betrieben, in welchen die mechanische Arbeit einen sehr großen Theil der Erzeugungskosten verschlingt, der aus der Erzeugnißvermehrung entstehende Mehrgewinn voraussichtlich ein bedeutenderer sein als dort, wo das Gegentheil der Fall ist, wie etwa in den Borchert'schen Messingwerken, von deren Kosten nach Frommer nur 3 Procent auf mechanische Arbeit entfallen.

2) Die Gewinnbetheiligung ist geeignet, die Güte der Erzeugnisse zu verbessern. Die am Gewinne betheiligten Arbeiter erkennen bald, daß es in ihrem Interesse liegt, möglichst gute Waare herzustellen und der Firma dadurch einen guten Ruf zu verschaffen; sobald ihnen diese Nothwendigkeit klar geworden, schenken sie der Qualität erhöhte

Digitized by Google

Aufmerksamkeit, und hierdurch vermindern sich überdies der Umfang und die Kosten der Ueberwachung. Die Arbeiter des großen schweizer Hauses Billon u. Isaac bemerken zu diesem Punkte: „Kommt es einmal vor, daß einer von uns ein wenig nachlässig wird, so genügt ein scherzhaftes Wort seines Nebenmannes, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen.“ Die Arbeiter der Firma Leclaire erfreuen sich des Rufes, nur Vorzügliches zu leisten. Auch im Godin'schen Familisterium ist kein Zug so hervorstechend wie der Eifer, mit dem die Angestellten an der Verbesserung der Beschaffenheit der Waaren arbeiten; dieser Eifer ist so groß, daß sie viele Erfindungen machen, auf die dem Hause Patente bewilligt werden. Die im Gefolge der Gewinnbetheiligung gewöhnlich einhergehende Verbesserung der Qualität verleiht dem neuen System einen Vorzug gegenüber der Stückarbeit, oder läßt in Betrieben, in denen die Güte der Erzeugnisse eine große Rolle spielt, die Verknüpfung der Gewinnbetheiligung mit der Stückarbeit rathsam erscheinen.

3) Die Gewinnbetheiligung fördert die Schonung der Arbeitsbehelfe (Werkzeuge, Maschinen, Rohstoffe u. s. w.). Dieser ihr Vorzug läßt sich leichter in eine greifbare Form bringen als die beiden vorgenannten. Wenn jemand, der im eigenen Interesse thätig ist, vermuthlich angestrengt und sorgfältig arbeiten wird, so dürfte er in der Regel auch bemüht sein, mit dem Rohmaterial sparsam umzugehen und die Werkzeuge u. s. w. zu schonen, während die Lohnarbeiter, denen an einem bessern Gedeihen des Unternehmens nichts liegt, in dieser Beziehung gewöhnlich achtlos und verschwenderisch sind. Der Brotherr, der den Werth kleiner Ersparnisse besser kennt, fragt mit Leclaire: „Kann der Arbeiter mir täglich 25 Centimes ersparen, wenn er die ihm anvertrauten Rohstoffe und Arbeitswerkzeuge besser schont?“ Gewiß! Und 300 mal 25 Centimes machen bereits einen hübschen Zuschlag zum Lohne aus! Die Kohlenfirma Briggs berechnete, daß, wenn ihre Bergleute beim Ausschachten und Sortiren der Kohle achtsamer zu Werke gingen, der Reingewinn der whitwooder Gruben jährlich um 3000 Pfd. St. steigen könnte, und es zeigte sich, daß nach Einführung der Gewinnbetheiligung dieser Mehrgewinn allein größer war als der durchschnittliche Gewinnantheil der Arbeiter. Wie weit die Möglichkeit und Nothwendigkeit von Ersparnissen in der Eisenindustrie geht, läßt sich aus einem Rundschreiben entnehmen, das eine große nordamerikanische Gießerei vor zwei Jahren an ihre Arbeiter richtete; in demselben hieß es: „Einige von euch waren so unachtsam, schlechte Güsse herzustellen, die zum alten Eisen geworfen werden mußten. Solche Güsse bilden den Schrecken aller Gießereien. Ihr werdet überrascht sein zu erfahren, daß wir im Durchschnitte an einem Pfunde schlechten Gusses mehr als siebenmal so viel verlieren, als wir an einem Pfunde guten Gusses verdienen. Selbst bei Stückarbeit ist das Verhältniß noch wie 5 : 1. Mit andern Worten: macht ihr einen schlechten Guß, der eine Stunde Zeit kostet, so müßt ihr, um den Verlust wett zu machen, den ganzen Rest des Arbeitstages mit der Herstellung guter Güsse zubringen.“ Als der Stiefel- und Schuhwaarenfabrikant Ara Cushman die Gewinnbetheiligung einführte, brachte er in einer Ansprache an seine Arbeiter viele Beispiele dafür vor, wie in seinem Geschäftszweige kleine Verluste vermieden werden können; unter anderm sagte er: „Wenn ein Arbeiter zu einem Paar Pantoffeln um 1′ mehr Leder verwendet, als unumgänglich nöthig, verliere ich am

Digitized by Google

seiner Tagesarbeit 50—60 Cents. Und derlei kann leicht geschehen, ohne daß der unbetheiligte Zuschauer oder selbst der das Leder abschneidende Arbeiter es bemerkt oder beachtet. Unterläßt der Zuschneider eines Kalbfells, jedes Theilchen desselben in der sparsamsten Weise oder am richtigsten Platze zu verwenden, so tritt sehr leicht der Fall ein, daß das Oberleder eines Paars Schuhe um einen halben Cent mehr kostet als nöthig, und diesfalls verliere ich an der Tagesarbeit des Betreffenden mindestens einen Dollar.... All die angedeuteten Ersparnisse könnten sich auf einen Betrag belaufen, der, unter alle Arbeiter vertheilt, ihren Lohn um 2½—5 Procent erhöhen könnte."

In jedem Industriezweige wird der Unternehmer ähnliche Verlustquellen entdecken; der Angestellte sieht sie entweder nicht oder er macht sich nichts aus Verlusten, die ihn in keiner Weise treffen. Sobald aber durch Einführung der Gewinnbetheiligung der Arbeiter an der Vermeidung jeder Achtlosigkeit und Verschwendung ein persönliches Interesse erlangt, versiegen jene Verlustquellen. Ein Angestellter der Firma Billon u. Isaac meint, „es sei ein Vergnügen, zu sehen, wie jeder Einzelne strebt, seine Arbeitszeit fleißig und gewissenhaft auszufüllen, am Rohstoff möglichst zu sparen und die Metallabfälle sorgfältig zu sammeln. In der Besselièvre'schen Calicotfabrik ersparte der Arbeiter, der die Maschinen zu ölen hatte, nach Aussage des Chefs am Oele einen größern Betrag als den seines Gewinnantheils. Aehnliche Beispiele könnten wir, wäre es erforderlich, in großer Anzahl mittheilen; allein wozu Eulen nach Athen tragen? Wir wollen nur noch eine Stelle aus einem amtlichen Berichte (1867) anführen: „Es ist bemerkenswerth, daß die Betriebsausgaben der Orléansbahn, trotz der Einstellung der Gewinnantheile der Arbeiter in das Ausgabenconto, geringer sind als die der meisten übrigen Bahnen; dies rührt daher, daß ihre Leute besser und sparsamer arbeiten.

4) Die Gewinnbetheiligung trägt zur Sicherung des Industriefriedens bei. Die Anzahl der Fälle, in denen die Gewinnbetheiligung wieder aufgegeben wurde, weil sie den Ausbruch von Arbeitseinstellungen nicht verhindern konnte, ist groß genug, um den Beweis zu erbringen, daß das Betheiligungssystem kein unfehlbares Mittel gegen Strikes bildet; allein diese Fälle sind wieder nicht zahlreich genug, um das vernünftige Vertrauen zu erschüttern, das uns die in den weitaus meisten Betheiligungsfällen herrschende Eintracht zwischen Unternehmern und Arbeitern einflößen muß. Es wäre aber auch gar zu widersinnig, wollten Arbeiter einem Brotherrn striken, der ihnen nicht nur die höchsten gangbaren Löhne bezahlt, sondern ihnen überdies einen Theil seines Geschäftsgewinnes überläßt. Handelte es sich darum, die festen Löhne zu beseitigen und an ihre Stelle lediglich einen schwankenden Gewinnantheil zu setzen, so würden wahrscheinlich fortwährend ernste Unruhen entstehen; in Wirklichkeit jedoch werden die Löhne beibehalten, und zwar zahlen die betreffenden Firmen grundsätzlich mindestens so hohe Löhne wie irgendwelche andere Firmen, und erhöhen dieselben sofort, wenn dies anderswo geschieht. Angesichts der Thatsache, daß in den allermeisten Gewinnbetheiligungs-Unternehmen viele Jahre hindurch ununterbrochen die besten Beziehungen zwischen den Parteien herrschen, dürfte kein aufrichtiger Beurtheiler die unverkennbare Eignung des neuen Systems anzweifeln, Arbeiterunruhen zu verhüten und eine wahre Gemeinschaft

Digitized by Google

zwischen dem Brotgeber und seinen Angestellten zu sichern.

III.

Die Vertheilung des Einkommens zwischen dem Kapital und der Arbeit ist ein Problem von höchster Wichtigkeit, und jede Maßregel, wodurch der Arbeit, ohne daß die Existenzfähigkeit der Industrie in Frage gestellt wird, ein größerer Antheil an den Ergebnissen der Production zufällt, muß als ein erfreulicher Fortschritt begrüßt werden. Karl Menger.

Während so ziemlich alle Firmen, die es mit der Gewinnbetheiligung versucht haben — selbst jene, die den Versuch wieder einstellten — sich zu Gunsten derselben äußern, rühren die gegen das System erhobenen Einwendungen ausschließlich von Geschäftsleuten her, welche den Gegenstand nicht aus eigener Erfahrung kennen, und beruhen auf Unkenntniß der vielen praktischen Versuche oder auf falscher Auffassung der Grundsätze, von denen das System ausgeht. Wir haben gesehen, daß alle Einwürfe durch Praktiker widerlegt worden sind. Ein irischer Richter, der einen des Diebstahls Angeklagten freisprach, begründete sein Urtheil damit, daß nur zwei Personen aussagten, sie hätten den Diebstahl gesehen, während zwölf andere beschworen, denselben nicht gesehen zu haben. Wollte man die Gewinnbetheiligung in dieser Weise beurtheilen, so stünde es freilich schlimm um sie; glücklicherweise jedoch wird sie von allen Geschäftsleuten und Volkswirthen, die sie aus Erfahrung oder Beobachtung kennen, warm empfohlen, während alle, die sie für „unmöglich" oder „werthlos" erklären, den Gegenstand einfach nicht kennen und ins Blaue hinein reden. Diese Gegner weissagen z. B. zuversichtlich, daß die Arbeiter sich in die Leitung der Geschäfte mischen werden, daß sie den Anspruch erheben werden, die Bücher zu prüfen, daß sie gründlich unzufrieden sein werden, falls infolge schlechter Zeiten der Gewinnantheil sinken oder verschwinden sollte u. s. w.

Die Erfahrungen der Firmen, die das neue System genau erprobt haben, bilden die beste Widerlegung solcher akademischer Prophezeiungen. Der „Französische Verein für das Studium der Participationsfrage" besteht ausschließlich aus Geschäftsleuten, welche die Gewinnbetheiligung praktisch ausüben. Alle diese Firmen bezeugen einstimmig, daß ihre Arbeiter niemals auch nur den geringsten Versuch machten, sich in die Geschäfts- oder die Buchführung zu mengen; auch sonst hat sich nirgends ein solches Einmischungsstreben geltend gemacht. Das ist um so begreiflicher, als die allermeisten Firmen, die die Gewinnbetheiligung einführen, von vornherein jede Einmengung für ausgeschlossen erklären; wo dies nicht ausdrücklich geschieht, herrscht eine stillschweigende Uebereinkunft, welche allgemein geachtet wird. „Wir fügen uns gern der Bedingung, daß wir mit der Leitung und Rechnungsführung nichts zu schaffen haben", bemerkt ein Arbeiter der Fabrik Billon u. Isaac. Und was die Enttäuschung der Leute betrifft, wenn sich trotz alles redlichen Strebens kein Gewinnantheil ergibt, so ist dieselbe nur zu natürlich. Zweifellos fehlt es unter den Arbeitern auch nicht an Thoren und Dummköpfen — fehlt es doch in keinem Berufe an solchen! Die große Mehrheit der Arbeiter jedoch dürfen wir nicht für so unwissend und unvernünftig halten, daß sie außer Stande sind, zwischen gutem und schlechtem Geschäftsgange zu unterscheiden, und daß sie sich auflehnen werden, falls der erhoffte Gewinnantheil ein oder das andere mal ausbleiben muß. Ein Bediensteter der Firma Billon u. Isaac sagt in dieser Beziehung: „Gibt es keinen Gewinn,

Digitized by Google

nun, dann gibt es eben keinen, und es bleibt uns wenigstens das befriedigende Bewußtsein, daß wir und unsere Brotherren unser Bestes gethan haben; wohl befinden sich unter uns einige unkluge Krakeeler; aber wir klarere Köpfe belehren sie stets bald eines bessern. Ueberdies haben wir ja Ersparnisse." Selbstverständlich ist es wichtig, daß die Arbeiter zu den Unternehmern unbeschränktes Vertrauen haben. Chefs von ausgezeichnetem Rufe werden in schlechten Zeiten kaum Verdächtigungen ausgesetzt sein; aber auch sie thun am besten, am Jahresschlusse ihre Bilanz vorsichtshalber von einem öffentlichen Bücherrevisor prüfen und bestätigen zu lassen. Die Bay-State-Schuh- und Ledergesellschaft, welche dies unterließ, ist die einzige Gewinnbetheiligungs-Firma, welcher seitens ihrer Angestellten der Unehrlichkeit beschuldigt wurde.

Die Feuerprobe hat das Betheiligungsprincip selbstverständlich in solchen Jahren zu bestehen, in denen kein Geschäftsgewinn erzielt wird, sondern ein Verlust eintritt. In diesen Fällen muß es sich auf den Einwand gefaßt machen, daß es einseitig ist, indem die Gerechtigkeit gebiete, daß der Arbeiter sich nicht nur am Gewinne, sondern auch am Verluste betheilige. Das würde auch zutreffen, wenn das Gewinnbetheiligungswesen auf ganz andern Grundlagen beruhte, als es in Wirklichkeit beruht; wie die Dinge aber thatsächlich liegen, entspringt jener Einwand lediglich einer falschen Auffassung. Man halte sich doch den Haupthebel der jetzigen Gewinnbetheiligungsart vor Augen: den Umstand, daß der Angestellte durch größern Fleiß, erhöhte Sorgfalt und gesteigerte Sparsamkeit einen Mehrgewinn schafft, aus dem sein Gewinnantheil geschöpft wird. Hat er z. B. vier Jahre lang einen Gewinnantheil empfangen und arbeitet im fünften Jahre noch so eifrig an der Schaffung jenes Extrafonds, so kann es vorkommen, daß aus mercantilen Ursachen, mit denen er ja gar nichts zu thun hat, der erwartete Gewinn ausbleibt und ein Verlust eintritt; wie steht es da mit ihm, dem Arbeiter? Er verliert einfach die Entschädigung dafür, daß er im fünften Jahre ebenso angestrengt und gut gearbeitet hat wie in den vier vorhergehenden Jahren; hierauf muß sein Risico beschränkt bleiben. Dieses bezieht sich lediglich auf den veränderlichen Theil seines Einkommens, den etwaigen Gewinnantheil, nicht auf den festen, den Lohn oder Gehalt. Ein größeres Risico kann nur den geldeinlegenden und geschäftsleitenden Unternehmern zugemuthet werden; Löhne und Gehälter sind keine Kapitalanlagen, sondern feste Arbeitsentschädigungen. Gehen die Geschäfte so schlecht, daß auch der Reservefonds — zu welchem übrigens in guten Jahren auch die Angestellten das Ihrige beigetragen haben — aufgezehrt wird, so mag der Unternehmer, wenn irgend möglich, die Löhne und Gehälter herabsetzen; aber er kann und darf dies nur für die Zukunft thun, ohne jede Rückwirkung auf die Vergangenheit. Das Risico des Angestellten ist lediglich ein Arbeitsrisico; das mit der Geschäftsgebarung verbundene Risico kann er nicht theilen, weil er mit derselben nichts zu schaffen hat; er darf sich nicht in sie mengen, braucht also schon aus diesem Grunde nicht für ihre Verluste aufzukommen. Die Sache liegt einfach so: wird ein Gewinn erzielt, so erhalten die Angestellten einen Antheil daran; wenn nicht, nicht; weiter erstrecken sich ihre Beziehungen zur Bilanz durchaus nicht.

Soll der Arbeiter aus seinem Lohne für Geschäftsverluste aufkommen, so

Digitized by Google

müßte er gerechterweise alle Rechte eines Geschäftstheilhabers genießen; es müßte ihm eine Stimme in der Leitung und freier Zutritt zu den Büchern eingeräumt werden. Ein solches Verhältniß aber käme einer Productivgenossenschaft oder Aehnlichem gleich, und derlei ist grundverschieden von der landläufigen Gewinnbetheiligung. Die letztere als Leoninischen Vertrag zu Gunsten der Arbeiter allein darzustellen, ist ein großer Fehler. Da die Rechte des Angestellten begrenzt sind, muß auch seine Verantwortlichkeit begrenzt bleiben. Die Unternehmer regeln das Betheiligungsverhältniß nach ihrem Belieben und ganz ohne Hinzuthun ihrer Untergebenen; diesen bleibt, da alle Vertragsbestimmungen von jenen ausgehen, nur eins zu thun übrig: möglichst eifrig und gut zu arbeiten, um sich den Gewinnantheil möglichst zu sichern und zu vergrößern. Jede weitere Belastung des Arbeiters wäre eine ebenso unlogische wie ungerechte Begünstigung des Unternehmers.

So viel über unsere Behauptung, die Gewinnbetheiligung sei die am allgemeinsten befriedigende Art, die drei Factoren der Industrie zu entlohnen. Nun zu unserer andern Ansicht, daß sie auch den Forderungen der Gerechtigkeit am besten entspricht. Wir wollen uns, wie bisher, in jeder Hinsicht an die aus praktischer Erfahrung gewonnenen Ansichten der Gewinnbetheiligungsfirmen halten. Unter dem üblichen Lohnsystem empfängt jeder der drei Factoren ein festes Entgelt für seine Mitwirkung. Das Kapital erhält Zinsen, der Unternehmer oder Leiter Gehalt, die Arbeit Löhne. Dieses Entgelt sei nun hoch oder niedrig, in jedem Falle gehört es zu den im voraus bestimmten Geschäftsbetriebskosten; dazu kommen die Abschreibungen, die Reservefonds u. s. w. Zeigt die Bilanz nach Abzug von alledem einen Ueberschuß (Gewinn), wie wird derselbe vertheilt? Lediglich zwischen Kapitalist und Unternehmer; sind diese beiden zufällig identisch, so fällt der ganze Gewinn dem oder den Betreffenden zu. Der dritte Erzeugungsfactor, die Arbeit geht leer aus. Diese Ungerechtigkeit wird damit entschuldigt, daß der Kapitalist und der Unternehmer das ganze Risico tragen und daher auch auf den ganzen etwaigen Gewinn Anspruch haben, wie ja der ganze etwaige Verlust ebenfalls nur sie treffen würde. Solange das Lohnsystem in der Entwickelungsgeschichte der Industrie einen berechtigten Platz einnahm, mochte das gelten. Seitdem jedoch dieses System sich als nicht länger ausreichend erwiesen und arge Unruhen gezeitigt hat, muß man fragen, ob eine Verstärkung desselben durch die Gewährung eines veränderlichen beschränkten Gewinnantheils nicht gerechter wäre. Die Thatsachen beweisen vielfach die Durchführbarkeit eines solchen Verhältnisses. Der Umstand, daß mancher der einschlägigen Versuche misglückt ist, lehrt uns die Nothwendigkeit, bei Feststellung der jeweiligen Einzelheiten Umsicht und Klugheit walten zu lassen; die zahlreichen Erfolge dagegen berechtigen zu dem Schlusse, daß das abgeänderte System verdienen würde, in viel umfassenderer Weise versucht zu werden als bisher. Dasselbe ist, wo überhaupt durchführbar, schon darum gerechter als die reinen Löhne, weil es beim Angestellten mit denselben Eigenschaften und Empfindungen rechnet, die sonst nur beim Unternehmer und beim Kapitalisten angespornt werden: jene guten Charakterkräfte, welche ihren stärksten Antrieb durch die Aussicht auf Gewinn erhalten. In dieser Hinsicht wird die naturgemäße Theorie von hervorragenden Geschäftsleuten, wie Godin, Leclaire, Chaix, Billon, Laroche-Joubert und vielen

Digitized by Google

andern bestätigt. Und sehen wir zu, wie sich die neuern Volkswirthe zur Gewinnbetheiligungsfrage verhalten, so finden wir auch bei ihnen nahezu einstimmige Befürwortung. In Deutschland sind unter andern Gustav Schmoller und Victor Böhmert eifrige Anhänger des von Leclaire begründeten Systems; in England traten John Stuart Mill, Stanley Jevons, Fawcett und Babbage besonders lebhaft dafür ein. Was Amerika betrifft, so äußerte sich F. A. Walker schon 1876 in seinem Werke „Die Lohnfrage" wärmstens zu Gunsten der Betheiligung, und 1887 richtete er an mich die folgenden Zeilen, welche die Anschauungen der meisten amerikanischen Volkswirthschaftslehrer verkörpern: „Es scheint mir ganz zweifellos, daß die Gewinnbetheiligung, wenn allgemein eingeführt und mit gegenseitigem guten Willen ausgeübt, eine höchst gerechte Vertheilung des Arbeitsertrags sichern und die meisten Schwierigkeiten der Arbeiterfrage aus der Welt schaffen würde. Falls die Parteien einander entgegenkommen und Lust zeigen, auf Grundlage einer billigen Oberhoheit des Unternehmers zusammen zu arbeiten, wird sich nach umfassenden Versuchen gewiß die allgemeine Durchführbarkeit des Systems ergeben."

Da nun die Gewinnbetheiligung sowol von erfahrenen Politikern als auch von hervorragenden Denkern aufs angelegentlichste empfohlen wird, sollte kein vernünftiger und ernster Arbeitgeber es unterlassen, ihre Einführung in Erwägung zu ziehen. Sie kostet nichts, kann niemand schaden und muß in allen Fällen in irgendeiner Richtung Gutes stiften. Zum mindesten ist sie unbedingt den jetzigen unablässigen Lohnkämpfen vorzuziehen. Möchten die Unternehmer doch bedenken, daß der erste Schritt bei ihnen steht, und daß sie jederzeit alles so regeln können, wie es ihrer Ansicht und spätern Erfahrung nach dem Gedeihen aller Factoren am besten entspricht! Hätten wir Gelegenheit, sie, die Unternehmer, in einer kurzen Ansprache über den Gegenstand zu belehren, so würden wir ihnen etwa Folgendes sagen:

„Ihr erkennt die Unzulänglichkeit des Lohnsystems und sucht nach etwas Besserm? Nun denn, wir empfehlen euch die Gewinnbetheiligung, eine zuerst von einem autodidaktischen Geschäftsmanne eingeführte Abänderung des Lohnsystems, welche seither von sehr vielen Firmen in den verschiedensten Geschäftszweigen angenommen worden ist und sich als ebenso praktisch wie erfolgreich erwiesen hat. Sie entspringt keiner lehrhaften Klügelei, sondern ist das Ergebniß gesunden Verstandes. Im Gegensatz zu den Productivgenossenschaften geht sie von den Unternehmern aus und wahrt deren Interessen durchaus. Die Erfahrung zeigt, daß das Gewinnbetheiligungssystem die Neigung hat, die Menge und Güte der Erzeugnisse zu erhöhen und dadurch einen Mehrgewinn zu schaffen, der dem Gewinnantheile der Angestellten mindestens gleichkommt. Es besitzt die Eigenschaft, die Arbeiter zu fleißigerer, sorgfältigerer, sparsamerer Arbeit anzuspornen, sie zu euern Freunden zu machen und sie von Strikes abzuhalten. Führet daher die Betheiligung ein! Beachtet den Umstand, daß die wenigsten Fälle misglücken, und bedenkt, daß ein Versuch, euern Untergebenen einen Theil euers wirklich erzielten Gewinnes abzutreten, euch nicht zu Grunde richten kann. Es wird euch jederzeit freistehen, den Plan abzuändern oder aufzugeben. Ehe ihr jedoch einen Anfang macht, versichert euch des guten Willens und des Vertrauens euers Personals. Studiret auch die einschlägige Literatur und ziehet Gewinnbetheili-

Digitized by Google

gungsfirmen euerer Geschäftszweige zu Rathe, damit ihr bei Feststellung der Einzelheiten möglichst wenig irregeht. Vermeidet anfänglich lange, verwickelte Satzungen und begnügt euch mit einigen einfachen, klaren Bestimmungen. Wollt ihr euch eine Auslese von seßhaften, tüchtigen Arbeitern heranbilden, so müßt ihr an die Betheiligungsmöglichkeit die Bedingung einer Minimal-Dienstvergangenheit knüpfen und deren Dauer nicht zu niedrig greifen; andere Beschränkungen aber dürfen dem Eintritt in die Gruppe der Betheiligten nicht entgegenstehen. Der Procentsatz des Gewinnantheils muß hoch genug sein, um verlockend zu wirken. Sorget nach Möglichkeit dafür, die Arbeiter zur Sparsamkeit anzuhalten; in großen, reichen Häusern geschieht dies am besten dadurch, daß man die Verwendung der Antheile zu Kapitalanlagen im Geschäft selbst gestattet, wodurch zugleich das Interesse der Arbeiter am Gedeihen der Firma gesteigert wird. Habt ihr euch einmal zu einem Versuche entschlossen, so sei derselbe gründlich und nicht zu kurz. Sehet darauf, daß euer Personal euern Plan genau verstehe und daß ihr selbst euch alle Lehren, die aus diesem zu ziehen sein werden, zu Nutze macht. Erwartet nicht schon in den ersten Jahren die vollkommensten Ergebnisse, denn gut Ding will Weile haben, was übrigens nicht ausschließt, daß sich, wenn man die Sache richtig anfaßt, oft bereits sofort sehr günstige Folgen zeigen. Verlieret nicht gleich die Geduld, falls Schwierigkeiten oder Hindernisse eintreten. Deshalb ist es auch besser, die Reform nur dann zu beginnen, wenn man ihre Geschichte von vornherein kennt und auf Grund derselben volles Vertrauen in sie setzt. Wer sie nur in die Hand nimmt, um für sein Geschäft Reclame zu machen oder etwa mit den Arbeitervereinigungen ein Hühnchen zu pflücken, dem wird sie mislingen. Sie bedingt in erster Linie die Anerkennung des Arbeiters als etwas Höheres denn eine Maschine; je mehr ihr euere Leute — ohne Beeinträchtigung euers eigenen Ansehens — als Freunde und Mitarbeiter behandelt, desto besser werden sie euch dienen und desto sicherer werdet ihr Gewinn erzielen. Ferner dürft ihr nicht voraussetzen, daß das Gelingen der Gewinnbetheiligung das Auftauchen irgendwelcher industrieller Schwierigkeiten dauernd unmöglich macht; wohl aber werdet ihr solchen, falls sie sich einstellen, weit eher gewachsen sein, wenn ihr euch mit euern Untergebenen eins wißt und in ihnen wirkliche Interessengenossen wahrnehmt. Je größer der Wettbewerb auf dem Absatzmarkte, desto wichtiger wird es für euch sein, über ein treues, anhängliches Personal zu verfügen. Machet, wie gesagt, einen billigen Versuch und wappnet euch dabei mit Ausdauer. Schlägt derselbe fehl, so habt ihr nichts verloren und mindestens euern guten Willen gezeigt, zur Lösung der Arbeiterfrage beizutragen. Ist euer Streben jedoch von Erfolg gekrönt, so werdet ihr durch das Aufhören der Lohnstreitigkeiten, durch gesteigerten Geschäftsgewinn und durch das Gedeihen euerer Mitarbeiter entschädigt werden."

Wir haben allen Grund, eine langsame, aber umfangreiche Ausdehnung der Anwendung der Gewinnbetheiligung zu erwarten. Es wird eine Zeit kommen, da die Vertheilung von Arbeitsdividenden nicht auffälliger sein wird als heute die Auszahlung von Kapitalsdividenden. Die im Jahre 1878 in Frankreich entstandene „Gesellschaft zur Erleichterung des praktischen Studiums der verschiedenen Gewinnbetheiligungsarten" hält regelmäßig Versammlungen zu Discussionszwecken ab, sammelt hand-

Digitized by Google

schriftliches und gedrucktes Material über den Gegenstand und veröffentlicht die Vierteljahrsschrift „Bulletin de la participation aux bénéfices". Dieser Verein besteht — wohlgemerkt! — lediglich aus Handel- und Gewerbtreibenden, verfolgt also ausschließlich praktische Zwecke und ist voreiligen Schlußfolgerungen oder wesenlosen Lehrmeinungen somit schwer zugänglich. Für Frankreich bildet sie den Mittelpunkt der Interessenten. Da es anderswo keine solche Vereinigung gibt, so wäre lebhaft zu wünschen, daß die Presse das Ihrige zur Förderung der Gewinnbetheiligungsbewegung in höherm Maße und mit größerm Nachdrucke beitrüge, als bislang geschieht.

Sylt und die Jütlandbank.

Nordseeskizzen eines Naturforschers.

Von **Friedrich Heincke.**

Es ist Anfang August 1889. Seit drei Tagen ankert der geestemünder Fischdampfer „Sophie", Kapitän T., auf der Rhede von List, ein neues stattliches Schiff. Als es vorgestern, morgens 8 Uhr, nach einer stürmischen, gewitterigen Nacht aus See kam und den Leuchtthurm passirte, hißte es zum Gruße die kaiserliche Marineflagge mit den Buchstaben K. F. Ob die Frau des Leuchtthurmwärters, welche in Abwesenheit des Mannes, aber malerisch umgeben von ihren barhäuptigen Kindern, den Gruß vorschriftsmäßig erwiderte, die Bedeutung dieser Flagge kannte, weiß ich nicht; sicher ist, daß die Badegäste von Westerland mit ihren beknopften wollenen Mandarinenmützen und den wehenden Plaids, welche bald nachher mit einem Ausflugsdampfer ankamen und die Dünen sowie das vortreffliche Gasthaus auf List bevölkerten, keine Ahnung davon hatten. Um so neugieriger waren sie; vor allen die, welche noch nie ein Kriegsschiff — denn darauf rieth man zunächst — in solcher Nähe gesehen. Die Flagge stimmt; wo sind die Kanonen, die Matrosen, die Offiziere? Nirgends zu sehen; dafür entdeckt das Fernglas oben auf dem Maste als Windfahne einen Fisch mit einem tütenförmigen Windbeutel am Schwanze, und ebenso auf dem Schornsteine einen zweiten Fisch. Jetzt wird ein Boot ausgesetzt, und als es landet, entsteigen ihm statt der Offiziere ganz gewöhnlich aussehende Civilpersonen, eine sogar mit der Brille. Doch eine Uniform kommt noch nach, und als ihr Träger mit seinen Begleitern das Gasthaus betritt und dem Wirthe mit herzlichem Gruße die Hand schüttelt, da ist das Räthsel gelöst, wenigstens für die Lister. Sie theilen den Badegästen mit, daß ihr guter Bekannter und Landsmann, der königl. Oberfischmeister für die Nordsee, mit seinem Aufsichtsdampfer angekommen ist und daß die Buchstaben K. F. in seiner Flagge „Königliche Fischerei" bedeuten.

Ganz richtig ist nun freilich auch diese Deutung nicht. Der Dampfer

Digitized by Google

„Sophie“ auf der lister Rhede ist kein Inspections-, sondern ein Expeditionsfahrzeug. Er ist zu dem Zwecke gechartert, wissenschaftliche und praktische Untersuchungen ganz neuer Art in der Nordsee auszuführen, und zwar im Auftrage des Deutschen Fischereivereins, Abtheilung für Hochseefischerei, und mit Unterstützung des Reiches. Der Leiter der Expedition ist der kleine Herr mit der Brille, oder um es kurz zu sagen, meine Wenigkeit, der Oberfischmeister ist an Bord, um die praktischen Fischereiversuche während der Fahrt zu leiten. Der jüngere der beiden andern Begleiter ist der Zoologe Dr. E., der ältere mit dem militärisch strammen Schritte der Major a. D. R., ein tüchtiger Kenner der Meerespflanzen; sie bilden den wissenschaftlichen Stab der Expedition.

Was hat denn aber eine solche Meeresexpedition drei Tage an Land zu thun? Ehrlich gestanden: Nichts, nachdem der Zweck, weswegen wir Sylt berührten, leider vereitelt ist. Unser Chef, der energische und hochverdiente Vorsitzende der Abtheilung für Hochseefischerei, Präsident H. in Berlin, hatte zugesagt, in List zu uns zu stoßen, um an dem von ihm ins Leben gerufenen Unternehmen theilzunehmen. In letzter Stunde aber mußte er dringender Amtsgeschäfte wegen absagen, und wir fanden seine Depesche gleich nach unserer Ankunft in Westerland vor. Wir wollten nun wieder in See und an die Arbeit gehen, aber das Meer duldete es nicht. Ein stürmischer Nordwest hatte eingesetzt und rollte herrliche Wogen mit prachtvollen schneeweißen Brechern über den schönen Badestrand von Westerland. Die bunte Menschengesellschaft dort jauchzte über den großartigen Wellenschlag, und die wimmelnde Schar der Kinder schwenkte mit freudigem, wohligem Kreischen ihre Schaufeln und Sandeimer, und wich lachend zurück, wenn eine weitausholende Welle eine Parallele ihrer Festungsbauten nach der andern vernichtete. Wir gingen in unfreiwilliger Muße und mismuthig zwischen ihnen umher. Diese großartig bewegte See, deren Anblick von hoher Düne herab das Gemüth mit Bewunderung und Ehrfurcht füllt, ist kein Arbeitsfeld für den Forscher. Gerecht und ungerecht zugleich, kennt sie keinen Unterschied der Person, ja sie achtet den Gelehrten noch weniger als den Schiffer und Fischer, ja selbst weniger als den internationalen Schnaps- und Tabackshändler auf der Nordsee, der das Erbe der vorzeitlichen Piraten angetreten hat und dem für flüssige geistige Anregung oft nur allzu empfänglichen Fischer seinen Fang um elenden Fusel abkauft, richtiger abstiehlt. Ihm in seinem seetüchtigen Kutter schadet sie wenig, unsere, den höchsten Zwecken dienende, oft so kostbaren Netze und Apparate zerreißt und zertrümmert sie wie Spinngewebe und Strohhalme, wenn sie so übel gelaunt ist wie jetzt. So hinauszugehen wäre Kohlenverschwendung.

Das geräuschvolle Badeleben in Westerland befriedigte uns übrigens wenig; es ist zu eng, zu vornehm hier geworden, zu unruhig und ungemüthlich. Diese elegant gekleideten Menschen, die auf immer neue Vergnügungen sinnen, sie haben fast den ganzen Apparat ihrer häuslichen Gewohnheiten einschließlich der Bälle und echten Biere mit an den Meeresstrand geschleppt, damit aber auch ihre Unruhe, ihre Unnatur und vielleicht auch ihre Sorgen.

Wie still und friedlich ist es dagegen in List, wo unser Schiff vor Anker liegt! Wer dem Geräusche der großen Welt entfliehen und doch zuweilen mit leichter Mühe zu ihr zurückkehren will, der gehe dorthin. Die freundlichen

Digitized by Google

schlichten Häuser, die kurzhalmigen, sammtenen Grasmatten, die hohen malerischen Dünen, der von ihnen umrahmte stille, weite Königshafen, und doch auch wieder nahe dabei das majestätisch bewegte Meer — da ist gut sein für Leib und Seele. Da weitet sich das Herz in wonniger Ruhe, keine rauschende Bademusik klingt mistönend in die reinen Laute der Natur, kein lärmendes Geschwätz verscheucht die Träume der geschäftigen Phantasie, die uns über die weißen Wogenkämme weg nach fernen Zonen oder in die geheimnißvolle Tiefe führen. Und wollt ihr selber mit eigenen körperlichen Augen diese Geheimnisse sehen, dann folgt mir auf unser Schiff, es wird euch nicht gereuen. Der Sturm scheint sich legen zu wollen bei Sonnenuntergang, wohlauf an Bord, um bei Tagesgrauen aufzubrechen nach der Jütlandbank, unserm nächsten Reiseziele!

Wir irrten uns nicht mit dem Wetter. Als wir am nächsten Morgen aufwachen, haben wir bereits die gefürchtete Barre vor der lister Rhede passirt, ohne aufgeweckt zu sein, und die Dünen von Sylt versinken allgemach am Horizont. Schönes, klares, sonniges Wetter! Ein wohliges Gefühl von Kraft und Hoffnung beseelt uns; denn heute werden wir wieder arbeiten können. Wenige Empfindungen sind peinlicher, als wenn man gern schaffen und wirken will um ein ernstes Ziel, und einem doch die Hände gebunden sind. Nun ist der Staub des Landes abgeschüttelt; laßt sehen, was das Meer uns zu bieten hat!

Während wir mit Volldampf den Curs Nordnordwest auf Horns Riff Feuerschiff nehmen, ist Zeit genug, das Schiff, seine Mannschaft und seine Geräthe etwas genauer anzusehen und von den wichtigsten Aufgaben der Expedition zu sprechen.

Die „Sophie" ist ein neuerbauter Dampfer von 112 Fuß Länge und 93 Tons Tragkraft, und mit einer Geschwindigkeit von 9—10 Seemeilen die Stunde. Sie ist der schönste und größte der geestemünder Fischdampfer, welche jetzt, etwa 20 an der Zahl, Winter und Sommer die Nordsee nach allen Richtungen mit ihren großen Baumschleppnetzen oder Kurren durchfurchen, um Millionen von wohlschmeckenden Schellfischen, Steinbutten, Schollen, Seezungen, Kabeljauen, Knurrhähnen, Rochen, Austern und andern den Meeresboden bevölkernden eßbaren Thieren an den deutschen Markt zu bringen. An der Backbordseite auf der Reeling, zum Theil außenbords, liegt der gewaltige, aus mehrern Eichenstämmen zusammengefügte, über 50 Fuß lange Baum des Schleppnetzes; seine beiden Enden ruhen auf mannshohen eisernen Bügeln, welche beim Gebrauche des Netzes wie die Kufen eines Schlittens auf dem Meeresboden schleifen und den Baum wagerecht vom Grunde entfernt halten. Am Baume ist der gewaltige, aus starkem Hanfgarn hergestellte Netzbeutel der Kurre befestigt, und zwar mit dem obern Oeffnungsrande, während der untere (das Untersimm) an einem armdicken Tau befestigt ist, welches länger als das Obersimm, in einem nach vorn offenen Bogen unmittelbar am Grunde hinschleift; wenn derselbe weich ist, greift er oft tief in ihn hinein. Hinten am Netzbeutel ist ein langer Sack befestigt, in den alle Fische, welche in das Netz gerathen, schließlich zu einer Masse zusammengedrängt werden. An den beiden eisernen Bügeln oder Klauen der Kurre sind zwei über daumendicke Stahltaue (die Sprenkel) befestigt, welche weiter vorn in ein einziges Stahltau zusammenlaufen. Dieses hat eine Länge

Digitized by Google

von 700 Meter und schleppt das Netz beim Gebrauche schräg hinter dem Schiffe her, gewöhnlich jedesmal sechs Stunden lang bei einer Fahrgeschwindigkeit von 3—4 Seemeilen die Stunde. Die Stahltroße, welche natürlich auf einer Dampfwinde aufgerollt ist — wie denn überhaupt das Aussetzen und Aufziehen des gewaltigen, viele Centner schweren Netzes mit Dampfkraft geschieht —, ist so stark, daß im Falle die Kurre hinter ein Wrack oder sonst ein unüberwindliches Hinderniß hakt, eher die ganze Kurre in Stücke geht als daß das Stahltau zerreißt. So etwas ereignet sich gar nicht so selten und deshalb führt jeder Dampfer stets eine Reservekurre mit. Es kommt vor, daß mit einem solchen Netze in sechs Stunden wenig oder nichts gefangen wird, aber einem tüchtigen Kapitän, der die guten Fischgründe in den verschiedenen Jahreszeiten genau kennt, widerfährt das selten, wohl aber hat er mehr als einmal die Genugthuung, daß der straff gefüllte Sack des Netzes 40—60 Körbe Fische enthält, den Korb zu 100 Pfd., also 4—6000 Pfd. eßbare Fische.

Doch genug für heute von diesem Hauptfanggeräthe der Nordsee; für unsere Expeditionszwecke steht es von allen Geräthen an Wichtigkeit in letzter Linie, und deshalb haben wir auch, um Raum auf Deck zu sparen, nur eine Kurre mitgenommen und auf das Reservenetz verzichtet. Dafür hängt auf der Steuerbordseite ein zweites größeres Fischerboot in den Davits, sonst führt jeder Fischdampfer nur eins. In diesem Boote liegen zu einem großen braunen Haufen aufgestapelt die wichtigsten Hülfsmittel unserer Forschung, die Heringstreibnetze. Es sind dies länglich-viereckige Netztücher mit rhombischen Maschen aus gefärbtem Baumwollgarn, jedes etwa 30 Meter lang und 4—5 Meter tief. Beim Gebrauche wird eine ganze Anzahl solcher Netztücher, 20—70, zu einer sogenannten Netzfleet in einer Linie zusammengeknüpft und so ins Meer versenkt, daß die ganze Fleet, an der Unterkante durch Steine beschwert, an der Oberkante durch tonnenförmige Bogen getragen, senkrecht im Wasser steht. Je nachdem die Taue, welche die an der Oberfläche des Wassers schwimmenden Bojen mit dem Oberrande der Netze (Obersimm) verbinden, die sogenannten Zeisinge, länger oder kürzer gemacht werden, steht die Netzfleet tiefer oder näher der Oberfläche. Nur des Nachts fangen sich die Heringe und andere nicht am Grunde lebende Fische in diesen Netzen; bei Tage sehen sie dieselben, und auch der Fisch ist klug genug, sie dann zu meiden. Aber bei Nacht, namentlich wenn bei ruhigem Wetter der Himmel bedeckt ist und gar ein leichter Regen fällt, rennen die schnell durcheinanderschießenden schlanken, glänzenden Fische mit dem Kopfe ungestüm in die aufgespannten Maschen hinein und bleiben, wenn sie zurück wollen, mit den Kiemendeckeln darin hängen. Ein schottisches Heringsfahrzeug oder gar ein holländischer oder emdener Heringslogger führt eine Fleet von 50—70 Netzen, und kann im günstigen Falle in einer Nacht 100 und mehr Tonnen Heringe fangen, d. h. wenn sie gerade auf einen Heringsschwarm oder Stühm trifft, denn der Hering ist ein Heerdenthier und zieht meistens, namentlich aber zur Fortpflanzungszeit, in dichtgedrängten Scharen. Kommt man aber an die unrechte Stelle, oft nur wenige tausend Schritt vom Schwarme entfernt, so enthalten die Netze, wenn man sie beim Morgengrauen einholt, wenig oder nichts.

Wir haben nicht so viele Netze wie ein Heringslogger, denn unser Ziel ist nicht, viele Tonnen von Heringen zum

Digitized by Google

Verkaufe zu fangen, sondern wir wollen Heringe an solchen Stellen der Nordsee suchen, wo bisher noch niemals mit Treibnetzen gefischt worden ist. Der Engländer, der Schotte, der Norweger, Holländer und der emdener Heringsfischer geht jahraus jahrein nach solchen Plätzen der See, wo von alters her alljährlich erfahrungsmäßig große Heringsschwärme anzutreffen sind, welche Kosten und Arbeit lohnen. Der Deutsche fährt dabei aber am schlechtesten, denn jene allbekannten Heringsfangplätze liegen von seiner heimatlichen Küste viel weiter ab als von derjenigen seiner Mitbewerber, theils nahe vor der schottischen und englischen Küste bis hinauf zu den Shetlandsinseln, theils an der Südwestküste Norwegens. In der deutschen Bucht der Nordsee, von Borkum bis zum Skager-Rack, gab es bisjetzt keine Heringsfangplätze, und doch ist die Auffindung solcher Plätze für die Entwickelung der deutschen Hochseefischerei von hervorragender Bedeutung.

Wissenschaftliche Ueberlegung, gegründet auf ein genaues Studium der Naturgeschichte und Wanderungen des Herings, führten aber zu der Vermuthung, daß auch in diesem östlichen Theile der Nordsee, namentlich in den Monaten Juli bis September, größere Scharen laichreifer Heringe anzutreffen seien, mit andern Worten: daß hier neue, der deutschen Fischerei günstiger gelegene Fangplätze vorhanden. Unsere Expedition war bestimmt, dieselben aufzusuchen, und dazu war es vor allem nöthig, an möglichst vielen verschiedenen Punkten mit Treibnetzen zu fischen, nicht um große Fänge zu machen, sondern um nur so viel zu fangen, daß das Vorhandensein größerer Heringsscharen sicher festgestellt werden konnte. Gleichzeitig war es aber auch unsere Aufgabe, die etwa aufgefundenen Fang- und Laichgründe nach allen Richtungen hin wissenschaftlich zu erforschen. Das will sagen: wir sollten nicht nur den Salzgehalt und die Temperatur des Wassers bestimmen, sondern vor allen auch die gesammte Thier- und Pflanzenwelt der Heringsgründe erforschen von der Tiefe bis zur Oberfläche. Um diese verschiedenen Ziele gleichzeitig erreichen zu können, gebrauchten wir einen Dampfer, der, unabhängiger von Wind und Wetter als ein Segelschiff, schnell voneinander entfernte Punkte aufsuchen kann; wir brauchten nur eine geringe Zahl von Treibnetzen, aber dafür solche von sehr verschiedener Weite der Maschen. Es fängt sich nämlich in einem Netze von bestimmter Maschenweite immer nur ein Hering von bestimmter Größe, ein zu kleiner schlüpft hindurch, ein zu großer kann nicht weit genug hinein, um hängen zu bleiben. Die emdener Heringslogger wissen aus Erfahrung, welche Maschenweite die geeignetste ist, um an den feststehenden Fangplätzen möglichst viel große Heringe zu fangen. Will man aber Heringsschwärme auf einem ganz unbekannten Gebiete suchen, weiß man also nicht, wie groß die Fische dort sind, so muß man in jeder Netzfleet, welche ausgesetzt wird, auch Netze von sehr verschiedener Maschenweite haben. So ist in der That unsere Fleet mit ihren 20—30 Netzen zusammengesetzt, sie ist eine wissenschaftliche Netzfleet, ein Heringssucher.

Weiter aber brauchten wir andere wissenschaftliche Netze und Apparate der verschiedensten Art, Grundnetze, Schraper oder Dredgen, um den Meeresgrund und die ihn bewohnende Pflanzen- und niedere Thierwelt heraufzuholen, feine Gazebeutelnetze, um die mikroskopisch kleine freischwebende Organismenwelt der salzigen Flut, das „Plankton", zu fangen, endlich Thermometer für Ober-

Digitized by Google

fläche und Tiefe, sinnreich hergerichtete Schöpfer, um Meerwasser vom Grunde heraufholen und untersuchen zu können, und nicht zuletzt hunderterlei Siebe, Gläser, Pincetten, Scheren, Messer, Spiritus und andere Flüssigkeiten, um die gefangenen Thiere und Pflanzen für die wissenschaftliche Untersuchung herzurichten und aufzubewahren. Vervollständigen wir schließlich noch diese Aufzählung durch ein großes starkes Netz zum Heraufholen von Austern, eine dem großen Baumschleppnetz ähnlich gestaltete, aber viel kleinere Kurre, wie man sie zum Fange der bekannten Garneelen gebraucht, durch lange Leinen der verschiedensten Art, um Kabeljaue, Schellfische und andere grundbewohnende Raubfische oder im freien Wasser schwimmende Makrelen und Knurrhähne zu angeln; vergessen wir schließlich auch nicht kleine und große Tonnen und Säcke mit Salz zum Salzen der Heringe, sowie eine große Menge Eis zum Conserviren anderer Fische, so erhalten wir eine in der That sehr vollständige Ausrüstung unsers Expeditionsschiffes. Ich glaube nicht, daß jemals vorher ein Schiff die Nordsee befahren hat, welches mit so verschiedenartigen Geräthen zum Fange von Thieren ausgerüstet war wie unsere „Sophie". Es lohnte sich wol, eine Wanderung durch das Schiff zu machen und alles in Augenschein zu nehmen.

Aber auch die Menschen auf unserm Schiffe sind nicht ohne Interesse. Ich schweige dabei von dem leitenden Stabe der Expedition, in dem Theoretiker und Praktiker der verschiedensten Richtung vertreten sind. Ich verweile aber mit besonderer Freude bei der biedern Gestalt unsers Kapitäns, des besten, kundigsten deutschen Grundnetzfischers in der Nordsee. Er ist ein Fischer-Kapitän vom alten Schlage; Patentlog, Patentloth, Patentchronometer und wie alle die neuen Patentinstrumente heißen, liebt er gar nicht sonderlich; aber er kennt alle Gründe der Nordsee so genau wie seine Westentasche, und wenn er so und solange einen bestimmten Curs innegehalten und nun sein altes Loth mit Talg auswirft, so weiß er, wenn er es heraufholt, immer genau, wo er sich befindet, so weiß er vor allen Dingen genau, ob hier was zu fangen ist oder nicht. Hochdeutsch spricht er nur am Lande, und auch da nicht gern; diese Sprache ist auch auf den Fischgründen der Nordsee völlig unbekannt, dort herrscht noch uneingeschränkt wie vor Jahrhunderten das Plattdeutsche mit stark altfriesischer Färbung. Denkt euch nun diesen friesischen Dialekt bunt gemischt mit englischen, holländischen und dänischen Ausdrücken, und ihr habt die internationale Fischersprache der Nordsee; keiner hat je ihre Grammatik geschrieben oder gar ein Lexikon von ihr herausgegeben; in keiner Schule wird sie gelehrt, und doch verstehen sie die Fischer aller Nordseeländer, nur ihr nicht, wenn ihr dabeisteht und der Unterhaltung lauscht. Diese Sprache spricht auch unser Kapitän fertig und mit Vorliebe.

Nun die Mannschaft! Da ist zunächst die gewöhnliche Besatzung des Fischdampfers: harte, wetterfeste Gestalten, nicht alle sehr vertrauenerweckend und am Lande nicht immer zuverlässig, aber auf See bewundernswerth. Ihre Arbeit ist hart, oft sehr hart. Tag und Nacht in Bewegung, in den Zwischenpausen höchstens drei Stunden hintereinander in Ruhe. Wenn das Wetter ruhig und warm ist, geht es noch, aber wenn es stürmt und im Winter Deck und Masten von dem Spritzwasser mit einer Eiskruste bedeckt sind, da ist es wahrlich nicht leicht, mit den verklammten Fingern das schwere Netz zu hand-

Digitized by Google

haben, auf dem glatten Deck in dem Berge von Fischen herumzutreten und alle Fische auszuweiden, abzuspülen und im Laderaum in Eis zu verpacken. Und eher gibt's keine Ruhe, bis der letzte Fisch von Deck und alles wieder sauber gespült ist. Für unsere besondern Bedürfnisse, namentlich für die Treibnetz- und Angelfischerei, haben wir vier sonst nicht zur Mannschaft der „Sophie" gehörige Fischer angeworben. Sie sind bald bekannt geworden an Bord, und wie es dort Sitte ist, werden sie von den übrigen bald nur noch mit Du und einem Vornamen angeredet, wobei es nicht genau darauf ankommt, ob jedem auch der richtige Vorname gegeben wird. Da ist zuerst der „schöne Eduard" — eigentlich heißt er Edwin — weither aus Bommelswitte bei Memel, der mit seinem stark hochdeutsch gefärbten Dialekt ein gewisses vornehmes Ansehen bekommen hat; dann „Korl" aus Blankenese, ein kleiner, etwas leicht aufgeregter Mann, aber von großer Ausdauer und Riesenkräften; dann der biedere naive Ostfriese Heriben (Hero Iben) oder der lyrische Tenor, wie wir ihn taufen, weil er beim Zugreifen niemals sein lautes hochgestimmtes, singendes Hoihoi unterlassen kann; endlich — last not least — der etwas mürrische, wortkarge, aber höchst intelligente Inselfriese Oltmann, ein Mann, der's nicht nöthig hat und mehr aus Interesse für die Sache mitgegangen ist, unser stets bereiter und verständnißvoller Gehülfe bei dem Gebrauche der speciell wissenschaftlichen Fanggeräthe.

Unsere vier Fischer bilden das aristokratische Element der Besatzung; sie fühlen sich dem Kapitän und Steuermann ebenbürtig, haben sie doch selbst schon Fischerfahrzeuge geführt und sind vor allem Fischer von Geburt oder doch von Jugend auf, was bei den oft etwas wild zusammengelaufenen Mannschaften der Fischdampfer durchaus nicht immer der Fall ist.

Schließlich wollen wir auch den Steward nicht übersehen, der uns eben das Frühstück aufträgt. Er ist von uns zu unserer persönlichen Bedienung gemiethet, ein sehr gemüthlicher Sachse, seines Zeichens Schlachter und bisher auf den Lloydampfern als solcher beschäftigt. Er versteht sich aber auch ganz zu unserer Zufriedenheit aufs Kochen und Bedienen, eben „weil ich immer gemiethlich bin", wie er selbst sagt; er verträgt sich auch vortrefflich mit dem freundlichen Schiffskoch in der Kombüse. Der Sachse erzählt uns auch gern allerhand Geschichten und Abenteuer von seinen Seefahrten auf den Lloyddampfern. Das ist sehr drollig anzuhören, aber es gruselt uns doch ein wenig, wenn er sehr anschaulich erzählt, wie geschickt und schnell er in den engen Räumen des Passagierdampfers einen großen Ochsen abschlachten kann. „Wissen Se, des is Se gar nich so schwer, wenn mer nur immer gemiethlich is."

Wir passiren inzwischen das Feuerschiff von Horns Riff bei herrlichem Wetter. Wir salutiren mit der Flagge, und der Danskeman grüßt uns höflich wieder mit dem rothen Danebrog. So nahe fahren wir vorbei, daß wir das laute Kläffen des Hundes auf dem Feuerschiffe hören, der das fremde Fahrzeug anbellt. Wenn es ein einsames Leben auf der Welt gibt, so führt es dieser Hund und seine 6—7 Herren, die Besatzung des Feuerschiffes. Nahezu 30 Seemeilen oder 7 starke deutsche Meilen vom Lande entfernt liegt es hier verankert jahraus jahrein auf derselben Stelle, nur alle drei Monate etwa wird ein Theil der Mannschaft abgelöst. Wenn man freilich glaubt, die Leute auf dem Feuerschiffe hätten nichts zu

Digitized by Google

thun, so irrt man gewaltig. Allnächtlich muß das Leuchtfeuer in dem Leuchtkorbe oben im Maste brennen, als eins der wichtigsten Merkzeichen in der Nordsee; die Instandhaltung und Füllung der Lampen aber, das Auf- und Abholen derselben und anderes bringt den ganzen Tag über vollauf Beschäftigung, aber freilich eine außerordentlich eintönige. Unheimlich aber wird es, wenn die volle Gewalt des Weststurmes über die Nordsee herbraust und die wildeste, gefährlichste Brandung schäumt und kocht landwärts vom Feuerschiffe über den flachen Sandbänken und Steinhalden von Horns Riff, welches von Blaavands Huk aus weit ins Meer hinein sich erstreckt und zu den bösesten Stellen der gefürchteten jütischen Küste gehört. Wenn sich dem heulenden Sturme noch der Regen zugesellt und dicke Finsterniß alles einhüllt, sodaß der eine Mann den andern kaum sehen und hören kann, als einziger schwankender Lichtpunkt das Feuer da oben im Korbe, höchstens daß dann und wann in einiger Entfernung vom Schiffe nach See zu ein anderer toll schwankender Lichtpunkt einem tanzenden Glühwurme gleichend sichtbar wird, das Licht eines mit den Wellen kämpfenden Fischerfahrzeuges, wenn das unförmliche Feuerschiff in allen Fugen knarrt, winselt, kracht — es ist wahrlich kein beneidenswerthes Los, hier mitten in einer brodelnden Hexenküche angekettet zu sein. Aber die Leute stumpfen ab auch gegen solche Eindrücke; wer nicht die Wache hat auf Deck, liegt unten in der Koje, und sein kräftiges Schnarchen stimmt recht harmonisch zu dem Seufzen und Stöhnen seiner schwankenden Hütte.

Horns Riff bildet die natürliche Grenze zwischen dem südöstlichen und nordöstlichen Theile der Nordsee. Südlich davon die flache deutsche Nordsee mit feinsandigen und schlickigen Gründen, nur unterbrochen von dem rothen, riffumsäumten Felsen von Helgoland, an den Küsten umkränzt von der nordfriesischen Inselreihe mit dem Wattenmeere landwärts. Nördlich dagegen die fast schnurgerade, dünengesäumte jütische Küste, wo auf eine schmale, oft nur 1—2 Seemeilen breite, flache Zone sofort eine größere Tiefe von mehr als 20 Meter folgt mit kiesigem, grobsandigem Grunde, der bedeckt ist mit kleinern und größern Steinen, ja hie und da mit gewaltigen Felksblöcken, so groß wie die über die Norddeutsche Tiefebene zerstreuten erratischen Gesteine. Ungefähr 40—50 Seemeilen weit seewärts dehnen sich diese Gründe, nach Norden bis zur steil abfallenden Tiefe des Skager-Racks; der Fischer kennt sie unter dem Namen des Jütlandriffes oder der Jütlandbank. Hier ist kein Platz für die Kurrenfischer; auch die gewaltigsten Schleppnetze würden auf dem Riffgrunde in Stücke reißen. Um so willkommener aber ist die Jütlandbank dem Angelfischer, der Kabeljaue, Lenge und Heilbutten angeln will; Hunderte von schwedischen Schuten besuchen alljährlich im Sommer diese Gegend, um vorzugsweise mit sogenannten Pilken oder Handangeln dem einträglichen Fange nachzugehen.

Willkommen nennen auch wir heute diese Gegend, die Angeln werden geordnet und beködert mit Granat, Muscheln, gesalzener Kuhleber und andern Leckerbissen, und als das Loth uns anzeigt, daß wir auf Riffgrund sind, stoppt das Schiff, und unsere kleinen Schleppnetze oder Dredgen sowie der Austernschraper werden in die Tiefe hinabgelassen. Mit diesen Geräthen zu schleppen ist eine misliche und harte Arbeit, so klein sie auch sind, kaum 1 Meter im Durchmesser. An dem zwei Daumen dicken Tau

Digitized by Google

muß beständig unser kundiger Oltmann fühlen, um den Zug zu beurtheilen; gewöhnlich genügt die Strömung, um den Dampfer und mit ihm die Dredge langsam vorwärts zu ziehen, zuweilen aber tönt das Commando: „En Slag vörut!“ wenn der Zug zu schwach, „So langsam as kann!“ oder: „En Slag bak!“ wenn der Zug zu stark. „Uphiewen!“ Fünf Mann müssen mit aller Kraft am Tau ziehen, und zuweilen muß die Dampfwinde zu Hülfe genommen werden. Der Austernschraper wird am Stahltau gezogen und stets mit Dampf aufgeholt. Jetzt kommen die Dredgen herauf, mit Spannung von uns erwartet; Pincetten, Siebe, Schalen, Gläser sind zur Hand. Ein buntes Durcheinander kommt zum Vorschein. Grober Kies, zahllose Muschelbruchstücke, walnuß- bis kopfgroße Steine und zwischen und an ihnen eine wunderbare Thierwelt. Hier den Stein bedecken gleich einem zierlichen Pflanzenrasen reizende Polypenstöckchen, daneben sitzen die tangartig aussehenden Büschel der Moosthiere oder Bryozoen, und zwischen ihren Zweigen wimmelt ein Heer kleiner bizarr gestalteter Krebschen, kriechen Schnecken oder hängt in einer Steinspalte die zierliche braune Feilenmuschel, welche mit ihren selbstgesponnenen Fäden sich ein idyllisches Nest aus Steinchen und Muschelstückchen aufbaut. Dort sitzt fest wie eine Klette, mit seinen hundert Saugnäpfen angeklammert, ein runder stacheliger Seeigel. Aus den Steinritzen aber kriechen in reizenden Schlängelungen roth und grün gefärbte schlanke Borstenwürmer, oder die dünnen, gepanzerten und doch biegsamen Arme der zierlichen Schlangensterne oder Ophiuren. Dort ein verschmitzt aussehender Einsiedlerkrebs, der, wie Diogenes sein Faß, so eine leere Schale der Wellhornschnecke bezogen hat, deren äußere Fläche wieder dicht besetzt ist mit den hartbeschalten Seepocken oder Balanen, baumartig verzweigten Schwämmen und überaus zarten, glashellen Seescheiden. Vor allen aber sind die Steine bekleidet mit Tausenden von Röhrenwürmern oder Serpeln, weißen, wurmartig gewundenen Kalkröhren, die nach allen Richtungen hin wirr durcheinanderwachsen und nur ihre runden Oeffnungen nach außen kehren. Wir legen einen solchen Stein in eine große Schale mit Seewasser. Da tauchen aus allen Oeffnungen die zierlichen Köpfe der Würmer hervor, rothbraun, grau, gelblich mit ihrem zierlichen Kranz von gefiederten Tentakeln. Wir stoßen an die Schüssel; blitzschnell zieht sich alles zurück, und wir sehen deutlich, wie ein kegelförmiges Kalkventil an der Spitze des einen Fühlers beim Zurückgehen die Röhre hermetisch verschließt.

„Hurrah! Ein Amphiux!“ ruft der Dr. E., der halb am Boden liegend emsig den heraufgekommenen Sand durchwühlt. Richtig; da krümmt und windet sich lebhaft zwischen den Sandkörnchen ein zartes durchsichtiges, schlankes Wesen von nur vier bis fünf Centimeter Länge und schwimmt, in eine Schale mit Wasser geworfen, äußerst elegant umher. Es ist ein Fischchen, aber eins ohne Kopf und Augen, ohne Gräten, ohne Flossen, ja sogar ohne Herz; es ist nur der Schatten, nur das Schema eines Fisches, oder besser eines Wirbelthieres. Für den Laien ist's so gut wie nichts, für den Forscher aber unendlich viel, und wer auf den geistvollen, aber etwas überschwenglichen Ernst Häckel in Jena schwört, der betrachtet den Amphioxus lanceolatus, das Lanzettfischchen, mit ganz besonderer Ehrfurcht als dasjenige Wesen, welches dem vorzeitlichen Urahnen des Menschengeschlechts und aller seiner Typusgenossen, nämlich aller

Digitized by Google

Wirbelthiere, so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. „Hurrah, noch ein Amphiux!“ schallt es wieder; „drei Amphiuxe, vier Amphiuxe!“

Nun, ein kleiner Erfolg ist dies ja schon, wenn auch leider ein Amphioxus kein Hering ist, den wir doch in erster Linie suchen. Doch auch hier soll uns und vorzüglich mir, dem Heringsonkel, bald eine unverhoffte Freude zutheil werden. Während wir mit Dredgen beschäftigt sind, stehen vorn im Schiffe einige Matrosen an die Reeling gelehnt, in der Hand einen starken, getheerten, ins Wasser hängenden Bindfaden, und ziehen diesen von Zeit zu Zeit kräftig eine Strecke aufwärts. Sie pilken; am Ende der Leine sitzt ein Blei und ein starker beköderter Angelhaken, der durch Auf- und Abziehen immer etwas über dem Grunde hin bewegt wird. Jetzt fühlt ein Mann einen Biß und zieht bedächtig auf. Auf seinen Ruf eilt ein anderer mit einer langen hakenbesetzten Stange herbei; der Fisch wird sichtbar; ein großer meterlanger Kabeljau, er kommt der Oberfläche nahe, ein geschickter Hieb mit dem Haken in seine Seite, und bald nachher fällt er, sicher gepackt, klatschend auf Deck. Ein Genever belohnt den glücklichen Fänger; dem Kabeljau aber nähert sich der Kapitän mit seinem Fischmesser, und ehe das arme Thier Zeit hat, über diese unmenschliche Behandlung nachzudenken, ist er seiner Eingeweide beraubt. Ich öffne den Magen; große Taschenkrebse, kleine Fische, Würmer füllen ihn bis zum Bersten, aber kein ersehnter Hering ist drin. Und doch wäre ein solcher Fund wichtig; wo viel Kabeljaue mit Heringen im Magen gefunden werden, da ist Aussicht vorhanden, einen Heringsschwarm mit den Treibnetzen zu treffen, und solche Fingerzeige sind äußerst werthvoll für uns. „En Leng, en Leng!“ ruft jetzt der lyrische Tenor, und klatschend fällt ein $1^1/_4$ Meter langer grauer Fisch mit langer weißlich berandeter Rückenflosse auf Deck. „En Kalfisch!“ tönt's weiter aus dem Munde des Matrosen Jakob, und diesmal ganz besonders freudig, denn Jakob weiß, dieser Fisch ist uns mehr werth als alle andern seiner Raubgenossen, und bringt ihm einen Genever extra ein. Es ist der schwarze Kabeljau, Köhler, norwegisch Sei, ein typischer Begleiter der Heringsscharen, einer ihrer geschworenen Feinde. Im Handumdrehen liegt sein Magen vor mir, und richtig, er enthält einen großen, noch wohlerhaltenen Hering, und was noch mehr sagen will, dieser Hering ist prall gefüllt mit Rogen. Die wissenschaftliche Voraussetzung scheint sich bestätigen zu wollen: wir sind an der richtigen Stelle oder nähern uns derselben wenigstens. Wie sind wir denn aber zu dieser Voraussetzung gekommen, daß gerade auf der Jütlandbank oder vielmehr auf ihrem Rande, nach der schlickigen Tiefe zu, nahe der 40-Meter-Kante, denn dort befinden wir uns, laichreiche Heringe vorhanden sind? Darüber habe ich eben freudig erregt dem Major, unserm Botaniker, einen gelehrten Vortrag gehalten, und etwas davon denke ich wird auch den Laien interessiren.

Wovon die gewaltigen Heringsscharen der Nordsee sich ernähren, das lehrt uns der Gebrauch unsers feinen Gazenetzes, welches nahe der Oberfläche die kleinsten Geschöpfe des flüssigen Elements fängt. Wie Mückenschwärme in der Luft, so tanzen in den klaren Fluten Millionen kleiner, nur 1—3 Millimeter langer Krebschen, sogenannter Kopepoden; der Hering schießt scheinbar planlos hin und her durch diese Fluten, in Wirklichkeit ist er eifrig beschäftigt, einen Schluck Wasser nach dem andern durch den Mund

Digitized by Google

einzunehmen und durch die Kiemenspalten auszustoßen, athmend und zugleich fressend, gewiß eine praktische Vereinfachung seiner Körperfunctionen. Feine Gitterstäbchen zwischen den Kiemenspalten bilden ein Sieb, fast so dicht wie unsere Gazenetze, alle Krebsthierchen bleiben im Munde zurück und werden niedergeschluckt. Solche Nahrung nun — und sie ist nahrhaft und fett — findet unser Lieblingsfisch überall in der weiten Nordsee, sei es über welchem Grunde immer. Was er aber nicht überall findet, das ist ein geeigneter Platz zum Absetzen seiner Eier und zur Entwickelung derselben. Dem Kabeljau, dem Schellfisch, der Scholle, der Makrele und vielen andern Nutzfischen ist es im Vergleiche mit ihm gleichgültig, wo sie ihren Laich los werden; ihre Eier schwimmen frei im Wasser als pralle, durchsichtige Kugeln und füllen die Fluten zu Millionen; aber die Eier des Herings sinken zu Boden und kleben dort fest. Würden sie nun auf den feinen Schlickboden fallen, der den größten Theil des Nordseebodens bedeckt, so müßten sie in ihm versinken und verschlammen, und das ist gleichbedeutend mit Absterben. Deshalb gab die Natur unserm Fische den unwiderstehlichen Drang, zur Zeit, wenn seine Eier reifen, die hohe See zu verlassen, sich zu Scharen zu sammeln und solche Stellen aufzusuchen, wo reiner Sandgrund oder noch besser reiner Stein- und Riffgrund ist; dort können seine Eier kleben sicher vor Verschlammung. So mächtig ist dieser Trieb, daß der Hering, der die Laichplätze aufsucht, schon wochenlang vorher das Fressen ganz vergißt; der Fortpflanzungstrieb hat den Nahrungstrieb völlig überwunden. Namentlich solche steinige Stellen liebt der Hering als Laichgrund, die steil oder terrassenförmig aus der schlammigen Tiefe aufsteigen, und über welche eine mehr oder weniger lebhafte Strömung hinstreicht. Wenige Gegenden in der Nordsee aber erfüllen diese Bedingungen besser als die Ränder der Jütlandbank mit ihren Kies- und Schutthalden, über welche eine deutlich merkbare, nach dem Skager-Rack gerichtete Strömung hinstreicht.

So sind wir zur Jütlandbank gekommen mit ihrer märchenhaften Thierwelt, ihren bepanzerten Krebsen, Muscheln und Würmern, und mit ihren riesigen Räubern, den Kabeljauen und Heilbutten, denen kein Krebs zu groß und bissig, keine Muschel und Schnecke ein zu harter Bissen ist. Die Anzeichen eines Erfolges mehren sich für uns, und das ist doppelt erfreulich, denn unten in der deutschen Bucht der Nordsee von Geestemünde bis nach List haben wir schon mehrere Tage vergeblich gefischt nach Heringen. Der Major freilich ist ganz enttäuscht auf der Jütlandbank; hier hofft er mit seinen eigens für den Fang von Seepflanzen construirten Dredgen auf den steinigen Gründen große Mengen von Tangen und Algen zu erbeuten, wie sie um den Felsen von Helgoland in üppiger Fülle und den reizendsten Formen und Farben gedeihen. Aber alle seine Bemühungen sind vergebens; kaum der dürftige Fetzen eines Riementanges kommt herauf. Eine reiche Welt von Thieren aller Art, in Bezug auf Pflanzen ist's eine steinige Wüste. Das ist auch wieder eins der großen Geheimnisse des Meeres, wie sie das Land nicht kennt, denn dort gibt es in einer Pflanzenwüste auch niemals ein Thierleben. Und das erscheint nur zu begreiflich, wenn man bedenkt, daß ja alle Thiere mittel- oder unmittelbar auf die Pflanzenwelt, als ihre einzige Nahrungsquelle, angewiesen sind. Die Lösung des Räthsels liegt in der Existenz des sogenannten Plankton, das heißt

Digitized by Google

jener unschätzbaren Masse kleinster Lebewesen, welche frei im Wasser des Meeres schweben, und zu denen nicht blos die kleinen, dem Hering als Nahrung dienenden Krebschen gehören, sondern vor allem ungezählte Milliarden mikroskopischer Pflänzchen, welche aus Luft, Wasser und den salzigen Stoffen des Meeres in dem lebenerweckenden Sonnenstrahle gewaltige Massen organischer Substanz bereiten, die große Nährquelle für alle Seethiere oben und unten. Für diese märchenhaft schönen, vielgestaltigen Geschöpfe der Tiefe, die in dämmernder Beleuchtung ihr geheimnißvolles Leben verbringen, gilt so in voller Wahrheit das Wort: „Der Segen kommt von oben."

Noch ein anderes Räthselhaftes enthüllt uns die Anwesenheit des Plankton, dieser nur im Wasser möglichen Lebewelt. Betrachtet einmal genauer jene Steine, welche unsere Dredge heraufgebracht hat, oder jene leere Muschel- und Schneckenschale. Der aufmerksame Beobachter sieht bald, daß diese todten Steine und Schnecken nur so weit nackt und kahl sind, wie sie im sandigen Grunde eingebettet waren; jede freie Stelle dagegen, wenn auch noch so klein, ist bedeckt mit Leben, seien es nun Seepocken oder Polypen, oder nur eine dünne, feine Rinde eines zierlichen Maschengewebes von Moosthieren. Dabei alle denkbaren Thierklassen und Gattungen bunt durcheinander. Die meisten dieser Thiere sind Colonien von Einzelwesen und haben nicht die geringste Ortsbewegung; der naive Beobachter meint, sie müßten aus dem Steine hervorgewachsen sein. Aber bringen wir nur etwas von dem Plankton unsers Gagenetzes unter das Mikroskop, und das Räthsel löst sich. Sehr viele dieser kleinen, hüpfenden, schwimmenden, sich drehenden thierischen Wesen sind nichts als die freischwimmenden Jugendformen, die Larven jener an den Steinen des Grundes festsitzenden Thiercolonien der Bryozoen, Würmer und Polypen, der bewegungslosen Muscheln oder schwerfällig kriechenden Seeigel. In so ungeheuerer Masse sind diese Larven im freien Wasser vorhanden, daß die innere Bewegung desselben stündlich Mengen von ihnen vorbeitreibt an jeder aus dem Sande frei hervorragenden kahlen Stelle eines Steines. Hunderte versuchen gleichzeitig sich festzuheften, und wenn es auch nur einem gelingt und der Platz für seine Entwickelung günstig ist, so entsteht binnen kurzem aus einem mikroskopischen, belebten Pünktchen ein zierlicher Polypenbusch oder eine Moosthierrinde oder ein spitziges Pflaster von Seepocken. Ist es da nicht begreiflich, daß keine Stelle unbesetzt bleibt, ja kann es uns wundern, daß bei der Unzahl der Bewerber viele sich auf Plätzen niederlassen, die schon besetzt sind, daß nun ein Kampf sich entspinnt, wie zwischen den Urwaldbäumen und seinen Lianen und Schmarotzerpflanzen, ein Kampf, in dem der Starke den Schwächern besiegt und ihn überwuchert? Kann es uns wundern, wenn sogar ein schlanker, pfeilschnell durchs Wasser dahinschießender granatartiger Krebs auf seinen langen, federförmigen Fühlern eine kleine Polypencolonie mit sich herumträgt? Wenn wir trotzdem viele Seethiere finden, die eine ganz glatte, saubere Haut haben, so ist dies entweder nur dadurch zu erklären, daß ihre Haut schleimig ist und sich beständig erneuert, also alle Ansätze abstößt oder daß andere von der Natur zu ihrem Heile mit zierlichen Bürsten ausgestattet sind, mit denen sie, wie eine schnurrende, sich leckende Katze, immer und immer wieder ihre Glieder rein putzen und kratzen. Freilich, es gibt auch in dieser Beziehung sonderbare Käuze im Meere, wie z. B.

Digitized by Google

diese graue, häßliche Spinnenkrabbe. Sie hat keine Putzapparate, sie braucht sie auch nicht, oder besser, sie will sie nicht. Im Gegentheil, je mehr Polypen, Schwämme und anderes kleines lebendiges Buschwerk auf ihrem Rücken, ihren Beinen und Scheren sich ansiedelt, um so besser. Denn so gleicht sie in Wahrheit einem gefahrlosen, bewachsenen Steine mehr als einem tückischen, mordlustigen Räuber, der, prächtig versteckt in seinem lebendigen Kleide, arglos vorüberschwimmende Geschöpfe anpacken kann.

Doch über unserm Geplauder vergeht die Zeit. Die Sonne sinkt tiefer nach dem Horizont zu und es wird Zeit, daß wir an die wichtigste Arbeit des Tages gehen, das Aussetzen der Heringsnetze für die Nacht. „Allens klor?" fragt der Kapitän auf der Commandobrücke an meiner Seite. „Klor!" tönt die Antwort. Das heißt: unser Heringsboot und die Netze sind fertig zum Fischen. Das Boot enthält Kompaß, Laternen, Wasserfaß, Proviantdose, Nebelhorn, Rothfeuer, Ruder und was sonst unentbehrlich ist, wenn ein bemanntes Boot mitten auf See vom Schiffe sich eine gewisse Strecke entfernen und die Nacht außen bleiben soll. Es muß für alle Fälle gerüstet sein, auch dafür, daß Dampfer und Boot sich einen oder zwei Tage aus Sicht verlieren sollten. Unter dem lauten Hoihoi des lyrischen Tenors fällt das Boot aus den Davits ins Wasser und vier in Oelzeug gekleidete Fischer springen hinein, der schöne Eduard, der Führer der Treibnetzfischer, Heriben, Korl und ein der Heringsfischerei kundiger Matrose. Das Boot liegt steuerbordseits am Schiffe, und nun werden von Deck aus die 20 Treibnetze unserer Versuchsfleet, sorgfältig aufgeklart, ins Boot hinabgereicht. Auch das ist fertig, das Commando ertönt: „Los!" Das Boot stößt ab. Schon ein paar hundert Schritte vom Schiffe, nachdem das Boot leewärts von ihm abgetrieben ist, beginnt das Aneinanderknoten und Auswerfen der Netze, bis alle heraus sind und die Bojen vom Vordertheil des Bootes aus eine lange Linie auf dem Wasser bilden; reichlich 600 Meter lang ist die Netzwand, welche sich den Fischen entgegenstellt; ihr dem Boote nächstliegendes Ende wird durch ein langes Tau am Vordertheile desselben festgehalten; an dem andern vom Boote abgewendeten Ende schwimmt als Merkzeichen eine aufrecht schwankende Stange mit einer brennenden Laterne darauf, eine Leuchtboje. Vorn im Boote an einer hohen Stange hängt eine weiße Laterne, gemäß dem Seegesetze; sie bedeutet, daß ein Fischerboot vor seinen Netzen liegt, und legt jedem andern Fahrzeuge die strenge Verpflichtung auf, in weitem Bogen um das Boot und seine Fleet herumzufahren. Dies ist nothwendig nicht nur zum Schutze des Bootes, sondern auch im Interesse eines etwa über die Fleet passirenden Dampfers; denn obwol die obere Kante der Treibnetze so tief unter der Oberfläche steht, daß ein Dampfer von gewöhnlichem Tiefgange ruhig darüberfahren kann, ist es doch durch einen unglücklichen Zufall möglich, daß die Schiffsschraube in dem sogenannten Fleetreepe, d. h. dem Taue, welches alle Netze oben untereinander und mit dem Boote verbindet, sich verwickelt; das aber kann so schlimme Folgen haben, daß der Dampfer fahr- und manövrirunfähig wird. Die vier Fischer in dem Treibnetzboote sind keineswegs zu beneiden; solange die Netze aus sind, wird das Boot von der Fleet willenlos mit der Strömung fortgezogen. Urplötzlich kann sich nun ein Sturm

Digitized by Google

erheben oder doch eine schwere Böe, und das kleine Boot ist in großer Gefahr, eben weil es nicht manövrirfähig ist. Zwar ist der Dampfer in der Nähe und wacht sorgfältig darauf, daß er stets in angemessener Nähe der Fleet bleibt; aber die Nacht kann sehr finster werden, die Laterne der Leuchtboje und die Bootslaterne können bei unruhig werdender See erlöschen, und dann ist Gefahr im Verzuge. Für diesen Fall haben die Fischer im Boote das Rothfeuer, fälschlich Blue light, ein leicht zu entzündendes, weitleuchtendes Signalfeuer, welches uns sogleich orientirt und benachrichtigt, daß das Boot zu uns zurückkehren will. Trotz dieser vielen möglichen Gefahren aber sind unsere braven Fischer stets bereit, wenn es sein muß, jede Nacht zu fischen; sie sind vorsichtig, furchtlos und auch abgestumpft gegen die Gefahr. Wenn die Netze ausgesetzt sind, überlassen sie, wie es nöthig ist, das Boot ruhig der Strömung, einer übernimmt die Wache und die andern drei kriechen am Boden des Bootes unter ein Segel und schlafen so ruhig wie auf dem Dampfer in der Koje.

Wir, und mit besonderm Interesse natürlich ich selbst, haben indessen vom Dampfer aus genau beobachtet, wie die Fleet ausgesetzt worden, wie alles glatt abgegangen ist, und lugen nun, da es inzwischen dunkel geworden, von Zeit zu Zeit scharf aus nach den beiden schwankenden Lichtpunkten, der Leuchtboje und der Bootslaterne, welche die beiden Enden der Fleet bezeichnen. Bei mäßigem, immer flauer werdendem Südsüdostwinde hat sich nach und nach der Himmel bedeckt und feiner Regen rieselt herab, ein rechtes Heringsfangwetter. Also hoffen wir das Beste. Aber nun verlangt auch nach des Tages Mühe und Arbeit der physische Mensch sein Recht, wir steigen hinab in die Kajüte, und nachdem noch aus den Notizen der einzelnen Herren über die Fänge des Tages und den Ortsbestimmungen des Kapitäns die nöthigen Eintragungen in das Beobachtungsjournal gemacht sind, essen wir zu Abend.

Natürlich, so denken jetzt viele, ist es höchst behaglich in der eleganten Kajüte des Expeditionsschiffes; ein wohlgedeckter Tisch mit schönen, frischen Seefischen lockt die hungerigen Seelen, der Duft eines warmen Toddys steigt lieblich in die Nase, angenehme Gespräche würzen das Mahl und endlich sinken die Gelehrten und der Oberfischmeister so recht müde aufs weiche Lager und lassen sich von dem Schaukeln des Schiffes und dem Plätschern der Wellen in einen festen, gesunden Schlaf wiegen. „Halt' ein, Landratte, mit solchen Phantasien, du kennst keinen Fischdampfer!" Wenn überhaupt auf einem von ihnen etwas von Behaglichkeit vorhanden, so ist's auf der „Sophie". Sie ist ein neues, erst ein Vierteljahr altes Schiff, und das allein schon ist behaglich, denn wenn ein Fischdampfer erst ein Jahr lang in Gebrauch gewesen, könnt ihr kaum an irgendeiner Stelle desselben weilen, ohne seine Bestimmung durch einen nichts weniger als angenehmen Geruch sofort zu erkennen. Auch sonst ist uns auf der „Sophie" alles möglichst angenehm gemacht; Kapitän, Steuermann und der Meister, d. h. der erste Maschinist, die rechtlichen Insassen der im Hinterschiffe hinter der Maschine gelegenen Kajüte, haben uns aufopferungsvoll diese mit ihrem Salon und sämmtlichen vier Kojen eingeräumt und dafür ihr Lager vorn im Schiff, hinter dem Logis der Leute, in jenem Raume aufgeschlagen, der sonst zur Aufbewahrung der Fische dient. Aber einen Vergleich auch mit dem einfachsten aller Passagierdampfer kann unsere Kajüte nicht aushalten. Sauber

Digitized by Google

und neu sieht sie freilich noch aus, aber das ist auch so ziemlich alles. Wissenschaftliche Untersuchungen und Arbeiten in ihr vorzunehmen, ist einfach unmöglich, das muß alles bei Tage auf dem Hinterdeck geschehen, das, zum Theile von einem Sonnensegel überspannt, uns nothdürftig vor Sonne, Regen und Wind schützt, aber nur sehr wenig vor den Spritzern bei etwas stürmischer See. Einige roh zusammengezimmerte Tische dienen zum Untersuchen und Sortiren der gefangenen Schätze, aber mehr als einmal kommt es vor, daß man bei starkem Ueberholen des Schiffes mit dem einen Arme sich selbst, mit dem andern zehn Geräthe zugleich krampfhaft festhalten muß, wenn nicht alles durcheinandergeschleudert oder gar zertrümmert werden soll. Die Ruinen manches schönen Glasgefäßes müssen mit feierlicher Wehmuth den Fluten übergeben werden, und man kann von Glück sagen, wenn man die werthvollsten Instrumente unversehrt wieder nach Hause bringt. Sich waschen auf einem Fischdampfer ist eine gute und löbliche Sache, und man thut's auch, das heißt wenigstens wir vier, aber zur Reinlichkeit verhilft es nicht. Kohlenstaub, Fischschleim, Schlick, Sand, Seewasser, Plankton und anderes bilden eine unsagbare Mischung, welche mit einer staunenswerthen Hartnäckigkeit in den Poren der Haut haftet.

Und nun das Essen! Nun ja, die Ansichten und noch mehr der Geschmack sind verschieden. Fische gibt's heute zum Beispiel nicht, weil keine gefangen sind, außer großen Kabeljauen, Leng- und Kohlfisch, die aber für einen einigermaßen normalen Stubenhockermagen nichts sind. Also Conserven, aber leider haben wir kein Glück gehabt mit diesen Dosen-Beefsteaks u. a., sie schmecken elend und nur die Ochsenzunge ist vortrefflich. Der freundliche Schiffskoch und der gemüthliche Sachse thun freilich ihr Möglichstes in der Kochkunst, aber die Gattin daheim können sie doch nicht ersetzen. Hunger ist freilich der beste Koch; wenn er nur immer da wäre! Der Oberfischmeister hat entschieden noch den besten Appetit, er ist ein erfahrener, vielgereister Seemann, ist's also mehr gewohnt als wir andern. Der Major erklärt, selbst bei den angestrengtesten Manövern in der schlechtesten Gegend es noch besser gehabt und mit noch besserm Appetit gegessen zu haben als jetzt. Nun, das alles ginge am Ende noch, wenn die Getränke besser wären. Wein und Bier haben wir freilich genug an Bord, sogar eine heimliche Flasche Sect für den Fall, daß es einmal einen besonders schönen Fang gibt, aber Bier und gar Wein sind keine Getränke auf See, sie schmecken selten und niemals bei stürmischem Wetter. Hier thut's nur das Wasser, nämlich das heiße in Form von Kaffee, Thee und Grog. Aber eben das Wasser! Salzwasser und Süßwasser leben in ewiger, böser Feindschaft; je klarer und schöner jenes ist, nämlich auf der offenen See, um so trüber und schlechter ist dieses. Genug ist freilich da in zwei großen, in den Schiffskörper vorn am Bug hineingebauten cementirten Tanks, aber leider ist das Schiff und damit sind auch die Tanks noch ganz neu, und das gibt dem Wasser einen ganz abscheulichen Geschmack. Der Kaffee und Thee von solchem Wasser wühlt noch unheimlich in deinen Eingeweiden, wenn er glücklich über die Zunge ist, und nur in Form von Grog, Thee- oder Kaffeepunsch schmeckt es erträglich.

Nun, am Ende sind wir doch leidlich satt und zum Glücke ja auch schon lange mit der Seekrankheit fertig, die uns freilich alle in den ersten Tagen mehr oder weniger geschüttelt hat. Aber es ist leider mit ihr wie mit der In-

Digitized by Google

fluenza, man ist auch nach der Heilung nie vor tückischen Rückfällen sicher, und wenn diese auch ausbleiben, so recht wohl wird man doch nicht, wenn es einmal wieder stürmt draußen. Zum Glück schmeckt wenigstens eins vortrefflich, die Cigarre; ihr würziger Duft beruhigt Gemüth und Magen, und in malerischen Stellungen und beinahe noch malerischerer Tracht liegen oder sitzen wir auf den Bänken und erzählen uns Geschichten, welche von einer Schiffskajüte so unzertrennlich sind wie die Segel von den Masten. Salonfähig sind freilich viele dieser Geschichten so wenig wie unser Kaffee, unsere Mahlzeiten, unsere Stellungen und unsere Anzüge. Aber es paßt alles zusammen zu der Kajüte, zum Stampfen der Maschine, zum Klatschen der Wellen und dem Schwanken und Zittern des Schiffes.

Noch einmal steigen wir die steile Kajütentreppe hinauf auf Deck, um nach dem Netzboote in der Fleet zu sehen. Die beiden Laternen sind deutlich sichtbar, aber das Wetter sieht leider nicht mehr so günstig aus wie vorher. Der Regen fällt reichlicher und der Wind scheint sich durch Süden nach Westen hin drehen zu wollen und ist frischer geworden. Dann geht's in die Kojen. Einer nach dem andern klettert in seinen viereckigen, nur mit einer Matratze und wollenen Decke versehenen Schlafkasten; Bettzeug ist jetzt im Sommer ein überflüssiger Luxus. Nun schnarcht der Eine, dann der Zweite, aber dem Dritten und Vierten will der Schlaf nicht recht kommen. Wenn der Major, der am Lande eines sehr gesunden Schlafes sich erfreut, eben einschlummern will, schlägt von außen ein räthselhafter Gegenstand polternd gegen die Wand seiner Koje und wiederholt diese Schläge die ganze Nacht hindurch mit stumpfsinniger Regelmäßigkeit; der gestörte Schläfer steht verzweifelt auf, zieht sich an und geht an Deck, kann aber nichts finden. Erst am nächsten Morgen entdeckt er den Missethäter, einen großen eisernen Haken, der an einem Taue über die Reeling hängt und bei jeder Schwankung des Schiffes gegen die Wand derselben anschlägt. Ich liege in einem unruhigen Halbschlummer, unbehaglich eingehüllt in einen wirren, sich stets verschiebenden Klumpen von wollenen Decken. Dann und wann aus dem Schlafe schreckend, lausche ich auf die wunderlichen Töne um mich her. Was ist das für ein seltsamer, wehklagender Laut, langgezogen, bald leiser, bald stärker, aber immer wie aus der Ferne dringend, als wenn ein Mensch nach Hülfe wimmert? Ich habe ihn jede Nacht gehört, aber ich weiß immer noch nicht, wo er herkommt. Ja, auf einem Fischdampfer da gibt's, wie in einem alten verwunschenen Schlosse, gar sonderbare, spukhafte Geräusche, wenn die Maschine, wie jetzt, stillsteht und die See anfängt etwas unruhiger zu werden. Sind's die Wellen, die Segel, das Tauwerk, die Masten, die Dämpfe in der Maschine, oder ist's eine bunte, unheimliche Mischung von allen? Die Phantasie des Halbschlummers wirkt aus ihnen die buntesten, unsinnigsten Träume. Noch schlimmer aber ist's, wenn das Schiff nachts in Fahrt ist. Da hörst du freilich jene spukhaften Töne, jene klagenden Laute nicht, denn sie werden übertönt von einer andern Musik, die für den, der sie nicht gewohnt ist, geradezu fürchterlich klingt. Eilig schießen die schnell durchschnittenen Wogen an deiner Kojenwand dahin mit wunderlichem, aber keineswegs angenehmem, zuweilen unheimlich gurgelndem Geräusch, die Maschine stampft und stöhnt, das Holzwerk, das ganze Schiff zittert beständig, es schwankt

Digitized by Google

hin und her, die Gläser in den Gestellen klirren und der unselige, nicht genügend verstaute metallene Spucknapf in der Kajüte begibt sich auf eine wahnsinnige Rundreise. Oder eine unglückliche Bier- oder Weinflasche wird los und rollt mit einer entsetzlichen Beharrlichkeit umher, bis du verzweifelnd aufspringst aus der Koje und sie in Sicherheit bringst. Schrecklicher als alles aber ist das unaufhörliche lärmende Geräusch der Ruderpinne am Heck, es hat eine täuschende Aehnlichkeit mit dem lauten Geklapper einer Mühle; dagegen gibt es keine Hülfe. Ja, ja, es sind allerlei kleine Leiden auf einer solchen Forschungsfahrt, und so ganz ungestraft enthüllt dir das Meer seine reizenden Geheimnisse nicht. Wenn man sie nur erst gewohnt wäre, diese Geräusche; aber dazu gehört doch eine ziemliche Uebung, wie sie natürlich unsere Matrosen und vor allen unser Kapitän haben. Er schläft stets fest bei diesem höllischen Spectakel, aber er wacht augenblicklich auf, wenn das Schiff plötzlich anhält in der Nacht und die Geräusche verstummen, gerade wie der Müller aufwacht, wenn seine Mühle stillsteht.

Endlich, endlich kommt der ersehnte Schlaf, aber ach, nur kurz ist der Genuß. Was für ein neues Poltern entsteht plötzlich da oben, ein Stampfen schwerer Stiefel, ein Rollen und Schlagen, lautes Rufen und Schreien? Erschreckt horchst du auf. Da erkennst du deutlich das singende Hoihoi des lyrischen Tenors; richtig, es ist kein Zweifel, das Netzboot ist angekommen und wird aufgeholt. Aber schon so früh? Durch das Skylight der Kajüte fällt erst ein kaum merkbarer Schein der Morgendämmerung, es kann nicht später sein als 3 Uhr. Irgendetwas muß schlecht gegangen sein. Ich stürze hastig in meine dicken Kleider, ziehe den Winterüberzieher an und binde den dicken Wollshawl um und dann hinauf mit ängstlicher Spannung. Bald bin ich um eine Enttäuschung reicher. Eine plötzlich aufkommende starke Brise mit heftigem Regen hat die Fischer gezwungen, schon um $1^1/_2$ Uhr früh mit dem Einnehmen der Netze zu beginnen, und leider ist herzlich wenig gefangen, trotz der schönen Anzeichen. Nur etwa 30 Heringe liegen als ganze Ausbeute in einer Schale, darunter freilich einer mit nahezu reifen Eiern, ganz der Theorie entsprechend; aber dieser geringe Fang beweist nichts. Der Regen strömt noch immer, es fröstelt mich in der Morgenkühle. Unbehaglich ist's außen, unbehaglich innen. Das Ziel der Expedition, nach dem wir nun bald 14 Tage ringen, scheint wieder in weite Ferne gerückt, und bange Zweifel erwachen, jene Zweifel an der Richtigkeit wissenschaftlicher Schlüsse und Theorien, welche im Leben des Gelehrten die Kehrseite bilden von der Freudigkeit des Forschens und Entdeckens. Unsere Zeit, unsere Mittel sind beschränkt, vielleicht wird alles umsonst sein.

Ich steige wieder hinab in die Kajüte. Heute wird das Essen wol wieder nicht schmecken.

Digitized by Google

Finlands Dichter.

Essay von **Ola Hansson.**

Hoch oben im nordöstlichen Winkel Europas, nahe dem Nordpole, liegt ein kleines Land, das, nachdem es viele Jahrhunderte hindurch sich eigenartig entwickelt hat, jetzt ausgestrichen werden soll aus der Zahl der selbständigen. Es ist eine uralte, nationale Cultur, die jetzt damit bedroht wird, des Erdbodens beraubt zu werden, in dem sie gewachsen. Finland verdient gegenwärtig nicht blos, das politische Interesse anderer Völker zu genießen, sondern daß sie sich es auch klar machen, was es geistig ist, was es bedeutet. Besonders besitzt dieses kleine Volk eine moderne Literatur, die es wohl, und unter Verhältnissen wie die vorliegenden doppelt, werth ist, daß ihm ein Tropfen der sympathischen Aufmerksamkeit zutheil wird, mit der man gegenwärtig in Deutschland die neue skandinavische Dichtung begleitet.

Finlands Bevölkerung war von alters her in zwei Theile gespalten, eine finnische und eine schwedische, und in seiner Literatur bot sich dieselbe Spaltung dar. Der Gegensatz zwischen den beiden so weit verschiedenen Rasseelementen in der politischen Nation hat sich zwar immer geltend gemacht, aber gerade in der letzten Zeit sich zu einem rasenden Kampfe zwischen Fennomanen und Suecomanen entwickelt, einem Kampfe, der die russischen Bestrebungen in nicht unwesentlichem Grade unterstützte. Die nationale Literatur wuchs gleichfalls in zwei getrennten Furchen auf, und doch war die gemeinsame Heimatnatur so mächtig, daß sie diese nationale Literatur zu einem einheitlichen Ganzen zusammenband, in dem sich dieselbe Eigenart verrieth, eine Eigenart, ebenso ausgeprägt, wie die der drei andern skandinavischen Brudervölker, und doch von ihr verschieden. Es ist beinahe nur die Sprache, die den einen Literaturzweig von dem andern, den finnisch geschriebenen von dem schwedisch geschriebenen unterscheidet; das Wesen ist in beiden das gleiche: der Geist der finländischen Erde.

Die finnische Natur ist zugleich karg und weich. Finland hat seine Heiden und seine Wildnisse, in denen die Menschen Geschlecht auf Geschlecht den Ringkampf mit der rauhen Natur bestanden; aber es hat auch seine stillen Landseebuchten, wo die Menschen schwärmerisch träumen konnten. Der Finne ist wie seine Natur: trotzig und weich zugleich, zäh in seiner Arbeit wie in seiner Melancholie. Sein Kampf mit Schnee und Frost hat ihn gelehrt, geduldig sein und leiden ohne zu klagen, auszuhalten unter kleinen Erfolgen und großen Miserfolgen; und die jungfräuliche, schwermüthige Schönheit der Landschaft gab seiner Vaterlandsliebe den Charakter der Gefühle des jungen Mannes für seine Braut. Die Melodien der alten finnischen Volkslieder sind erfüllt von Sonnenuntergangsschwermuth und Sommernachtsehnsucht, von trauriger Schwärmerei, weichem Kummer, stummer Klage, verhaltenen Thränen, die unter den Augenlidern brennen. Und die finnische Sprache mit ihren vielen weichen Vocalen ist sanft melodisch, schmelzende, schmeichelnde Musik.

Die Literatur, die finnische sowol wie die schwedisch-finländische, trägt alle diese Familienzüge. Man findet sie

Digitized by Google

schon in dem alten Nationalgedicht „Kalewala", besonders wenn man es mit den altnordischen Mythen in der „Edda" vergleicht; der alte finnische Sängergott Wainämöinen singt beständig in Moll und piano. Man findet sie auch bei den beiden Heroen der schwedisch-finländischen Dichtung, Runeberg und Topelius, sowol in der Art ihrer patriotischen wie ihrer Naturpoesie: während die Dichter des schwedischen Mutterlandes durch die äußere Pracht der Sprache und Bilder glänzen, wirken die beiden Finländer mehr durch die stille Glut und vertiefte Innerlichkeit des Gefühls. In den Gesängen des schwedischen Mutterlandes hallt es oft wider vom Gestampf und Getrommel aus der entschwundenen kriegerischen Zeit des Landes, die finländischen dagegen besitzen den sanftmüthig ernsten Tonfall eines Mannes, der immer in Leiden gelebt hat und dadurch resignirt geworden ist, ohne in Thatlosigkeit zu versinken. Und die finländisch-schwedische Naturlyrik steht beinahe einzig in der schwedischen Literatur da, nicht geräuschvoll-prahlerisch, wie die eine Richtung derselben, auch nicht metaphysisch-romantisch, wie eine andere, sondern einfach und unmittelbar, wie das Volkslied, ganz Natürlichkeit und ganz Gefühl: das beseelte Leben der Natur.

Dieser tief innerliche Volkscharakter in der finländischen Richtung hat bewirkt, daß die moderne Literatur in Finland mehr als in irgendeinem andern Lande in ganz natürlicher und engster Anknüpfung an die ältere hervorwachsen konnte. Es findet sich in ihr nicht wie anderswo, jedenfalls nicht in annähernd so hohem Grade, eine Spaltung, ein tiefer Gegensatz, eine bittere Feindschaft zwischen der Literatur von heute und der Literatur von gestern. Der junge Dichter, den ich in diesen Zeilen schildern will, der Erbe Runeberg's und Topelius', Karl A. Tavaststjerna — obgleich ein moderner Geist bis in die Fingerspitzen — macht den Eindruck, das große Erbe seiner Vorgänger unreflectirt-pietätvoll nur in ihrem eigenen Geiste weiter zu führen.

Während der letzten Jahre, als der Streit zwischen den finnischen und schwedischen Volkselementen am heftigsten war, erreichte sowol die suecomanische, wie die fennomanische Schönliteratur eine rasche und reiche Blüte. Der politisch so verhängnißvolle Parteistreit wurde, vom literarischen Standpunkte aus gesehen, zu einem edeln und fruchtbaren Wetteifer. Unter den zeitgenössischen, finnisch schreibenden Schriftstellern sind folgende zwei die hervorragendsten: Piätori Päivärinta, ein armer Bauer, der bis zu seinem 40. Jahre hinter dem Pfluge ging und dann auf einmal zu schreiben anfing, ein Mann der alten Schule, vorurtheilsfrei durch Erfahrung und ein Stück von einem Künstler durch das Viele geworden, das er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenem Empfinden gelitten, ein geborener Dichter dieses Landes „des Frostes und Rindenbrotes", in dem er selbst persönlich das harte Los kennen gelernt, sein schwarzes Brot im Schweiße seines Angesichts zu essen, während er den Boden der Wildniß aufackerte; Juano Aho, ein junger Mann der letzten Generation, ganz Realist und ganz Finne, ein Volkslebensschilderer ersten Ranges, der mit Vorliebe in seinen Novellen den zeitgenössischen Umschlag im Leben des finnischen Bauern behandelt, in dem der nationale Kienspan mit der Lampe vertauscht und das Pfeifen der ersten Locomotive in den abgelegenen, schlafenden, fast unbewohnten Einöden gehört ward.

Juano Aho hat unter seinen schwe-

Digitized by Google

disch schreibenden Landsleuten einen würdigen Rivalen in Jul. Ahrenberg. Der entschieden hervorragendste unter den Dichtern Finlands aber ist Karl A. Tavastjerna, der Schilderer des Lebens der höhern Klassen im Finland der Gegenwart, ein Mann in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, der bereits ein reichhaltiges Schaffen von Romanen, Novellen, Gedichtsammlungen und Schauspielen hinter sich hat.

* * *

In Tavastjerna's letztem, zu Weihnachten 1890 erschienenen Liederbuche „Gedichte in Erwartung" findet man eine Dichtung, die „Heimwärts" heißt. Auf der Reise vom Continente zu seinem kleinen, abgelegenen Vaterlande macht der Dichter, gerade wie das schneebedeckte Finland am Horizonte vor den Passagieren des finländischen Dampfschiffs, das zwischen Lübeck und Helsingfors fährt, sichtbar wird, folgende Betrachtungen, aus den Versen des Originals in deutsche Prosa übersetzt: „Ich komme von draußen, aus der großen Welt, wo die Gedanken sich kühn gewachsen, mit neu geborenem Muthe. Draußen habe ich in dem großen Leben mitgelebt und manchen getroffen, der mich verstand. Ich fühlte es, als ob eine Ader positiven südlichen Blutes mich durchpulste, mit meinem alten, finnischen, passiven und barschen vermischt. Merkwürdig! Ich bin ein eifriger Patriot, sobald ich über die Grenze hinaus bin. Ich weiß so gut, wo ich meine Wurzel habe; aber gerade daheim lösche ich aus, wird mein Geist schwach, und der Pegasus geht langsam, Schritt vor Schritt. Und nun kehre ich heim von meiner hurtigen Segelfahrt bei gutem Seitenwinde, schon fühle ich den kalten Wind mir entgegenwehen; nun heißt es Buße thun für das gehabte geistige Wohlergehen. Und gleichwol — es gibt kein Land auf der Erde, das meinem Herzen und meinem Temperament so nahesteht. In der ganzen, weiten Welt weiß ich keine Menschen so geliebt und so verabscheut. Es ist meine Pflicht, meine magere Nahrung als Landespoet aufs Spiel zu setzen; ich muß indiscret gegen meine Landsleute sein, meinen Gedanken freien Lauf und meine Pietät in die See gleiten lassen und meiner Dichterleier dafür schuld geben. Nach einigen Stunden bin ich daheim in Helsingfors, wandere unter Fenno- und Suecomanen, trage mein kleines literarisches Kreuz und schweige im Netze wie ein Fisch. Mit Augen, von denen die Schuppen gefallen, soll ich den langen Tag Zeuge von Willkürlichkeiten und dabei gezwungen sein, mich stramm und bescheiden zu halten, als wäre ich ein geistiger Wehrpflichtiger. Wie so mancher andere, soll ich unter einem Drucke von außen und innen umhergehen, aber ihn hübsch zu vergessen suchen bei Karten und Spiritus —" Und darauf: „Da bin ich nun mit gedankenvollem Gemüth wieder auf den Straßen von Helsingfors und lüfte meinen Hut vor Herrn So und Frau So. Ein heimgekommener, heimloser Dichter, der in Gedanken nach einem Freunde sucht, aber einsam im Keller landet und seine Hoffnung mit der Pirogge hinabschlingt."

Was hier des Lyrikers unmittelbares Selbstbekenntniß ist, wird von Tavastjerna in seiner einen größern Novelle „Ein Eingeborener" dazu verwandt, die Intrigue in der Erzählung zu knüpfen. Zwei Universitätskameraden treffen einander wieder nach vielen Jahren der Trennung in einer kleinen finnischen Stadt. Der eine, Hård, ist jahrelang in Europa umhergestreift und hat dabei seinen äußern und innern Menschen in

Digitized by Google

modernes Costüm nach weltbürgerlichem Schnitte kleiden gelernt. Der andere, Vahlin, dagegen, ist zu Hause in Finland geblieben und hat sich nach und nach in der kleinen Stadt als Redacteur der liberalen Zeitung ziemlich festgewachsen, als er eines Tages ganz unerwartet seinem Freunde Hård auf der Straße begegnet, der zu einem provisorischen Aufenthalte in dem verabscheuten Spießbürgerneste als Vertreter in einem juristischen Amte sich verdammt sieht. Die beiden Freunde feiern das Wiedersehen nach gutem, altem, skandinavischem Brauche: mit vielem Essen und noch mehrerm Trinken und ein wenig Zuthat von allerlei andern Genüssen. Während der Unterhaltung beim Kaffee und Liqueur wird es ihnen beiden und außerdem dem Leser klar, daß sie sich beide gerade zu den ideellen typischen Gegensätzen entwickelt haben, mit denen der Dichter spielen wollte: zum Kosmopoliten und Eingeborenen, der Finländer ist zum Europäer und der Finländer zum Finnen im höchsten Grade geworden. Die ganze Geschichte ist blos eine Entwickelung dieses Gegensatzes in Geschehnissen, im Leben, in Conflicten. Die beiden Freunde beschließen den gemeinsamen Festtag in einem Variété und verlieben sich dabei in dieselbe junge Sängerin. Der in Paris und Wien gebildete Hård nähert sich dem jungen Mädchen auf Großstädterart und macht sie zu seiner Geliebten. Der Freund dagegen nimmt die Sache nach treuherziger, eingeborener Finnenart, vertieft sein Gefühl für das arme, in Grund und Boden gute Mädchen und veredelt es, trennt sie von ihrer schlechten Umgebung, läßt sie erziehen und heirathet sie. Die beiden Charaktere stehen einander in so grellem Gegensatze gegenüber wie Kopf und Herz, wie Skepsis und Glaube, wie alles auflösender nüchterner Verstand und alles erwärmendes, innerliches Gefühl.

Was in dieser Erzählung auseinandergehalten und in zwei Persönlichkeiten verkörpert worden ist, das findet man als unaufgelösten Charakterzug einer Person in Tavaststjerna selbst wieder. Der Conflict, der in „Ein Eingeborener" geschildert und in die äußere Welt verlegt wird, führt seinen heimlichen Kampf in Tavaststjerna selbst. Er ist selbst eine Art Doppelmensch, Eingeborener und Weltbürger, Finne und Europäer, Vahlin und Hård zugleich. Dieser Zug ist der entscheidendste in seiner Individualität und Dichtung; alles in ihm, die Gegensätze und das Sichimmergleichbleibende, Ton und Stoffe, Umschwünge und Disharmonien, Hohn und Schwermuth, Frische und Ueberdruß, Innerlichkeit trotz der Enttäuschungen, Bitterkeit in der Hingebung selbst, Satire über das, was da webt, und Schwärmerei für das, was er verstandesmäßig überwunden hat, alles findet einen einheitlichen Ausgangspunkt und Erklärungsgrund in diesem einen Zuge.

Einem alten schwedisch-finländischen Geschlecht angehörig, wuchs Tavaststjerna in echt finländischem Durchschnittswesen auf. Seine Jugendjahre verbrachte er auf umfassenden Reisen in den skandinavischen Ländern, in Rußland und Westeuropa, in dauerndem Aufenthalte in den großen Culturcentren der Völker: Kopenhagen, Paris, Petersburg. Seine Seele ist ein ganzer geologischer Schichtencomplex: zu unterst ruhen das Geschlechtserbe und die Kindheitseindrücke, all das Instinctmäßige, Unbewußte, Nationale, als das eigentlich Tragende, der massive Urfels; aber darüber haben die modernen continentalen Culturströmungen ihre mächtigen und fruchtbaren Alluvialbildungen abge-

Digitized by Google

lagert. Tavastſtjerna iſt hierin typiſch für eine ganze Gruppe zeitgenöſſiſcher ſkandinaviſcher Geiſter und gerade für die beſten Geiſter. Eine ſolche Zuſammenſetzung des Geiſtes wird das Schickſal eines jeden, der, in einem kleinen Lande geboren, die Wurzeln ſeiner Perſönlichkeit tief in ihnen ruhen hat, während ſein Bewußtſein den Horizont continental weit um ihn herum macht. Worauf es ankommt für einen ſolchen Geiſt, das iſt, ſuchen die beiden gegebenen Elemente zuſammenzuſchmelzen; er muß mit ihnen beiden rechnen und kann weder das eine noch das andere außer Acht laſſen, ohne daß er ſich ſelber verſtümmelt fühlt; aber gerade dieſe Vereinigung iſt ſehr ſchwierig zu bewerkſtelligen. Man reiſt hinaus und meint eine Zeit lang gleichſam höhere, reinere, ſtärkere Luft zu athmen; aber es dauert nicht lange, ſo hat man die Empfindung, daß ganz tief in einem ein unſichtbares, liebes Weſen lebt, das nicht befriedigt iſt, hungert und ſich ſehnt. Man kommt heim: es iſt einem zu Muthe, wie einem Menſchen, der jahrelang Gaſthofsſeſſen geſpeiſt und in gemietheten Betten gelegen, und jetzt wieder an ſeinem eigenen Tiſche ſitzt und in ſeinem eigenen Bette ſchläft; aber wenn die erſten Eindrücke verklungen ſind und das Gefühl zu ebben anfängt, wacht man auf wie aus einem ſchönen Traume an einem grauen Tage, und ſieht denſelben eintönigen, lichtloſen Himmel über demſelben kleinen Stückchen Erde, über kleinen Menſchen und kleinen Verhältniſſen und ſtagnirendem Leben ruhen. Man iſt immer und überall ein Heimatloſer, man iſt nie und nirgends ganz zu Hauſe; denn wo der Kopf Heimatsrecht hat, fühlt das Herz ſich als Fremdling, und wo die Perſönlichkeit auf Eiderdunen liegt, ſitzt der Verſtand auf dem Bettrande, diſputirt und belächelt und gibt keine rechte Ruhe zum Träumen.

Tavaſtſtjerna iſt indeſſen als Finländer in ein noch ſchwierigeres Dilemma geſtellt als ſeine Unglücksbrüder in den drei andern ſkandinaviſchen Ländern. Finland befindet ſich zur Zeit in einer ſo verzweifelten Lage, daß der patriotiſche Ausſpruch ein gewiſſes Recht hat, den individuellen Vorbehalten Schweigen zu gebieten. In zwei Fractionen geſchieden, die von dem unbarmherzigſten aller Dämonen, vom Raſſebewußtſein getrieben, einander in einem Kampfe auf Leben und Tod gegenüberſtehen, und zugleich mit dem Nacken unter dem Fuße eines Rieſen liegend, läßt die Nation durch ihre beſten Vertreter die Loſung ausgehen, ohne Einſchränkung und koſte es, was es wolle, die nationale Art zu pflegen. Die perſönlichen Differenzen haben bedeutend an ihrem Daſeinsrechte und ihrem Selbſtbehauptungsrechte verloren, und alles iſt verſchlungen durch den ungeheuern Schatten, den die Frage des Seins oder Nichtſeins eines Volkes wirft.

Tavaſtſtjerna hat dieſen Zwieſpalt nicht löſen können, aber er hat ſich wie ein Mann zu ihm geſtellt, indem er beiden Geiſtern in ſeiner Seele freie und offene Sprache gewährte, dem einen wie dem andern, dem einen in ſeinen guten Stunden und dem andern in ſeinen guten Stunden. Aber ſelbſt leidet er unter dieſem unlösbaren Zwieſpalte, wie eine ehrliche und tiefe Natur unter ihm leiden muß. Er weiß, daß ein ganzes Volk und ein unglückliches Volk zu ihm aufſieht, in deſſen Augen er die vaterländiſche Dichtung wie ehemals Runeberg und Topelius repräſentirt; aber ſein Geiſt umfaßt mehr und anderes als der Volksgeiſt im allgemeinen. Dieſer innere Streit, der bei ſeinen großen und volksbeliebten Vor-

Digitized by Google

gängern nicht vorhanden war, diese Herrschaft wechselnder Ideale in ihm, im Gegensatze zu der friedvollen und harmonischen Ganzheit der erwähnten Größen, das ist gerade das Moderne in Tavaststjerna, das Gepräge unserer Zeit in seiner Dichtung.

Und es ist gerade durch diese Nothgedrungenheit eines ehrlichen Mannes, den Gesichtspunkten auf den Leib zu rücken, bedingt, daß der Dichter des zeitgenössischen Finland sein nationales Bewußtsein, den „Erdgeist", in seiner Individualität geläutert und vertieft hat und in Stand gesetzt worden ist, das Leben in dem Finland unserer Tage, seine Natur und seine Bevölkerung zu schildern.

* * *

Es ist das Leben der höhern Klassen, das Tavaststjerna in seinen Gedichten, seinen Novellen und seinen Theaterstücken beschreibt, das Leben in Familien und Junggesellenkreisen, in den Wintervergnügungen der Stadtgesellschaft, in den Sommerferien auf dem Lande und in den Badeorten. Tavaststjerna's Hauptwerk, der zweibändige Roman „Kindheitsfreunde", ist besonders das Buch vom zeitgenössischen, schwedisch-finländischen höhern Bürgerthume, geschrieben von einem Dichter, Finländer und Weltmann.

Der Held, Benjamin Thomén, ist der Sohn einer wohlhabenden, gewichtigen Beamtenfamilie. Der Vater ist Kreisrichter auf dem Lande, wo er den Sommer auf seinem Gute zubringt, während er im Herbst in die nahe Kleinstadt zieht, wo die Kinder zur Schule gehen. Benjamin's ganze Kindheit und die ersten Jahre seiner Jugend verfließen in diesem idyllischen, weltentlegenen Winkel, das eine halbe Jahr auf dem Lande, die andere Hälfte in der Kleinstadt. Der Knabe ist keck und gefühlvoll, weich und trotzig, und entwickelt sich in der freien Natur bei allen möglichen Arten Sport zu einer an Leib und Seele gesunden, lebenslustigen, noblen Natur. Er segelt, jagt, schwimmt, verwegen bis zur Tollkühnheit in allen Knabenabenteuern; das einzige Verhältniß im Leben, in dem er zu seinem eigenen Grame ein Tölpel und ein Feigling bleibt, ist das mit seinem Vater und mit seiner Kindheitsfreundin, dem jungen Fräulein Sigrid Walborg. Er hat dasselbe Temperament wie sein Vater und setzt einmal ums andere hart gegen hart, gibt aber doch regelmäßig nach. Und schön Sigrid gegenüber ist er der linkischste Jämmerling aller verlegenen Sechzehnjährigen.

Darauf kommt er, wie alle Beamtensöhne, nach der Hauptstadt und wird Student. Ein neuer Abschnitt seines Lebens beginnt. Die Schilderung, die Tavaststjerna in diesem Theile des Buches vom Studentenleben in Helsingfors gibt, ist die beste über das schwedische und finländische Universitätsleben, die die moderne skandinavische Literatur besitzt. Der schwedische und der finländische Student ist nämlich eine durchaus eigenthümliche Erscheinung, und Benjamin Thomén ist dafür typisch.

Benjamin Thomén ist Sänger, und schwedischer oder finländischer Student sein und das hohe C nehmen können, ist mehr als genug in dem Lande Bellman's und Christina Nilsson's, um das Schicksal eines Mannes zu entscheiden. Das bedeutet zuerst und vor allem, daß man schon als Fuchs in den Kreis der erprobten bemoosten Häupter aufgenommen wird. Das bedeutet weiter, daß man so ausschließlich für den Gesang in Anspruch genommen wird, auf Uebungen, Serenaden, Concerten, Familienfesten aus ist, daß keine Zeit für Studien und Examina übrigbleibt. Das bedeutet

Digitized by Google

daß man pflichtmäßig hoch leben und nichts thun, als 20—30 Semester auf der Universität liegen und so und soviel tausend Kronen jährlich verthun muß, bis man eines schönen Tages aufwacht mit ergrauendem Haare und einem Taschenbuche, leer an Geld, aber voll von Schuldverschreibungen. Und damit kommen wir auf ein anderes, eigenthümliches Kapitel des Studentenlebens in Schweden und Finland: auf die Geschäftsseite. Diese beiden Länder haben, außer der Merkwürdigkeit, daß sie die ärmsten in der Welt sind, noch eine zweite, daß nirgendwo anders in der Welt die Jugend der gebildeten Klassen so hoch lebt wie in ihnen. Der arme Student, der zum Examen büffelt, lebt, als hätte er schon die Einkünfte eines gemachten Mannes in der Tasche. Ein sonderbares pecuniäres System hat sich ausgebildet. Es handelte sich darum, die Gelder zu schaffen, die man von Vatern nicht erwarten und selbst nicht verdienen konnte, und ohne die man sich einschränken mußte, und so wurde es Gewohnheit, eine selbstverständliche Sache und gute Tradition, daß die Banken neben ihrem eigentlichen Geschäftsbetriebe ein Conto für die studirende Jugend errichteten. Zwei, drei Studentennamen auf einem Wechsel oder einer Anleihe waren hinreichend, damit eine Bank sich für verpflichtet hielt, so und soviel tausend Kronen an den jungen Musensohn auszuzahlen; die Bürgen boten allerdings keine finanzielle Gewähr, aber die Bank hatte kein Recht, an ihrer Ehrenhaftigkeit als Menschen zu zweifeln; und er, der die Anleihe machte, war allerdings nur ein grüner Junge, aber die Bank mußte darauf Rücksicht nehmen, daß er nach zehn oder zwanzig Jahren irgendwo als Beamter mit festem Gehalte sitzen würde. Das System entwickelte sich mit allen seinen Folgerungen, gewaltige Schulden häuften sich, bis vor einigen Jahren in Schweden eine Katastrophe mit einer Mischung von Komik und Tragik eintrat und Ruine und Selbstmorde nach sich zog. (Tavaststjerna hat diese Consequenzen zum Motiv seiner Novelle „In Verpflichtungen" benutzt.) Die Mehrzahl der Beamten des Landes hat nun bis an ihren Todestag alle Hände voll damit zu thun, ihre Rentenzahlungen und Amortisationen zu besorgen; sie tragen nun alle die Folgen des Princips, zehn Jahre in Saus und Braus zu leben, um den ganzen langen Rest ihres Lebens am Hungertuche ihrer arg beschnittenen Gehälter zu nagen. Es kann viel stolzer Uebermuth in dieser Tollheit liegen, die ganz dem unbekümmerten Abenteurersinne des Schweden entspricht. Es liegt auch viel Poesie darin, und diese Poesie ist von Gunnar Vennerberg, ehemaligem Studenten, jetzigen Cultusminister, in seinen „Gluntar" erfaßt und verewigt worden, jenen Weisen, die noch jeden Abend in jeder finländischen und schwedischen Stadt gesungen werden und in denen der Geist des schwedischen Studentenlebens sich einen unvergleichlichen Ausdruck in Worten und Tönen geschaffen hat.

So, wie es hier geschildert worden, geht es nun Benjamin Thomén in Tavaststjerna's „Kindheitsfreunden": Er lebt seine glücklichen, sorglosen Studentenjahre vor vollen Segeln, singt Tag und Nacht, bummelt Tag und Nacht, macht Schulden und — verlobt sich mit seiner Kindheitsfreundin Sigfrid Walborg. Die Semester lösen einander ab, aber Benjamin geht Krebsgang in seinen Studien, während gleichzeitig sein Sängerruhm steigt. Der Plan, seine Studien aufzugeben und sich zum berufsmäßigen Sänger auszubilden, taucht in ihm auf. Von einem Mäcenaten mit

Digitized by Google

Reisegeld versehen und nachdem seine Verlobung sich unter sehr verwickelten Verhältnissen aufgelöst hat, verläßt er die Universität und die Heimat und studirt Gesang unter berühmten Meistern im Auslande, bis ihm eines schönen Tages von einem pariser Arzte bezeugt wird, daß es mit seiner Stimme vorbei ist, für immer und unrettbar. Mittellos und ohne Zukunft, aber stolz und trotzig in seinem Unglück, kehrt er nach Finland zurück. Seine Freunde verhelfen ihm zu einer provisorischen Ordnung seiner verwirrten Verhältnisse und zu einem untergeordneten Platze in der Eisenbahnverwaltung. Unter den Freunden war auch seine ehemalige Braut, die den für die nordische Frauenrechtlerin nicht mehr ungewöhnlichen Weg gegangen ist und nun einen guten Bureauplatz innehat, ohne daß er selbst von dieser demüthigenden Hülfe etwas ahnt. Die Fäden seines Schicksals schlingen sich immer mehr zu einer gewaltsamen Katastrophe ineinander, er kommt dahinter, daß seine verschmähte Jugendbraut Geld für ihn ausgezahlt hat, er bricht die neue Verbindung, die sie schon halb und halb aus den Resten ihrer alten Kinder- und Jugendliebe zu bilden begonnen hatten, und vergreift sich in der ersten Empörung an der Kasse der Eisenbahn, um nicht als Mann in einer erniedrigenden Schuld gegen ein Weib zu stehen. Darauf löst sich alles langsam auf in einen schwermüthigen, leise hinsterbenden Accord: er nimmt seine alte Mutter und seine Schwester zu sich auf die kleine Eisenbahnstation in der finnischen Einöde, zu deren Vorsteher er ernannt ist. Mit diesem Ausblicke über ein einförmiges und resignirtes Leben, weit weg von der Welt, mit einer Mutter, die bald sterben wird, schließt das Buch. Es ist an einem Winterabende, gegen Neujahr, die Gegend weiß von Schnee, der Winterhimmel funkelnd voll von Sternen. Mutter und Schwester sitzen im kleinen Zimmer des Stationsinspectors und sprechen von dem Abwesenden. Benjamin kommt vom Comptoir herein mit einem Briefe in der Hand; er legt ihn still hin, macht einen Gang durchs Zimmer und bleibt vor dem Piano stehen. Die Mutter nimmt den Brief und liest ihn wieder. Sie hat ihn vor kurzem Benjamin gegeben, der mit ihm in sein Comptoir gegangen war. Im Briefe steht, daß Sigrid Walborg in Görbersdorf gestorben ist. Benjamin ist langsam auf den Pianostuhl geglitten, hat die Klappe aufgeschlagen und thut einige Griffe, langsam, tief im Baß. Die beiden Frauen sehen überrascht auf; Benjamin hat das Klavier nicht angerührt, seit das Unglück über ihn gekommen. Immer voller und kräftiger kommen die Accorde; sie steigen immer höher, eine Melodie arbeitet sich aus der schweren Begleitung hervor, schwermüthig auch sie und hoffnungslos; ein Lied, das er ehemals vor ihr gespielt, die nun todt ist. Die Stunden gehen, aber Ben spielt, spielt sein ganzes verflossenes Leben, während Mutter und Schwester schweigend sitzen und zuhören und nicht wagen, ihn zu stören, obgleich das Abendessen schon auf dem Tische steht. Als er endlich aufsteht, geht er ans Fenster und sieht auf den Mondschein und den Reiffrost hinaus. Aber er sieht nichts. Die Töne haben so viel in ihm geschmolzen, daß es drinnen übervoll geworden ist. Er fährt sich mit dem Schnupftuch übers Gesicht, und da kann er einen flimmernden Diamanten weit weg auf einer Erle am beeisten Landsee sehen. Hinter ihr, in weiter, weiter Ferne schießt eine Sternschnuppe herab durch den frostklaren Raum und hinterläßt gleichsam einen Augenblick lang einen Rauch....

Digitized by Google

Das Schriftstellerantlitz, das man durch die Schilderungen in den „Kindheitsfreunden" erblickt, hat eine entschiedene Verwandtschaft mit dem Benjamin Thomén's. Tavastſtjerna ist in seinem ganzen Schaffen, in seiner Epik nicht weniger als in seiner Lyrik* so innerlich gegenwärtig, daß sich das Objective von dem Subjectiven nicht wohl loslösen läßt. Er ist eine jener guten, beeindruckbaren, aber abgerundeten Persönlichkeiten, die ihr Herzblut jedes Stück Wirklichkeit durchfluten lassen, mit dem sie in Berührung kommen. Ein großer Theil der Wirkung, die er auf seine Leser ausübt und die ihn rasch zu einem der gelesensten und beliebtesten skandinavischen Dichter gemacht hat, beruht darauf, daß er natürlich, warm und geradehin erzählt, selbst gegenwärtig, ohne sein Gesicht dem unsern zu nahe zu bringen. Bei der Lektüre eines Buches von Tavastſtjerna ist es einem zu Muthe, als säße man mit einem Manne in der Dämmerungsstunde vor dem Kaminfeuer zusammen, und dieser Mann erzählte, taktvoll, ohne Zimperlichkeit, mit vollem Herzen, aber ohne große Geberden und Worte. Und dieser Mann hat, wie gesagt, viele Züge gemeinsam mit Benjamin Thomén; die Erzählung von ihm hat auch die ganze Innerlichkeit einer Ich-Geschichte. Was man zuerst und vor allem als den Haupteindruck, als das A und O dieser Persönlichkeit und dieses Mannes empfindet, das ist, daß er viele Hülfsquellen besitzt, ohne die Möglichkeit, sie zu gebrauchen, daß er zur Beschäftigung mit Kleinkram gezwungen ist, während die Muskeln seiner Arme schwellen im Drange es mit etwas Großem aufzunehmen, daß er, nachdem er sein ganzes Leben tief und frei geathmet hat, sich plötzlich in einer engen Hütte mit schlechter Luft eingesperrt findet. Es fängt bei ihm immer an wie ein Waldhornton, wie ein Frühjahrslied aus den Wäldern, wie ein Studentengesang am 1. Mai; und es endet regelmäßig mit einer Melodie, so schwer, so herzergreifend traurig, wie blos das echte finnische Volkslied ist. Alles in allem: ein Leben mit allen guten menschlichen Gefühlen unverkürzt, und doch ein Leben, bei dem nicht viel anderes herauskommt als der flimmernde Streifen, den eine Sternschnuppe hinterläßt in einer Winternacht an Finlands Himmel.

Wie dieser Eindruck ist auch der Mensch Tavastſtjerna: klein, aber stark gebaut, ein energisches Gesicht von altem Rassetypus, mit blondem Spitzbarte, ein Lachen wie Sonne und zwei Augen, voll von dunkler, undurchdringlicher, bodenloser Träumerei. „Der melancholischste Dichter in dem melancholischsten Lande der Erde", sagte jemand von Tavastſtjerna, und so weit mit Recht, als diese Schwermuth der finländische „Erdgeist" selber ist, der sich in Tavastſtjerna offenbart.

* Karl A. Tavastſtjerna's sämmtliche Werke sind: „Mit der Morgenbrise"; „Neue Verse", Gedichte; „Kindheitsfreunde", „Ein Eingeborener", Romane; „In Verpflichtungen", „Marine und Genre", Novellensammlungen; „Schulden", Schauspiel; „Gedichte in Erwartung".

Digitized by Google

Die sittlichen Vorstellungen bei den Naturvölkern.

Von Th. Achelis.

Vergleicht man die Anschauung des vorigen Jahrhunderts über den sogenannten Naturzustand mit derjenigen, welche heute in weiten Kreisen die herrschende ist, so zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz. Während damals infolge einer gewissen Culturübersättigung die Wilden als die Vertreter einer von letzterer noch unbefleckten Reinheit und paradiesischen Unschuld erschienen, während man tendenziös bemüht war, diese anscheinend unüberbrückbare Kluft zwischen der angeblichen Harmonie eines dolce far niente und der zerfahrenen, überhasteten und in sich kranken Gegenwart in verschrobener Sentimentalität weiter auszumalen, während selbst sonst so nüchterne Köpfe, wie Chamisso, einen zärtlichen Freundschaftsbund mit Kindern dieser unentweihten Welt schlossen, ist jetzt, wie das allerdings in der Geschichte der Wissenschaft wol zu geschehen pflegt, die entgegengesetzte Richtung maßgebend geworden. Der herrschende, unter dem unbezwinglichen Einflusse der Naturwissenschaften stehende Geschmack liebt es heutigentags, vom Menschen gern als der mühsam social gezähmten Bestie zu reden und alle die Nachtseiten des menschlichen Naturells recht grell in den Entwickelungsstufen der niedern Gesittung hervorzukehren, bei welchem Bestreben ihr eine weitverbreitete ästhetische Strömung zu Hülfe kommt. Daß beides gleich einseitig ist, dem wahren Thatbestande nicht entsprechend, bedarf keiner besondern Beweisführung; kennzeichnen sich doch beide Gegensätze als wissenschaftlich unzureichend durch die verhängnißvolle Beeinflussung des ganzen Standpunktes durch persönliche Gefühls- und Geschmacksrücksichten, die nun einmal in die strenge Wissenschaft nicht hineingehören. Schon ein Cook wurde nur allzu handgreiflich über seine wohlmeinenden Selbsttäuschungen aufgeklärt, und mit dem Untergange der Periode der Sentimentalität war es auch für die Völkerkunde mit jener gleisnerischen Verfälschung der Wirklichkeit vorbei. Andererseits kann auch die entgegengesetzte pessimistische Meinung (die unter den gegenwärtigen Forschern besonders noch Lubbock vertritt (vgl. „Entstehung der Civilisation", S. 340 fg.), auf keine objective Würdigung mehr Anspruch machen, da sie sich sowol auf mangelhafte Beobachtungen und Berichte der Reisenden stützt, wie auf den willkürlich begrenzten Begriff von Sittlichkeit überhaupt; trägt man in diesen Merkmale hinein, die eben lediglich unserer zeitgenössischen Bildung und Gesittung entsprechen, so wird man freilich allzu leicht zu dem negativen Urtheil kommen, daß von irgendeiner Sittlichkeit bei den Naturvölkern nicht die Rede sein könne.

Wenn wir nun den Versuch machen, die sittlichen Anschauungen auf den niedern Stufen des gesellschaftlichen Lebens zu erörtern, so verzichten wir selbstredend von vornherein auf irgendwelche Vollständigkeit; vielmehr sind wir genöthigt, vielfach das Material als bekannt vorauszusetzen. Dagegen wird es unsere Aufgabe sein, sowol den Stoff in gewissen großen Grundzügen zu gliedern, als auch einzelne ethische Streitfragen, die sich in unmittelbarem Anschlusse daran von selbst dem Betrachter aufdrängen, zu besprechen und womöglich zu lösen.

Digitized by Google

Leider ist auch bei uns ein verhängnißvolles Vorurtheil noch nicht völlig überwunden, das nicht wenig dazu beigetragen hat, den einzig maßgebenden Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung zu verfehlen; immer ist nämlich noch der alte Rousseau'sche Irrthum verbreitet, daß wir es mit dem Menschen als vereinzeltem Wesen zu thun hätten, der erst später, infolge reiflicher Ueberlegung, sich zu einem geselligen Leben entschlossen habe. Es kann nicht häufig und nachdrücklich genug betont werden, daß die strenge Wissenschaft, so weit zurück in eine nebelumfangene Vergangenheit sie auch ihren spähenden Blick richten mag, von einer solchen Einbildung nichts weiß, einer speculativen Erfindung, welche dann für die Entstehung des Rechts, der Sitte, des Staats, des Eigenthums u. s. w. die bedenklichsten Folgerungen hervorrufen sollte. Der Urmensch, obgleich nicht mehr in dem idyllischen Lichte der französischen Aufklärung, ist immer noch eine sehr beliebte, man kann nicht anders sagen, als mythologische Figur in der anthropologischen prähistorischen Schilderung, der in anfänglicher Verthiertheit sein unglückliches Dasein in strenger Vereinzelung führte, bis er sich plötzlich eines bessern besann und sich mit andern Gesinnungsgenossen zusammenschloß. Wie Wundt mit Recht bemerkt, schwebt diese ganze Theorie in der Luft: „Alle jene Fictionen müssen vor der einfachen Thatsache verschwinden, daß der isolirte individuelle Mensch, den sie voraussetzen, in keiner Erfahrung existirt und zweifellos nie in einer solchen existirt hat. Wir kennen den Menschen nur als sociales Wesen, gleichzeitig beherrscht von einem Einzelwillen und einem Gesammtwillen, und nichts spricht dafür, daß dieses erst aus jenem entstanden sei. Vielmehr ist die relative Verselbständigung des Einzelwillens immer nur ein Resultat späterer Entwickelung. Wie das Kind seines individuellen Willens allmählich erst inne wird und langsam nur aus einer Umgebung heraus, von der es sich selbst kaum unterscheidet, zur individuellen Persönlichkeit sich entwickelt, so ist auch im Naturzustande das gemeinsame Empfinden, Wollen und Denken das vorherrschende." („Ethik", S. 389.) Wie sehr dieser sociale Gesichtspunkt ausschlaggebend ist für die richtige Auffassung der sonst unerklärlichen Widersprüche des sittlichen Lebens niederer Rassen mit unserer Weltanschauung, werden wir später noch öfter zu bemerken Gelegenheit haben; dagegen können wir uns der Verpflichtung nicht entziehen, diese Thatsache, wenn auch nur in aller Kürze, zu begründen.

Recht und Sitte sind überall auf Erden die Grundlage für jede Ethik, weil diese nur auf dem Boden eines geselligen Zusammenlebens sich entwickeln kann. Während ein in unglücklicher Vereinzelung aufgewachsener Mensch völlig logisch zu denken im Stande wäre, würden einem solchen Verstoßenen alle sittlichen und rechtlichen Vorstellungen schlechterdings fehlen, weil sie eben nur Sinn und Bedeutung für sociale Wechselbeziehungen besitzen. Deshalb fallen beide Gebiete auch für die ersten Entwickelungsstufen völlig zusammen, und erst viel später tritt die so verhängnißvolle Spaltung ein, welche für unsere Anschauung die mannichfaltigen Widersprüche erzeugt, die eben mit einer hochgesteigerten Cultur unzertrennlich verknüpft erscheinen. Daher auch das durch den ganzen Charakter der jeweiligen Association bedingte Sittengesetz, das, von einem höhern Standpunkte aus gesehen, moralisch sehr werthlos, ja vielleicht geradezu verwerflich sein kann und doch den relativen Anforderungen seiner Zeit vollauf Ge-

Digitized by Google

nüge thut. Die etwaige Ueberlegung aber, daß doch erst die socialen Vereinigungen aus dem Zusammenschlusse einzelner Individuen mit Nothwendigkeit zu erklären seien, führt uns anstatt weiter, nur noch mehr in den Urwald des Räthsels hinein; denn eben diese in Rede stehende Gemeinschaft ist nach allen Anzeichen nicht erst eine nachträglich geschaffene, sondern schon von allem Anfange an bestehende. Auch daran darf man sich nicht stoßen, daß anscheinend die unverträglichsten sittlichen Gebote und Verbote sich auf ein und derselben Stufe finden; dieser Widerspruch erklärt sich leicht durch die naheliegende Ueberlegung, daß alles das, was einem Feinde gegenüber erlaubt und sogar rühmlich ist, einem Stammesgenossen gegenüber als schweres Unrecht, als Störung des allgemeinen Friedens geahndet werden würde. Dieser Dualismus* ist so handgreiflich, daß ja auch noch die classischen Sprachen dieselbe Unterscheidung festhalten; man denke nur an die Geschichte des Wortes hostis!

Bedingen sich nun, wie wir uns überzeugten, ursprünglich Recht und Sitte wechselseitig, ja kann man sogar jenes nur als eine besondere Abzweigung dieser auffassen, so muß auch in dem Aufban und in der Anlage der betreffenden Organisation eines Naturvolkes, um welches es sich gerade handelt, die ganze sittliche Anschauung mittelbar zu erkennen sein, sodaß wir im Stande sind, aus diesen concreten Niederschlägen auf das sittliche und rechtliche Bewußtsein zurückzuschließen, das sich in ihnen offenbart. Dazu kommt noch als begünstigender Umstand, daß sich diese Anfänge des Staats- und Rechtslebens, eben zufolge der gleichartigen menschlichen Natur, überraschend gleichen, und zwar bei den stammfremdesten Völkerschaften, die außerdem durch Jahrzehnte und Jahrhunderte voneinander geschieden sind, sodaß an irgendeine Entlehnung der betreffenden Gebräuche gar nicht zu denken ist. So ist es möglich, die etwaigen Lücken des Stoffes auszufüllen, die Nachrichten, welche über irgendeinen Stamm spärlicher fließen, von einem andern zu ergänzen und dadurch zu einer ziemlich zusammenhängenden Anschauung über die Anfänge unserer sittlichen Entwickelung zu gelangen. Wollen wir uns also davon ein einigermaßen zutreffendes Bild machen, so müssen wir uns die Grundzüge der Organisation vergegenwärtigen, wie sie den ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaften zukommt. Diese Keimgebilde aller fernern geselligen Verbände sind getragen durch die natürliche Grundlage einer gemeinschaftlichen Blutsabstammung, dargestellt durch die Stammesmutter; deshalb die Thatsache, daß je inniger der Zusammenschluß sich gestaltet und durch die eigenthümliche communistische Anschauung und Behandlung des Lebens noch mehr gesteigert wird, der Abschluß nach außen um so schroffer ist. Post, ein umsichtiger und bahnbrechender Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft, schildert dieselben folgendermaßen: „In den primitivsten, auf Blutsverwandtschaft gestützten, ethnisch-morphologischen Verbänden gibt es überall kein individuelles Recht und keine individuelle Pflicht. Man findet hier weder ein individuelles Verbrechen, noch eine individuelle Schuld, weder ein individuelles Eigenthum, noch eine individuelle Ehe oder Vaterschaft. Vielmehr ist der Ver-

* Vgl. übrigens zur Erörterung der ganzen Frage: Kulischer, „Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 17. Bd., S. 205 fg., und Tylor, „Studium der Anthropologie", S. 497 fg.

Digitized by Google

band selbst, das Geschlecht oder der Stamm als Ganzes hier alleiniges Rechtssubject; er allein hat Rechte und Pflichten, und zwar nach Analogie der heutigen völkerrechtlichen Rechte und Pflichten. Alles, was gegen einen einzelnen Blutsfreund gerichtet ist, gilt als gegen die ganze Blutsfreundschaft gerichtet. Alles, was ein Blutsfreund gegen den Genossen eines andern Stammes thut, gilt als von der ganzen Blutsfreundschaft des Thäters gethan. Alles Eigenthum ist lediglich Stammeseigenthum, alle Schuld Stammesschuld. Die Weiber und Kinder gelten ebenfalls als Gemeingut des Stammes. Die Geschichte der Entwickelung der heutigen individuellen Persönlichkeit aus dem Communismus der primitiven Blutsfreundschaften ist die Geschichte der natürlichen Person. Sie scheidet sich erst ganz allmählich infolge der Entwickelungsgeschichte der ethnisch-morphologischen Bildungen aus den auf Blutsverwandtschaft gestützten organischen Verbänden ab, und erst in hochentwickelten staatlichen Bildungen kommt sie zu vollem Ausdruck." („Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft", Oldenburg 1880, I, 74.)

Schon diese ganz allgemeine Charakteristik, die sich noch von jeder ins einzelne gehenden Erörterung fernhält, reizt durch den schroffen Gegensatz mit den für uns maßgebenden Anschauungen zu einer kurzen Prüfung an. Wenn wir auch die Frage eines geschlechtlich völlig ungebundenen Verkehrs für jene vorgeschichtlichen Verhältnisse auf sich beruhen lassen, so ist es doch nicht zu verkennen, daß von der strengen Ordnung der Ehe, wie wir sie heutzutage als selbstverständlich voraussetzen, damals noch nicht die Rede war. Wenn aber die Monogamie in unserm Sinne noch nicht existirte, so konnten auch nicht die sittlichen Gefühle vorhanden sein, welche jene Grundlage voraussetzen; vor allem gilt das von dem Verhältnisse der Kinder zu ihren Aeltern. Will man eine trotz aller geschichtlichen und ethnographischen Unterschiede überall gleichmäßig sich äußernde, also allgemein menschliche Empfindung als ursprünglichste, von der Natur selbst geschaffene Quelle aller weitern moralischen Anschauungen annehmen, so würde diese in der freilich unmittelbaren Beziehung der Mutter zum Kinde liegen; und doch sind trotz dieser so selbstverständlichen Sympathie jene häufigen Berichte unserer Reisenden nicht zu übersehen, die von einer grauenvollen Beseitigung des jungen Lebens erzählen. Es gehört dies zu den häufig wiederkehrenden schroffen Gegensätzen in der Denk- und Gemüthsart der Wilden: auf der einen Seite eine gewisse Gutartigkeit der Gesinnung, ja mitunter eine seltsame Weichheit des Gefühls, auf der andern eine geradezu teuflische Barbarei und Ruchlosigkeit. Aber lassen wir diese Nachtseiten der menschlichen Entwickelung als empörende Ausnahmen gelten und denken wir lieber an die Schilderung eines Nachtigal, der vom unbändigen Aulad Soliman (ein Araberstamm an den Grenzen von Tunis) sagt: „Es war nicht uninteressant, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen." („Sahara und Sudan", II, 93.) Jedenfalls muß bei dem Mangel eines geschlossenen Familienlebens jene Beziehung von Mutter zu Kind viel lockerer sein als später. Aber wie steht es mit dem männlichen Oberhaupte jener Gruppe, mit dem Vater? Ueberall, wo Mutterrecht herrscht, d. h. wo die Verwandtschaft ausschließlich nach dem

Digitized by Google

Geschlechte der Mutter bestimmt wird, kann selbstredend von einem Verhältnisse des Vaters zu seinen Kindern nicht die Rede sein, schon aus dem einfachen Grunde, weil ein Vater in unserm Sinne damals noch völlig unbekannt war. Namentlich seitdem durch die bahnbrechenden Forschungen niederländischer Gelehrten, wie Wilken, Riedel u. a. die für dies System so bezeichnenden Familienverhältnisse der Malaien, und insbesondere der auf Sumatra die Padangschen Oberlande bewohnenden, jedem Zweifel entrückt sind, läßt sich diese von der herkömmlichen patriarchalischen Rechtsordnung ganz und gar abweichende Mutterfamilie klar übersehen. Ohne uns hier in Einzelheiten einzulassen, sei wenigstens so viel bemerkt, daß dort der eigentliche Vater seinen wirklichen Kindern völlig fremd bleibt, indem diese dem Geschlechte der Mutter folgen und der Obhut ihres mütterlichen Oheims unterstehen. Ebenso tritt der Vater nicht aus seiner ebenfalls durch das System der Mutterverwandtschaft bestimmten Familie heraus, und wenn er gelegentlich in die Lebensgemeinschaft des Geschlechts seiner Frau übertritt, so verbleibt er hier in einer niedern, fast sklavenartigen Stellung. Daß hier jedes sittliche wie rechtliche Verhältniß fehlt, ergibt sich von selbst, wie Post das weiter so ausführt: „Bei diesem Verwandtschaftssystem fehlt es an einem Pietätsverhältnisse zwischen Vater und Kind, wie wir es heutzutage kennen, ganz. Die Kinder fühlen sich lediglich als Glieder der Mutterfamilie. Es verknüpft sie ein inniges Band mit den Brüdern und Schwestern ihrer Mutter, mit denen sie eben in einer Geschlechtsgenossenschaft stehen. Der Vater seinerseits ist nicht mit seinen Kindern durch ein engeres Band verbunden, sondern er fühlt sich als Glied der Familie seiner Mutter, und so kommt es denn, daß bei dieser Organisation das Band zwischen Bruder und Schwester ein viel mächtigeres ist als das zwischen Mann und Frau und Vater und Kind." („Grundlagen des Rechts", Oldenburg 1884, S. 96.)

Greifen wir nochmals auf die geschilderte Geschlechtsgenossenschaft zurück, um andere, tiefgreifende Unterschiede der sittlichen Beurtheilung daran zu erläutern. Auch wenn man nicht einen vollen Communismus der Frauen annimmt, so kann doch, wie schon bemerkt, inmitten eines derartigen wüsten Chaos von einer Monogamie, von einem individuellen Verhältnisse zwischen Mann und Frau nicht wohl die Rede sein; daraus ergeben sich auch wiederum verhängnißvolle Folgerungen. Ich unterlasse es absichtlich, die mangelnde sittliche Reife des Bewußtseins zu betrachten, welche sich in der meist völligen Ungebundenheit des geschlechtlichen Verkehrs vor der Ehe ausspricht, ja die noch für die Zeiten der patriarchalischen Organisation insofern gilt, als mit Einwilligung des Ehegatten die Frau sich den Freunden des Mannes und hochgeschätzten Gästen zur Verfügung stellt, oder gar mich in die heikle Streitfrage des für unser Empfinden geradezu unerträglichen jus primae noctis zu vertiefen. Aber so viel leuchtet aus dem freilich vielfach noch ungeordneten, aber in seinen Grundzügen nicht mehr anfechtbaren anthropologischen Material doch hervor, daß die Keuschheit und mit ihr das Schamgefühl erst Ergebnisse einer spätern Entwickelung sind. Um bei dem letztern zu beginnen, so dürfte aus der Völkerkunde so viel bekannt sein, daß nicht nur die Art, wie dasselbe sich zu äußern pflegt, bei den verschiedenen Stämmen unvergleichbar voneinander abweicht, sondern daß wir es manchmal überhaupt gar

Digitized by Google

nicht wahrzunehmen vermögen, und das gilt, was man an und für sich gar nicht erwarten sollte, ebenso gut vom weiblichen wie vom männlichen Geschlecht. Es scheint, beiläufig bemerkt, daß der ursprüngliche Beweggrund in diesen Vorstellungen nicht so sehr ein sittlicher wie ein künstlerischer gewesen sei, und der erste Anfang hierfür somit in der Hautmalerei, im Tätowiren gesucht werden müsse. Die Keuschheit vollends, d. h. die sittliche Reinheit in Wort und That auch ohne Rücksicht auf einen etwaigen Zwang, kann nur eine dem wirklichen Thatbestande sich absichtlich verschließende Ansicht als ein Erbgut unsers Geschlechts und als eine Eigenthümlichkeit vorgeschichtlicher Zustände betrachten. Indem der bekannte populäre Ethnograph F. von Hellwald von dem zügellosen Leben der australischen Ureinwohner spricht und darin einen Rest einstiger Schrankenlosigkeit erblickt, fährt er so fort: „Wäre jemals in der Urzeit Keuschheit als eine Tugend angesehen worden (was es, nebenbei bemerkt, bei vielen niedern Völkerschaften für die Zeit vor der Ehe bis auf den heutigen Tag so wenig ist, daß gerade umgekehrt der Werth eines Mädchens nach der Zahl ihrer Geliebten berechnet wird) und allgemein herrschend gewesen, so ließe sich schlechterdings nicht erklären, wie dieselbe für den einen, sehr starken Bruchtheil der Gesellschaft ihren Werth verloren, für den andern, schwächern, behalten haben sollte.... Wenn das Beispiel aller Völker ausnahmslos lehrt, daß der Mensch, wie natürlich, seinen ursprünglichen Instincten desto freier folgt, je gesittungsärmer er ist, und umgekehrt die mit der zunehmenden Cultur schritthaltende Lebensfürsorge jüngere, gesellschaftliche Instincte zeitigt, welche erstere zu zügeln bestimmt sind, so ist es doch wahrlich aller Logik bar, einen umgekehrten Verlauf der Dinge vorauszusetzen. Bis auf weiteres, d. h. solange nicht die Wahrscheinlichkeit urzeitlicher Vollkommenheit des Menschen mit streng logischen Gründen gestützt wird, halte ich die Annahme für berechtigt, daß die Keuschheit eine allmähliche Culturerrungenschaft ist, an welcher die Wilden keinen oder nur einen sehr schwachen Antheil haben. Dort, wo dieselbe, wie in Australien, nur auf einen Theil der Gesellschaft beschränkt ist, verdient sie überhaupt noch kaum diesen Namen. Man verwechselt nämlich Treue mit Keuschheit. Keuschheit (castitas) ist eine in der Culturwelt durch lange andauernde Vererbung gehäufter Selbstbeherrschung gewonnene Eigenschaft, die infolge dessen gewissermaßen sich reflexiv äußert; Treue kann erzwungen werden, also auch ohne Keuschheit vorhanden sein." („Die menschliche Familie", Leipzig 1889, S. 136.)

Noch eine andere Seite der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft bedarf der Erörterung, ehe wir in unserer allgemeinen Kennzeichnung des sittlichen Bewußtseins der Naturvölker fortfahren, das ist die in gewissen Ueberlebseln noch vorhandene Blutrache. Begeht in jener blutsverwandten Friedensgenossenschaft jemand gegen einen Stammesgenossen einen Todtschlag, so verliert er durch diese frivole Schädigung des allgemeinen Besitzstandes selbstverständlich auch jeden Anspruch auf Schutz, er wird friedlos und vogelfrei, jeder darf ihn straflos erschlagen. Der gewöhnliche Hergang wird eben der sein, daß der Mörder im ersten Racheaffect getödtet wird und sich so die Störung wieder ausgleicht. Richtet sich jener Angriff aber gegen einen Fremden, so wird dies mittelbar durch die dadurch bedingte Blutrache, den eigentlichen Geschlechterkrieg, die feindliche Vernichtung der beiden be-

Digitized by Google

troffenen Stämme nach sich ziehen. Da ja alle Stammesgenossen solidarisch füreinander haften, so kann eben nicht von einer persönlichen Verschuldung die Rede sein; es wird durch jenen Rechtsbruch nicht der Einzelne verletzt, sondern die Gesammtheit. Deshalb trifft die Rache auch gleichmäßig alle Stammesgenossen, und es ist ganz gleichgültig, ob gerade der eigentliche Mörder für seine That büßt oder nicht. Post schildert diesen Hergang so: „Individuelle Verschuldung, Zurechnungsfähigkeit, Absicht, Fahrlässigkeit, kurz alle mit dem individuellen Willen zusammenhängende Begriffe sind der Urzeit durchaus fremd. Sie kennt nur Störungen des socialen Gleichgewichts zwischen zwei Geschlechtern und Ausgleiche solcher Störungen. Gerathen zwei Geschlechter dadurch, daß ein Genosse des einen gegen einen Genossen des andern einen Rechtsbruch begeht, in eine Blutfehde, so wird dabei nach individueller Verschuldung so wenig gefragt, wie heutzutage im Kriege zwischen zwei Staaten. So wenig heutzutage ein einzelner Mensch von den Folgen eines Krieges verschont bleibt, weil er persönlich den Krieg nicht mit verschuldet hat, und so wenig ein Krieg sich nur gegen diejenigen richtet, welche ihn verursacht haben, so wenig kann sich ein Geschlechtsgenosse den Bluträchern gegenüber auf seine persönliche Unschuld berufen, und so wenig richtet sich die Blutrache nur gegen denjenigen, der die Blutthat begangen hat. Der Geschlechtsgenosse ist nicht blos verantwortlich für den Rechtsbruch, den er selbst begeht, sondern auch für jeden Rechtsbruch, den irgendeiner seiner Geschlechtsgenossen begeht, und zwar gleichviel, ob dieser Rechtsbruch ein verschuldeter oder ein unverschuldeter war, und jeder Geschlechtsgenosse macht für einen Rechtsbruch, der gegen ihn oder gegen einen seiner Geschlechtsgenossen begangen wird, nicht blos den Thäter verantwortlich, sondern jeden Geschlechtsgenossen desselben, ohne Rücksicht darauf, ob den Thäter oder irgendeinen seiner Geschlechtsgenossen dabei ein Verschulden traf oder nicht. Die Urzeit kennt daher weder einen individuellen Verbrecher noch eine individuelle Rache oder Strafe.“ („Grundlagen“, S. 58.)

Woher aber diese sociale Natur des Rechts und der Sitte, so wird mancher ungeduldig fragen? Oder ist sie nicht eine leere Behauptung, ähnlich wie die entgegengesetzte des speculativen Idealismus, der alle Erscheinungen aus der unerschöpflichen Fülle des Bewußtseins ableitet? Wir sind deshalb zu einer kurzen Begründung unserer frühern Voraussetzung genöthigt, obwol wir uns möglichst knapp fassen werden. Es versteht sich zunächst von selbst, daß die Thätigkeit des Individuums durchaus nicht verneint werden soll; vielmehr muß diese für die ganze Entwickelung die unentbehrliche Grundlage liefern, ohne die von einer Gestaltung von Recht und Sitte nicht die Rede sein konnte. Aber trotz alledem sind, wie ein flüchtiges Nachdenken lehrt, beide durch das gesellige Zusammenleben der Menschen bedingt, schon allein deshalb, weil sich alle Gebote und Verbote, alle rechtlichen und sittlichen Bestimmungen und Vorschriften nur in den wechselseitigen Beziehungen der Individuen verwirklichen können. Das gilt von den dürftigsten, rohesten, durch die brutale Gewalt zusammengehaltenen Verbänden der niedrigststehenden Völkerschaften sowol wie vom höchstentwickelten staatlichen Gebilde. Daß daher für diese ganze Betrachtung lediglich der social-psychologische Gesichtspunkt maßgebend ist, hat Post richtig erkannt: „Nur soweit das Rechtsbewußtsein Bewußtsein ist, stoßen wir auf

Digitized by Google

eine biologische Grundlage, soweit es aber Rechtsbewußtsein ist, finden wir nur eine sociologische. Das menschliche Bewußtsein hat in den Centralorganen eine körperliche Basis, aber man wird vergeblich im menschlichen Körper nach irgendeinem Organe suchen, welches der Sitz des sittlichen oder des Rechtsbewußtseins sein könnte. Ein isolirt aufwachsender Mensch würde denken, weil er ein Gehirn besitzt und er dieses im Kampfe mit der Natur ohne weiteres anwenden würde. Von einem sittlichen Bewußtsein oder einem Rechtsbewußtsein würde man bei einem isolirt aufgewachsenen Menschen gar nichts spüren. Beide sind lediglich ein Product des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sie entstehen erst durch die Anpassung an die geselligen Verhältnisse, in denen der Mensch lebt. Erst durch diese füllt sich das menschliche Bewußtsein unter unzähligen andern Anschauungen auch mit sittlichen Anschauungen und Rechtsanschauungen.... Der schärfste Beweis aber dafür, daß das individuelle Rechtsbewußtsein kein biologisches, sondern ein sociologisches Product ist, liegt darin, daß es, abgesehen von den Variationen, die es dadurch erleidet, daß es überhaupt Bewußtsein ist (also durch Alter, Geisteskrankheit u. s. w.), in seinem Inhalt durchaus bestimmt wird durch die Natur des socialen Verbandes, in welchem das Individuum lebt oder doch, in welchem es groß geworden ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Rechtsbewußtsein des auf gleicher intellectueller Bildungsstufe stehenden Franzosen, Deutschen, Russen, Chinesen identisch sein. Dies ist aber keineswegs der Fall. Es deckt sich nur so weit, als die sociale Organisation sich deckt." („Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz", Oldenburg 1886, S. 18.) Deshalb darf der gewissenhafte Forscher auch nicht von einem persönlichen Standpunkte oder der für sein Zeitalter gerade maßgebenden Weltanschauung ausgehen, wenn er nicht ganz und gar subjectiv verfahren will, sondern von den verschiedenartigen Erscheinungsformen des rechtlichen und sittlichen Bewußtseins der Menschheit, wie sie die vergleichende Völkerkunde auf dem Erdballe auffindet, und erst durch diesen Umweg kann er die Entstehung und damit auch die richtige Werthschätzung seiner eigenen sittlichen Urtheile feststellen. Auch in dieser Beziehung ist eben die Ethnologie von unendlichem psychologischen Werthe, weil sie uns erst das Verständniß unserer eigenen sittlichen Entwickelung erschließt.

Kann somit über den socialen Ursprung von Recht und Sitte kein Zweifel mehr aufkommen, so wird sich diese Abhängigkeit auch in der wechselnden Färbung verfolgen lassen, welche die sittlichen Vorstellungen je nach dem Charakter des gesellschaftlichen Verbandes angenommen haben; daher die tiefgreifenden Unterschiede der einzelnen ethischen Ideale und Lebensanschauungen überhaupt, die sich gelegentlich zu völlig unvereinbaren Gegensätzen steigern. Freilich behauptete schon die antike Sophistik diese Relativität unserer sittlichen Gefühle, aber es fehlte ihr doch selbstredend an dem nöthigen Material zum Beweise; diesen vermochte erst die neuere Völkerkunde zu erbringen. Eine anschauliche Blütenlese dieser verschiedenartigen höchsten Werthmesser unsers Handelns entnehmen wir Post: „In der That muß je nach der Art der ethnisch-morphologischen Bildung, in welcher das Recht entsteht, und je nach den Existenzbedingungen, unter welchen sie sich entwickelt, zu allen Zeiten und bei allen Völkerschaften ein verschiedenes Recht sein und auch als Recht empfunden werden. Man verbiete dem Tscherkessen oder dem Mon-

Digitized by Google

tenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Act schreiendsten Unrechts empfinden; man muthe einem civilisirten Bewohner zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, der seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Herrn verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Tochter, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselman, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder Lebendiggesottenen Recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Thaten als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich auch nicht eher verheirathen. Bei jedem Culturvolke ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Recept unregelmäßig schreibt, Prügel. Unserm Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuche Manu's soll dem Çudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Oel in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Aegypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, welcher, auch nur aus Versehen, einen Ibis getödtet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten. So sehen wir die Rechtsanschauungen überall wechseln, und vielfach gilt auf einer bestimmten Stufe dasjenige für ein schweres Unrecht, was auf einer andern vollkommen als Recht empfunden wurde. Es versteht sich daher auch von selbst, daß dasjenige, was wir heute als Recht empfinden, von unsern Nachkommen nicht mehr als Recht wird empfunden werden." („Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis", Oldenburg 1880, I, 60.) Erst durch diese psychologische Vergleichung erklären sich die sonst so schreienden Widersprüche des angeblich mit fehlloser Sicherheit richtig urtheilenden Gewissens, und erst im Rückblicke hierauf kann man sich diejenige Duldsamkeit und Freiheit des Geistes verschaffen, welche dem fanatischen Durchschnittsmenschen, der nur seinen eigenen beschränkten Standpunkt kennt und billigt, ja leider abgeht. Trotz dieser inhaltlichen Abweichungen und Gegensätze wäre es aber falsch anzunehmen, daß allein diese ganze Entwickelung durch die Beschaffenheit des betreffenden socialen Verbandes beherrscht würde; vielmehr setzt sie auf der andern Seite, selbst bei den niedrigsten Stämmen, ein nicht unmittelbar aus der äußern Erfahrung abzuleitendes, ursprüngliches Gefühl voraus, je nach Lage der Umstände, Recht von Unrecht, Sittlichkeit von Unsittlichkeit unterscheiden und danach das Handeln bestimmen zu können. Jeder Befehl, jede Autorität überhaupt, sei es in dem kleinen Kreise der Familie, sei es in der patriarchalischen oder geschlechtsgenossenschaftlichen Organisation, setzt diese apriorische Empfindung einer Verpflichtung, eines Sollens voraus, ganz abgesehen von dem eigentlichen

Digitized by Google

Inhalte dieses Gebotes. Diese freilich nur formale, aber doch ungemein bedeutsame Bethätigung unsers Bewußtseins als ein bloßes Ergebniß der äußern Erfahrung zu betrachten, wie man wol in einseitig naturwissenschaftlichen Kreisen gethan, wäre ein sehr unbesonnenes Verfahren.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die äußere Entwickelung der socialen Organisationsformen, soweit sich in derselben wichtige sittliche Vorstellungen ausprägen. Die ursprüngliche vorgeschichtliche Geschlechtsgenossenschaft entbehrt aller festen Unterschiede des Standes und Berufes; in diesem, für uns schwer verständlichen Chaos ist jeder Blutsfreund dem andern schlechthin gleich, und nur durch körperliches Uebergewicht wie durch irgendwelche kriegerische Leistungen vermag der Einzelne eine, wenn auch nur vorübergehende Machtstellung zu erlangen. Das ändert sich, sobald durch das Beziehen fester Wohnsitze die maßgebende Bedeutung des ursprünglichen Blutbandes gelockert wird und die patriarchalische Organisation platzgreift. Hervorragende Persönlichkeiten, die zunächst nur für die Dauer des Krieges zu Anführern ihrer Horde erwählt sind, behalten ihre Autorität auch für die Friedenszeit, und machen dieselbe durch Schlichtung von Streitigkeiten nach allen Seiten geltend. Daraus erwächst dann im Laufe der Zeit das bekannte erbliche Häuptlingsthum mit mehr oder minder ausgedehnten Befugnissen, bis zur völlig uneingeschränkten Verfügung über Leben und Tod aller Stammesangehörigen, sowie über das Besitzthum derselben; andererseits umgibt den Gebieter der religiöse Zauber, der ihm in den Augen der unwissenden Menge eine ganz besondere, häufig göttliche Ehrenbezeigung genießen läßt. Post schildert dies Verhältniß so: „Der griechisch-römische Hausvater bietet ein Beispiel einer solchen sehr kräftig entwickelten mundschaftlichen Gewalt. Er schützt und unterhält die Seinigen und diese haben ihm zu gehorchen. Er ist Priester seines Hauses, Erbe des Herdes, Fortsetzer des Geschlechts. Er überliefert die Mysterien des Hauscultes und die geheimen Gebetsformeln. Als priesterlicher Häuptling hat er das Recht, das Kind nach der Geburt in die Haus- und Cultgemeinschaft aufzunehmen oder dasselbe zu verstoßen, die Frau im Falle der Sterilität oder des Ehebruches zu verstoßen, das Recht, Söhne und Töchter zu verheirathen, das Recht zu emancipiren (einen Sohn aus dem Geschlechte auszuschließen), das Recht zu adoptiren (einen Fremden in das Geschlecht aufzunehmen), das Recht für einen Todesfall einen Tutor für Frau und Kinder zu bestellen. Das Recht des Hausvaters über Leib, Leben und Gut der Frau und der Kinder ist absolut. Er ist im Hause die einzige Obrigkeit, und es gibt gegen seine Entscheidungen keine Appellation. Ganz dieselbe Gewalt hat der hindustanische Pater familias und ebenso der Hausvater bei den Khands. So auch vielerwärts sonst bei durchaus stammfremden Völkerschaften." („Grundlagen", S. 114.) Hat sich das Häuptlingthum in solcher Weise erst in vielen Generationen gefestigt, so tritt häufig, wie bemerkt, eine völlige Vergöttlichung des Häuptlings oder Königs ein, dem als einer Gottheit geopfert wird. Daher die knechtische Verehrung, mit der z. B. die Afrikaner ihrem Gebieter nahen; vielfach steigert sich diese Kluft so sehr, daß der König überhaupt für die große Menge unsichtbar bleibt und sich nur wenigen Auserwählten zeigt. Durch diese Umwälzung der Verhältnisse, durch die Bildung bestimmter

Digitized by Google

Schichten innerhalb des Volkes, des bevorrechteten Adels gegenüber der breiten Masse der gewöhnlichen Leute, endlich durch besondere Ursachen, wie verheerende Kriege und Verschuldung entsteht die mit der patriarchalischen Verfassung unauflöslich verknüpfte Sklaverei, die je nach Lage der Sache, der Gesittung des betreffenden Stammes, eine mehr oder minder harte ist. Wir dürfen diese Zustände als hinreichend bekannt voraussetzen, um so mehr, als ja auch die griechisch-römische Geschichte in dieser Beziehung ein reichhaltiges Material liefert; nur ein Punkt bedarf noch der Erörterung, das ist die Stellung der Frau in dem patriarchalischen Haushalt. Es versteht sich von selbst, daß mit dem Zerfall des ursprünglichen Matriarchats die hervorragende Bedeutung der Stammesmutter aufgehört hat, schon allein deshalb, weil ja jetzt nicht mehr die weibliche, sondern die männliche Erbfolge entscheidet. Aber diese Veränderung zieht auch anderweitige verhängnißvolle Folgen nach sich; schon durch die herrschende Polygamie, welche dem Häuptling es gestattet, so viel Frauen sich zu nehmen, als es seine Verhältnisse gestatten, sinkt naturgemäß die Werthschätzung des weiblichen Geschlechts. Die Frau wird zur Waare, die nach Belieben verkauft und verstoßen werden kann, wie es dem fürstlichen Gebieter gefällt; es stellt sich die orientalische Haremswirthschaft mit all ihren weitgreifenden entsittlichenden Wirkungen ein, wie sie ja zur Genüge aus der Geschichte der asiatischen Sultanate bekannt sind, obschon man zugestehen muß, daß sich trotzdem eine bevorzugte Oberfrau findet, deren Kindern die Erbfolge zukommt. Aber von einem auf beiderseitige Neigung gegründeten Verhältnisse, wie wir es heutzutage als selbstverständliche Grundlage für die Ehe ansehen, kann natürlich für jene Zeiten noch nicht die Rede sein: die Ehe ist vielmehr ein reiner Vertrag der Geschlechter untereinander, bei dem irgendwelches persönliche Gefühl völlig zurücktritt.

Nur ganz flüchtig können wir das Gemüthsleben der Wilden berühren, sofern darin sittliche Anschauungen zu Tage treten. Gerade auf diesem Gebiete häufen sich, wie bereits bemerkt, die Widersprüche der Berichte derart, daß man sich erinnern muß, daß es sich hier vielfach um rein persönliche Beobachtungen und Urtheile handelt. Im ganzen kann man aber den niedern Rassen eine gewisse Gutartigkeit und Kindlichkeit, häufig so bei den Negern mit einem ausgesprochenen Sinne für das Lächerliche verbunden, nicht absprechen. Diesem schönen Zuge — mitunter tritt auch eine wirkliche Gefühlsweichheit, z. B. in dem Verhältnisse der Mutter zu den Kindern, ein — steht auf der andern Seite die ganze Ruchlosigkeit und Unmenschlichkeit gegenüber, wofür wir leider so viele unanfechtbare Zeugnisse besitzen. Es ist die Unzuverlässigkeit der noch nicht durch feste sittliche Grundsätze beherrschten natürlichen Gesinnung, die je nach der äußern Veranlassung sich bald in seltener Zärtlichkeit, bald wieder in unberechenbarer Roheit äußert. Allerdings scheint im ganzen und großen das Thierische in der menschlichen Natur leider den unstreitig größten Umfang zu beanspruchen, wie denn auch die feinern Empfindungen, das nachfühlende Mitleid, die Sorge für Alter und Krankheit, die Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für genossene Wohlthaten oder gar die aufopfernde Liebe bis zur Preisgebung des eigenen Daseins der Weltanschauung des Wilden fremd ist. Sein maßgebendes Ideal, das er überall zu verwirklichen strebt, ist vielmehr die Stärke; die Schwäche, auch

Digitized by Google

eben als Nachsicht und Geduld, erscheint ihm als verwerflicher Mangel, als sittlich werthlos; dieselbe Anschauung leitet ihn endlich auch in seinen Beziehungen zum Weibe.

Wenn wir schließlich nicht die weitverzweigten sittlichen Vorstellungen, die auf religiösem Grunde erwachsen sind, mit in den Bereich unserer Darstellung gezogen haben, so ist das mit vollem Bedacht geschehen; wir würden dadurch unsere Aufgabe ins Unabsehbare hinaus erweitert haben. Nur eine weitverbreitete Gewohnheit, so recht auf sittlich-religiösen Ideen beruhend, mag hier beiläufig erwähnt werden, das ist der Kannibalismus, der durchaus nicht, wie man sich immer noch einzureden sucht, lediglich auf thierische Lüsternheit zurückzuführen ist, sondern im wesentlichen mit dem für den Wilden sehr ausschlaggebenden Gedanken zusammenhängt, dadurch in den Besitz der geistigen Kräfte des erlegten Gegners zu kommen; denn erst durch diese völlige Vernichtung seiner Seele ist er endgültig unschädlich gemacht. Aber alle die weitern Anschauungen, welche von der unverständlichen und doch immerfort sich wieder erneuernden Thatsache des Todes ausgehend das ganze Dasein des Wilden beherrschen, der Glaube an schädigende Geister, die Vergeltung in einem künftigen Leben, kurz das unendliche Gebiet des Animismus, wie es Tylor zutreffend benannt hat, kann hier nicht von uns durchwandert werden, da wir nur einen kurzen Ueberblick über die in den geselligen Beziehungen sich unmittelbar bethätigenden sittlichen Vorstellungen der Naturvölker geben wollten.

Ibsen's neuestes Räthsel.

Von **Walter Bormann** in München.

Franz Grillparzer dichtete Trauerspiele von zeitüberwindender Größe, in denen die romantische Literaturbewegung seiner Tage ihren mächtigsten Ausdruck fand; denn der freie Drang ins Weite verband sich in ihm mit dem auch ins Tiefe dringenden Dichterauge, und wie nicht die kühne Fahrt des liebenden Jünglings über das mächtige Meer allein seine Phantasie erfüllte, sondern der Dramatiker vor allem das heißpochende Herz fühlte, das die Wellen in ihr kaltes Grab hinunterziehen, so durchzittert die Glut niemals stillstehender Herzensbewegungen alle von diesem Seher erschauten Abenteuer verschiedenster Zeiten, ja noch seine poetischen Traumgesichte, und Furcht und Mitleid sind die tragischen Wirkungen, mit welchen er erschütternd unsere Seelen befreit. Ibsen dagegen dichtet keine Trauerspiele mehr, er schreibt nur noch Schauspiele, wie er sie selbst bezeichnet, in denen sich die Menschen allerdings erschießen, ertränken, vergiften. Was thut das alles? Man ist jetzt nur noch wissenschaftlich und „exact", und da sind Furcht und Mitleid und jedes subjective Gefühl doch gewiß als überwundener Standpunkt anzusehen. Was kümmert uns denn noch der Mensch, insoweit er ein Herz hat? Laßt doch die Pistolen knallen!

Digitized by Google

Man kann am Ende noch dabei lachen, und in der That neulich in der münchener Vorstellung von „Hedda Gabler" wurde gelacht. Zwar möchte ich zweifeln, ob Ibsen gerade dies als echte Wirkung seines Stückes beabsichtigt habe; allein daß keine Thränen fließen und niemand in Ohnmacht fallen kann, daß die Herzen mit ihren Selbsttäuschungen die „Wahrheit" nicht beeinträchtigen, das ist ihm gewißlich erwünscht. Die Wahrheit der Kunst ohne Gefühl, ohne die Fesseln einer Ethik, in der nur Thoren des Menschen wirkliche Freiheit erkennen, ohne die Harmonie der Schönheit, die dem Geiste eines schon an sich welterlösenden Dichters ganz überflüssig erscheinen muß, das ist das große Ziel des norwegischen Heilspropheten, das wir Deutsche, wenn wir recht gelehrig sind, sicher an seiner leitenden Hand noch erreichen werden. Warum denn nicht? Ein Hexenmeister kann alles, und so kann er vielleicht auch ohne das tiefste Menschliche Menschen zeichnen. Jenen großen deutschen Tragiker indeß, den wir anfangs erwähnten, sollen wir, nachdem nun hundert Jahre seit dem Tage seiner Geburt dahingerauscht sind, so hört man wol, heute erst vollständig schätzen und genießen lernen, und mehr an uns selbst als an dem Todten eine schnöde versäumte alte Schuld abtragen. Was sind einige Brüche und Risse an elementaren Natur- oder Kunstwerken? Was haben in den größten Werken eines Grillparzer seine Fehler, ja seine starken Fehler zu bedeuten? Wir übersehen sie nicht, aber sein gediegenes Gold wiegt so schwer, daß wir mit diesem Schatze zur Läuterung des Geschmackes Außerordentliches vollbringen können. Wie vieles von demselben ist der deutschen Bühne, dem deutschen Volke noch so gut wie fremd! Zugegriffen also mit fleißigen Händen, um ihn zu heben! Wie aber ist das möglich, wenn uns dies leider noch allzu Neue schon als etwas bereits Veraltetes, wenn uns die Neuerungen Ibsen's als das wahrhaft Neue, Zeitgemäße hingestellt werden? Von „Medea" in der wunderbaren Gestaltung Klara Ziegler's am Freitage im münchener Hof- und Nationaltheater zu Ibsen's „Hedda Gabler" am Samstage — das ist wahrlich ein Riesenschritt! Von Hellas an die Barbarenufer von Kolchis oder Tauros, dünkt uns, ist es nicht so weit! Kein goldenes Vlies und kein Götterbild, weder das der Schönheit noch das der Wahrheit, bringt man von da nach Hause.

Welch eine Gesellschaft, in die uns Ibsen in diesem neuen Werke wieder einführt! Im Mai 1884 schrieb ich in der „Allgemeinen Zeitung" einen „Streifzug gegen poetische Gespenster", um mich gegen das Schattenhafte der Ibsen'schen Theatergestalten zu erklären und auszusprechen, daß das Drama lebenskräftige Menschen, hohe Ziele und starke Conflicte als erstes Erforderniß verlange, keine verlebten Halb- und Hohlwesen, keine Rückenmarks- und Gehirnleidenden. Zählen wir die Personen in „Hedda Gabler": Da ist 1) die Frau Thea, die ihrem Manne davongelaufen ist, wie es Ibsen liebt, die, wie wir hören, aber aus der Handlung nirgends entnehmen, voll Geist sein und mit dem geliebten Manne Hefte über die Cultur der Zukunft zu schreiben befähigt sein soll, eine Frau, die im übrigen sich im Leben fast unerlaubt linkisch zeigt und sich von der geriebenen Hedda alle ihre innersten Herzens- und Lebensgeheimnisse binnen zweier Minuten entlocken läßt. Ganz gewiß eine Schattenfigur! 2) Eilert Lövborg, das verkommene Genie, durch Thea's Liebe gebessert und „emporgehoben", ein sonderbarer Theaterheld, der sich nicht getrauen darf, ein

Digitized by Google

Glas Punsch zu trinken, um nicht aufs Neue der Trunksucht zu verfallen, ein Mensch, der mit aller seiner Anmaßung einer auch hier nicht durch die geringste Probe uns bezeugten Genialität unmöglich tieferes Interesse weckt, da es, um ihn zu knicken, keines Sturmes, sondern, wie für einen ausgehöhlten Baum, nur einer ganz schwachen Luftregung bedarf. 3) Der Rath Brack, ein schlauer Weltmensch und glatter Salonheld, dessen höchste Kühnheit darin besteht, daß er gern durch Thürritzen schielt, wo Damen sich ankleiden, der dreist ist in verfänglichen, schlüpfrigen Reden, aber kein entschlossen verwegenes Thun, auch keinen Selbstmord in seiner innern Hohlheit auch nur nachempfinden kann. 4) Der Privatdocent Tesman, Hedda's Gatte, dessen Beschränktheit und Weltunerfahrenheit der Verfasser uns nahe zu bringen sich auf alle Weise angelegen sein läßt, dessen herzlich gutmüthiges Wesen sogar, wie es sich kundgibt, viel weniger als Vorzug, denn als Mangel erscheint, da er in der Unfähigkeit, herzlich mit einem weiblichen Herzen überhaupt — nicht blos etwa mit demjenigen Hedda's — zu empfinden, sich beinahe herzlos zeigt und in seiner Neidlosigkeit gegen Lövborg die ihm von diesem drohenden Gefahren und seine Schwäche gegenüber dem vermeintlichen Freunde gar nicht begreift. Auch als Gelehrter wird er als ein völlig geistloser Sammler hingestellt; er ist öde, einfältig in allem und mit seinem fast bei jeder Aeußerung wiederkehrenden „Was?" eigentlich eine Lustspielfigur. 5) Seine Tante, das alte Fräulein Juliane, würde in der thätigen, liebevollen Sorge für andere, die sich in ihren Worten ausspricht, die charaktervollste Gestalt des Stückes sein, wenn sie in der ganzen Handlung, an deren Verlauf sie als eine vorübergehend auftretende Person kaum Theil hat, recht in Betracht kommen könnte. Einen eiteln, kleinlichen Dünkel aber hat Ibsen sehr mit Absicht auch dieser überguten alten Dame gegeben; sie ist von stolzem Pfahlbürgerbehagen über alles, was ihre Familie angeht, ganz erfüllt, entzückt von der Ehe ihres Neffen mit der schönen, vielumworbenen Generalstochter und hat in dieser Eitelkeit, wie Tesman selbst, für die Kränkungen Hedda's kein Ohr.

In allen diesen Personen also ist genug Verkommenheit oder Schwäche und Beschränktheit, aber keine Spur von Kraft, Feuer und Leben; Schatten und Gespenster sind es, keine dramatischen Gestalten. Man wird uns nun wieder eröffnen, daß Ibsen die besondern Verhältnisse seiner norwegischen Heimat in seinen Stücken vor Augen habe. Daß zwischen jenen hohen Bergen wirklich alles Leben so schwachherzig und jämmerlich hinschleiche, überreden wir uns schwer. Sei es aber immerhin so! Wenn die Norweger für Leben und Kunst so wenig bedeuten sollten, so wäre es trübselig genug für sie selbst. Warum will man denn uns armen Deutschen noch ihr krankes Blut in unser gesundes einimpfen? Jedoch haben wir eine Gestalt noch nicht besprochen. Wie ist es mit der Hauptperson, mit Hedda Gabler?

Sie erschießt sich doch! und noch dazu durch die Schläfe und in „Schönheit"! Das ist doch wol eine starkherzige That! Ja, wäre sie nur nicht gar nicht nöthig und zerrte Ibsen nicht durch vier lange Aufzüge dieses von Anfang an gänzlich leblose Leben, das ohne irgendein Gefühl, ohne irgendeine menschlich warme Empfindung, bis aufs äußerste kalt und abgestumpft, in seiner Herzensleere nur an Bosheit und Tücke, an prickelnder Unterhaltung und aufregenden Komödiantenabenteuern noch Genuß

Digitized by Google

sucht. Im Innern eines Helden muß sich im Drama Mächtiges vollziehen und wandeln; in dieser Hedda aber geht von Anfang bis zu Ende nichts Bedeutendes vor, sie bleibt so gelangweilt, abgespannt und todt, wie sie es vom Beginn an war, auch bei allen spätern Vorgängen, auch beim Wiedersehen mit Lövborg, auch da, wo sie „ein einziges mal in ihrem Leben Macht über ein Menschenschicksal gewonnen", d. h. das Glück Lövborg's und Thea's zerstört hat und ruhig schläft, während die arme Thea wacht! Sie zeigt einen Grad von Leblosigkeit, wie er, ganz abgesehen davon, daß er künstlerisch unbrauchbar ist, auch im Leben so niemals bei einer jungen Frau vorkommen kann, die noch mitten im Weltleben steht und ihr eigenes, wie fremdes Geschick beeinflußt. Dabei ist diese Hauptgestalt nichts weniger als klar gezeichnet, und die verschwommene Behandlungsweise, welche den andern spätern Dramen Ibsen's vorzuwerfen ist, trübt auch hier wieder das Verständniß, dem bei dem raschen Fortgange eines Dramas ohne Vieldeutigkeit alles sofort faßlich unterbreitet werden muß. Hedda hat einst als junges Mädchen „frei und fröhlich", aber „verschleiert" — wie unglaublich widerwärtig! — dem Roné Lövberg eine Sündenbeichte abgefragt, und als er sich dann an ihr, seinem „fröhlichen Kameraden", vergriff und „aus dem Spiele Ernst machen wollte", da hat sie auf ihn die Pistole gerichtet, aber „weil sie Skandal fürchtete", dieselbe wieder sinken lassen. Lövberg schilt sie deshalb feige und sie versetzt, das sei damals nicht ihre einzige Feigheit gewesen. Was heißt das? Daß eine wirklich seelische Liebe auf Grund eines so ekeln Verkehrs zwischen Mann und Weib nicht entstehen könne, darüber ist kein Wort nöthig. Lieben im eigentlichen Sinne kann Hedda diesen Lövborg nicht, und doch betrachtet sie ihn als ein ihr entrissenes Eigen, für dessen Verlust sie Rache nimmt. Ist nun also die erwähnte Stelle so aufzufassen, daß Hedda meint, ihr habe der Muth gefehlt, sich der Zudringlichkeit Lövberg's sinnlich hinzugeben? Ist dies die Meinung, dann ist die Heldin, welche auch so den Schuß Pulver am Ende nicht werth ist, so roh gezeichnet, daß wir die Einladung eines gebildeten Publikums, an derlei Antheil zu nehmen, als eine Beleidigung empfinden müßten; darum sind wir eher geneigt, eine andere Deutung anzunehmen, die gleichfalls möglich ist und die das ganze Stück auf eine seelische Grundlage stellen würde, wie sie allein ein dramatisches Interesse begründen kann. Hat nämlich Hedda Lövborg auch niemals innig und zärtlich geliebt, so hat sie fraglos an ihm ein Interesse wie an keinem andern genommen, und dies Interesse an einem geistvollen Manne würde Liebe geworden sein, wenn nicht sein schuldbeflecktes Leben, das sie aus ihm zu ergründen freilich selbst verderbt genug war, mitten im Spiele ruchloser Neugier ihr eigenes Leben für immer vergiftet und jeden Daseinsfrohmuth ihr genommen hätte. So ist es auch begreiflich, daß sie gegen Lövborg die Pistole richtet, was da, wo bloße Sinnlichkeit im Spiele war, bei der Schlauheit Hedda's, welche sich vor dem Auge der Welt leicht hätte verbergen können, nicht der Sachlage entsprach. Wenn sie sich selber feig heißt, so bedeutet das dann, daß sie nach ihrem Erachten erst Lövborg und darauf sich selber hätte niederschießen sollen, während Lövborg sie freilich anders versteht. Sie würde danach ihr Leben, das wir als ein betrogenes und zerknicktes aus dem ganzen Stücke kennen lernen, wie sie meint, am besten rechtzeitig geendet haben. Es wäre

Digitized by Google

dies mit dem ersten Aufzuge, wo sie schon mit den Pistolen des Generals Gabler spielt, wie auch mit dem schließlichen Ausgange des Stückes, wo das ziemlich so zur Wirklichkeit wird, im richtigsten Einklange. Wie wir bei jedem Bösewicht, der Held eines Dramas ist, wissen wollen, wie er denn so geworden sei — Shakespeare und Schiller geben bei Richard III. und Franz Moor darauf die gültigste Antwort —, so würde doch auch die Schlechtigkeit und Tücke Hedda's nunmehr verständlich sein und wir könnten begreifen, wie es bei dieser und jener Bosheit „über sie kommt, ehe sie sich's versieht, und daß sie sich das selbst nicht erklären kann" (vgl. das Gespräch im zweiten Act zwischen Hedda und Brack). Die erbärmliche Nichtigkeit ihres Mannes kann diese Seelenkrankheit erhöhen; aber man fordert für dieselbe einen tiefern Ursprung. Von dem widerlich Anstößigen der Handlung und ihren Unklarheiten sind wir damit nicht befreit; aber das Ganze fände trotzdem eine bessere Erklärung, die nur für Ibsen's jetzige Schaffensweise vielleicht weitaus zu seelisch ist. Als großer Fehler würde es dann auch betrachtet werden müssen, daß ihren Selbstmord zuletzt als neues Motiv das Mitwissen Brack's um ihre Schuld von Lövborg's Tode und nicht dieser Tod und ihr eigener Lebensüberdruß allein bestimmen. Ihr Verhalten gegen Brack hier und schon vorher verschafft freilich darüber Aufschluß, daß sie keineswegs bloße Sinnlichkeit leitet und daß sie, obwol seine verfänglichen Gespräche ihr Abwechselung bereiten, den Ernst solcher Liebesanträge mit Stolz zurückweist. Doppelte Motive verdunkeln nichtsdestoweniger im Drama die Klarheit der Handlung und sind von Uebel.

Zusammenfassend sagen wir, daß „Hedda Gabler" ein Drama des Weltekels und Lebensüberdrusses ist, wie es in solcher Nachgiebigkeit gegen die Modelaune unserer Zeit wol noch niemals geschrieben worden, und als das Werk dessen, der einst der Dichter des unsterblichen „Brand" war, uns um so kränkender berührt. Das Stück zeigt in der Erfindung äußerst wenig Geist und Genie; geistvolle Gedanken findet man nirgends, und eine sonderbare Meinung ist es, die Wahrheit nur im Gewöhnlichen und Platten, im Niedrigen und kleinlich Erbärmlichen zu suchen. Wir sind wahrhaftig keine Feinde neuer und sich an die Gegenwart anlehnender Kunstbestrebungen; aber man thut unserer Zeit wenig Ehre, wenn man das neuzeitliche Wesen nicht anders erfassen kann. Gerade gegen die Wahrheit wird allenthalben im Stücke gesündigt; die Thea, die über die Cultur der Zukunft mitarbeitet und über die verlorene Schrift wie ein entrissenes Kind jammert, gehört nicht zuletzt zu diesen närrischen Unwahrheiten. Keine falschere Bezeichnung ist Ibsen — wie das G. Schollwöck in einem Artikel der „Grenzboten" von 1890* ungemein schlagend darlegte — je beigelegt worden, als die eines Realisten. Damit hat sich der Verfasser am wenigsten als solchen gezeigt, daß er von jeder Person ein genaues steckbriefähnliches Signalement über Aussehen und Kleidung einfügt, wie denn die Allermodernsten sogar anmerken, daß diese Person 46 Jahre 2 Monate und 1 Tag und jene 29 Jahre und 1 Viertelstunde alt sei. Wie schwach müssen Dramatiker gestalten, die über dergleichen der Phantasie nicht durch ihr Schaffen allein schon genügenden Anhalt gewähren! So sind auch die bis ins Kleinste gehenden novellistischen Schilderungen der Scene bei Ibsen ge-

* Vgl. II, 121 fg.

Digitized by Google

wiß kein Zeichen eines starken dramatischen Schaffens. Die Handlung von „Hedda Gabler" hat endlich im Beginnen unerfreuliche Breiten, und von einem festen Aufbau, von klarer Gliederung und Entwickelung kann, wo die Hauptsache so unklar ist, keine Rede sein. Wir möchten am liebsten Ibsen's neue Stücke ihrer eigenen Vergänglichkeit überlassen. Aufgenommen wurde das Stück mit demonstrativem Beifall seitens der Ibsen-Gläubigen, die Mehrheit verhielt sich schweigend, viele zischten und lachten, und es ist noch gut, wenn man über so vieles Rohe, Unschöne und Unwahre mit einem Lachen hinwegkommt.

Was bei diesem Stücke gethan werden kann, hat die münchener Darstellung geleistet. Der erste Preis gebührt Frau Ramlo für die schmucklose, wunderbar schlichte Wiedergabe der Thea, dieser eigentlich unbedeutenden Rolle, um die sie eine rührend-kindliche Unschuld verbreitete. Fräulein Heese war in Minenspiel und mannichfachem Ausdrucke der Rede vorzüglich als Hedda, und alles Verdienst gebührt ihr dafür, daß sie dieselbe nicht blos als gelangweilt, sondern auch als innerlich unglücklich auffaßte, da sonst das Ganze noch unerträglicher geworden wäre. Herr Bonn war so wahr wie möglich als Lövborg, und Herr Stury (Tesman) mit anerkennenswerther Leichtigkeit des Spiels wie Herr Keppler (Brack) und Frau Dahn-Hausmann (Juliane) vervollständigten das ausgezeichnete Zusammenspiel.

Zu den zollpolitischen Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn.

Von **Dr. jur. Richard Oertel.**

Die Zoll- und Verkehrsfrage in Bezug auf Land- und Forstwirthschaft. Internationaler land- und forstwirthschaftlicher Congreß zu Wien 1890. Berichterstatter: Von Samson-Himmelstjerna. Als Manuscript gedruckt.

Auf dem 1885 zu Budapest abgehaltenen land- und forstwirthschaftlichen Congresse wurden folgende Resolutionen angenommen: „1) Die ungarische Regierung möge zur Förderung der Idee einer Zollunion mit den Regierungen der übrigen interessirten Staaten in Verbindung treten; 2) das Präsidium des Congresses möge behufs Fortsetzung der gesellschaftlichen Action in gleicher Richtung ein bleibendes internationales Comité niedersetzen." Auf dem 1890er Congresse hat man diese Beschlüsse wieder aufgenommen und ihnen eine veränderte Form gegeben. Nachdem die Bemühungen von 1885 im Sande verlaufen waren, hatte man erkannt, daß es, um eine so tief eingreifende, folgenschwere Reform wie ein Zollbündniß herbeizuführen, nicht genügen kann, die Idee in der Presse und auf Congressen zu befürworten, daß es dazu vielmehr eines systematischen und unablässigen Zusammenwirkens aller maßgebenden Kräfte bedürfe; man hatte eingesehen, daß vereinzelte Kräfte, mögen sie auch noch so bedeutsam und gewichtig sein, einer solchen Reformidee nicht wesentlich zu

Digitized by Google

ihrer Verwirklichung zu verhelfen vermögen, daß im Gegentheile der Einzelne Bahnen betreten, welche vom Ziele abweichen, Irrwege einschlagen könnte, die er beim systematischen Zusammengehen mit Gesinnungsgenossen vermieden hätte. Von solchen Erwägungen geleitet, wählte der Congreß eine Commission, deren Aufgabe zunächst Agitation für ein deutsch-österreichisches Zollbündniß sein soll, und zwar Agitation in literarischer Beziehung, sowol in einem eigenen Organe wie in der für die Sache eingenommenen Presse, Agitation in Vereinssitzungen und in öffentlichen, lediglich zu diesem Zwecke zu berufenden Versammlungen, endlich Agitation innerhalb constituirter Vereine und Corporationen mit entsprechendem Wirkungsgebiete als landwirthschaftlichen Gesellschaften, Handels- und Gewerbekammern und bezüglichen maßgebenden Verwaltungsstellen.

Die Idee eines handelspolitischen Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist nichts Neues; in den 70er und 80er Jahren versuchten die Regierungen wiederholt, zu beiderseits befriedigenden Abmachungen zu gelangen; immer aber waren die Zumuthungen Oesterreichs derart, daß es, wie Bismarck einmal sagte, einer Mannichfaltigkeit diplomatischer Redewendungen bedurfte, um dieselben abzulehnen, ohne unhöflich zu werden. Dann verstummte der Lärm. Es ist bedauernswerth, daß man nunmehr in Oesterreich-Ungarn die Lärmtrommel wieder gerührt hat. So viel ist freilich sicher, daß Oesterreich und zumal Ungarn viel von einem Zollbündnisse mit Deutschland gewinnen kann; Graf Apponyi und seine Hintermänner wissen z. B. ganz genau, wie sehr die ungarische Landwirthschaft daran interessirt ist. Dennoch scheint man auch im Bereiche der reichenberger Handels- und Gewerbekammer, in der Freiherr von Leitenberger jene bekannte schneidige Rede gehalten hat, allmählich etwas skeptisch geworden zu sein. Cisleithanische Fabrikanten fürchten vielleicht nicht mit Unrecht, daß die deutsche Textil- und Eisenindustrie durch Zollerleichterungen in Oesterreich einen Ersatz für den verlorenen amerikanischen Markt finden würde. Auf deutscher Seite haben sich die sachlichen Schwierigkeiten, die dem Abschlusse eines Zollbündnisses bisher entgegenstanden, nicht verändert; ein weniger negatives Ergebniß als früher könnte nicht anders als durch unter Bismarck für unmöglich gehaltene Zugeständnisse erlangt werden.

So sympathisch auch der Gedanke eines deutsch-österreichischen Zollbündnisses für den ersten Augenblick sein mag, so verwerflich ist er auch schon deshalb, weil Handelsverträge, welche durch schwere drückende Opfer erkauft werden, dem politischen Bündnisse schädlich zu sein pflegen und schädlich sein müssen. Nicht das politische, sondern einzig nur allein das wirthschaftliche Moment muß für Handelsverträge der ausschlaggebende Gesichtspunkt sein; politische Freundschaften zwischen Nationen kann man sich wol zum Ziele setzen, nicht aber wirthschaftliche. Jeder Versuch, für ein Band zu kämpfen, dem die Natur der Dinge selber widerstrebt, wird das Gegentheil von dem bewirken, was es bewirken soll. Eine Handelsvereinigung in der Gestalt, wie sie da vom Congresse vorgeschlagen wird, wird nicht zu einer Befestigung, wohl aber mit unfehlbarer Sicherheit zu einer Lockerung des politischen Bündnisses führen. Wir wollen das nicht, und weil wir das nicht wollen, nehmen wir nicht die vergnügte Miene an, mit der der Congreß handelspolitischen Verhandlungen Deutschlands mit Oesterreich entgegensah.

Digitized by Google

Aber nicht blos politische Gründe sprechen gegen die wirthschaftliche Annäherung an den Nachbar im Südosten: auch wirthschaftliche. Das Zollbündniß bedeutet einen Schritt zum Freihandel. Es ist unbegreiflich, wie sich bei dem glänzenden Zusammenbruche der Freihandelspolitik der 70er Jahre und dem Aufblühen der wirthschaftlichen Verhältnisse in den schutzzöllnerischen 80er Jahren Männer von Bedeutung noch bereit finden können, einen Rückschritt zum Freihandel zu befürworten: angesichts der neuen Zollerhöhungen Amerikas und Rußlands und angesichts des bedeutsamen Anwachsens der schutzzöllnerischen Strömung in Frankreich. Ebenso unbegreiflich ist, wie sich Herr von Samson, der Berichterstatter auf dem Congresse, da auf Friedrich List berufen kann, der im Jahre 1841 von einer Zollunion Deutschlands mit Oesterreich sprach, wie er übersehen oder vergessen kann, daß die Zeiten sich geändert!

Unsere Landwirthschaft befindet sich in so schwieriger Lage, daß es geradezu eine Schädigung unsers Bauernstandes, und, um mit dem Freiherrn von Huene zu reden, ein Verbrechen an der Nation wäre, nur irgendwie an Zollerleichterungen nach irgendwelcher Seite hin zu denken. Wenn Ungarn seinen kolossalen Weizenüberschuß zollfrei oder bei mäßigen Zöllen über unsere Grenzen hereinwerfen könnte, dann wäre der Ruin unserer weizenbauenden Landwirthschaft besiegelt. Man muß bedenken, daß Deutschland das natürliche und einzige Absatzgebiet für ungarischen Weizen und ungarisches Mehl ist; es ist gar nicht anders möglich, als daß unserm einheimischen Erzeugnisse ein unbesiegbarer Mitbewerber erwüchse. Solange das Silber nicht an die ihm wirthschaftspolitisch gebührende Stellung gelangt, kann unsere Landwirthschaft den Schutz der Getreidezölle in der gegenwärtigen Höhe nicht entbehren; sie hat die Krisis, in der sie sich gegenüber dem Wettbewerbe der billiger erzeugenden Länder befand, noch nicht überwunden; im Gegentheile, die Gründe, die einst zur Einführung der Schutzzölle geführt haben, bestehen auch heute noch fort, und zwar meiner Ansicht nach noch in erhöhtem Grade. Die Lage ist ernster, als sich selbst mancher Landwirth träumen läßt. Wie man auch den Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn gestalten mag, der Schaden, den die deutsche Landwirthschaft durch ihn erleiden würde, wird unberechenbar und unausgleichbar sein.

Fürst Bismarck hat einmal gesagt, jeder Handelsvertrag sei ein Experiment — eins jener Worte, die den praktischen Sinn dieses Mannes kennzeichnen. Wenn man nun auch allmählich eingesehen hat, daß der frühere Plan eines Verbandes ohne gegenseitige Zollschranken zu radical war und vollständig aussichtslos bleiben mußte, so würde doch der Abschluß eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn selbst bei Zwischenzöllen ein Experiment in des Wortes bedenklichster Bedeutung sein. Lieber keinen freundschaftlichen Handelsvertrag, lieber Gedeihen unserer wirthschaftlichen Verhältnisse als Hinsiechen einzelner Productionszweige eines idealen Experimentes halber! Erhalte man dem politischen Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn die warmen Sympathien, die man im vergangenen Jahrzehnt gehegt und gepflegt hat, aber treibe man doch die gute Freundschaft nicht so weit, ihr schwere wirthschaftliche Opfer zu bringen: in einer Zeit, wo die Wirthschaftspolitik der letzten Jahre, das große Vermächtniß unsers theuern ersten Reichskanzlers, eben erst begonnen hat ihre wohlthätigen Wirkungen zu äußern!

Digitized by Google

Daß einige industrielle Productionszweige, soweit sie an der Grenze liegen oder den jenseitigen überlegen sind, von einem deutsch-österreichischen Zollbündnisse Vortheile haben würden, mag sein, aber zweifellos ist, daß andere schwache der österreichischen Concurrenz nicht würden widerstehen können und vernichtet werden würden. Mir sagte einmal ein freisinnig-freihändlerischer Industrieller aus der Lausitz, mit dem ich über die Zollunionsgelüste gewisser österreichischer Industrieller sprach, die Hände wie zur Abwehr aufhebend: „Der Himmel bewahre uns vor diesen Geschichten!" — ich denke, eine bessere Kritik kann nicht gegeben werden als diese naive eines deutschen liberalen Interessenten. Um in einem Handelsvertrage mit Oesterreich-Ungarn nach dem Muster und Wunsche des wiener Congresses ein Unglück für das Deutsche Reich zu erblicken, dazu braucht man kein eingeschworener Parteimann, kein begehrlicher „Agrarier" zu sein, dazu genügt es, einen praktischen Blick für die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Nation zu haben. Wer das Wohl des Staatsganzen im Auge hat, wer die materielle Wohlfahrt unsers Vaterlandes über den idealen Werth des Bestrebens, dem politischen Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn ein wirthschaftliches folgen zu lassen, stellt, für den kann es in dieser Frage keine Wahl geben. Um so weniger, als alles, was man von jenseit der Grenze hört, darauf hinweist, daß man in Wien und Pest nur nehmen und am liebsten nichts geben will. Erklärte ja Herr von Plener jüngst rundheraus, Oesterreich-Ungarn lebe der Hoffnung, Deutschland Zugeständnisse abnöthigen zu können, die man nicht zu erwidern brauche.

Sollte wirklich wahr sein, daß man in Berlin den Eindruck habe, als hätte die prohibitive Richtung in der Tarifpolitik in Frankreich wie in Rußland den Höhepunkt erreicht und finde selbst in einflußreichen Kreisen Gegner, und daß man darum um so leichter geneigt sei, Zugeständnisse zu machen, die früher für unmöglich gehalten wurden, dann würde man nur mit schmerzlichstem Bedauern den Irrgängen einer Politik folgen können, welche weniger mit Wirklichkeiten als mit Möglichkeiten, weniger mit dem gesunden Egoismus des Völkerlebens als mit einer sentimentalen Gefühlsseligkeit rechnet, die sehr schön, aber nicht sehr nützlich ist. Wenn man noch bedenkt, daß nach den bestehenden Verträgen alle europäischen Länder außer Rußland, also auch England, Rumänien und Frankreich an allen Vergünstigungen theilnehmen, die sich Deutschland und Oesterreich gegenseitig zugestehen, und daß somit sehr fraglich ist, ob selbst die deutsche Eisenindustrie durch das bischen Mehrausfuhr nach Oesterreich-Ungarn, das ihr der Handelsvertrag allenfalls einbringen könnte, für den ungeheuern Mitbewerb Englands und Belgiens entschädigt werden würde, und wenn man ferner bedenkt, daß infolge der minderwerthigen österreichischen Valuta eine Ermäßigung der Zölle einer völligen Aufhebung gleichkäme, dann kann man sich die ungeheuere Unruhe erklären, die sich auf die Kunde von deutsch-österreichischen Handelsvertragsverhandlungen der Landwirthschaft und eines großen Theiles der Industrie bemächtigt hat: jener wirthschaftlichen Kräfte, die das Rückgrat des Staates bilden. Diese Unruhe wird sich nicht eher wieder legen, als bis der Nachweis erbracht ist, daß unter Berücksichtigung aller etwaigen Folgerungen der deutsche Fleiß thatkräftigen und zielbewußten Schutz gefunden hat!

Digitized by Google

Denkwürdiges.

Fortschritte in der Physik.

Ueber den Widerstand, welchen der menschliche Körper elektrischen Strömen entgegensetzt, sind unlängst von Professor Swinburne Versuche angestellt worden. Ging der Strom von Hand zu Hand durch den Körper, so stellte sich bei derselben Person der Widerstand gegen Wechselstrom geringer als gegen Gleichstrom; auch ließ sich feststellen, daß die Widerstandsfähigkeit bei verschiedenen Personen sehr verschieden war. Man konnte zudem deutlich erkennen, daß verschiedene Individuen in sehr ungleicher Weise sich gegen bestimmte Stromstärken verhielten. Unter den vielen untersuchten Personen zeigte eine Dame, die größte Widerstandsfähigkeit gegen Einwirkung des Stromes.

Bekanntlich ist man im Stande mittels eines sehr langen, in eigenthümlicher Weise aufgehängten Pendels (Foucault'sches Pendel) die Drehung der Erde nachzuweisen. In der Mitte des Eiffelthurmes hat man nun unlängst zu genannten Zwecken ein wahres Riesenpendel angebracht. Dasselbe ist aus einem 115 Meter langen Bronzedraht hergestellt, an dem sich eine Stahlkugel von 90 Kilogramm Gewicht befindet.

Ueber das Spectrum des Zodiakallichtes, jenes seltsamen Lichtkegels, der nach dem Ausspruche Alexander von Humboldt's einen dauernden Schmuck der tropischen Nächte bildet, waren vor einiger Zeit von Maxwell Hall interessante Beobachtungen veröffentlicht worden. Durch die neuesten Beobachtungen von Ebert ist festgestellt worden, daß das Zwielicht der Dämmerung auf die Beobachtungen Hall's eingewirkt hat, und daß daher unsere Kenntniß über die seltene Erscheinung noch immer eine höchst hypothetische ist und sich aus den vielgenannten Spectraluntersuchungen keine Folgerungen ziehen lassen.

Kürzlich ist es Franz von Dobrzynski gelungen, die elektromagnetischen Wellen, welche bekanntlich von Hertz in seinen berühmten Versuchen zuerst nachgewiesen wurden, zu photographiren. In die Richtung der in der Luft sich ausbreitenden Wellen stellte er eine trockene, nicht sensibilisirte Bromsilbergelatinplatte. Die Aussetzung währte drei Stunden. Nach dem Fixiren und Entwickeln der Platte bemerkte er helle und dunkle Streifen, welche sich regelmäßig abwechselten. Nach der Ansicht von Dobrzynski entsendet der Vibrator sehr verschiedene Wellen, unter denen aber nur diejenigen von 0,6—20 Centimeter Länge photographisch wirksam sind.

Franz Bendt.

Todtenschau.

Balduin, Prinz von Belgien, ältester Sohn des Grafen Philipp von Flandern, Neffe des Königs Leopold II. und muthmaßlicher Thronerbe (geb. 1869), starb 23. Jan. d. J. in Brüssel.

Beneke (Otto Adalbert), Culturhistoriker, Senatssecretär und Archivar zu Hamburg (geb. 1812), starb daselbst 9. Febr. d. J.

Berthet (Elie), französischer Romanschriftsteller (geb. 1815), starb in Paris 1. Febr. d. J.

Bradlaugh (Charles), radicales Mitglied des englischen Unterhauses (geb. 1833), starb 30. Jan. d. J. in London.

Brouckère (Henri de), belgischer Staatsmann (geb. 1801), starb 25. Jan. d. J. in Brüssel.

Capranica (Luigi, Marchese), beliebter italienischer Schriftsteller (geb. 1821), starb 7. Jan. d. J. zu Mailand.

Chaplin (Charles), französischer Maler (geb. 1825), starb 30. Jan. d. J. in Paris.

Digitized by Google

Delaplanche (Eugène), französischer Bildhauer (geb. 1836), starb 11. Jan. d. J. in Paris.

Delibes (Leo), bekannter französischer Operncomponist, seit 1880 Professor am Conservatorium zu Paris (geb. 1836), starb daselbst 16. Jan. d. J.

Giers (Theodor von), Präsident des evangelisch-lutherischen Generalconsistoriums zu St.-Petersburg (geb. 1824), starb daselbst 4. Febr. d. J.

Hansen (Theophil Eduard, Freiherr von), der große wiener Baumeister des classischen und Renaissancestils (geb. 1813), starb 17. Febr. d. J. zu Wien.

Hartnack (Edmund), namhafter Optiker und Mikroskopiker (geb. 1826), starb 9. Febr. d. J. in Potsdam.

Heiberg (Johanne Luise), dänische Schauspielerin, Gattin des Dichters Joh. Ludw. Heiberg (geb. 1812), starb 21. Dec. v. J. in Kopenhagen.

Kalakaua I., seit 1874 König der Sandwichinseln (geb. 1836), starb 20. Jan. d. J. in San-Francisco.

Knop (Wilhelm), Agriculturchemiker, emeritirter Honorarprofessor der leipziger Universität (geb. 1817), starb 28. Jan. d. J. in Leipzig.

Lami (Eugène Louis), französischer Historien- und Aquarellmaler (geb. 1800), starb Dec. v. J. in Paris.

Löbe (William), landwirthschaftlicher Schriftsteller (geb. 1815), starb 30. Jan. d. J. in Leipzig.

Meissonier (Jean Louis Ernest), berühmter französischer Kleinmaler (geb. 1815), starb 31. Jan. d. J. in Paris.

Mücke (Heinrich), Historienmaler (geb. 1806), starb 16. Jan. d. J. in Düsseldorf.

Musurus-Pascha, bekannter türkischer Diplomat, zuletzt (bis 1885) Botschafter in London (geb. 1807), starb 12. Febr. d. J. bei Konstantinopel.

Petzholdt (Julius), Bibliograph, bis vor wenigen Jahren Bibliothekar des Königs und der prinzlichen Secundogenitur-Bibliothek in Dresden (geb. 1812), starb 17. Jan. d. J. daselbst.

Porter (David Dixon), Admiral der Vereinigten Staaten von Nordamerika (geb. 1814), starb 13. Febr. d. J. in Neuyork.

Rochow (Hans von), erster Vicepräsident des preußischen Herrenhauses, bekannt durch sein Duell mit dem berliner Polizeipräsidenten von Hinckeldey, starb 18. Jan. d. J. auf seinem Rittergute Plessow im Kreise Zauch-Belzig.

Rothenburg (Adelheid von), geborene von Zastrow, Romanschriftstellerin (geb. 1837), starb 29. Jan. d. J. in Baden-Baden.

Russell (Francis Charles Hastings), neunter Herzog von Bedford (geb. 1819), starb 14. Jan. d. J. in London.

Schmidt (Friedrich, Freiherr von), Dombaumeister und Erbauer des Rathhauses in Wien (geb. 1825), starb daselbst 23. Jan. d. J.

Sherman (Tecumseh), der berühmte Feldherr der Vereinigten Staaten (geb. 1820), starb 14. Febr. d. J. zu Neuyork.

Simor (Johann Baptist von), Cardinal, Fürstprimas von Ungarn, Erzbischof von Gran (geb. 1813), starb 23. Jan. d. J. in Gran.

Verhulst (Jean), niederländischer Componist (geb. 1816), starb 17. Jan. d. J. im Haag.

Weihrauch (Karl), Professor der physikalischen Erdkunde und Meteorologie an der Universität Dorpat (geb. 1841), starb daselbst 19. Jan. d. J.

Windom (William), Schatzsecretär der Vereinigten Staaten von Nordamerika, starb 29. Jan. d. J. in Neuyork.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Casino-Bibliothek

Source Bonnevie.

Novelle von **Adalbert Schroeter.**

(Schluß.)

7.

Schon klangen in den Gemächern des Grafen die Römer. Alfred's Platz zur Rechten der Braut war leer geblieben. Jede Minute erwartete man seine Rückkunft. Der Graf sah unruhig nach der Uhr. Sie war bereits weit vorgerückt. Endlich erhob er sich, um einige Worte an die Gäste zu richten. Heute in vier Wochen, hoffe er, sie in Turek zu begrüßen als Zeugen seiner Hochzeit. Schließlich endete er mit einem Hoch auf die künftige Gräfin und Herrin von Bedkow, Lindsee und Dobra. Und das Hoch brauste durch die glänzenden Gemächer, und Lili's helles Kinderlachen klang fröhlich hinein in die ausgelassene Festlust und das Klingen der übersprühenden Kelche. In demselben Augenblicke war nun auch Alfred eingetreten, zeitig genug, um mit dem Freunde und seiner strahlenden Braut anzustoßen auf den Tag ihrer Sehnsucht, der bestimmt sei, ihrem Bündnisse die letzte und schönste Weihe zu geben.

Da stieß die Braut, als er ihr das Glas entgegenhielt, einen gellen Schrei aus und sah mit starrem, entsetztem Blicke auf den funkelnden Ring an seiner Hand, dessen prachtvoller Diamant das Haupt einer kleinen rubinäugigen Schlange krönte.

„Dieser Ring — o heilige Jungfrau — wie kommen Sie zu diesem Ringe?" rief sie, nicht mächtig ihrer selbst, wie eine gebrochene Blume zusammensinkend.

Alfred war aufs höchste erschrocken.

„Man bringe mich hinüber! — ich bin schwer krank", stöhnte Eleonore, „krank — zum Sterben."

Man trug sie hinweg. Alles war betroffen und bestürzt, in Verwirrung und peinlicher Erregung. Lili zitterte. Die Creolin war blaß geworden.

Der Graf und sein Kamerad brachten Leonore in ihr Zimmer. Die Zofe war abwesend. Man löste das Kleid, das ihre wogende Brust umspannte. Endlich kam Marguérite, durch den plötzlichen Lichterglanz in ihrer Herrin Gemach aus ihrer Mondscheinpromenade aufgescheucht. Sie brachte Essenzen. Doch Leonorens Augen blieben geschlossen. Sie war völlig bewußtlos. Der Graf löste hastig die goldene Kette von ihrem weißen Halse und warf sie auf den Tisch. Es klirrten die goldenen

Digitized by Google

Ringe wie das Kichern höllischer Geister, und das köstliche Medaillon, das ihre Enden schloß, sprang in schrillem Tone auseinander und zeigte das Miniaturbild eines jungen Offiziers in französischer Kürassieruniform. Zugleich rollte ein kleiner Ring mit funkelndem Solitär aus der goldenen Kapsel hinunter auf den Teppich. Der Graf hob ihn auf. Die Zofe löste bereits die wundervollen Arme der ohnmächtigen Dame aus den engen Aermeln des Kleides. Die Herren verließen das Zimmer, das Marguérite hinter ihnen schloß.

Graf Ottokar hatte bald seine Fassung wiedergefunden, wenigstens heuchelte er solche mit übermenschlicher Kraft. Und als er das erste Lächeln seinen zuckenden Lippen abgerungen hatte, da gelang es ihm vollends, seine Züge zu meistern, und er bat und lud mit täuschender Heiterkeit die Gäste zum Bleiben. Seine Braut werde alsbald wieder erscheinen. Er sprach von Familienerinnerungen an liebe Todte, die durch trügerische Aehnlichkeiten zweier Juwelen aufgeweckt seien, leider zu ungünstiger Stunde. So nahm man wieder Platz.

Boncoeur hatte rastlos des Grafen Glas zu füllen. Er wollte sich Lethe, Lethe! trinken. Ach, Lethe war es nicht, was er sich trank, nur sinnverwirrende Betäubung. Nicht minder qualvoll waren die Stunden für Alfred. Doch die andern trog auch seine Maske. Graf Ottokar machte immer wildere Scherze, daß Lili roth ward und die Creolin zum Fächer griff. Aber die Furien, die ihn über die blendende Tafel herüber angrinsten, lachten ihm höhnisch ins Gesicht, als wüßten sie besser, wie es in seinem Innern reiße.

Und immer verschwenderischer ließ Veuve Cliquot den süßen Schaum ihrer feurigen Reben perlen. Der wortkarge Baron wagte nunmehr seiner Dame gegenüber die Frage bereits unzweideutig zu berühren, die sein Herz wie seine Sinne bewegte: ob sie sich eventuell dazu entschließen würde, die eigenartigen Palmen von Veracruz mit den zwar anders gearteten, aber nicht minder eigenartigen Buchen seiner pommerschen Heimat zu vertauschen? Er sprach in kühnen Ideenverknüpfungen von den berliner Hofbällen und Gesandtschaftsfesten, von den 70er Reitergefechten und den Hubertusjagden. Und bereits auf dem Heimwege vom Hôtel des Bains, der endlich gegen zwei Uhr morgens bei hellem Mondschein in lauwarmer Südluft angetreten wurde, soll ihm der erste Kuß ihrer dunkelrothen Lippen die Antwort gegeben haben. Lili wenigstens hat es nachmals so behauptet. Und so sprießen aus dem Grabe, in das ein Menschenglück versinkt, neue Blüten der Weltlust und Liebeswonne, und die Thränen der einen Braut fallen als frischer Thau auf die Myrten der andern.

Während der Graf die letzten Gäste an die Treppe begleitete, sah Alfred starren Blickes in die flackernden Lichter, die über die verrauschte Tafelherrlichkeit ein hämisch-züngelndes Licht warfen. Sie gemahnten ihn der Kerzen und Ampeln, die fahl und gespenstisch vor der Flammenschrift des Mene mene tekel upharsin erblichen in der von Cymbeln und Becherschall erdröhnenden Königsburg; sie gemahnten ihn der Lampen auf Macbeth's Königstafel, wie sie erblaßten, als Banquo's Geist erschien.

Und jetzt trat der Graf wieder herein in den Saal. „O Alfred!“ brach er stöhnend zusammen, „ich bin unerhört betrogen!“ Und er warf den Ring, der aus Eleonorens Medaillon gesprungen, vor sich hin, und die Lichter, die im Scheine der verglimmenden Kerzen aus dem Demant sprühten, zuck-

Digitized by Google

ten wie grelle Blitze durch sein fiebernde Hirn, und aus gedankenschnellen Schlüssen verdichtete sich ihm die Wahrheit in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Wort für Wort zog ihm Alfred's Erzählung am Abend des Spanischen Festes durch den gemarterten Sinn, und bebend vor Schmerz und Grimm rief er aus:

„Eleonore war die Geliebte deines petersburger Freundes!"

Ja, da war kein Zweifel. Der Ring, den Alfred am Finger trug, und der Ring Eleonorens, der dort vor dem Grafen lag, waren die gleichen in der Gestalt der geringelten Schlange und der Form ihrer Schuppen, in der Glut ihrer Rubinenaugen und der strahlenden Pracht ihrer Demantkrone: diese Ringe standen in irgendwelchem geheimnißvollen Zusammenhange. Erschüttert verglich Alfred die einzelnen Aehnlichkeiten, und in rathlosem Schweigen sah er voll innigsten Antheils hernieder auf den Freund. Da fuhr dieser plötzlich hohnlachend empor: „Hahaha! Die künftige Gräfin Turek die Geliebte eines französischen Offiziers! Das war dein Genesungstrank, Quelle Bonnevie?"

Es klopfte an die Thür. Marguérite übergab dem Doctor ein Billet ihrer Herrin. „Sie läßt mich inständigst bitten, hinüberzukommen, Ottokar — faß dich! Bald sehen wir klarer!"

Der Graf lachte gell auf: „O, lieber erblinden, als noch klarer sehen!"

Doch als Alfred gegangen war, da brach der stolze Mann auf dem Divan zusammen und schluchzte wie ein Kind.

8.

Eleonore lag in einem dunkeln regellosen Morgenkleide auf der Ottomane, als Alfred eintrat. Ihre Augen glühten wie im Fieber in dem weißen Gesicht. Die blonden langen Locken fielen entfesselt hernieder auf Nacken und Schulter, und ihr schönes Haupt ruhte müde auf dem marmorgleichen Arme. Sie winkte ihm, Platz zu nehmen, und fragte mit tonloser Stimme, doch indem sie ihm unerschrocken ins Auge sah:

„Sie kennen meine Geschichte?"

„Ich glaube, ja!" erwiderte er zögernd.

„Was wissen Sie?"

„Ich glaube — alles!"

„Alles?"

„Der Marquis von Villette —", begann er.

Sie zuckte zusammen.

„Der Marquis von Villette", fuhr er fort, „zog auf dem Todtenbette den Ring vom Finger, den Sie an dem meinen sehen. «Sie zählen zu meinen Liebsten auf der Welt», sagte er dabei mit brechender Stimme, «so tragen Sie diesen Stein mir zum Gedächtnisse — einst schmückte er das Diadem meiner Mutter mit zwei andern, die ihm gleichen. Ich habe früh die drei in gleiche Ringform fassen lassen; den zweiten trägt mein Bruder in Marseille, und mit dem dritten schwor ich der Geliebten mich zu eigen, für deren Ehre ich sterbe.»"

„O Gott — so waren Sie ihm nahe in seiner letzten Noth? Und nannte er meinen Namen?"

Er zögerte. Dann sprach er: „Es war nicht der, den Sie tragen."

„Der Name, den ich in Petersburg trug, war ein angenommener — mein Theatername. Den ich heute trage, er ist der Name meines Vaters. Was wissen Sie weiter? Sie sagten, Sie wüßten alles."

Wieder zögerte er. Dann sagte er langsam: „Ich wurde der Vormund Ihres Kindes."

„Meines Kindes?" schrie sie auf. „Man sagte mir, es sei todt!"

„Es ist todt — seit gestern Abend.

Digitized by Google

Ich selbst habe ihm die Augen zugedrückt und kam von seinem Todtenbette zu Ihrem — Verlobungsfeste. Wer konnte ahnen, daß die unseligen Ringe so nahe Bezüge zwischen ihm und Ihnen — verrathen würden?"

Sie überhörte die eisige Betonung dieses Wortes und jammerte: „O heilige Mutter — so hat es gelebt — und ganz in meiner Nähe — Sie kamen von Lausanne?"

„Bis zum April war die Kleine in Petersburg verblieben. Dann siedelten ihre Pflegeältern nach Lausanne über."

„O, warum hat man mir das verschwiegen — es wäre alles, alles anders geworden", schluchzte sie auf.

„Ja", sagte der Doctor und seufzte, „es wäre alles anders geworden. Doch es war verhängt, daß das Kind dem Busen der Mutter enthoben werde. Sie waren todkrank, als man die Kleine von Ihnen nahm, und der Vater starb zu früh, um ihr und seiner Mutter seinen edeln Namen zum Erbe zu hinterlassen, wie es sein Wille war."

„O, daß Sie dies wissen!" klang es wie inniger Jubel durch den Schmerz des unglücklichen Weibes. „Daß Sie es wissen, daß er mich zu seiner Gemahlin machen wollte!"

„Ich weiß es."

„Doch warum — o mein Gott! — warum hat man mich nicht gesucht, nicht der armen Waise die Mutter gesucht?"

„Ihr Name blieb verschollen. Die Einkünfte Ihrer Güter in der Provence, die Ihnen der Marquis vermacht hatte, gelangten durch verschiedene Hände in die Ihrigen; unter welcher letzten Adresse seitens Ihres mailänder Anwalts, konnte ich niemals ermitteln. So sagte mir nicht eine nur traumhafte Ahnung, als ich der Braut des Grafen Turek vorgestellt wurde, daß ich vor der — Geliebten des Marquis von Villette stand, bis Ihr gestriger Aufschrei das Dunkel vor meinen Augen — und denen des Grafen zerriß. Denn frühere, wenn auch noch so zurückhaltende Mittheilungen über meine lausanner Vaterpflichten haben ihm keinen Zweifel gelassen, daß die Verwandtschaft unserer verhängnißvollen Ringe nach Petersburg führt."

Sie richtete sich in tödlich getroffenem Stolze auf und sah ihn mit flammenden Augen verächtlich an: „Und glauben Sie, daß ich Graf Ottokar betrügen wollte?"

„Ich nehme es an", sagte er kalt, „da Sie bis zur gestrigen, ohne mein Wissen und Wollen herbeigeführten Katastrophe geschwiegen haben."

Sie fuhr zusammen, als habe sie eine Otter gestochen. Dann weinte sie auf: „O, auch das noch! Auch das noch!"

Sie sah ihm wieder mit all ihrer imponirenden Hoheit ins Auge und sagte:

„Wissen Sie, daß der Graf ohne mein Jawort elend geblieben wäre sein Leben lang? Und", fügte sie hinzu mit wieder von Schluchzen erstickter Stimme, „in der Stunde, da ich reden wollte, schlossen seine Küsse mir die Lippen zu."

Sie barg ihr Antlitz laut weinend in ihren Händen. Er schwieg. O wie schön war sie selbst in diesem grausamsten Augenblicke ihres Lebens. Ja, namenlos mußte das Unglück sein, dies Weib zu lieben, ohne es zu besitzen; dies Weib zu lieben und entsagen zu müssen!

Endlich faßte sie sich. „Ihren Freund — den Grafen", sagte sie mit tonloser Stimme, „sehe ich nicht wieder! Gehen Sie zu ihm, sobald Sie mich verlassen, und sagen Sie ihm alles, was Sie von mir hören werden; alles — ich bitte Sie darum!"

Sie rang nach Worten und kämpfte

Digitized by Google

mit ihrem Schmerze in heldenmüthiger Kraft. Dann begann sie, das Auge auf den Boden geheftet:

„Mein Vater, ein toscanischer Marchese, war Kammerherr eines deutschen Fürsten, meine Mutter die vormalige Primadonna der Hofoper der kleinen Residenz. Beide Aeltern habe ich früh verloren. Die Sangeskunst meiner Mutter war das einzige Erbe, das mir blieb, und dies Talent wurde die Grundlage meiner Existenz, nachdem es durch die Gnade des Fürsten in Italien ausgebildet worden war. Mit hohem Gehalte ward ich, kaum siebzehn Jahre alt, an der petersburger Oper angestellt. Der glänzende, herzgewinnende Cavalier, der in dem Marquis von Villette so früh aus einem glückverklärten Leben schied, ward meine erste und blieb meine einzige Liebe, bis ich den Grafen sah.

„Ach, er war so lieb und so sanft, der junge Marquis! Was fragte ich nach Zukunft und dem Kranze der Tugend! Ich hielt es für selbstverständlich, so gänzlich ihm zu gehören mit Leib und Seele, wie er der meine war mit all dem Blütenglanze seiner Jugend, mit all seinen irdischen Schätzen und dem Reichthume seiner Liebe! Der Zaubergarten der Freude und des Entzückens, der mich umfing, wenn ich in seinen Armen ruhte, war so feenhaft und morgenschön, daß mein Kinderauge seinen goldenen Schleier nie durchdrang und meinem Kinderherzen nie ein Ahnen kam, daß jenseit seiner Grenzen eine Welt sei voll Verzweiflung und kalten Hohnes und erbarmungsloser Vergeltung der leichtherzigen, selbstvergessenen Wonnen, die mir an seinem Munde lachten. Doch lassen wir die Augenblicke dieses jähen Erwachens aus den Armen einer seligen Schuld zu furchtbarer Sühne — lassen wir die fürchterlichen Stunden unter dem Schleier!

„Am Vorabende des Duells übergab mir der Marquis jene Documente, deren beglaubigte Copien Sie selbst und seine Familie empfingen; jene Documente, welche mir, die ihm das Liebste war auf Erden und ihm mehr geopfert hatte als die andern Menschen alle — seine Güter hinterließen. Als er am andern Tage nicht erschien, noch am hohen Mittage nicht erschien, und das furchtbare Schreckbild der Möglichkeit seines Falles jammervolle Gewißheit wurde, da war ich in meiner Verzweiflung bereit, dem liebsten Freunde meines Lebens zu folgen, und der Becher mit dem Gifte zitterte nicht in meiner Hand, als ich ihn zu den Lippen hob; aber man riß ihn mir fort — und so ließ ich es geschehen — und seine Todtenhand mahnte aus dem Grabe mich, die Mutter, seiner Tochter zu gedenken, die dort mit engelhaftem Lächeln in der Wiege schlief.

„So blieb ich am Leben um des Kindes willen, und als ich nach Tagen der Bewußtlosigkeit, in denen meine gebrochene Natur mit dem Tode rang, erwachte — war die Kleine verschwunden. Man sagte mir, sie sei ihrem Vater gefolgt zu den Sternen. Das Opfer, das ich gebracht, war umsonst gewesen.

„Fangen Sie an, an mich zu glauben, Herr Doctor?" fragte sie mit schneidendem Tone.

„Ich folge Ihnen mit allem Mitgefühl, Signora", sagte der Dichter.

Und sie fuhr fort: „Ich verließ die Breter, in deren Lampenscheine mein trugvolles Glück mir aufgegangen war. Es ließ mich nicht länger unter dem grauen Himmel, der meine Gräber bedeckte. Ich mußte fort — weit fort aus den Sphären, die sein Lächeln mir vergoldet hatte, und ich flüchtete hinunter zu den Blumen des Südens. Ach,

Digitized by Google

der Körper, der jugendkräftige, blühte wieder auf mit seinen verhängnißvollen Reizen, doch mein Herz blieb welk, ein Kirchhof verklungenen Glücks.

„Da sah ich unter den Rosen von Meran ihn zum ersten male, und meine langsam genesende Seele entzündete sich von neuem an dem leidenschaftlichen Liebesgeflüster des ritterlichen Mannes. Ich sah es mir wieder verheißungsvoll entgegenwinken, das gleißende Phantom der Lieb' und Lust und all der süßesten, irdischen Seligkeit. Doch ich entfloh, um ihn nicht — betrügen zu müssen!

„Das ist meine Geschichte. Von da ab kennen Sie sie selbst. Er ist mir gefolgt von Ort zu Ort. Wie ein gehetztes Wild hat er mich vertrieben aus den ländlichen Hütten und den Palästen der Großstädte. Endlich ermatteten dem wunden Vogel die Flügel. Ich blieb. Und der tückische Zauber ergoß sich wieder um Herz und Sinn; unwiderstehlich zog es mich in seine Nähe und immer fester umschloß mich der arge, allgewaltige Bann. Und als ich reden wollte — ich habe es Ihnen gesagt — da war es zu spät, und ich vergaß das enthüllende Wort im Rausche seines Kusses, und wenn ich es gesprochen hätte, so hätte ich sein Glück gebrochen. Ich liebte ihn zu heiß, um ihn so tödlich zu verwunden. Nennen Sie mein Schweigen Schuld! Vielleicht thun Sie es mit Grund! Aber dann — dann habe ich sie gesühnt — ich denke, schwer und bitter genug — mit dem Opfer meiner zweiten heißen Liebe!

„Nun sind die Sterne meines Himmels wieder erloschen und meine Rosen sind wieder entblättert. Die Glut meines Herzens ist zusammengesunken, und wieder ist es friedhofstill geworden in meiner Seele, und des Grames ewige Lampe ist das einzige Licht, das trüb auf ihren Trümmern brennt.

„Nun gehen Sie hinüber zu ihm und bitten Sie ihn flehentlich in meinem Namen: er möge mir vergeben!

„Er möge der Sünderin vergeben, die ihn betrog im Kranze erlogener Unschuld, weil sie ihn zu innig liebte, den herrlichen, ach, nun wieder so friedlosen Mann, der bei allem Adel und Reichthume seiner Natur so unsäglich arm und mitleidswerth ist!

„Sagen Sie ihm, er möge den Nattern der Verachtung, die gegen die Betrügerin sein Herz entflammen werden, den Kopf zertreten: so weit ließe ich ihn seiner Schwüre mahnen!

„Sagen Sie ihm, ich würde für ihn beten. Ich würde beten, daß ein guter Genius ihn dennoch in den stillen Port des Friedens führen möge, daß er ihm vergönnen möge, am unentweihten Altar einer kindesreinen Unschuld jenes Glück wiederzufinden, das ihm auf dem morschen Grunde der Vergangenheit einer — Gefallenen zusammensank.

„Und nun — leben Sie wohl! Bald bin ich fern von hier."

Und von neuem brach sie in heiße Thränen aus: „Bald bin ich fern von der Quelle Bonnevie — o, sie ist für mich verschüttet nun und ewiglich! Gott erbarme sich meines jungen Lebens!"

Er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen.

„Gott sei mit Ihnen, Signora", sagte er tief ergriffen mit bewegter Stimme, „und die frommsten Wünsche meines Herzens ziehen mit Ihnen. So oft ich Ihrer gedenken werde, Signora, wird es nur mit den Gefühlen tiefsten Mitgefühls und inniger — Bewunderung geschehen."

Er ging und schloß leise die Thür.

9.

Lange hatte Graf Ottokar dem Freunde zugehört, den Kopf auf beide

Digitized by Google

Hände gestützt. Kein Laut war über seine Lippen gekommen, nur die Todtenblässe seines schmalen Gesichts und das unstete Flackern seines Auges verriethen den Kampf der Empfindungen, die in ihm wühlten.

Jetzt war der Freund zu Ende.

Ach, er hatte nicht zu dichten brauchen, um die thränenreiche Geschichte zu Thränen rührend zu gestalten; es hatte keiner Kunst des Wortes bedurft, um dem Herzensjammer der Unglücklichen einen Ausdruck zu leihen, wie er in fühlenden Herzen Nachklang finden mußte mit schmerzlicher, mitleidsinniger Gewalt.

Schweigend hatte der Graf dort gesessen, während der Freund die tragischen Geschicke der Ringe und der Dame ihm enthüllte. Die Dämonen der Nacht hatten ihm ja ähnliches ins Ohr geraunt, als er draußen im Walde umherirrte, tausend Qualen des Argwohns in der Brust. Nun waren seine martervollen Schlüsse nur zu bittere Wahrheit geworden.

Sehr bald, nachdem der Dichter seine Erzählung begonnen, hatte er seinen Verlobungsring vom Finger gezogen und mit dem Demant Eleonorens, der vor ihm funkelte wie die Augen boshafter Schadenfreude, in ein Schmuckfutteral verschlossen.

Dann hörte er weiter zu, wie ein schwerverwundeter Krieger ohne Schmerzenslaut der Amputation seines rechten Armes zuschaut, den die Kugel zerschmetterte, um ihm für immer seinen Stolz und seine Lust, das gute schlachtenfrohe Schwert, zu entwinden.

Jetzt erhob sich der Graf und trat in die Fensternische. Die Morgennebel waren zerflattert. Ein kaltes helles Licht lag über der grauen, einförmigen Fläche des Sees, und drüben am schweizer Gestade glitzerten die Villen und Schlösser Lausannes und lachten herüber im Scheine der aufgegangenen Sonne, als spotteten sie des Glückes, das hier in Asche gesunken.

Es war ein furchtbares Schweigen, das im Zimmer herrschte. Dann wandte sich der Graf zu dem Freunde und sagte: „Habe Dank! Aus deinem Munde das Unerträgliche zu hören hat mir die Kraft gegeben, es zu tragen.“ Dann brach er in ein böses, gelles Lachen aus.

„So muß denn der Fliegende Holländer“, rief er, „allerdings wieder an Bord! Da hilft kein Widerstreben! Seine fromme Senta hatte leider mehr verheißen, als sie halten konnte! — Je nun“, lachte er wieder bitter-wild, „da die Heiligkeit seiner Elisabeth so schnöde versagte, so bleibt für Tanhäuser allerdings nichts anderes übrig als zurückzukehren zu den Geigen und nackten Schönen im Venusberg! Hahaha! «Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen», rief Lessing am Sarge seiner Frau — mir aber ist es noch schlimmer bekommen! Er hatte sein Glück wenigstens genossen, und das Weib, das er in die Arme schloß, war ein ehrliches Weib — aber die Rosen, auf denen ich zu schlummern dachte, verwandelten sich in Skorpione!“

Er klingelte. Als Boncoeur hereintrat, zeigte er auf das Futteral auf dem Tische und befahl in kurzem Tone:

„Dies hinüber zu Fräulein von Stefanelli!“

„Ohne Lebewohl?“ fragte Alfred, aufs tiefste erschrocken. „Solch ein Finale? Besinne dich, Ottokar!“

„Sans adieu!“ antwortete der Graf und herrschte dem Mohren zu: „Allez!“ Dann lachte er wieder sein furchtbares Lachen: „Meinst du, es solle das Finale mit einem Hosianna auf die Conceptio immaculata schließen?“

Der Dichter fand keine Worte die-

Digitized by Google

sem furchtbaren Schmerze, dieser grausamen Bitterkeit gegenüber, und beide Freunde schwiegen noch immer, als der Mohr meldete, des Fräuleins Zofe habe den Gegenstand in Empfang genommen. Dann schloß er wieder die Thür, der Arme; auch sein bescheidenes Luftschloß am schlesischen Waldteiche, in das er Marguérite als Försterin heimzuführen gedachte, war kläglich zusammengebrochen.

Ottokar ging auf und ab in dem Saale. Dann blieb er vor Alfred stehen und legte seine beiden Arme auf dessen Schultern und sagte mit einer Mischung hohnvoller Lustigkeit und trauriger Resignation: „Nun, und wir, Bruderherz?"

„Frage nicht nach mir", sagte der Dichter, „aber du — und sie?"

„Nichts mehr von ihr, Alfred", versetzte finster der Graf, „nichts mehr von ihr! Sie ist todt — todt wie ein Sargnagel, sagt der Engländer. Ein famoser Ausdruck von schöner Bildlichkeit für meinen Fall — meinst du nicht auch? Ja, da ist kein Zweifel. Sie ist todt, todt für mich wie ein Sargnagel! Es ist schade, denn unsere Vergangenheit paßte gut zueinander, und sie war schön, wie nur immer ein Stern, der fiel. Aber du siehst, Sterne und Engel fallen! Solches ist der Sterne und Engel Los! Und ich? ich — ich sagte es ja schon — gehe wieder an Bord und treibe hinaus in das wilde kalte Meer, wo zwar immer neue Küsse und die Wellen toller Freuden rauschen, aber keine Liebe die Furchen der Oede und Leere des Herzens glättet und Lethe credenzt! Hinunter wieder zu den Nymphen des Venusberges oder vielleicht diesmal hinauf zu den Eskimos, wo keine Sirenen trillern, weil dort das Wasser friert. Wohin? Es ist gleichviel am Ende! Aber jedenfalls geht es weit, weit fort von der keuschen Quelle Bonnevie!"

Den Dichter schauderte vor der wilden Rauheit und der schneidenden Kälte dieses Schmerzes und dieses Hohnes.

„O, daß dir neue Rosen blühen möchten!" sagte er.

„Um wieder bei der ersten Berührung zu zerstieben in tausend verdorrte Blätter? Ich komme mir vor wie jener höllische Geist, vor dessen Hauche sich Tugend in Laster verwandelt und Ehre in Schande! Euere Blumen sind wurmstichig und trügerisch und unter euern tugendsamen Laubengängen lauern hämische Ottern, und statt eurer schamhaft geschnürten verschleierten Schande lobe ich mir das Laster mit offener Stirne und bloßer Brust!"

„Und spricht kein Wort der Entschuldigung in deinem Herzen für die Unglückliche? Keine Stimme der Vergebung, um welche sie dich bittet?"

„Keine!" rief mit scharfem Tone der Graf. „Gott sei Dank, keine! Denn sonst könnte ich nicht athmen!"

„Lebe wohl, Ottokar!"

Der Graf war betroffen. „Wohin willst du gehen?"

„Fort — in die Heimat! Ich stehe machtlos gegen ihr Leid, machtlos gegen deine Härte. Ich, Ottokar, habe ihr verziehen. Die Schmach, die du ihr angethan in der Stunde ihres schwersten Kummers, verzeihe Gott deinem verbitterten Gemüth — aber mir vergönne, daß ich nicht länger Zeuge bleibe, wie unbarmherzig dein wilder Hohn sie beschimpft."

„Willst du ihr absolvirende Hymnen singen, die deinen Freund so schnöde hinterging?"

„Das hat sie nicht gethan", vertheidigte eifrig der andere. „Du thust ihr schweres Unrecht. Sprach sie dir nie

Digitized by Google

von ihrer Vergangenheit? Ihre Geschichte schwebte ihr auf den Lippen, als dein leidenschaftliches Kosen ihr zu reden unmöglich machte."

„Um so besser", höhnte wieder der Graf, „so blieb ein delicates Geheimniß in der Maske vor dem reinen Lichte der Sterne. Leider Gottes war es nur scheintodt."

„Dein Hohn schneidet mir in die Seele, sprich nicht so weiter", sagte der Dichter, „er beleidigt eine Dame, die ohne die Unglückskugel, die ihren Geliebten niederstreckte, heute Marquise von Villette wäre."

„Was erzählst du mir die schale Geschichte noch einmal? Ich glaube euch alles, dir und ihr — aber nun laß die Todten in ihren Gräbern — sie und ihn und meine erloschene Liebe."

„Liebe?" fragte der Dichter. „Ach, Ottokar, wie lehrst du mich zweifeln, ob die Empfindungen, welche dich mit ihr verbanden, des Namens «Liebe» würdig waren! Die Liebe ist mächtiger, als daß sie nicht verziehe dem so schwer gesühnten Fehltritte einer kindlich-liebenden Mädchenseele!"

„Wirklich? Wie sprichst du so warm und antheilinnig für diesen zerrissenen Mädchenkranz! Laß uns die Sache kurz machen; die Dialektik, mit welcher du sofort gegen die «Rigorosität meines Ehrbegriffs» zu Felde ziehen möchtest — ich will sie dir sparen! Sieh, Alfred, ich weiß alles, was du mir sagen würdest. Du wirst mich sofort an meine eigenen Liebesromane erinnern, wirst mich fragen, ob ich, gerade ich ein Recht habe, den «ersten Stein» auf sie zu werfen, und wirst mir Mädchen genug, am Ende auch Frauennamen nennen, die zu hören mir mindestens nicht genußreich wäre.

„Aber sieh, das ist hier gar nicht die Frage. Es handelt sich in erster Linie um den Namen, den in Ehren und stolzer Unantastbarkeit meine Mutter und meine Schwester trugen; es handelt sich um die Hochachtung, die der Offizier den Frauen seiner Kameraden und den Damen seines Königshauses schuldig ist. Bist du damit einverstanden?

„Sieh, nun erst komme ich selbst in Frage. So laß dir sagen: Die schöne Gestalt, der meine Liebe galt, an der zu zweifeln du nicht das leiseste Recht hast, ist allerdings von dem hohen Sockel meiner Verehrung herabgestürzt, und mit dieser ist meine Liebe in tausend Scherben zersplittert. Es ist ein mächtiges Ding um den Nimbus, Alfred, meinst du nicht auch? Siehst du, theuerer Freund, dieser Nimbus ist für mich verflogen. Es ist schön, daß er für dich an Anziehungskraft in demselben Grade gewonnen zu haben scheint, das ist wenigstens christlich, und ich habe durchaus nichts dagegen und in jedem Falle" — und wieder klang sein bitteres, diabolisches Lachen — „vivat sequens! oder vivant sequentes! Die Tureks aber, bester Alfred, sind es nicht gewohnt, ihre Bräute aus — zweiten Händen zu empfangen! — Ist dir nun alles hübsch klar und verständlich geworden?"

Und wieder schauderte Alfred vor dem furchtbaren Hohne und den grausamen Folgerungen dieser Denkungsart, an deren kalter Unerbittlichkeit jedes versöhnliche Wort scheitern mußte. Hier allerdings war all seine Gelehrsamkeit zu Ende.

„So!" sagte ruhig der Graf, „nun ist alles plan — und nun können wir die Anker lichten und wieder die Segel hissen!"

Er klingelte, und Boncoeur trat ein.

„Ich reise mit dem nächsten Dampfer ab nach Genf und erwarte dich heute

Digitized by Google

Abend mit dem Gepäck. Bring' die Pistolen in Ordnung und laß die Säbel schärfen. Und komm mir nicht wieder unter die Augen mit diesem sträflich muffigen Gesicht — das laß Marguériten zum Andenken hier!"

Der Mohr verschwand.

„Mein Freund Alexander von Bulgarien", fuhr er jetzt mit ruhiger Gelassenheit fort, „braucht Offiziere. Ich habe ihn überlang warten lassen und hatte seinen Ruf fast überhört unter Küssen und Liebesgestammel und girrenden Liedern. Nun ist der Feind in sein Land gebrochen, und der alte Kamerad wird dem Fürsten willkommen sein.

„Grüße Deutschland, lieber Alfred", reichte er dem Freunde jetzt herzlich die Hand; „sei bedankt für deine Freundschaft und — lebe wohl!"

Hier sank er doch, von der Erregung überwältigt, die er so lange niedergerungen, an des Treuen Brust. „Lebe wohl, lieber Alfred", sagte er wieder, „eine schmerzliche Ahnung sagt mir: für immer! — Laß uns beide den kurzen Traum von der Quelle Bonnevie vergessen!"

„Lebe wohl — lebe wohl, Ottokar!" flüsterte der Freund. Dann riß der Graf sich los, und eine Stunde darauf verließ der Dichter das Haus.

Er kam vorüber an der Quelle. Ja, sie hatte getrogen! Die holden Träume, die sie umspielt, waren zerflattert, mit ihnen die heitern novellistischen Ideen und bunten Gestalten, die er unter ihrem Namen zu lieblichen poetischen Reigen hatte verdichten und vereinen wollen. Er floh hinab. Und er kam vorüber am Casinogarten und wollte weiter eilen nach dem Landungsplatze, als ihm eine helle Mädchenstimme nachrief:

„Herr Doctor, Herr Doctor, wohin?"

„Ah, Fräulein Lili! wie schön, daß ich Ihnen noch Lebewohl sagen kann!"

„Sie wollen doch nicht gar ausreißen?"

„Drängende Depeschen rufen mich nach Berlin, Fräulein Lili, ich muß eilen, grüßen Sie Sennora Ines und den Baron; ich freue mich, Sie alle bald wiederzusehen in Berlin. Und hüten Sie sich vor allem vor den Brunnennixen! Addio!"

„Nun, der Schlimmste verschwindet, Gott sei Dank, mit Ihnen von der Bildfläche!"

„Um wie vielmehr Grund für mich, zu eilen. Also auf Wiedersehen in Berlin!"

„Ich habe keine Sehnsucht danach!" rief sie ihm noch neckisch nach.

Der Doctor eilte weiter, denn der genfer Dampfer, der mächtige „Montblanc", zeigte sich bereits in bedrohlicher Nähe.

In Ouchy angekommen, wandelte er hinauf nach Lausanne. Das Laub war dunkler geworden und die Schwalben übten die Scharen ihrer Jungen zur Reise nach dem fernen Tropenlande. Hier und dort fiel schon ein welkes Blatt vom Baume, ehe der Herbst noch gekommen.

Es war ihm unsäglich weh ums Herz. Der Abschied, den er in Evian genommen, lag mit all der Schwere seines Kummers auf seinem weichen Gemüth. Er gedachte des Freundes, der wieder hinauszog auf die hohe See eines stürmischen Lebens, in Kampf und Krieg, vielleicht in den Tod. Er gedachte des bezaubernden Weibes und ihrer Thränen. Beide waren so reiche Naturen, und dennoch beide so arm. Es zog ihn zurück mit unerklärlicher Sehnsucht. Er machte sich peinvolle Vorwürfe, daß er nicht innigere Worte des Trostes und der Versöhnung gefunden für ihn und für sie.

Nun war es zu spät. Er hatte es

Digitized by Google

aufgegeben mit schnellem Entschlusse, zu helfen und retten zu wollen, wo nichts zu helfen und zu retten blieb. Deshalb war er abgereist, um die Fäden am Ende nicht mehr zu verwirren. Ach, sie waren ja nicht verwirrt, sie waren zerrissen! Der Graf war ein eiserner Charakter in allen Dingen, die dem starren Idol seines Ehrbegriffs galten. Und sie? Die Schmach, die er ihr angethan, deren Abschiedsgruß so flehend, so rührend gelautet hatte, die Schmach, als er ihr durch Dienerhand das Pfand ihrer Treue zurückbringen ließ, ihr weiblicher Stolz konnte sie niemals verwinden. Marguérite hatte ihm erzählt, sie sei zusammengebrochen ohne Wort, ohne Laut, als sie die Ringe zurückempfing, als sei ihr das Herz gesprungen.

Nein, da war aller Trost umsonst.

Und doch — o wäre er ihr nahe! Könnte er ihr zuflüstern, wie viel ihr geblieben in der Gewalt ihrer seelenvollen Kunst und der Macht ihrer Reize; könnte er sie trösten, wie schwer und bitter sie den Fehltritt ihrer unerfahrenen kindlichen Jugend gesühnt habe mit tausend Thränen der Reue und unsäglichem Herzeleid; könnte er ihr sagen mit herzinniger Theilnahme, wie er ihr verziehen habe von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe. Doch er erschrak vor sich selbst — was war dem schönen, stolzen Weibe denn er?

10.

Nun war das Kind zur Erde bestattet. Kein Vater, keine Mutter, fremde Leute hatten ihm die letzte Ruhestatt seiner kurzen Pilgerfahrt gesucht, droben auf dem Gottesacker hinter dem Bundesgerichtshofe. Da lag der kleine Hügel so still, so kalt, und wer wird nahen, seines Rasens zu warten und ihn mit Blumen zu bestreuen? Nur der Fremdenpalast von Evian, am fernen savoyischen Ufer, sah düster herüber aus den hohlen, finstern Fensteraugen der Zimmer, in welchen die Mutter über der Urne ihres Glücks auch um die kleine verlassene Waise, die sie hier bestattet hatten, Thränen herzbrechenden Kummers weinte.

Der Dichter verschob — er verstand selbst kaum warum — seine Abreise von Stunde zu Stunde. Immer wieder wandelte er auf und ab auf der Terrasse vor dem Bundesgerichte unter den im Herbstwinde rauschenden Bäumen und sah hinüber nach Evian.

Warum zog es ihn so geheimnißvoll zurück? Endlich entschloß er sich, mit dem nächsten Frühzuge über Basel heimzureisen. So ging er in der Abendstunde nochmals hinaus an das kleine Grab. Es lag am Ende des Kirchhofs, am südlichen Rande, wo der Abhang steil hinunterfällt nach der Genfer Eisenbahn. Schon raschelten in den Zweigen welke Blätter, und graue Dünste stiegen empor aus dem See. Matt schien der Abendstern aus dunkelm Wolkenflor, und die Mondessichel stand kaum sichtbar über Evian. Naß und kalt wehte der Wind über den Friedhof und gespenstisch bewegten sich Sträucher und Büsche, wo es wie Klagelaute seufzte, und nur in dem dunkeln Grün der düstern Cypressen, die kein Herbst entfärbt .nnd kein Frühling schmückt, die immer gleich und immer umfangen wie von ewigem, kummerschwerem Traume über den Gräbern trauern, war es geisterstill wie die Leichensteine und ihre verblichenen Lettern, und kein Lufthauch weckte die regungslosen Bäume aus ihrem Todesschweigen, die stummen Hüter versunkener Geschlechter.

Er näherte sich dem Grabe. Schon hob über dem kleinen Rasenhügel ein Engel aus leuchtendem Marmor die Hände zu ewigem Gebete, und jüngst

Digitized by Google

gepflanzter Epheu verschlang über dem frischen Grabe seine dunkeln Ranken, und dort, zu Füßen des Hügels, kniete eine schwarzverschleierte Dame. Jetzt schrak sie empor bei des Kommenden Schritten, und er erkannte in der hohen Gestalt die trauernde Mutter, die Schönheit von Evian.

Und es flog wie ein matter Schimmer herzinniger Freude und Dankbarkeit über das vergrämte, bleiche Gesicht, als sie dem Freunde in frohen Stunden wieder begegnete am Grabe ihres Kindes.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihre Andacht störe", sagte der Dichter. „Ich wollte nur ein letztes Lebewohl der Kleinen bringen. Ich will — ich muß nun abreisen."

„O haben Sie Dank, haben Sie innigen Dank!" rief die Dame. „Sie hatte auf der Welt niemand als Sie — ein gütiger Himmel hatte es gewollt, daß sie nicht so einsam und schutzlos durchs Leben gehen sollte, als über mich es verhängt war, seit meine Aeltern starben. Wie gut, wie freundlich Sie sind! Man hat schon Epheu gepflanzt, und der liebliche Engel, der segnend seine Hände über den einsamen Hügel breitet, auch diesen Wächter berief Ihre Freundlichkeit, Ihre Treue. Haben Sie Dank für diese Treue bis ans Grab!"

„Ich bitte um Vergebung, Signora, daß ich meine Rechte so weit auszudehnen mir erlaubte."

„Und nun lebe wohl, mein Kind!" wandte sie sich wieder zu dem kleinen Hügel zurück. „Schlummere in Frieden in deinem kühlen Bett am Genfersee! Schon hat dein Vater dich willkommen geheißen über den ewigen Sternen, und deine Mutter — deine Mutter wird bald bei dir sein. Lebe wohl, mein Kind, und schlummere sanft!" Sie kehrte sich ab, wankenden Schrittes. Dann sagte sie: „So — nun lassen Sie uns gehen!"

Er bot ihr den Arm. Bald lag der Friedhof hinter ihnen. Sie ward allmählich Herrin ihrer Thränen.

„Und nun, Signora, wenn ich die Frage wagen darf — wohin gedenken Sie nun Ihre Schritte zu lenken?"

„Weit, weit hinweg, Herr Doctor, in vereinsamte Berge, in gemiedene Thäler, aber solche, wo die Sonne scheint und der Vogel singt. Ihr nordischer Herbst mit seinen raschelnden Blättern und seinem kalten Reife war mir immer zu Leide. Dort, wo ich sterbe, sollen Blumen um mich blühen."

Er sah in ihr leidverklärtes Marien-Angesicht. Ja, auf diesen gramumflorten Zügen hatte sich die Schuld zu Unschuld verklärt, und auf dieser Stirn thronte ein Etwas, das zu Ehrfurcht zwang und von Prüfungen redete, die bezahlt wurden mit dem Blute des Herzens. In diesen Zügen stand nichts von Sterben geschrieben; es war vielmehr, als ob ein geläutertes Leben unter dem Schnee dieser Wangen nach dem Lichte ringe. Und mit tausend feinen Fäden inniger Theilnahme umspann es die Seele des Dichters.

Wie glich das schöne, hoheitvolle Weib an seinem Arme so ganz jenem Bilde des Leides, jener wunderbaren Marmorgestalt in der Kirche Dei Frari zu Venedig, die trauernd vor Canova's Grabgewölbe steht. Er gedachte der Härte Ottokar's mit in Abscheu und Empörung verwandelten Gefühlen. Er suchte nach Worten. Hatte er nicht heilige Rechte, zwiefache, dreifache Rechte, aus dem Mitleid seines Innern der Dame zum Troste zu spenden, so viel er vermochte? Ja, hatte er nicht diese Pflicht gegen sie? Und er redete Worte des Trostes zu ihr, wie sie lindernd und erhebend nur aus dem Segensborne frommen, keuschen Mitgefühls fließen.

Er redete weiter, eindringlicher, trau-

Digitized by Google

licher, zärtlicher, mit aller Redekunst des empfindungstiefen Dichters. Und siehe, leise löste sich des starren Schmerzes eisiger Bann in dem linden Hauche seines Mitleids, aus welchem scheu die Knospe seiner — Liebe sich erhob. Und ein Schimmer neuen Lebens, neuen Hoffens erwachte auf den blassen Wangen und in den traurigen blauen Augen, und ihr Haupt umgab es wie der stille Glorienschein einer leidenden Madonna, aus deren Angesicht, trotz alles Wehes, himmlische Zuversicht und siegendes Vertrauen spricht.

„Und nun, Signora", sprach er weiter, selbst mit froherer Zuversichtlichkeit, „und nun noch Eins! Sei es dem Freunde Ihres Freundes und Ihres Kindes verziehen! — Die Einsamkeit ist es nicht auf die Dauer, die Ihre Wunden stillt. Sie bedürfen der heitern Nähe, des ermuthigenden Beistandes treuer Freundschaft. Wollen Sie mir vergönnen, daß ich sie Ihnen halte und bewahre hinaus über den kleinen Hügel, von dem wir kommen? Sie werden auf dem Wege aus dem zerstörten Irrgarten Ihres Glücks eines Geleitsmannes bedürfen, der Ihnen mindestens im Geiste nahe bleibt auch in der Ferne, eines Herzens, das, wenn auch in der Ferne, mit Ihnen leidet, mit Ihnen trauert, aber wol auch eines solchen, das die bösen Geister der Vergangenheit für immer aus Ihrer Nähe bannt. Sie dürfen, Sie sollen kein Gretchen sein, das da verzweifelt ruft: «Für mich bleibt nichts zu hoffen!» Unser Meister will nicht, daß verloren seien, die so unschuldsvoll gefehlt und so schwer gebüßt wie Sie. Deshalb, Signora, gestatten Sie mir auf dem Trümmerfelde Ihrer Vergangenheit die herzliche Bitte, daß ich Ihnen geistig nahe bleiben, daß ich Ihnen brieflich verbunden bleiben darf. O wollen auch Sie mir erwidern? Und wollen Sie mir vergönnen, daß ich Sie einmal aufsuchen darf in Ihrer Einsamkeit? — O sagen Sie Ja — o sagen Sie Ja in dieser Trennungsstunde, auf dieser Scheidelinie Ihrer Vergangenheit und Ihrer Zukunft!"

Sie hauchte nur: „Sie sind sehr — gut. Wollen Sie der Unglücklichen Ihr Mitleid, Ihre Freundschaft auch ferner nicht versagen, so wird Ihre Theilnahme der einzige Stern sein, der ihr geblieben in der Nacht, die Sie meine Zukunft nennen. Und nun — leben Sie wohl — da hält mein Wagen."

„Nun denn", rief er, „wo ein Sternlein lacht, da ist die Nacht doch nicht völlig Nacht — denn wo Sterne leuchten, da geht auch ein Morgenroth auf! — Leben Sie wohl, Signora! Wohl ist es finster ringsum, rings um uns Nacht, aber ziehen Sie ruhig hinaus in ihr Dunkel, seien Sie getrost: mein Segen und meine Gedanken ziehen mit Ihnen hier und überall, bis — o lassen Sie das holde Versprechen, die goldene Gewißheit mir zurück! — bis wir uns wiedersehen!"

Er half ihr in den Wagen. Noch einmal reichte sie ihm die Hand durchs Fenster und sagte leise: „Auf Wiedersehen!" und der Wagen rollte davon.

11.

Doctor Fels saß in seinem Studirzimmer in Berlin. Eine Anzahl Bücher lagen vor ihm, die er vor Monatsschluß noch recensiren sollte. Eine akademisch gespreizte Kunstgeschichte lag vor ihm, prunkend mit allerlei Paradoxen und dreist aufgebauschten Einfällen; ihr galt es, die anspruchsvollen Fittiche zu beschneiden und einer andern, einer auf Bestellung journalistisch hingesudelten und diebisch compilirten Literaturgeschichte den Hals zu brechen, denn die

Digitized by Google

Fahrstraße des Recensenten führt über Leichen durch Wüsten. Nur sparsam am Wege blühen Monatsrosen und immergrüne Sträucher. Nur auf einsamen Höhen winkt eine Palme, und in der literarischen Oede nimmt den Wanderer nur selten eine Oase auf, wo ihm freundliche Erquickung lächelt.

Die Dämmerung sank. Er legte die Feder beiseite. Seine Gedanken irrten hinweg von dem reizlosen Kapitel, das ihn stundenlang in Anspruch genommen hatte. Sie wanderten zurück in die Vergangenheit, zu dem Orangengebüsche der Quelle Bonnevie auf dem savoyischen Gelände. Aber da fanden sie keine Rast und irrten weiter hinunter nach dem bulgarischen Lager; da sah er den Freund an der Tafelrunde des Fürsten vor dampfendem Punsche, und er erzählte mit blitzenden Augen den bulgarischen Herren von seinem Adjutantenritte bei Mars-la-Tour. Und wieder sah er ihn einsam sitzen im schneebedeckten Zelte, über das verglimmende Feuer vor sich hinstarrend in die Oede seines Lebens. Und wieder flogen Alfred's Gedanken zurück in das Thal d'Abondance. Da sah er die schöne Creolin, umglänzt von dem Schmelze ihrer Perlen, den preußischen Reiteroffizier zu ihren Füßen fesselnd mit all der unentfliehbaren Kunst ihrer lachenden Koketterie, und drüben sah er Fräulein Lili in ihrem Taschenbuche blätternd und die Verse bewundernd, die jenen tragischen Ausgang nahmen hinab zu den Wassern des Sees. Sie beide hatte er oftmals wiedergesehen in Berlin, und Fräulein Lili begegnete ihm häufig Unter den Linden und in der Passage, bei Kroll und bei Kranzler, für dessen Baisers sie die alte Liebhaberei behalten hatte, ohne sie zu besingen; denn das Dichten hatte sie aufgegeben, statt dessen Doctor Ammon schnell versöhnt und ihn enger zu fesseln gewußt mit ihrem natürlichen Geplauder als mit der komischen Unnatur ihrer Verse und ihrer Märchen. Doctor Ammon ging längst bei dem Schulrath, ihrem Papa, als Hausfreund aus und ein und rühmte ganz besonders Fräulein Lili's wirthschaftliche Talente; und es gehörte nicht der Scharfsinn der Tante Seelmann dazu, um vorauszusehen, daß er sich der anmuthigen kleinen Kochkünstlerin noch viel enger und stetiger verbinden werde. Und auch der Creolin war er oftmals wieder begegnet, und ihren Roben und Zeltern wies der Chronist der vornehmen und vornehmsten berliner Welt bei allen Festberichten eine hervorragende Stelle an, und sie selbst fühlte sich, wie sie ihm erst neulich erzählt, als er sie mit ihrem Gemahl in einem Kunstladen getroffen hatte, sehr wohl inmitten der angenehm belebten Gesellschaft Berlins, und sie und er befragten ihn angelegentlich, ob er ihnen etwas von Eleonoren mittheilen könne. „Möchte gern etwas von unserer eigenartigen Freundin wieder einmal hören! Ganz eigenartiges Finale gewesen! Diese Verlobung in ganz eigenartigem Schweigen auseinandergefallen!“ sagte kopfschüttelnd der stattliche Rittmeister. „Wissen also auch nichts Näheres?“

Nein, er wußte auch nichts Näheres. Ihre Spuren waren seit jener Trennungsstunde in Lausanne für ihn völlig erloschen, völlig verweht. Das war sehr, sehr traurig. Und so saß der Dichter, versunken in wehmuthsvolle Erinnerungen, durch welche nur wie ferner, verhallender Glockenton ihre Abschiedsworte klangen: „Auf Wiedersehen!“

Es war dunkel geworden. Die Klingel des Flurs weckte den Dichter aus seinen Träumen, und er zündete die Lampe an, um sich wieder in seine Arbeit zu versenken. Da hörte er draußen Stimmen, und ein paar Secunden später

Digitized by Google

stand in seiner Thür Boncoeur mit Pietro, der mit lautem, jubelndem Bellen an Alfred emporsprang, dem alten Freunde von Evian.

„Boncoeur — du?“ rief der Dichter. „Und mit so traurigem Gesicht? O, du bringst schlimme Kunde!“

„Ja, Herr Doctor“, sagte der Mohr beklommen, „ich bringe Ihnen seinen letzten Gruß — und Pietro und mich selbst.“

Er zog einen Brief aus seinem Mantel und übergab ihn Alfred.

Hastig erbrach er den Umschlag und las Ottokar's letzte Zeilen:

„Der Arzt gibt keine Hoffnung. Die Kugel traf zum Tode. Ich muß davon.

„Ich bin hindurch — wie es in dem alten Liede heißt — ich bin hindurch.

„Bah! was ist verloren?

„Nimm meine Uhr zum Gedächtniß. Schlage sie dir glücklichere Stunden als mir. Meine Bibliothek in Turek fällt gleichfalls an dich. Sorge für Boncoeur und für Pietro.

„Ich kann nicht mehr — horch, wie sie plätschert und das Lied der Erlösung singt, die Source Bonnevie — — o endlich, endlich credenzt sie mir den Schlummertrank — der letzten Genesung — der Selbstvergessenheit — die wahre, die einzige Source Bonnevie — — die ewige Nacht. Ottokar.“

„Todt, todt, Boncoeur?“

„Eine verlorene Kugel, nachdem der Sieg schon entschieden war — an der Seite des Fürsten — in der Hand den blutigen Säbel — und seine Pistolen waren heiß — da stürzte er vom Rappen — und drei Stunden später war alles vorbei!“

„Armer Ottokar!“ — Und der Mohr übergab ihm die prachtvolle diamantenreiche Uhr mit der schweren Kette und den kostbaren Berloques. Noch hingen Tropfen geronnenen Blutes daran. In Alfred's Augen standen Thränen. Dann streichelte er den Kopf des schönen weißen Bernhardiners und sagte: „Nun Pietro, auch wir werden Freunde sein! Bleib nur immer mein gutes, braves Thier!“

Und der Hund schmiegte sich kosend an den neuen Herrn, als habe er seine Worte verstanden.

„Und du? Boncoeur?“

„Ja — und ich — Herr Doctor! Sie behalten Pietro, nun, und so behalten Sie auch Boncoeur! O bitte, Herr Doctor — schicken Sie mich nicht zu fremden Herren fort!“

„Ja, Boncoeur, fürs erste“, sagte der Dichter, „bleibst du natürlich bei mir; auf die Dauer wird man dann schon sehen, wo man dich unterbringt. Ich wäre, glaube ich, der erste deutsche Dichter, der sich einen Mohren hielte.“

Und so hatten Boncoeur und Pietro in dem Freunde des gefallenen Grafen fürs erste einen zweiten Herrn gefunden; aber ihre, Eleonorens, Spuren blieben noch immer verloren.

Eines Abends endlich klang wieder die Corridorklingel der vornehmen Junggesellenwohnung des Doctor Fels in Nummer 6 der Matthäikirchstraße. Pietro schlug an mit schallendem Gebell, und Boncoeur, der in der Bibliothek des Gelehrten aufgeräumt hatte, öffnete die Thür, wo ihm der Postbote eine umfangreiche niedrige Kiste übergab.

Er trug sie grinsend vor Freude hinein zu seinem Herrn, und seine lachenden Zähne blitzten bis an die schwarzen Ohren — es strömte ein so wunderbarer Duft aus dem fraglichen Gehäuse, und der Poststempel zeigte den Namen „Madeira“. Es sagten der treuen Seele hundert Instincte: die Kiste bedeute Gutes und Fröhliches für seinen Herrn.

Digitized by Google

Alfred öffnete hastig die geheimnißvolle Sendung — Blumen und Moos und seltsames Blätterwerk dufteten ihm entgegen, und als er es behutsam entfernte, sah ihn aus prachtvollem Rahmen in allem Farbenschmelze südländischer Malerkunst Eleonorens Bildniß an. Ein leiser, frischer Rosenhauch lag über den durchsichtigen Wangen, und ihre großen blauen Augen glänzten tief und schwermutssüß, und ein wunderbarer Ausdruck war über das mädchenhafte Antlitz ausgegossen, als wolle es erwachen aus schwerem, schmerzlichem Traume. Die Gewandung trauerte noch immer in düsterm Schwarz, und unter dem Kreuze auf ihrer Brust, die alle Reize voll und reich entfalteter Schönheit schmückten, schimmerte in mildem Glanze eine Passionsblume. Auf einem beigefügten Pergamentblatte aber standen in Eleonorens feiner Schrift die Worte geschrieben aus Jesus Sirach:

„Eines Menschen Barmherzigkeit geht allein über seinen Nächsten, aber Gottes Barmherzigkeit geht über alle Welt.“

Ein magischer Hauch floß Alfred entgegen aus den tropischen Blumen, in welchen das Bildniß ruhte. Die Blätter waren welk geworden, aber der Odem der todten Blüten hatte sich herübergerettet von dem fernen Eiland des Weltmeeres und umwehte und umlispelte ihn wie Grüße lieblicher Hoffnung. Stundenlang saß der Dichter versunken in den Anblick dieses Angesichts, und es senkte sich auf ihn hernieder mit unsichtbarer Weihe, und sein Auge leuchtete im Morgenglanze der aufgehenden Liebessonne seines Lebens. Er reichte Boncoeur die Hand und sagte: „Deine neue Herrin ist gefunden!“ — —

Nun freue dich, Boncoeur! Nun heißt es, so schnell die Dampfrosse brausen über Berge und Meere hinunterzueilen nach dem fernen Gestade in der Spanischen See und der Signora, der du das Pfand der Treue, das sie deinem vorigen Herrn geschenkt, ohne Ade einst zurückbringen mußtest, den Liebesgruß und den Eid wankelloser Ergebung deines jetzigen Gebieters zu überbringen! Viele klagende Lieder, die Seufzer schmerzlicher Sehnsucht, wirst du mit dir nehmen als Zeugen der Stunden, in denen innige Treue der fernen Geliebten dachte während all der traurigen Monde, in denen sie schwieg, bis ihre Seele neu gekräftigt ihre Schwingen regte und neuverjüngt aus dem Läuterungsprocesse weltvergessener Buße wieder zum Licht und zu seliger Hoffnung sich erhob.

Nun eile, Boncoeur, — eile auch du auf Flügeln der Liebe zu deiner kleinen, rosigen Marguérite!

12.

Und wieder wandelte der Dichter am blauen Genfersee. Gedankenvoll ging er auf und ab am Strande von Ouchy im hellen Abendscheine eines der ersten Septembertage. Die Wellen sangen leise ihr altes Lied von Vergänglichkeit und spielten plätschernd mit welken Blättern, bis sie selbst an der Ufermauer zerschellten, Bilder zerflatternden Glückes.

Kinder schaukelten sich in den Booten über der abendrothen Tiefe: so spielen und tändeln die Menschen mit den hinfälligen Freuden und nichtigen Träumen ihres Lebens über dem blumigen Abgrunde, der sie alle mit ihrer kurzen Lust eher oder später hinabzieht in das grundlose Grab des Alls und der Vergangenheit.

Doch dem Dichter lag es gar fern, an diesem goldenen Abende unter den majestätischen Bäumen des Parks von Beau-Rivage, im Anblicke der purpurn strahlenden Wogen und des wolkenlosen,

Digitized by Google

sonnenreinen Himmels, jener tragischen Wahrheit zu gedenken, wie sie so kurz und grausam die Weisheit frühester Jahrhunderte in der traurigen Lehre formte: „Das All und das Leben ist der Wandel und nichts ist beharrlich als der Wechsel.“

Nein! Er trug sich im Gegentheile mit einer höchst schöpferischen Idee, mit dem inhaltsschwersten und farbenreichsten Gedanken, welcher den Lenz des Menschenherzens überglänzt: mit der Gründung seines häuslichen Glückes.

Ja, nunmehr gedachte er sie aufzusuchen, jene alle Wonnen und jeden Segen spendende Quelle Bonnevie, an der er bisher nur in dichterischen Träumen getrunken, wenn er aus der Einsamkeit seiner geistigen Welt sehnsüchtig hinaussah in die Gärten bräutlicher Freuden und ehelicher Glückseligkeit, in denen andere wandelten.

Er gedachte nicht an sie, die trügerische Quelle drüben auf dem französischen Alpengelände, an deren Strudel zwei Herzen, die er liebte, einstmals so tödliches Gift sich getrunken. Er dachte an sie, die Quelle Bonnevie, die allen einmal im Leben winkt mit verheißungsvollem Wellensange; er dachte an jenen Quell, aus welchem jedem einmal vergönnt wird, Heil und Leben und freundliches Genügen zu trinken, wenn er anders blöden Auges nicht vorüberwandelt, und wenn er anders sich genügen will.

Und er sah hinüber nach der Alpe von Evian und dachte in wehmuthsvoller Erinnerung des Freundes, dessen Glück an jenem furchtbaren Abende im Hôtel des Bains so schrill zersprungen war.

Man hatte ihn herübergeholt aus der bulgarischen Erde. Nun ruhte er in der finstern Gruft der Tureks, in der Schloßkirche unter dem Altar, wo ihn des Dichters Vater mit ihm, seinem einzigen Sohne, einst confirmirt hatte.

„Vorbei, vorbei!“ flüsterte Alfred. „Gott schenk' ihm den Frieden, den er unter uns Lebenden nicht finden wollte, und sei ihm gnädig in seiner Barmherzigkeit!“ Dann wandte er die Blicke von dem savoyischen Ufer. Der Abend sank tiefer. Die Stunde war gekommen, da er sie wiedersehen sollte.

Er eilte hinauf nach Lausanne. Immer eiliger wurden seine Schritte. Er ging die Bahnhofsstraße hinauf und bog links ein auf den Weg, der hinausführt nach der Terrasse des Bundesgerichts. Schon erreichte er die Gärten von Tivoli. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Er eilte weiter hinaus unter den wieder im Herbstwinde raschelnden Bäumen nach dem Friedhofe. Vor dem Eingange hielt ein Wagen, daneben stand Boncoeur. Er öffnete dem Dichter die Pforte, ohne ein Wort zu sagen, aber seine weißen Zähne blitzten treuherzig-fröhlich aus den rothen Lippen hervor. Alfred eilte weiter den Kirchhof hinab.

Ja, da lag sie wieder auf den Knien vor dem Grabe ihrer Tochter, wie heut vor zwei Jahren, die reizende Gestalt. Weiße Rosen bedeckten freundlich den dunkelgrünen Epheu, und der lichte Engel breitete segnend und vergebend seine Gnadenhände über Mutter und Kind, und das aufgehende Mondlicht goß über die stille Gruppe die milde Glorie der Versöhnung aus.

Sie richtete sich auf — ein leiser Schrei aus der Tiefe ihrer befreiten Seele — und sie sank an seine Brust, der ihr Treue gehalten in Leid und Schmach mit jener alles besiegenden Liebe, die „alles glaubt, alles hofft, alles erduldet, alles verzeiht“, und selbst triumphirt über die Schuld, welche die Ehre bricht.

„Mein, mein!“ jubelte der Dichter, und sie flüsterte an seinem Munde:

„Nimm mich hin — mit dem stam-

Digitized by Google

melnden Danke meines Herzens — nimm mich hin mit allem, was — mir geblieben!"

* * *

Dort, wo die von den Granitwällen der Bozener Eisenbahn gebändigte Etsch in den Rosengarten Laurin's des Zwergenkönigs tritt, da sprudelt an ihrem linken Ufer unfern von Steinach ein klarer Quell in schattigem Espen- und Erlengebüsche unter Berganemonen und gelbem chinesischen Jasmin, unter purpurnen Wicken und den traubigen Blüten der nickenden Vogelmilch und überhängendem Perlgrase.

Da steht eine Villa in spätitalienischem Renaissancestile, und über dem Eingange der marmornen Säulenhalle steht in goldenen Lettern: „Source Bonnevie."

Da sind die letzten Blätter dieser Erzählung geschrieben worden in der rosigen Frühlingssonne des Alpenthales unter den Augen einer wunderschönen, mädchenhaften Frau, auf deren Stirn die Unschuld thront, und wer in stummer Andacht in der alten Pinakothek zu München vor Guido Reni's großem Marienbilde weilte, der wähnt, der goldlockige Engel mit den verklärten Wangen habe für die kurze Zeit weiblicher Blüte irdische Gestalt gewonnen, um die Auen Merans zu beglücken.

Wer aber diese Geschichte gelesen hat und den gewaltigen Afrikaner der kleinen fröhlichen Gesellschaft in der Veranda die Bowle reichen sieht, der erkennt neben Doctor Ammon's scharfgeschnittenem sarkastischen Gesichte an dem hellen, muthwilligen Kinderlachen leicht Frau Lili wieder, die, mit ihrem Gatten von der Hochzeitsreise heimkehrend, Doctor Alfred und seiner Gemahlin einen Besuch abstattet, und wer zu den Füßen der Dame des Hauses den weißen Bernhardiner sieht, der weiß es genau, das wunderschöne Weib ist kein Engelsbild, sondern von dieser Welt wie du und ich, lieber Leser.

Musikalische Seelenmessen.

Von **Philipp Spitta.**

Am 22. Febr. 1891, einem Sonntage, gelangte in der Thomaskirche zu Leipzig ein Requiem für Chor und Orchester von Heinrich von Herzogenberg unter der Leitung des Componisten zur ersten Aufführung. Einige Verehrer des Künstlers und seiner Werke waren von Berlin herübergefahren. Ich befand mich unter ihnen, und was ich zu hören bekommen habe, scheint mir bedeutend genug, um als Standpunkt zu dienen, von dem aus auf die nächste Vergangenheit lohnende Rückschau gehalten werden kann.

Was man in der Sprache der Kunst unter einem Requiem versteht, deckt sich schon seit langem nicht mehr völlig mit dem kirchlichen Begriff der Seelenmesse. Das Wort „Choral" in evangelischen Landen wird in und außerhalb der Kirche in demselben Sinne aufgefaßt, bei ihm hat man sich allgemein das Gefühl für seinen Ursprung und ausschließlichen Gebrauch noch bewahrt. Bei einer

Digitized by Google

Musikmesse aber und vollends einem Requiem denkt der Musiker zunächst immer an eine Kunstform, die sich zwar auf eine kirchliche Einrichtung gründet, die aber unterscheidende Merkmale hat, welche sich aus jener nicht ableiten lassen. Eine mehrhundertjährige Entwickelung hat ihm hierzu ein gewisses Recht verliehen.

Ich denke nicht sowol daran, daß keineswegs der ganze für den rituellen Act vorgeschriebene Text, sondern nur gewisse Hauptpartien desselben durch die Figuralmusik dargestellt werden. Dies Verfahren bedingt allerdings schon eine in festgesetzter Reihe verlaufende Folge von Tonstücken, die sich zu einem Ganzen zusammenschließen, also eine selbständige Kunstform abgeben müssen. Aber eine solche kann doch mit dem rituellen Act zusammenpassen und in ihm aufgehen, wie es in der That mit den Messen des 16. Jahrhunderts mehr oder weniger der Fall war. In der Folgezeit ist aber ein Element eingedrungen, welches das musikalische Kunstwerk in der Messe zu immer größerer Unabhängigkeit erwachsen lassen mußte. Dies Element zeigt sich im Trachten nach individuellem und charakterisirendem Ausdruck und steht im Widerspruche zur kirchlichen Empfindung, deren Erstes und Letztes andächtige und demuthvolle Hingabe an Gott sein soll. Es ist derselbe Zug, der in der Monodie, in der Oper und dramatischen Cantate, im Oratorium sich als die treibende Kraft erwies. Der Chor weicht zurück, der Einzelne tritt in den Vordergrund. Begleitende Instrumente verstärken, verzweigen, verfeinern die geäußerten Empfindungen. Dem Zusammenhange wird tiefer nachgespürt, der zwischen den Vorstellungen sichtbarer Bewegungen und den hörbar verfließenden Tonreihen besteht, diese werden zur Darstellung jener verwendet, ein charakterisirender, „malerischer" Stil bildet sich, dem es nicht sowol um andachtsvolles Gebet zu thun ist, der vielmehr die Wirkung darstellen will, welche die Vorstellung eines erhabenen Vorganges auf die Empfindung ausübt. Da der Verlauf der Messe sich auf eine Reihe solcher Vorgänge bezieht, die in einem innerlichen Zusammenhange stehen und gleichsam die Geschichte der christlichen Kirche in ihren monumentalsten Ereignissen andeuten, so nähert sich die Musikmesse des 17. und 18. Jahrhunderts dem Oratorium. Stärker noch thut dies das Requiem. Denn in ihm ist an Stelle des Gloria und Credo nach dem Graduale die Sequenz „Dies irae, dies illa" getreten, jenes mittelalterliche Gedicht, das in erschütternden Bildern und volltönender Sprache den Weltuntergang und das letzte Gericht schildert.

Die katholische Kirche hat die oratorienhaften Messen geduldet und duldet sie noch. Das Ideal kirchlicher Musik konnte sie nicht in ihnen sehen, aber eine darauf zielende Betrachtung hat sie lange Zeit hindurch wol nicht angestellt. Der Kunstweise, die außerhalb der Kirchenmauern blühte, ließ sie auch innerhalb ihrer eine Stätte bereiten, wo sie nun eine tiefer leuchtende Farbe, einen eigenartig entzückenden Duft annahm. Wer an Beethoven's Missa solemnis, an die Seelenmessen Mozart's und Cherubini's denkt, wird dankbar sein, daß der Lauf der Geschichte die Entstehung dieser Wunderwerke gestattete. Heutzutage erhebt die Kirche gegen Musik solcher Art, wennschon sie sie noch nicht verbietet, doch entschiedenern Widerspruch. Sie will zu der Weise Palestrina's und des 16. Jahrhunderts zurückkehren, und thut von ihrem Standpunkte aus ganz recht daran. Die Bewegung für die unbegleitete Vocalmusik zieht immer wei-

Digitized by Google

tere Kreise; es ist wohl möglich, daß sie die Oratorienmusik endlich ganz aufs Trockene wirft.

Einstweilen ist es noch nicht so weit, und bis der Fall eintritt, könnte manches geschehen, die Form wenigstens für das Kunstleben zu retten. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war ihre Selbständigkeit so weit erstarkt, daß man Messen und Requiems auch losgelöst von ihrer kirchlichen Bestimmung aufführen konnte. In unsern Tagen ist dies etwas ganz Gewöhnliches geworden. Die Geschichte lehrt, daß die Keime der Kunstformen meistens in gewissen praktischen Forderungen der Lebenseinrichtungen gegeben waren; je fester sie sich im Boden des Lebens einwurzelten, desto kräftiger war in der Regel ihr Wachsthum. Aber wenn sie eine gewisse Entwickelungsstufe überschritten haben, ist die derbe Nahrung des Mutterbodens keine Nothwendigkeit mehr für sie. Sie können sich ihm entziehen und in einem mehr nur idealen Zusammenhange fortleben. Bestände nicht diese Möglichkeit, so wären alle unsere Bemühungen, Tonwerke vergangener Zeiten dem Leben der Gegenwart wieder zuzuführen, eitel Thorheit. Denn dann wären sie todt, wie die Bedingungen es sind, durch welche sie einst ins Dasein gerufen wurden, und Todtes läßt sich nicht erwecken. Aber es ist nur nöthig, die Phantasie der Menschheit von neuem mit den Anschauungen zu erfüllen, die einstmals die Voraussetzung der Kunstwerke bildeten, und sie zur lebendigen Verknüpfung derselben zu erziehen. Dann fangen auch die Kunstwerke selbst, wie Dornröschen im Märchen, wieder an zu athmen und schlagen die hellen Augen auf.

Den besten Beweis hierfür liefern die Cantaten Sebastian Bach's. Sie waren ein Jahrhundert lang unbekannt geblieben, und als man sie vor etwa 60 Jahren zuerst hervorzog, hatten sich mittlerweile die Zeiten gründlich geändert. Anfänglich wirkte ihr fremdartiges Wesen abstoßend. Je mehr man sich mit ihren geschichtlichen Vorbedingungen, mit ihrer Bestimmung für den evangelischen Gottesdienst, mit dessen damaliger Gestaltung, mit der symbolischen Bedeutung des Chorals in ihnen vertraut machte, desto lebendiger wurden die gleichsam erstarrten Züge. Das Verlangen, sie ganz wie früher der evangelischen Liturgie einverleibt zu sehen, hat seinen Grund darin, daß es auf diesem Wege am ehesten gelingen würde, in weiten Kreisen die Voraussetzungen für ihr Verständniß neu zu schaffen. Man soll hierin keinen Realismus sehen. Wir wissen wohl, daß der Eindruck, den die Cantaten ihrer Zeit machten, sich mit voller Genauigkeit nicht wieder erreichen läßt. Dazu müßte man dieselben Sänger, Spieler, Gemeinden, Prediger in dieselben Kirchenräume, vor dieselben Orgeln aus dem Schattenreiche heraufbeschwören. Nur die Belebung der Phantasie des Hörers, ihr selbstthätiges Mitschaffen, ohne welches überhaupt keine Kunstwirkung möglich ist, soll erleichtert werden. Wo dieses an sich vorausgesetzt werden kann, sind solche äußerliche Mittel nicht nothwendig. Indessen haben sie nicht nur eine belebende, sondern auch heilsam beschränkende Kraft.

Gar zu leicht schlagen Kunstformen aus der Art und vergeuden ihre Kraft in zwecklosem Wuchergewächs, wenn die Erinnerung an ihren Ursprung zu stark verblaßt. Bei den musikalischen Messen ist dies nicht ausgeblieben; sie befinden sich in einer Art von Selbstzerstörungsproceß und sind in ihn nicht zum geringsten Theile durch die evangelischen Tonsetzer gerathen. In Bach's Zeit wurden noch Kyrie und Gloria, ab und

Digitized by Google

zu auch das Sanctus während des protestantischen Gottesdienstes figuraliter musicirt, die Composition von Messen hatte also damals ihren praktischen Grund. Am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts zeigen sich schon veränderte Verhältnisse. Der Romantiker E. Th. A. Hoffmann componirt ein Requiem, weil der poetische Stoff in Mozart's Musik ihn mächtig ergriffen hat. Fasch in Berlin schreibt eine sechzehnstimmige Messe, da ihn der reine Vocalstil der Italiener anzieht. Als sich in Nord-, Mittel- und Westdeutschland die Chorvereine bildeten, waren sie es, die mehrfach weitern Anstoß gaben. Ließ sich nun doch sogar ein Spohr zu einer vielstimmigen Vocalmesse verlocken, Friedrich Schneider schrieb an vollständigen Messen, theils mit, theils ohne Orchester, nicht weniger als 14, Moritz Hauptmann deren 2. Dann zog die Zeitströmung nach dem in romantisch-mystischen Farben erscheinenden Mittelalter, die Sehnsucht nach der „verlorenen Kirche im Walde" die Componisten weiter fort. Grell wurde gewiß mehr durch sie, weniger durch die von Fasch ausgehende Tradition getragen, als er seine berühmte sechzehnstimmige Messe schrieb. Auch sein wenig bekannt gewordenes Requiem für unbegleiteten Gesang entstand in dieser Zeitstimmung. Schumann sah in der Hinwendung zur Kirchenmusik die höchste Entfaltung seines Mannesalters und schrieb — nicht etwa protestantische Choralcantaten, sondern eine Messe und ein Requiem. Wie sehr sich bei ihm die Vorstellung des letztern zu einem rein poetischen Begriffe verflüchtigt hatte, mag man aus seinem „Requiem" für Mignon sehen. Der Ausdruck stammt von Schumann, nicht von Goethe, und konnte es nicht; denn wenn irgendetwas, so ist dieses Wechselgedicht hellenischen Geistes voll.

Auf der Hand liegt die Gefahr, daß das Requiem solchergestalt zu einem Spiel mit Schatten wird. Die Kunst aber braucht lebenswarme Körper. Ich glaube, es war diese Erkenntniß, welche Johannes Brahms bewog, sein „Deutsches Requiem" zu componiren. Denn verlangt man nichts anderes mehr als nur ein Tonwerk zur Gedächtnißfeier für Gestorbene, wozu ein Text, der nur als Bestandtheil einer liturgischen Handlung verständlich wird? Wozu ein lateinischer Text für Deutsche, welche Luther's Bibel besitzen? Der oratorienartige Charakter kann gewahrt bleiben, auch wenn man alles dieses aufgibt. Brahms hat ihn gewahrt und darum nennt er sein Werk mit vollem Rechte ein Requiem. Bach gibt in der Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" den Gefühlen der Trauer, der Ergebung in Gottes Willen, der Hoffnung auf ein Jenseits unmittelbaren lyrischen Ausdruck, und Werke dieser Gattung sind in den verschiedensten Stilarten und Qualitäten bis auf den heutigen Tag geschrieben worden. Bei Brahms sind es die Bilder vom Schnitter Tod, der mit furchtbarer Sichel die Blüten der Erde niedermäht, von der Menschen Unruhe, von den Wohnungen der Seligen, von dem Häuflein Kinder, das mutterlos zurückgeblieben und dem eine himmlische Stimme Trost und Wiedersehen zusingt, von der letzten Posaune und der Auferweckung aus den Gräbern. Fromme Empfindungen derer, „die da Leid tragen", rahmen diese Bilder ein. Der außerordentliche Eindruck, den das gewaltige Werk sogleich machte, als es vor nun bald 25 Jahren zum ersten male hervorkam, beruhte zunächst auf der genialen Schöpferkraft, die sich in ihm aussprach. Wesentlich mitwirkend war aber auch die einleuchtende Wahrnehmung, daß die Kunst eine beengende Hülse ab-

Digitized by Google

gestreift, einer hemmenden Fessel sich entledigt hatte. Um zu wirken genügt es nicht, daß man etwas Bedeutendes thut, man muß es auch zur rechten Zeit thun. Das „Deutsche Requiem" gehört zu den künstlerischen Großthaten unsers Jahrhunderts.

Will man aber die Form der alten Seelenmesse lebenskräftig erhalten, so muß man sich, glaub' ich, etwas eindringender auf ihre eigentliche Bestimmung besinnen. In den letzten 30 Jahren ist manch ein lateinisches Requiem componirt worden, jedoch von jenem grundrührenden Wesen lassen die Componisten nicht eben viel gewahren. Die Katholischen, welche noch direct für die gottesdienstliche Aufführung arbeiteten, haben sich der Mehrzahl nach in den altererbten Typus zu sehr eingewöhnt, um noch mit unbefangener Frische aus dem Gegenstande neue Nahrung zu saugen. Tradition ist in der katholischen Kirche eine große Macht; was seit hundert und mehr Jahren in ihr üblich war und typische Form angenommen hat, gilt leicht auch als echt kirchlich, obgleich gerade diese Messenmusik mindestens mit einem Fuße draußen steht. Kommt aber einmal ein großes Talent daher, wie Verdi, erfaßt lebendigen Sinnes die Aufgabe in allen ihren Beziehungen und füllt die Form mit einem feurigen Inhalt, so fängt diese selbst an bis zur Wurzel hinab zu erglühen und flüssig zu werden, und dann offenbart sich gleich wieder, wie wirksam sie sein kann. Es ist italienisches Temperament, was in diesem Werke pulsirt, und uns Deutschen würde es schlecht zu Gesicht stehen, wollten wir das nachahmen. Aber den Stil müssen wir gelten lassen, wenn wir nicht entschlossen sind, die katholische Kirchenmusik der letzten 200 Jahre als eine große Verirrung zu bezeichnen, denn die Tendenz ist von Leonardo Leo bis Verdi dieselbe geblieben. Und sprächen wir wirklich die Verurtheilung aus — die großen, ergreifenden Werke, die man auf diesem „Irrwege" antrifft, werden doch wol bleiben, was sie waren. Aber innerhalb Deutschlands haben wir aus neuer Zeit dem Requiem Verdi's nichts entgegenzusetzen gehabt. Franz Lachner kam Anfang der siebziger Jahre mit einem Werke hervor, das von sich reden machte und eine Zeit lang viel aufgeführt wurde. Er hat wie immer angenehme Musik gegeben, und auf der Bahn seiner spiegelglatten Technik fährt sich's bequem dahin. Allein eine Seelenmesse in tieferm Verstande ist es doch nicht, sondern eine concertirende Chorcomposition in den äußern Formen derselben. Selbständiger hat Joseph Rheinberger seine Aufgabe erfaßt in dem Requiem, welches er „dem Gedächtnisse der im Deutschen Kriege 1870—71 gefallenen Helden" widmete. Er fügt sich nicht der süddeutschen Schablone und weiß dem Gegenstande neue Seiten abzugewinnen, ohne die praktische Verwendbarkeit seiner Arbeit irgendwie aus den Augen zu verlieren. Scheinbar geflissentlich enthält er sich der sogenannten dramatischen Ausführungen, die namentlich beim „Dies irae" seit langem feststehend sind, fast gänzlich, und weicht ihnen geradezu aus. Der Lebhaftigkeit des Gesammteindrucks thut diese Enthaltsamkeit wohl einigen Abbruch, doch wird man durch eine schöne andächtige Stimmung und den quellenden Wohllaut des sehr gewandt componirten Werkes lebhaft angezogen und wahrhaft gerührt. Als sein musikalischer Grundcharakter ist indessen jene Freundlichkeit bestehen geblieben, die der süddeutschen Messenmusik seit Haydn's und Mozart's Zeit eigen ist. In Nord- und Mitteldeutschland verlangt man nach einer ernstern und strengern Weise, seit

Digitized by Google

wir gewöhnt worden sind, aus dem Quell Bach'scher Musik zu trinken.

Andere, wie Bernhard Scholz, Friedrich Kiel, Felix Dräseke, können an eine Aufführung ihrer Requiems beim Todtenamte wol kaum gedacht haben. Scholz, dessen Composition etwa vor 30 Jahren bekannt wurde, hat von den dreien, wie mir scheint, am lebendigsten in der Stimmung des kirchlichen Actes gestanden. Der schöne Gedanke, am Schlusse die Todtenglocke in tiefen, feierlichen Pulsen hineinklingen zu lassen, verräth es. Kiel übertrifft ihn durch Reife der Meisterschaft und edle Wärme, besonders in seinem zweiten Requiem, das ein schönes Denkmal des begabten, ernst und fromm gesinnten Künstlers bleiben wird. Innere Beziehungen zur kirchlichen Idee sind keine vorhanden. Die Anregungen, welche ihm Mozart und Beethoven gewährten, hat der Sohn einer nachlebenden Zeit, erfüllt von religiös-poetischer Stimmung, still und keusch in sich reifen lassen. Es war die Zeit Friedrich Wilhelm's IV., in welcher Kiel zu Berlin die Eindrücke empfing, welche für seine Kunstrichtung entscheidend wurden. Vor wenigen Jahren erst ist Dräseke mit einer musikalischen Seelenmesse hervorgetreten. Das Werk erregte Aufmerksamkeit und verdient sie. Wennschon das Ringen des Componisten mit einer ihm nicht völlig gehorchenden Technik und misglückte harmonische Wagnisse einen reinen Kunsteindruck nicht entstehen lassen, so zeugt dieses Requiem doch von entschiedener Selbständigkeit der Empfindung, inbrünstiger Umfassung des Gegenstandes und liebevollstem Fleiße. Es ist aber, soweit meine Kenntniß reicht, das Aeußerste, bis wohin die frei poetisirende Behandlung des Seelenmessentextes heutzutage gelangt ist. Von dem typisch gewordenen Gepräge der einzelnen großen Abschnitte sind nur noch geringe Spuren übriggelassen. Im Offertorium ertönt zu den Worten des Chors: „Libera animas omnium fidelium defunctorum" u. s. w., und: „Sed signifer Sanctus Michael repraesentet eas in lucem sanctam" u. s. w. im Orchester die Melodie „Jesus meine Zuversicht", also eines deutschen, evangelischen Chorals. Am Schlusse des Offertoriums übernimmt sogar auch der Chor diese Weise. Dergleichen ist Sebastian Bach nachgemacht; aber wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe. Bei Bach soll in solchen Fällen die instrumentale Choralmelodie den Gehalt des ganzen Tonstücks in eine bestimmte kirchliche Empfindung einschließen. Dazu gehört, daß dem Hörer sowol die Melodie als der zugehörige Text bekannt ist, und daß er beides zusammen als Ausdruck der Empfindung der evangelischen Gemeinde im Bewußtsein trägt. Dies ist eine von den Verständnißgrundlagen, welche Bach seinerzeit bei seinen Hörern voraussetzen durfte, und die wir uns wiedererwerben müssen, wollen wir die Absicht seiner Kirchenmusik begreifen. Aber was will ein evangelisches Gemeindelied inmitten einer katholischen Meßhandlung? Man sieht, hier ist jeder Zusammenhang des Kunstwerkes mit seinem Ursprunge selbst in der Idee aufgehoben. Aber auch ein Concertpublikum, welches voraussetzungslos und nach dem unmittelbaren Eindruck urtheilt, wird jener Combination unempfänglich gegenüberstehen, die nach der Absicht des Componisten einen höhern poetischen Glanz über das Tonstück verbreiten soll. Dräseke ist offenbar ein sehr belesener Künstler. Sollte er an Vogler's Es-dur-Requiem gedacht haben? Der katholische Abt bringt hier die Worte: „Te decet hymnus Deus in Sion" u. s. w. zu der Melodie des evangelischen Sterbechorals:

Digitized by Google

Herzlich thut mich verlangen
Nach einem sel'gen End';

nachher übernehmen ihn die Instrumente und der Chor contrapunktirt dazu. Man weiß nicht, ob man diese Thatsachen auf Rechnung der wunderlichen Einfälle setzen soll, an denen Vogler, der hier offenbar ein Gegenstück zu Mozart liefern wollte, reich war, oder ob sie ein Zeichen der Ausartung sind, in welche schon damals die Requiemmusik unbeanstandet verfallen durfte. Dräseke beruft sich aber vielleicht auch auf Albert Becker, der in seine Messe denselben Choral und noch mehrere andere in gleicher Weise verflochten hat, und Becker wiederum verschanzt sich hinter Bach und seine Zeitgenossen. Es ist wahr, wir finden bei jenen zuweilen den gesungenen Messentext mit gespielter Choralmelodie verbunden. Aber dann ist es immer diejenige Melodie, die dem betreffenden Messenabschnitt auf dem Gebiete des evangelischen Gemeindegesanges entspricht. Außerdem waren die sogenannten kurzen lateinischen Messen damals, wie gesagt, noch ein vertrauter Bestandtheil des evangelischen Gottesdienstes. Das ist jetzt schon lange nicht mehr der Fall.

In gewissem Belang ist nun das Requiem von Herzogenberg, dessen erste Aufführung ich oben meldete, das gerade Gegentheil des von Dräseke componirten und der ganzen Richtung, als deren letzte Consequenz dieses erscheint. Was man wünscht, glaubt man gern; vielleicht täusche ich mich also, wenn ich annehme, daß die von der Musikwissenschaft betonte Abhängigkeit der Wirkung eines Kunstwerkes von seinen historischen Voraussetzungen bei dem Componisten praktische Zustimmung gefunden hat. Es ist ebensowol möglich, daß er nur dem Zuge seiner Individualität folgte. Er ist Katholik und hat Jahre der frischesten Jugend in dem geistlichen Erziehungsinstitut zu Feldkirch verlebt. Mit dem kirchlichen Officium und seinen eigenartigen Stimmungen ist er genau vertraut. Die Auffassung, welche in dem Requiemtexte nur ein zur Composition sehr geeignetes Gedicht sieht, mußte ihm von Natur eine fremde sein.

Jener Gesammtton, den man mit dem Worte „katholisch" bezeichnen darf, ist es denn auch, was an dem Werke sogleich beim ersten Hören auffällt. Wie er erzielt wird, ist in seinen letzten Mitteln Geheimniß des Künstlers. Aus der Messe, der Todtenmesse zumal, aus ihren einzelnen Acten quillt ein sehr starker Stimmungsduft auf, der sich dem in seine Aufgabe versenkten Componisten unwillkürlich in Musik umsetzt. Daß die liturgischen Vorgänge ihm fortwährend lebendig vorschwebten, ersieht man auch aus dem gedrängten Bau der einzelnen Sätze. Die Verzögerung oder Unterbrechung der rituellen Ceremonien, die bei einer musikalischen Seelenmesse kaum vermeidlich ist, darf doch nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, soll das ganze Officium noch als eine einheitliche Handlung zur Geltung kommen. Es gibt aber auch handgreifliche Mittel, ein Requiem seiner Bestimmung gemäß musikalisch zu charakterisiren. Bach hat in unübertrefflicher Weise gezeigt, wie sich zu solchem Zwecke das evangelische Gemeindelied ausnutzen läßt. Eine ähnliche Verwendung gregorianischer Choralmelodien wäre denkbar, und in Mozart's Requiem ist thatsächlich eine Andeutung davon („Te decet hymnus Deus in Sion"). Herzogenberg hat sich der Anwendung des Mittels, das ihm, dem genauen Kenner und langjährigen Dirigenten Bach'scher Musik, besonders naheliegen mußte, dennoch enthalten. Freie Nachbildungen gregorianischer Weisen finden sich aber im

Digitized by Google

Agnus Dei, wo Alt und Baß in Octaven vorsingen und ihnen ein vierstimmiger Chor von Sopranen und Tenoren antiphonisch gegenübertritt. In gewissen Schlußpartien, in der Sequenz namentlich und auch am Ende des ganzen Werkes, kommt es den Hörer bei der eintönigen Führung des Chores an wie das leise Murmeln von Todtengebeten. Hier werden wir an Cherubini erinnert, nicht weil Herzogenberg ihn unselbständig nachgeahmt hätte, sondern weil die Tendenz beider die gleiche ist. Jener berühmte Ausgang des großen Cherubini'schen Requiems, in dem die gedämpften Stimmen sich das „Requiem aeternam dona eis Domine" auf demselben Tone nachsprechen, während das Orchester still seine Trauerflöre ausbreitet, ist zumeist deshalb von so schaurig-erhabener Wirkung, weil die Musik gleichsam scenisch gedacht ist: sie wendet Mittel an, die das Bild der kirchlichen Handlung selbst hervorrufen. Darin liegt ein Eigenartiges dieses großen Künstlers, daß er Tongedanken einführt, die poetische Ideen- und Empfindungs-Associationen wecken, aus welchen dann wieder auf sein Kunstwerk ein geheimnißvolles Licht zurückfällt. Er läßt diese Weise auch in seinen Opern bemerken und hat mit ihr tief auf die deutschen Romantiker eingewirkt. Unzweifelhaft auch auf Beethoven, und ich glaube nicht, daß das „Et incarnatus est" seiner zweiten Messe ohne Cherubini geworden wäre, wie es ist. Im Requiemschlusse findet sich die Nachahmung des Orationstones ebenfalls bei Verdi und Rheinberger; bei letzterm zwar mit reicherer musikalischer Ausstattung, aber sie verfehlt auch so ihre stimmunggebende Wirkung nicht.

Man könnte auf einen Vergleich zwischen Rheinberger und Herzogenberg gerathen, nicht nur, weil sie sich hier in einer gleichen Aufgabe berühren. Beide sind katholische österreichische Deutsche (es wird wol erlaubt sein, Liechtenstein mit Vaduz zu Oesterreich zu rechnen), und auch der um einige Jahre ältere Rheinberger, obschon aus ganz andern Kreisen stammend, hat einen Theil seiner Jugendbildung zu Feldkirch in Vorarlberg erhalten. Beide sind Componisten von großer Vielseitigkeit. Aber ohne auf eine Abschätzung der beiderseitigen Talente einzugehen, so liegt schon darin ein starker Unterschied, daß Rheinberger in seiner Musik wesentlich Süddeutscher geblieben ist, was bei Herzogenberg durchaus nicht zutrifft. Es gibt gewiß keinen lebenden Künstler, der fester als er auf der breiten Grundlage ruhte, welche die gesammte deutsche Musik der Vergangenheit und Gegenwart zusammengefügt hat. Oesterreichische Stammeseigenthümlichkeit spricht sich, was an seiner Herkunft liegen mag, in seinen Compositionen überhaupt nicht hervortretend aus; nur einen gewissen treuherzigen, volksthümlichen Ton könnte man zu ihr in Beziehung bringen. Von der gefälligen Freundlichkeit süddeutscher Musik findet sich aber bei ihm nicht die Spur. Von jeher ist diesem Componisten etwas Aristokratisch-Reservirtes eigen gewesen. Eine wenn auch noch so harmlose Trivialität niederzuschreiben würde seine Feder sich sträuben. Im Zauberkreise Schumann'scher Musik hat er zuerst die eigenen Schwingen geregt; aber von ihr und durch sie hat er den Weg zu allem Großen und Ernsten gefunden, was die Schatzkammer deutscher Musik bewahrt. Er gehört nicht zu denen, welche wie Weber und Schumann, um von den ganz großen Geistern zu schweigen, sofort mit scharfgeschnittenen Charakterzügen vor die Welt traten. Er bedurfte längerer Zeit der Anlehnung, um in sich zur Selbständigkeit zu er-

Digitized by Google

starken; soll das Vergleichen fortgesetzt werden, so sei in diesem Sinne auf Schubert hingewiesen. Wer seine frühen Werke ansieht, wird sich überrascht finden durch die Fülle von Geist, die in ihnen lebt. Aber es scheint häufig, als interessire ihn mehr das Bauen als das Schöpfen, und dieser Zug tritt auch noch später und manchmal recht stark hervor. Er ist nicht dadurch bedingt, daß ein innerer Quell nicht warm und lebendig in ihm sprudelte. Der Grund liegt, wie mir scheint, an einer andern Stelle.

Herzogenberg hat eine Eigenschaft, die er sicherlich mit keinem Künstler unserer Zeit theilt, nur mit Mühe überwinden können: die Lust, sich durch eine gleichgültige Miene unscheinbar zu machen. Es klingt vielleicht befremdend, dennoch glaube ich das Rechte gesagt zu haben. Diese reichbegabte Künstlernatur, auf einer Höhe allgemeiner Bildung stehend, welche allein die ausgewähltesten seiner Kunstgenossen mit ihm theilen dürften, schien sich zeitweilig nur dann ganz wohl zu fühlen, wenn man ihn nicht bemerkte. Aber was er in diesem Zustande trieb, war nicht ein Einspinnen in holde Träume, das ein Berühren mit der Wirklichkeit scheut, weil diese die Träume zerstört. Es war ein energisches Schaffen und Bilden, das sich ein Kunstgebiet nach dem andern mit bewundernswürdiger Kraft eroberte, und wenn eben die Proben der Meisterschaft für eine gewisse Gattung erbracht waren, schon auf einer ganz andern Stelle wieder an der Arbeit war. Was er an die Oeffentlichkeit gelangen ließ, verrieth nicht selten einen starken Grad von Unerfahrenheit in dem, was der Welt gefallen kann. Daher kam es, daß er nur langsam das öffentliche Interesse auf sich zog. Aber alle, die sein Schaffen aufmerksam verfolgten, durften sich sagen, daß einmal eine Zeit kommen müsse, da er mit einem Uebergewicht der Meisterschaft dastehen werde, das sich die Aufmerksamkeit der Welt erzwingt. Ich glaube, der Zeitpunkt ist eingetreten: nie sich vordrängend, noch weniger geschoben, ist er wie durch eine sich von selbst öffnende Gasse hinausgetreten an den Platz, der ihm zukommt, in die vorderste Reihe der lebenden Componisten. Ein solcher Platz verbürgt noch nicht die sogenannten großen Erfolge. Es redet ein jeder seine eigene Sprache, und zum Volksredner gehören besondere Organe. Herzogenberg's Sprache ist die eines zurückhaltenden, nachdenklichen Mannes, Herzlichkeit und geistreiche Laune spielen oft sonderbar durcheinander, bisweilen wird er zu einem ergreifenden Pathos fortgerissen. Er ist durchaus eine Individualität für sich, die massenhafte Verarbeitung von Bildungselementen, die in ihm vorgegangen ist, hat endlich nur dahin geführt, seine Selbständigkeit zu erhöhen. Wohin ihn in Zukunft sein Weg einmal gelangen läßt, kann niemand wissen, und ist bei einem so energischen Arbeiter, der über ein so erstaunliches Rüstzeug verfügt, am allerschwierigsten zu sagen. Die Frage ist aber auch deshalb müßig, weil schon eine lange Reihe seiner Compositionen vorliegt, zu denen die deutsche Welt Stellung zu nehmen haben wird.

Wodurch sich mir sein Requiem in der Gesammtauffassung von denen seiner Zeit zu unterscheiden scheint, habe ich deutlich zu machen gesucht. Die Vorstellung des kirchlichen Officiums, unter der es geschrieben ist, mußte zu jenem tiefen Ernste führen, der sich über das ganze Werk ausbreitet. Sie wird auch bewirkt haben, daß nur der Chor zur Anwendung kommt und Einzelgesang völlig ausgeschlossen ist. Solostimmen

Digitized by Google

beleben, bringen aber auch, wenn man sie nicht nur mit dem Chore kurz alterniren, sondern in ihren eigenen Formen sich entfalten läßt, etwas Leidenschaftlich-Dramatisches herzu, das sich dem Ausdruck des Opernensemble nähern kann. Da nun schon einmal das Requiem als Kunstform über den Rahmen der Kirchenmusik hinausgewachsen ist, so wären hiergegen grundsätzliche Bedenken kaum zu erheben, und thatsächlich haben die Componisten sie auch nie gehabt, vor allen die Italiener nicht. Sicherlich aber bot der Ausschluß des Sologesanges in dem vorliegenden Falle ein wirksames Mittel zur Charakterisirung. Das hatte seinerzeit auch Cherubini wohl erkannt, obschon er Italiener war. Für die erforderliche Abwechselung kann durch andere Mittel gesorgt werden. Der Kunstverstand sowol wie die Erfindungsgabe Herzogenberg's erweisen sich dadurch, daß ihm dies ohne alle besondern Aufwendungen und Manipulationen gelungen ist. Man fühlte sich ohne Ermüdung fortgezogen, beim Schluß des einen Abschnittes schon begierig horchend auf den Beginn des andern. Von großem Vortheil ist, daß die fünf Haupttheile in ihrer Architektur sehr verschieden sind. Das große formbildnerische Talent des Componisten hat hier ganz neue Gestalten geschaffen. Ich kenne kein Requiem, das mit einer so weit vorausschauenden Instrumentalexposition begönne wie dieses. Die ganze lange Sequenz ist in eine Form gefaßt, die kreisartig in sich zurückläuft, innerhalb ihrer wird das Material in wenigen mächtigen, aber klar gegliederten Gruppen aufgebaut. Sanctus, Osanna und Benedictus bilden auch nur einen einzigen, feierlich prächtigen Satz, von dessen kräftigem Glanze sich das trauermarschartig einherwankende Agnus Dei um so düsterer abhebt. Die kühnen Harmonienkreuzungen und gewisse krause Umspielungen fest gezogener Grundlinien im Sanctus zeigen, wie tief die Kunst Bach's dem Componisten ins Blut gegangen ist. Im allgemeinen herrscht jenes flüssige, vielfach abgetönte Colorit, das wir modern nennen. In einem Strome dunkeln Wohllautes schwimmen die Tongestalten daher. Ueber polyphone Combinationen und die Technik, auf welcher sie beruhen, ist bei diesem Künstler gar nicht mehr zu reden: er hat hier einen Grad der Meisterschaft erreicht, in dem er von keinem Lebenden übertroffen wird und die meisten weit hinter sich läßt. Aber während es sich in frühern Werken zuweilen empfindlich macht, daß er kunstvolle Ausführungen um ihrer selbst willen liebt, tritt hier jene Einfachheit auf, die das Zeichen vollkommener Beherrschung ist. In der Behandlung der Chorstimmen erfreut eine weiche, schmiegsame Linienführung, welche in unserer Zeit fast verloren gegangen schien. Ueberall bleibt der Gesang der Menschenstimmen das maßgebende Organ und der Träger der Hauptsachen, aber er spannt sich niemals stärker an, als seine natürlichen Kräfte erlauben, er läßt also dem Orchester weiten Raum, seinen ganzen Reichthum zur Geltung zu bringen. Das vor allem ist es, was den Eindruck des Stilvollen hervorruft: die Absichten des Künstlers decken sich stets mit dem, was die Natur der Kunstorgane verlangt.

Als wir die Kirche verließen, trug ich die Ueberzeugung mit mir davon, daß die deutsche Kunst um ein hervorragendes Werk reicher geworden ist.

Digitized by Google

Karl Schurz über das amerikanische Cartelwesen.

Von C. F. Batsch.

Daß unter der Firma des Schutzes der nationalen Arbeit hie und da auch gesündigt wird, darüber hat sich wol niemand einer Täuschung hingegeben, der die Sachen kennt und der ein Gefühl hat für die der menschlichen Natur — im allgemeinen — innewohnenden sündhaften Neigungen. Der Markgraf Georg von Brandenburg pflegte zu sagen: „Gottes Wort wär' gar nit so schwer, wenn nur der eigene Nutz nit wär'." Heute ist das vielleicht noch mehr zu beherzigen als zur Zeit des alten Markgrafen, weil das Maß der Versuchung einen Umfang angenommen hat, wie man ihn selbst vor einem halben Jahrhunderte noch kaum hat voraussehen können.

Und nirgends hat das Maß der Versuchung einen so hohen Grad erreicht, gerade in unsern Tagen, wie in dem verhältnißmäßig noch jungen Gemeinwesen jenseit des Atlantic, wo ein Volk in der Förderung und Pflege seiner Wohlhabenheit den Ländern der Alten Welt mit Riesenschritten voranzueilen sucht. Dort hat das Fabrikwesen unter der Hand des unermüdlichen und, wie es scheint, unerschöpflichen Maschinenerfinders einen Aufschwung genommen, der selbst England in den Schatten zu stellen droht.

Wir pflegen zu staunen, wenn wir hören, daß der Verbrauch von Baumwollwaaren sich in dem funfzigjährigen Zeitraume von 1830 bis 1880 in Deutschland beinahe verachtfacht, in England versechsfacht hat; aber die Bewunderung des eigenen Fortschritts tritt zurück, wenn wir hören, daß derselbe Verbrauch im gleichen Zeitraume in den Vereinigten Staaten zu einem Wachsthume gestiegen ist, der die Erzeugung und den Verbrauch von Baumwollfabrikaten der ganzen Welt um das Dreifache überschreitet.

Man sollte meinen, daß in einem Lande, wo die Maschinenarbeit so überhandnimmt, daß in Massachusetts z. B. ein einziger Mann auf dem Maschinenwege in einem Tage 300 Paar Stiefeln fertigt, der Handwerkerstand dem Pauperismus verfallen müsse; und doch ist dem nicht so, denn die Statistik zeigt, daß in den Vereinigten Staaten nur 5 Arme im Tausend sind, während z. B. Preußen 50 im Tausend hat. Die Wohlhabenheit wächst, aber es beginnt eine Erscheinung, die nicht so erfreulich ist: sie verliert an Breite: auf der einen Seite die Ansammlung kolossaler Vermögen, auf der andern Steigerung der Preise für den nothwendigsten Lebensbedarf.

Nun macht augenblicklich ein Ereigniß noch immer viel von sich sprechen, welches in wirthschaftlicher Beziehung eine Bedeutung hat für fast alle Länder der Erde. Es ist der seit dem Beginne dieses Jahres in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Gesetz erhobene sogenannte Mackinley-Tarif.

Amerika, insbesondere die Union, hat seit dem ersten Bestehen eine mehr oder weniger schutzzöllnerische Politik befolgt. Das Land war eines derartigen Schutzes seiner nationalen Arbeit um so mehr bedürftig, als vor der Unabhängigkeit die englische Industrie dort frei geschaltet hatte und der Handel sich fast ausschließlich in englischen Händen befand. Man würde ohne einen er-

Digitized by Google

ziehenden Schutz die im Lande ruhenden Quellen des Reichthums nicht haben ausbeuten können, wenn man nicht mit Einfuhrzöllen begonnen hätte.

Seit einiger Zeit regt sich aber in den Vereinigten Staaten eine Gruppe von Staatsmännern, welche der Meinung sind, daß in der allmählich wachsenden Bemessung der Zölle das rechte Maß nicht eingehalten worden ist, und daß die Zollpolitik vom Ring- und Cartelwesen zum Schaden des Landes ausgebeutet wird.

Jetzt ist mit der Einführung des Mackinley-Tarifs in dieser Beziehung das Höchste erreicht, was in der Zollpolitik einem Lande wol jemals geboten wurde, und die vorgenannte Gruppe von Staatsmännern stellt sich die Aufgabe, in öffentlichen Versammlungen das Volk über die ganze Bedeutung des neuen Tarifs aufzuklären.

Zu jenen Staatsmännern gehört auch der frühere Minister unter der Präsidentschaft Cleveland's, der Senator Karl Schurz. Er sprach am 20. Oct. 1890 vor dem sogenannten Massachusetts-Reformclub in Boston. Seine Rede machte großes Aufsehen und ist auch in deutschen Blättern erwähnt worden; eine wörtliche Wiedergabe ist aber namentlich deshalb von Interesse, weil sie, abgesehen von der Erörterung des Tarifs, eine bündige Geschichte der amerikanischen Zollpolitik gibt. Er sagte:

„Die Frage, welche das öffentliche Interesse jetzt am meisten in Anspruch nimmt, ist die des Tarifs. Ich selbst habe in dieser Frage niemals extremen Anschauungen gehuldigt; überhaupt habe ich eine gewisse Scheu vor abstracten Theorien in allem, was wirthschaftliche Dinge berührt, und bemühe mich, vorgefaßte Urtheile darüber zu vermeiden. Ich halte es unter allen Umständen für richtiger, Grundsätze durch Thatsachen zu begründen, als umgekehrt Thatsachen auf Grund von Principien erklären zu wollen. Die beste Wirthschaftspolitik ist jedesmal die, die sich am besten bewährt. Unter «Bewähren» verstehe ich aber nicht etwa blos eine Politik, die zur Ansammlung von Reichthum führt — denn wir dürfen bei aller wirthschaftlichen Weisheit nicht vergessen, daß wir auch für andere Dinge zu leben haben als nur für des Leibes Nahrung und Nothdurft, so nothwendig letzteres auch sein mag — sondern ich meine eine Wirthschaftspolitik, die neben dem körperlichen Wohlbefinden auch das moralische Wohlbefinden des Volkes im Auge behält und damit geeignet ist, unserer demokratischen Regierungsform eine gute Grundlage zu sichern.

„Wir brauchen uns keiner Befürchtung hinzugeben, daß wir als Nation etwa nicht reich werden sollten, hüten wir uns aber davor, daß wir als Nation mit dem Reichthume auch verrottete Zustände ernten.

„Einige Ziele der Protectionisten haben immer meine Beistimmung gehabt. Die Vervielfältigung des Arbeits- und Gewerbfleißes eines Volkes ist in meinen Augen immer ein Element des Fortschrittes und der Aufklärung. Ich glaube an die Vortheile von Fabrikanlagen und freue mich über ihr Aufblühen und ihr Wachsthum. Ich glaube auch an die Vortheile hoher Löhne und an die Vorzüge eines stetigen und gewinnbringenden Arbeitsmarktes. Ich will auch gern daran glauben, daß, soweit man überhaupt in die Zukunft blicken kann, unsere Staatsregierung wohl daran thun wird, ihre Haupteinnahmen aus den Einfuhrzöllen zu schöpfen, ja, ich will sogar eingestehen, daß ich selbst einmal auf dem Punkte stand, zur Erreichung dieses Zieles einen hohen Schutz-

Digitized by Google

zolltarif für nothwendig zu halten. Die Geschichte dieses unsers Vaterlandes hat mich aber eines bessern belehrt.

„Wer dieser Geschichte vorurtheilsfrei gegenübertritt, kann sich der Thatsache nicht verschließen, daß dieses Land, mit seinem Ueberflusse so reicher und fast unerschöpflicher Hülfsquellen, bewohnt wie es ist von einem Volke, das auf einer Stufe so hoher Intelligenz und Arbeitskraft steht wie das unserige, aufgeblüht ist und in Reichthum und Wohlleben Riesenfortschritte gemacht hat unter einem niedrigen Schutzzolltarif, wie z. B. dem von 1789 und dem von 1846, daß es aber auch ebenso geblüht hat unter hohem Schutzzolltarif. Dem Geschichtsforscher wird aber auch die nicht unwichtige Thatsache auffallen, daß die Blüte zur Zeit des hohen Tarifs und diejenige zur Zeit des niedrigen Tarifs sich keineswegs ähnlich waren im Punkte allgemein verbreiteter Zufriedenheit des Volkes.

„Unser erster Tarif datirt von 1789, erfuhr aber eine baldige Abänderung auf Anlaß von Hamilton's «Bericht über das Handwerkswesen». Die Absicht war schutzzöllnerisch, die Sätze aber waren so niedrig gegriffen, daß, wenn Hamilton heute aus dem Grabe aufstände und einen solchen Tarif in Vorschlag brächte, die Schutzzollkirche ihn als unverfrorensten aller Freihändler aus ihrer Gemeinschaft stoßen würde; baumwollene Waaren 5 Proc., Wolle 5 Proc., Eisenwaaren $7\frac{1}{2}$ Proc., Roheisen frei, für den allgemeinen Durchschnitt etwa $8\frac{1}{2}$ Proc. Unter diesem Tarif war der Wohlstand in stetigem Wachsen, und die Zufriedenheit allgemein.

„Dann kam der Krieg von 1812, währenddessen die Zollsätze zeitweise verdoppelt wurden; das betreffende Gesetz sollte aber ein Jahr nach dem Friedensschlusse erlöschen. Sofort stürzten sich die Leute in waghalsige, speculative Fabrikunternehmungen, wie sie einen Krach unvermeidlich nach sich ziehen müssen. Als 1816 der Kriegstarif erlosch, ward ein neuer Tarif aufgestellt, im Princip ebenfalls schutzzöllnerisch, und in seinen Zollsätzen viel höher als der von 1789. Sie erreichten im Durchschnitte die Höhe von $24\frac{1}{2}$ Proc. Da kam 1819 der Krach mit allgemeinem Preissturz, Liquidationen und Geschäftsruin im Gefolge.

„Im Jahre 1824 erachtete man die Tarifsätze von 1816 für zu niedrig; ein neuer Schutzzolltarif wurde aufgestellt, dessen Zollsätze im Durchschnitte die Höhe von $32\frac{1}{2}$ Proc. erreichten. Das Land hatte sich von der Krisis erholt, aber schon im Jahre 1828 wurden die Zollsätze für zu niedrig gehalten, und abermals ward ein neuer Tarif aufgestellt, dessen Zollsätze diesmal im Durchschnitte die Höhe von $43\frac{1}{2}$ Proc. erreichten. Dies war der sogenannte «Tarif of Abominations».

„Nun wird Ihnen nicht entgangen sein, daß während dieser ganzen vierzigjährigen Periode der Schutzzollpolitik, wo die Zeiten des Aufblühens mit denen des Niederganges abwechselten, nur ein Umstand dauernd blieb: das von seiten der geschützten Interessen fortgesetzte Drängen nach höhern Zollsätzen, die gesteigerte Forderung nach mehr und immer mehr Zöllen, das riesige Wachsen der Begierde im Genusse, vier umfassende Tarifgesetze — den Kriegstarif gar nicht gerechnet — während einer Zeit, die das kräftigste Lebensalter eines Menschen nicht überschreitet, von denen jedes seinerzeit für genügend erachtet wurde, deren jedes aber nach einer kleinen Weile für zu niedrig gegriffen galt, wo jedermann laut nach Stetigkeit der Gesetzgebung in Handelssachen verlangte, und wo diese Stetig-

Digitized by Google

keit immer wieder gestört wurde durch die unaufhörliche Forderung nach höhern Zollsätzen; das «Spielen mit dem Tarif» immer verschrien als eine Hinterlist der Betrüger, und dann doch von den Schutzzöllnern selbst mit Rücksichtslosigkeit betrieben, und auf diese Weise die Tarifsätze von ihrer Durchschnittshöhe von $8^1/_2$ Proc. hinaufgetrieben auf $24^1/_2$, auf $32^1/_2$ und auf $43^1/_2$ Proc. Und woher all diese Unsicherheit und Unruhe?

„Solche Erscheinung zu erklären kann ich nicht besser thun, als mich an die Freunde des Systems wenden. In einer 1870 gehaltenen Rede sagte mein hochgeschätzter Freund, der Senator Morril, einer der hervorragendsten der amerikanischen Protectionisten, wie folgt:

„«Es ist eine Verleumdung, zu behaupten, wie das so oft geschieht, der Schutzzoll und seine Befürworter hätten ein immer sich steigerndes Verlangen nach immer weiterer Fürsorge seitens der Gesetzgebung. Das Gegentheil ist thatsächlich der Fall. Erfahrene Fabrikanten sind immer nur mäßig in ihren Forderungen. Nur die Stümper und alle solche, die mit ungenügenden Hülfsmitteln arbeiten, schreien nach übertriebenem Schutze, und solche übertriebene Forderung bedarf der Zurückweisung ganz ebenso wie die Forderung des Gegentheils. Verständige Leute wissen ganz wohl, daß hoher Schutz eine Menge wilden und rücksichtslosen Wettbewerbes im Gefolge hat, Eintagsconcurrenten, die mit einem Krach enden und selbst solche mit in ihren Ruin verwickeln, deren verständige Wirthschaft eines bessern Erfolges werth wäre.»

„Mein sehr geschätzter Freund hat nun sicherlich nicht behaupten wollen, daß die stete Erhöhung der Zollsätze in der von mir erwähnten Periode erfolgt wäre ohne jedwede Forderung seitens der Fabrikanten oder anderer Leute, die sich Vortheil davon versprachen. Daß sie nicht allein verlangt, sondern sehr dringend gefordert wurden, ist nicht bloße Muthmaßung meinerseits — es ist geschichtlich feststehende Thatsache. Nur der erste Congreß, der von 1789, machte seinen Tarif selbst; er war der niedrigste, den wir je gehabt haben, unbehelligt von solchem Drängen. Und wir hören hier aus dem Munde meines verehrten Freundes von noch einem, in eine andere Zeitperiode fallenden Tarif, auf den ich später noch zurückkomme, der auch nicht gefordert wurde. Für die Aufstellung aller andern Schutzzolltarife aber ist das maßlose, heftige Drängen der Interessenten entscheidend und behülflich gewesen. Dieselben haben sich dabei durch keinerlei schwächliche Rücksicht im mindesten beirren lassen. Dies ist geschichtlich, notorisch und unanfechtbar. Jedenfalls hat mein Freund nur behaupten wollen, daß das Geschrei nach höhern Zollsätzen nicht von solchen Fabrikanten ausging, welche er die «erfahrenen» und «verständigen» nennt, sondern von den «Stümpern» und solchen, die mit «ungenügenden Hülfsmitteln» arbeiten, und von den «waghalsigen Speculanten». Und damit berührt Mr. Morril einen der geheimen Punkte der Schutzzollpolitik.

„Ja, es ist nicht zu leugnen, daß solche Schutzzölle die «Stümperarbeit» ermuthigen, Leute ohne jedwede solide Geschäfts- und Fachkenntniß, daß sie solche Leute ermuthigen, sich in speculativer Weise auf Fabrikunternehmungen einzulassen und ihre ganze Hoffnung auf den «Schutz der Gesetzgebung» zu gründen. Und es ist nicht zu leugnen, daß jener Schutz sie häufig in den Stand setzt, auf kurze Zeit zu gedeihen, daß der Mangel an Sach- und Fachkenntniß sie dann in Verlegenheit bringt,

Digitized by Google

bis die Gefahr, «mit einem Krach unterzugehen», an sie herantritt, und daß sie alsdann den Congreß mit neuem Geschrei nach höhern Zollsätzen bestürmen, um auf diese Weise höhere Preise für ihre Waaren und Rettung aus ihrer Verlegenheit zu erzielen; daß sie, sobald die höhern Zollsätze bewilligt sind, das alte Spiel von neuem beginnen und abermals auf kurze Zeit gedeihen, was so lange geht, bis sie den Congreß wieder um höhere Zollsätze angehen müssen, um noch einmal aus der Verlegenheit herauszukommen, und so immer weiter. Auf diese Weise zieht der Congreß selbst eine Horde von unzuständigen Geschäftsleuten groß auf Kosten der Nation, und so geschieht es, daß die maßlose Unternehmungslust dieser Leute durch fortgesetzte Beunruhigung der Geschäftslage zu einer Gefahr wird für diejenigen Fabrikanten, «deren verständiges Vorgehen Erfolg verdient». Und es ist nicht zu leugnen, daß der hohe Schutz den «fähigen, erfahrenen und umsichtigen» Fabrikanten mehr Unheil als Segen bringt, weil er die «Stümper» und «Speculanten» zum Nachtheile jener schützt und ihnen Vorschub leistet. Und je verständiger und umsichtiger jene sind, desto gemäßigter werden sie in ihren Forderungen sein.

„Man darf indeß nicht glauben, daß die «Stümper» und «Speculanten» die einzigen wären, die nach immer höherm Schutze verlangen. Dazu gehören auch noch die geschäftskundigen Leute, bei denen die Geschäftskunde noch von der Geldgier überboten wird. Sie wollen vor allem schnell reich werden, und erblicken in den hohen Schutzzöllen den leichtesten und geeignetsten Weg zu ungemessenem Gewinne. Auch sie sind an dem auf erhabener, patriotischer Grundlage sich gründenden Alarmgeschrei nach Steigerung des gesetzlichen Schutzes regelmäßig betheiligt und kennen auch die Mittel und Wege, ihn zu erlangen.

„Dann gibt es aber noch einen in derselben Richtung wirksamen dritten Factor. Die meisten unserer Schutzzolltarife sind nicht von unserm Repräsentantenhause und dem Senate allein aufgestellt worden, sondern noch von einem dritten Hause — das sich zuweilen sogar als das bei weitem einflußreichste erwiesen hat —: das ist das aus den Agenten einer Menge verschiedener Interessen bestehende «lobby» oder Fractionszimmer, alle ausgestattet mit einem größern oder geringern Maße von Einfluß. Einige dieser Interessen stehen einander im Wege, indeß müssen sie alle befriedigt werden, sodaß der Tarif nur den geringstmöglichen Widerstand findet. Infolge dessen sind fast alle unsere Tarife das Product eines gesetzgeberischen Verfahrens gewesen, welches man «log-rolling» (Klotz-Rollen) genannt hat. Sie wissen, was man darunter versteht. «Hilf du meinem Eisen, so helfe ich deinem Glase. Schädigst du mein Blei, so schädige ich dein Leinöl. Nehmt ihr euch unserer Wolle nicht an, so vernichten wir die ganze schutzzöllnerische Gesetzgebung», und so fort. Darf man sich wundern, daß Tarifgesetze, die unter so verworrenem Widerstreite entstehen, durch ihre eigene Wirkung häufig gerade denjenigen Zwecken entgegenarbeiten, für die sie gegeben sind? Darf man sich wundern, daß bei solchem Wirrwarr widerstreitender Interessen der weise Ausspruch Henry Clay's, der als Schutzzöllner trotz alledem einige aufgeklärte Ideen hatte, der Ausspruch nämlich: «Der wirksamste Schutz sei die zollfreie Hereinlassung aller solcher Artikel, die den Zwecken der Fabrikanten dienen», ganz in Vergessenheit gerathen ist?

„Nichts ist so natürlich, als daß der Fabrikant, dem der versprochene Schutz

Digitized by Google

wirkungslos blieb, weil er sich auch noch auf andere Dinge erstreckte — wie das in der That bei nicht wenigen der Fall war —, daß der schleunigst zum Congresse eilt und um noch höhere Schutzzölle und erneute Tarifverschiebungen bittet. Sie können sich ein für allemal darauf verlassen, daß, wenn bei einem Schutzzolltarif der Schutz eines geschützten Industriezweiges die Benachtheiligung eines andern geschützten Industriezweiges im Gefolge hat, ein Drang nach noch höhern Zöllen jedesmal die Folge ist.

„Alle diese Factoren wirkten zusammen darauf hin, einen jeden Schutzzolltarif ungenügend erscheinen zu lassen, wenn er eine Weile in Wirksamkeit war, und das dringende Bedürfniß nach einem neuen höhern Tarif alsbald ins Leben zu rufen. Und auf diese Weise ist es dahin gekommen, daß in der von mir erwähnten Periode selbst die Zeiten des Wohlstandes unter der Schutzzollpolitik nicht frei waren von bitterer Unzufriedenheit mit der Lage der Zollgesetze und von immer sich wiederholenden Störungen des Geschäftsverkehres, ein Uebelstand, der an Umfang wuchs mit dem Wachsen der Zölle.

„Eine andere noch weit bedenklichere Eigenheit des Wohlstandes unter der Schutzzollperiode — abgesehen von jener ersten Periode der niedrigsten Zölle — bestand in der Thatsache, daß mit dem Steigen der Zölle auch das Gefühl wuchs, daß einzelne Interessen zum Nachtheile von andern bevorzugt würden. Besonders fingen die Landwirthe an zu klagen, daß sie zum Einkaufe ihrer Bedürfnisse auf einen Markt angewiesen seien, dessen Preise künstlich und in vielen Fällen über die maßen durch Schutzzoll in die Höhe getrieben würden, während sie ihre eigenen Erzeugnisse zum Verkaufe zu bringen hätten auf einen Markt, dessen Preise durch den Wettbewerb der ganzen Welt heruntergedrückt wären. Das Gefühl der Benachtheiligung kam dann am stärksten zum Ausdrucke in den Pflanzerstaaten, fand aber auch viel Zuspruch im Norden, wo man, und hervorragend vor allen der ehrwürdige Albert Gallatin, im Jahre 1831 auf eine Herabsetzung der Zölle hindrängte. Wenn nun demungeachtet im Jahre 1832, als die Ueberschüsse der Zolleinnahmen zu einer Revision des Tarifs nöthigten, die Zollgesetze von 1832 doch aufrecht erhalten wurden, so hatte dies die Nullificationsbewegung in Südcarolina zur Folge, und dieselbe drohte, sich über einen großen Theil der Südstaaten auszubreiten. Obgleich nun diese Bewegung geradezu die Lebensfähigkeit der Republik bedrohte, glaubte man im erhabenen Gefühle des nationalen Patriotismus, sie doch still lächelnd abthun zu können. Aber die Klagen der landwirthschaftlichen Bevölkerung über Benachtheiligung durch den hohen Tarif wurden doch fast überall als berechtigt anerkannt. Thatsächlich waren es dieselben Klagen, wie sie jetzt von den Weizenbezirken des Westens und den Baumwollbezirken des Südens mit immer lauterer Stimme erhoben werden. Auf diese Weise brachte der hohe Schutz trotz des theilweisen Wohlstandes, dessen er sich rühmte, eine solche Unzufriedenheit zu Wege bei denen, die nicht davon begünstigt waren, daß sogar der Frieden im Lande gefährdet wurde.

„Das waren die Lehren unserer ersten Schutzzollperiode von 1789 bis 1835. Dann kam Clay's Compromißtarif, der die vorhandene Unzufriedenheit für gerechtfertigt erklärte und diesen Tarif als einen Hauptversöhnungsact ansah. Er machte dem Tarif von 1828 ein Ende, verminderte die Zölle durch

Digitized by Google

allmähliche Herabsetzung bis auf ein Maximum von 20 Proc., welches 1842 erreicht sein sollte. Verrückte Speculation und ganz wildes finanzielles Gebaren, mit denen der Tarif nichts zu thun hatte, bewirkte die große Krisis von 1837. Der darauffolgenden Gedrücktheit und der Unzulänglichkeit der Zolleinkünfte suchte man durch den Tarif von 1842 abzuhelfen, abermals ein hoher Schutzzolltarif, aber nur von sehr kurzer Dauer. Im Jahre 1846, als Polk Präsident und Robert J. Walker Finanzminister war, versuchte das Land es mit einem andern System. Walker brachte in seinem ersten Berichte folgende Regeln in Vorschlag:

„«Daß die Besteuerung nicht mehr Geld einbringen darf, als die Regierung für ihren Bedarf braucht.

„«Daß nur der niedrigste Zoll auf solche Artikel gelegt werden darf, die den größten Ertrag versprechen.

„«Daß noch unter diesem Zollsatze eine Unterscheidung in absteigender Scala festgesetzt, oder, wenn zwingende Gründe dafür sprechen, die betreffenden Artikel ganz zollfrei werden sollen.

„«Daß der höchste Zollsatz gelegt werden soll auf Luxusgegenstände.

„«Daß alle Minimal- und besondern Zölle abgeschafft und nur Werthzölle nach dem wirklichen Marktpreise eingeführt werden sollen.

„«Daß die Zölle so aufzuerlegen sind, daß sie so gleichmäßig als möglich über die ganze Union empfunden werden, und daß keinerlei Klassen- oder Sectionsunterschied gemacht wird.»

„Der Tarif von 1846 wurde im Princip nach diesen Grundsätzen aufgestellt. Die Zölle betrugen im Durchschnitt 22 Proc. Was war das Ergebniß? Die geschützten Interessentenkreise schrien, die amerikanische Industrie müsse zu Grunde gehen. Der Arbeiter würde weder Beschäftigung finden, noch Brot haben, Ausländer würden den amerikanischen Markt in Besitz nehmen und vom amerikanischen Volke Tribut erheben, daß allgemeiner Ruin und Elend unvermeidlich sein würden.

„Und wie ist es gekommen? Hören wir, wie ein hervorragender Vertheidiger des Schutzzollsystems den Charakter jener Periode des niedrigen Tarifs schildert. Mr. Blaine spricht sich in seinem Buche «Zwanzig Jahre im Congreß» folgendermaßen aus: «Der Tarif von 1846 gab reichliche Erträge, und die Geschäftslage des Landes befand sich in blühender Verfassung. Nach dem Jahre 1849 war Geld in Ueberfluß vorhanden; es wurden große Unternehmungen in Angriff genommen, es wurde viel in Speculationen gemacht, und eine ganz beträchtliche Zeit war die Blüte des Landes allgemein und dem Anscheine nach von solider Grundlage.» Die wirthschaftliche Geschichte jener Zeit hätte Mr. Blaine wol veranlassen können, noch mehr zu sagen, daß zu jener Zeit die Entwickelung der Industrie allmählich und nicht sprungweise und plötzlich stattfand, daß die ausländische Concurrenz, statt jene zu untergraben und zu schädigen, vielmehr dazu beitrug, einen Anreiz zur Einführung besserer Productionsmethoden und zur Entfaltung des Erfindungsgeistes der Amerikaner zu geben, daß die Gewinne der industriellen Unternehmungen nicht dazu angethan waren, um Dividenden im Betrage von Millionen den Actionären in den Schoß zu werfen, daß nicht kolossale Privatvermögen auf diese Weise entstanden sind, daß dagegen die Gewinne reichlich genug waren, um die Anlagen zu erweitern, daß die Arbeit vergleichsweise stetige und gewinnbringende Beschäftigung fand, und die Löhne der Arbeiter stiegen; daß nicht nur die Fa-

Digitized by Google

brikanten gediehen, sondern daß auch sowol der transatlantische wie der Küstenhandel unter amerikanischer Flagge auf dem Ocean vertreten war wie nie zuvor und nie wieder, und daß die Landwirthschaft, wo ihr die Verkehrsmittel nicht fehlten, weit entfernt, sich über Benachtheiligung und Bedrückung durch Schutzgesetze, die andern zugute kämen, zu beklagen, mit ihrem Antheile am allgemeinen Wohlstande ganz zufrieden war, denn dieser allgemeine Wohlstand war durchgängig und gleichmäßig verbreitet.

„Die Symptome dieser allgemeinen Zufriedenheit werden von Mr. Blaine sehr bezeichnend folgendermaßen geschildert: «Nach 1852 hatten die Demokraten fast unbestrittenen Besitz der Regierung und waren allmählich eine Freihandelspartei geworden. Die Grundsätze des Tarifs von 1846 waren zu jener Zeit so bewährt gefunden und anerkannt, daß der Widerstand dagegen ganz aufhörte, nicht nur im Volke, sondern auch unter den Schutzzollpolitikern, ja, in hohem Grade selbst unter den Fabrikanten.»

„In wie hohem Grade die Fabrikanten sich mit dem niedrigen Tarif ausgesöhnt hatten, erhellt aus einer Thatsache sehr schlagender Art, die auch Mr. Blaine erwähnt. «So allgemein», sagt er, «war das Verständniß, daß 1856 ein Schutzzolltarif auch nicht von einer einzigen der drei Parteien in Vorschlag gebracht, oder auch nur erwähnt wurde, die die Präsidialcandidaturen aufstellten. Es war daher nicht zu verwundern, daß bei der zwei oder drei Jahre dauernden Ueberfüllung des Staatsschatzes ein demokratischer Congreß den Tarif von 1857 zum Gesetz machte. Durch dieses Gesetz wurden die Zölle viel weiter herabgesetzt, als sie seit dem Kriege von 1812 jemals gewesen waren.»

„Man behauptet, der ungewöhnliche Wohlstand jener Zeit sei zum großen Theile einem Zusammentreffen günstiger Umstände zuzuschreiben gewesen, mit denen der Tarif nichts zu thun habe; und das ist unzweifelhaft richtig. Es ist aber ebenso richtig, daß die ausnehmend günstige Entwickelung unserer Manufacturen, an welcher der Tarif jedenfalls betheiligt war, unter dem niedrigen Tarife von 1846 stattgefunden und auf diese Weise alle übeln Voraussagungen widerlegt hat.

„Unter Politikern war es eine längst verbreitete Behauptung, daß mit jedem Herannahen einer Präsidentenwahl die Fabrikanten sogleich bei der Hand wären, irgendeine gesetzgeberische Vergünstigung zu fordern für ihre zu Gunsten der einen oder andern politischen Partei in die Wagschale zu werfenden Stimmen. Als der Tarif von 1846 zehn Jahre in Wirksamkeit gewesen war, forderten die Fabrikanten nichts dergleichen, oder, wenn es seitens einiger der Fall war, so wurde von keiner der Parteien Notiz davon genommen.

„Wenn nun aber die allgemeine Zufriedenheit unter dem niedrigen Tarife von 1846 wirklich so groß war, wie Mr. Blaine sie schildert, warum hat sich dann das Land entschlossen, zu einem andern Systeme zurückzukehren? Die Zolleinkünfte flossen so reichlich, daß der Congreß es für räthlich hielt, die Zollsätze im Jahre 1857 noch weiter herunterzusetzen. Senatoren und Abgeordnete der Hauptmanufacturstaaten von Neuengland stimmten für die Herabsetzung. Die hauptsächlich durch die Wirrsale unserer Scheidemünze, schlechte Bankführung und übermäßige Speculation herbeigeführte Finanzkrisis kam dazwischen. Sie unterbrach den Wohlstand des Landes nur auf kurze Zeit, ausgenommen da, wo die Speculation all-

Digitized by Google

gemein und maßlos gewesen war. Aber die Einkünfte der Regierung nahmen in erstaunlicher Weise ab, und man war zu Maßregeln gezwungen, den Staatsschatz wieder zu füllen. Zu diesem Zwecke wurde in der Congreßsitzung von 1859/60 eine Revision des Tarifs zur Vorlage gebracht. Das Ergebniß war der sogenannte Morril-Tarif. Bei Einbringung desselben im Repräsentantenhause sagte Mr. Morril, der immer Schutzzöllner aus Grundsatz war und den Fortschritt Englands von der Schutzpolitik zum Freihandel schilderte, folgende bemerkenswerthe Worte: «Ein Vergleich unserer Tarife von 1824, 1826, 1832, 1842, 1846 und 1857 wird erweisen, daß wir gerade bei solchem erzieherischen Verfahren in der Verbilligung der Fabrikate und dem dadurch ermöglichten Wegfalle vorübergehender Schutzzollgesetze, raschere Fortschritte gemacht haben, als England in einem ähnlichen Zeitabschnitte jemals aufzuweisen hat. Während es in seiner Industrie zwei Jahrhunderte vor uns voraus war, sind wir jetzt höchstens noch 15 Jahre hinter ihm zurück. Das Schulkind wird seine Lehrerin bald überholt haben.»

„Funfzehn Jahre? Das wurde gesprochen im Jahre 1860. Nach Mr. Morril's Ansicht wäre unser Land also im Jahre 1875 reif für den Freihandel gewesen. Und was brachte er in Vorschlag, um diese Vollkommenheit zu erreichen? Einen Tarif, von dem er selbst sagte, die besondern darin aufgestellten Zollsätze böten zwar einen etwas höhern Schutz, aber selbst diese besondern Zollsätze wären nur ein Ausgleich für den Tarif von 1846, und nicht sowol materieller als nur formeller Natur.

„Ein stärkeres Zeugniß für den wohlthätigen Einfluß des Tarifs von 1846 auf die Industrie des Landes könnte man nicht haben. Aber selbst dieses Zurückgehen von dem niedrigern Tarife von 1857 zu jenem von 1846 war von den Fabrikanten nicht einmal verlangt worden. Mr. Rice von Massachusetts, der sich in die Debatte einführte als «einen der Vertreter eines Staates, dessen eigene Industrie eine Million Dollars für jeden Arbeitstag im Jahre im Werthe übersteigt», erklärte, die Fabrikanten von Neuengland verlangten kein neues Gesetz, was der Rede werth wäre, sei es als Schutz oder als Vergünstigung. Der Fabrikant verzichtet also auf jeden höhern Schutzzoll. In derselben Debatte sagte Mr. Sherman: «Die Fabrikanten werden nicht müde, zu erklären, daß man sie zufrieden lassen möge. Der Tarif von 1857 (niedriger als der von 1846) gefällt den Fabrikanten am besten.» Und Mr. Morril selbst räumte bei einer spätern Gelegenheit ein, daß der nach ihm benannte Tarif von den Fabrikanten weder verlangt noch besonders gern entgegengenommen worden sei, weil sie vor allem und mit Recht jede Beunruhigung fürchten. Da verlangen die Fabrikanten also wirklich gar nichts! Und welche Erklärung haben wir für die Erscheinung, die uns jetzt so befremdend vorkommt? Sie ist sehr einfach. Der niedrige Tarif hat Fabrikunternehmungen entstehen lassen, die gesund, berechtigt und gut geleitet waren. Die Fabrikanten mußten und konnten sich auf ihre Geschäftskunde, ihre Sachkenntniß und ihr erfinderisches Talent verlassen. Da wurden dem Fabrikbetriebe keine unzuständigen Leute zugeführt mittels «gesetzlicher Vergünstigungen», die dazu dienen, ihnen nachher aus der Verlegenheit zu helfen, in die sie durch Unfähigkeit, Geschäftsunkenntniß und Unwirthschaftlichkeit gerathen sind. Auch für habgierige Speculanten war keine Anziehung, die sich der Regierung an

Digitized by Google

den Hals warfen, damit sie hilft, ihnen die Taschen schnell mit Millionen vollzustopfen auf Kosten des Volkes. Und, was noch hinzukam, da war keine unentwirrbare Menge von hohen Schutzzollsätzen, um eine Industrie auf Kosten der andern zu schützen und um die industrielle Production mit unnöthigen Schwierigkeiten und Hindernissen zu belasten. Ich wiederhole, die Fabrikindustrie hatte ein freies Feld vor sich; sie erfreute sich eines gesunden Wachsthums, selbstbewußten Geistes, und deshalb blühte sie, und bedurfte weder noch verlangte sie nach weiterm Schutze. So sagt uns unsere eigene Geschichte, daß, während unsere Fabrikanten unter jedem hohen Schutzzolltarife immer noch höhern Schutz forderten, die Forderung unter niedrigem Tarife ganz einschlief, weil sie zufrieden waren mit dem, was sie hatten.

„Aber nun brachten folgenschwere Ereignisse einen sehr verhängnißvollen Wechsel.

„Der Bürgerkrieg brach aus. Die Republik war in Gefahr. Sie war nicht zu retten ohne einen beständigen und reichlichen Geldvorrath. Trotzdem wurden in der besondern Sitzung des Congresses von 1861 einige Erhöhungen der Einfuhrzölle für hinreichend gehalten, um die nothwendigen Einkünfte zu beschaffen. Im Jahre 1862 aber kamen die wirklichen Kriegsbedürfnisse erst zur rechten Erkenntniß des Publikums, und da wurden wir Zeugen eines der haarsträubendsten Steuerpläne, die die Welt je gesehen hat. Am 1. Juli 1862 wurde ein sehr ausgedehntes System von Inlandbesteuerung angenommen. Es wurde alles besteuert, worauf man die Hand legen konnte, auf alle Sorten von Manufacturen, auf Einkommen, auf die Bruttoeinkünfte von Corporationen, Gewerksconcessionen (licenses of callings) u. s. w.

„Die Fabrikanten schrien: «Wenn ihr unsere Industrieerzeugnisse besteuert, unsere Einkünfte, unser Vermögen, wie können wir dann unter solchen Erschwerungen den Wettbewerb der Welt aushalten?» Man machte keinen Anspruch auf höhere Zölle. Durchaus nicht. «Wenn Manufacturen in der Geschichte unserer Verwaltung jemals begünstigt worden sind», so sagte Mr. Morril, «so sind sie jetzt die stärksten Säulen unsers Bestehens. Schröpfen wir die Fabrikanten, dann müssen wir Sorge tragen, daß auch gleichzeitig ein geeignetes Heilmittel angewendet wird.» Und Mr. Thaddeus Stevens sagte: «Wir beabsichtigten die Einfuhrzölle um so viel zu erhöhen, als die Inlandartikel besteuert wurden. Es geschah durch eine Art von Ausgleichung.» Und die Congreßacte vom 14. Juli 1862, durch welche es geschah, lautete: «Acte zur zeitweisen — wohl verstanden: zeitweisen — Erhöhung der Einfuhrzölle.» Es war eine zeitweise Entschädigung, die die Fabrikanten beanspruchten und bewilligt erhielten.

„Das Kriegsgeschick war launisch. Abraham Lincoln hatte sich nach immer neuen Aufgeboten von Leuten umgesehen. Die Nothlage der Regierung war in fortgesetzter Steigerung. Um ihr abzuhelfen, ergriff der Congreß eine provisorische Maßregel nach der andern, bis sie zuletzt in jenem Wirbelsturm von Steuern aller Art endigte, in der Steuergesetzgebung von 1864. Das Inland-Steuersystem erlitt abermals eine gewaltige Ausdehnung, und abermals wurde eine Tarifbill eingebracht als weitere Maßregel zur Entschädigung des Fabrikanten, und ihre Zollsätze erreichten eine ganz erstaunliche Höhe. Diesmal galt es nicht blos eine Ausgleichung gegen die Inlandsteuern, «sondern», wie Mr. Morril sich ausdrückte, «gegen die

Digitized by Google

erhöhten Productionskosten, wie sie durch das massenhafte Aufgebot von Mannschaften für Kriegszwecke herbeigeführt seien, die der productiven Arbeit entzogen wären, und das damit verbundene Steigen der Löhne». Mr. Morril bat das Haus um recht schleunige Erledigung der Bill, indem er sagte: «Da dies eine durch den Krieg bedingte, nur provisorische Maßregel ist, so müssen wir zustimmen.» Und die Bill wurde sogleich Gesetz. Sowol die inländische Besteuerung wie der Schutzzolltarif, die dem Volke eine Steuerlast aufbürdeten, wie es sich eine solche nie hatte träumen lassen, wurden nach dreitägiger Debatte im Repräsentantenhause, und nach nur zweitägiger im Senat angenommen; man nahm sich kaum die Zeit, ihre wirthschaftlichen Vortheile zu prüfen, und kümmerte sich nur ganz oberflächlich um ihre Einzelheiten. Man bezeichnete die Annahme als eine unerläßliche, dringende Pflicht des Patriotismus und handelte danach.

„Die Tarifsätze, welche bis 1861 einen Durchschnitt von 18—45 Proc. erreicht hatten, stiegen auf diese Weise im Jahre 1864 bis auf 47½ Proc.

„Man betrachte die Lage und Haltung des amerikanischen Volkes in jenem Augenblicke. Drei Jahre des Kampfes! Und welches Kampfes! Ich erinnere mich dessen sehr wohl. Zu Hunderttausenden schickte unser Volk seine Söhne ins Feld. Jeder Luftzug vom Süden brachte Nachrichten von Tod und Blutvergießen. Das Land war voll von trauernden Vätern und Müttern, von Witwen und Waisen. Und immer mehr Leute brauchte man, um die Lücken unserer decimirten Bataillone zu füllen. Drei Jahre lang hatte das Volk immer neue Millionen hergegeben, die Armen nicht minder wie die Reichen. Ueberall traf man den Steuererheber. Er folgte jedem Manne — er folgte jeder Frau und jedem Kinde bis in alle Lebensverhältnisse hinein. Der Kaufmann, der Farmer, der Fabrikant, der Bankier, der Eisenbahnbeamte, der Arzt, der Advocat, der Geistliche, der Lehrer, der Arbeiter, sie alle begegneten ihm auf Schritt und Tritt. Vom Hause des Stadtbewohners bis zum Blockhause der Prairie fehlte er bei keiner Familie und bei keiner Mahlzeit. Steuern, Steuern, Steuern vom Morgen bis zum Abend. Drei Jahre lang hatte das Volk das alles ertragen, nicht ohne lautes Stöhnen unter der immer wachsenden Bürde. Aber man ertrug es mit festem Entschlusse, denn man liebte sein Vaterland. Nach vielen Wechselfällen des Krieges, nach so manchen Tagen der Hoffnung oder düstern Kleinmuthes tauchte eine Verheißung schließlichen Sieges endlich am Horizonte auf. Grant erfocht sich einen blutigen Weg durch die virginische Wildniß nach Richmond. Sherman rückte gegen Atlanta, seinen großartigen Marsch nach der See vorbereitend. Das Land raffte sich auf zu einer letzten Anstrengung. Die Regierung erließ einen lauten Aufruf nach noch mehr Menschen und noch mehr Geld. Das war die Zeit des Liedes: «We are coming, Father Abraham!» Zu jedem Opfer war das Land bereit.

„Unter solchen Umständen geschah es, daß der Congreß die Inlandbesteuerung wesentlich erhöhte, und dementsprechend den Tarif von 1864 zum Gesetz machte. Hätte irgendjemand bei dem allgemeinen Wohlstande, dessen man sich erfreute, und dem fast allgemeinen Fortschritte, den man unter dem niedrigen Tarife von 1846 gemacht, auch nur annähernd einen Tarif, wie den von 1864, als eine Maßregel in Vorschlag gebracht, die nur dazu dienen solle, die Industrie des Landes zu fördern, und als wirk-

Digitized by Google

liche Wirthschaftspolitik, so würde man den bloßen Gedanken mit Spott und Verachtung überhäuft, und ihn der Beachtung gar nicht für werth erachtet haben. Hätte irgendjemand vorausgesagt, daß der Tarif von 1864, jener kolossale Wirrwarr von Hals über Kopf zusammengetragenen Steueraufflagen, mehr als 25 Jahre nach dem Ende des Bürgerkrieges die Grundlage der Wirthschaftspolitik der Republik bleiben würde, er wäre für einen Narren verschrien, oder als Verräther denuncirt worden, der den Versuch machen wolle, die Finanzkraft der Regierung lahm zu legen durch Verdächtigung aller derer, die solche Finanzmaßregeln in Vorschlag zu bringen hätten.

„Das Volk dachte nicht an Wirthschaftspolitik, es dachte an Kampf, Sieg und Rettung der Republik. In jenen Tagen mag es manchem aufgefallen sein, daß von allen Gesellschaftsklassen die der Fabrikanten die einzige war, die bei den allgemein zu tragenden Lasten allein auf dem Wege der Gesetzgebung entschädigt wurde. Da war der Farmer. Er hatte seine Söhne ins Feld geschickt. Er mußte sich Leute miethen, um seine Aecker zu bestellen, und die Ernte unter Dach zu bringen. Auch er hatte unter dem Arbeitermangel zu leiden. Auch er hatte höhere, sehr viel höhere Preise zu zahlen für alles, was er einzukaufen hatte. Auch er hatte ungewohnte Steuern zu zahlen, direct und indirect, die ihm den Kampf ums Dasein erschwerten. Aber er verlangte keine Entschädigung von der Gesetzgebung, und erhielt auch keine. Er ächzte und stöhnte unter der immer wachsenden Last; was aber Entschädigung anlangt, so hatte er auf sein eigenes gutes Glück zu bauen, und er that es als Mann und als Patriot. So der Kaufmann, der Handwerker, der Arbeiter — für sie alle gab es keine Entschädigung durch die Gesetzgebung, sie alle blieben dem eigenen guten Glück überlassen. Und sie ertrugen nicht nur ihre Bürde, sondern jeder einzelne von ihnen bezahlte die durch den Kriegstarif in die Höhe getriebenen Preise für ihre Einkäufe, und steuerte auf diese Weise bei, die Fabrikanten zu entschädigen, und sie vor Verlusten zu schützen.

„Das Volk wußte sehr wohl, daß gewissenlose Menschen sich mit Begierde die Verlegenheit der Regierung zu Nutze machten, um sich auf öffentliche Kosten zu bereichern, daß ungeheuere Unterschlagungen vorkamen, daß Fabrikanten in großer Zahl den Congreß überliefen, um sich «gesetzliche Vergünstigungen» in Form von Schutzzöllen in einer Höhe zu verschaffen, wie sie den festgesetzten Entschädigungsgrundsatz weit überstieg, und zu der sie nicht einen Schatten von Berechtigung hatten, und die sie in der allgemeinen Ueberstürzung auch wirklich erhielten, daß gewissenlose Habgier im Umsehen gewaltige Privatvermögen anhäufte, nahezu, wenn nicht ganz, auf dem Wege des Raubes.

„Aber ohne sich dadurch beirren zu lassen, dachte das Volk nur an das Vaterland. Es trug die Last seiner Steuern, eine Last, wie sie kaum jemals von irgendeinem Volke getragen wurde, mit dem patriotischen Entschlusse, daß die Republik gerettet werden müsse, es koste was es wolle. Und war ihm nicht von Staatsmännern, die man für Ehrenmänner hielt, versichert worden, diese gewaltigen Steuergesetze hätten nur den Zweck lediglich für den Krieg bestimmter Maßregeln — daß sie ihrer ganzen Natur nach lediglich provisorischer Art sein könnten, und daß die hohen Zollsätze des Tarifs nur als Schadloshaltung dienen sollten für die durch die Inlandbesteuerung nothleidende Indu-

Digitized by Google

strie, und daß seine ächzenden Schultern von dieser ungeheuerlichen Last befreit werden würden, sobald der Friede nur erst wieder eingekehrt sei? Und hatte das Volk zu jener Zeit irgendwelchen Grund, solchen heiligen Versicherungen zu mistrauen?

„Das Volk behielt sein Vertrauen und verharrte weiter unter der Last. Und als es bei der Präsidentenwahl von 1864 gefragt wurde, ob es die Last, die es so lange getragen habe, noch weiter tragen wolle für die Rettung der Republik, bis die Sache zu Ende sei, und ob es den Männern, die ihm die Last auferlegt hätten, noch länger sein Vertrauen bewahren und die Regierungsgewalt anvertrauen wolle, da hat das Volk diese Frage bejaht. Die Weltgeschichte hat kein Beispiel eines edlern Vertrauens, eines erhabenern Gefühls von Patriotismus und Opfermuth als diese ganz aus freien Stücken gegebene Entscheidung. In der That, ein solches Volk verdiente die Belohnung seines Vertrauens, die Erwiderung desselben in der Handlungsweise der Regierung, und diejenigen, welche die Versprechungen gegeben, hatten unzweifelhaft auch die Absicht, sie zu halten.

„Nun, im Jahre 1865 erreichte der Bürgerkrieg sein Ende. Der Friede war wiederhergestellt und die Inlandbesteuerung, wegen deren man die Fabrikanten durch den hohen Tarif schadlos gehalten hatte, verschwand allmählich. Von der geschützten Industrie erwartete man nun, daß sie auf weitere Entschädigung verzichten würde. Was war die Entgegnung? «O nein, die Schutzzölle des hohen Tarifs müssen wir behalten. Wer den Versuch macht, sie uns zu nehmen, ist ein verpesteter britischer Freihändler und ein Feind des amerikanischen Arbeiters.» Auf diese Weise blieb der hohe Kriegstarif bestehen. Ich will nicht in allen Einzelheiten wieder erzählen, welche Kunstgriffe angewendet wurden, um es so hinzustellen, als ob man den Tarif heruntersetzte, ohne an den Schutzzöllen auch nur zu rühren, und wie in der darauf folgenden langen Zeit die republikanische Partei immerfort versprach, den Tarif auf Herabsetzung zu revidiren, bis schließlich, nach der Wahl von 1888, welche die gesammte Staatsgewalt in die Hände der republikanischen Partei brachte, die Führer der Partei erklärten, unter Revision sei lediglich eine solche auf Erhöhung zu verstehen; worauf denn der Tarif von 1890 aufgestellt wurde, der ungeheuerlichste Tarif, den das Land je gesehen hat, ja der ungeheuerlichste, der in irgendeinem Lande jemals zum Gesetze erhoben wurde.

„Beim Schlusse des Bürgerkriegs belief sich der Entschädigungstarif, den man als eine nur provisorische Kriegsmaßregel hinstellte, im Durchschnitt aller zollpflichtigen Waare auf 47½ Proc.; heute, also 25 Jahre nach dem Kriege, ist der Durchschnitt gestiegen auf 60 Proc. Und das in einer Zeit tiefen Friedens, wo der Horizont auch nicht durch die leiseste Gefahr eines auswärtigen Conflicts getrübt wird, wo keine Inlandbesteuerung die Industrie belastet, wo unsere Staatsfinanzen auch nicht die mindeste Erhöhung der Steuererträge nothwendig machen.

„Die erste Begrüßung, die dem Tarif entgegengebracht wurde — ja die Begrüßung, die alsbald laut wurde bei der Gewißheit, daß ein solcher Tarif Gesetz werden würde — war die laute Ankündigung der höhern Preise, die das Volk zu zahlen haben würde für alle von dem Tarif betroffenen Bedürfnisse. Die Stimmen Mr. John Wanamaker's, der ein Verkaufsgeschäft von Waaren aller Art in Philadelphia hat, zugleich aber auch Postmeister der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten ist, ist in dem allgemeinen Chaos deutlich vernehmbar. «Zinnwaaren steigen im Preise», so sagt er seinen Kunden in einer Zeitungsannonce in Philadelphia, «die Fabrikanten werden bald dominiren, und Sie sowol, unsere Kunden, wie wir selbst werden sehr viel mehr zahlen müssen.» Davon ist jedes Wort wahr und deutlich genug ausgesprochen.

„Aber Mr. Wanamaker ist nicht der einzige, der das ausspricht. Ich habe hier eine Anzahl Circulare vor mir liegen, die der Handelswelt mit Emphase ankündigen, daß Glas, Porzellan, Aexte, Sägen, alle Sorten Eisenwaren (hard-ware), Zinkwaaren, Flinten, Pulver, Blei, musikalische Instrumente, Schnur, Knöpfe, Flanelle, Handschuhe, besonders die billigern Sorten, Strumpfwirkerwaaren, Tapezierwaaren, wollene Sachen, Kleidungsstücke, Garderobesachen, Teppiche und was sonst noch, scharf im Preise steigen, und daß der Handel sich darauf einzurichten hat. Wenn es nicht schon der Fall ist, wird bald jeder Artikel auf der Liste stehen, dessen Zoll erhöht ist, und reich und arm, besonders Lohnarbeiter, Leute mit kleinem Vermögen, werden ihr Haushaltungsbudget sorgfältig zu prüfen haben. Sie werden finden, daß sie sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln um 15—25 Proc. weniger an Lebenscomfort gestatten dürfen, als zu einer Zeit, wo der Mackinley-Tarif noch keine Mackinley-Preise geschaffen hatte. Die Reichen werden sich natürlich behelfen können, aber die Armen werden es bitter empfinden, wie wahr Mr. Wanamaker gesprochen hat, wenn er sagte: «Die Fabrikanten werden dominiren und wir werden sehr viel mehr zu bezahlen haben.»

„Der arme Mann wird heute weniger als vor einem Monat jenem beliebten Argument der Schutzzöllner Glauben schenken, daß die Zollsätze größtentheils, wenn nicht ganz, von den ausländischen Fabrikanten und den Importeuren getragen werden. Auch durch jenes andere Argument wird er sich nicht mehr so leicht gewinnen lassen, daß durch die Wirksamkeit unsers hohen Tarifs eine Menge industrieller Erzeugnisse billiger geworden sind, angesichts der Thatsache, daß das allgemeine Billigerwerden der industriellen Erzeugnisse den wunderbaren Fortschritten zuzuschreiben ist, die auf dem Gebiete der Entdeckung und Erfindung zu verzeichnen waren, sowie den erstaunlichen Verbesserungen in den Mitteln und Wegen der Production, und angesichts der fernern Thatsache, die jetzt klarer denn je hervortritt, daß unsere Politik hoher Schutzzölle durch künstliche Steigerung der Preise das amerikanische Volk seines gerechten Antheils an den Wohlthaten jener Fortschritte beraubt.

„Und welchen Trost gibt der Schutzzöllner dem armen Manne, der unruhigen Gemüthes diese neue Steigerung der Preise betrachtet? «Sei geduldig, Freund, und werde vor allem nicht müde im Zahlen. Keiner von uns darf müde werden, dazu beizutragen, daß unsere in der Kindheit begriffenen Industrien gepflegt werden, bis sie erstarken.» Der arme Mann mag in seiner Neugierde wol fragen, wie alt jene Kindheit denn eigentlich ist. Er thut einen Blick in die Geschichte des Landes und findet, daß einige davon schon keine Kinder mehr waren, als die Regierung 1789 zum ersten mal mit ihrer Pflege den Anfang machte, daß sie sich damals aber mit so wenig Pflege begnügten, daß das heute so gut wie gar keine Pflege bedeuten würde. Und doch findet er, daß die Kinder ganz munter aufwuchsen, und daß manche da-

Digitized by Google

von so erstarkten, daß sie sich ganz allein behelfen konnten. Er wird auch erstaunt sein zu finden, daß, als man sie nach 1816 wieder zu Kindern machte, sie in die Gewohnheiten der Kinder zurückfielen und anfingen zu jammern, sie könnten nicht allein stehen und man müsse ihnen immer noch mehr Pflege angedeihen lassen. Es wird ihn überraschen, wenn er findet, daß, als man nach 1846 den Kindern unverhohlen sagte, sie müßten sich aufraffen und allein zu gehen versuchen, sie plötzlich fühlten, daß sie das wirklich auch könnten, und in der That ganz vortrefflich zu laufen verstanden; ja es trat sogar ein Gefühl stolzen Selbstbewußtseins zu Tage, sodaß man es verschmähte, noch um weitere Pflege zu bitten. Noch erstaunter wird er sein, wenn er findet, daß, als man ihnen während des Bürgerkrieges die Entschädigungs-Milchflasche von neuem anbot, die großen, kräftigen Kerle auf einmal wieder ihre kindischen Manieren annahmen, wie sie dabei fortgesetzt hülfsbedürftiger wurden, bis sie schließlich nicht weniger als hundert Jahre nach Empfang ihrer ersten Kinderpflege, diese großen, dicken, gefräßigen, heulenden Monstra, in einen prachtvoll aufgeputzten, gigantischen Kinderwagen gelegt und mit goldenen Löffeln auf anderer Leute Kosten gefüttert werden.

„Jetzt ist es auch an der Zeit, noch an ein anderes Argument zu denken, welches ihm von den Schutzzollpolitikern als eine Art von Verheißung hingehalten wurde, daß nach kurzer Zeit die Fabrikanten unter sich selbst so in Wettbewerb treten würden, daß die eigene Concurrenz die Preise weit mehr verbilligen würde, als die Concurrenz des Auslandes das jemals zu thun im Stande wäre. Dies Versprechen ist nun schon altersgrau geworden; jahraus jahrein wurde es wiederholt; sehen wir einmal zu, wie es gehalten worden ist.

„Genau so, wie nach der Beendigung des Krieges und der Aufhebung der Inlandbesteuerung die Fabrikanten ihre Schadloshaltung durch Schutzzölle nicht aufgeben wollten, bildeten viele der leistungsfähigsten und wichtigsten Industriezweige zu einer Zeit, wo man die wohlthätigen Wirkungen der eigenen Concurrenz nun hätte erwarten müssen, ganz kaltblütig sogenannte «Trusts», Combinationen, Vereinbarungen, Einverständnisse untereinander zum Zwecke der Controle und — wenn nöthig — der Einschränkung der Production und Regulirung der Preise. Auf diese Weise ist es in vielen Fällen gelungen, thatsächliche Monopole zu errichten. Nachdem man die auswärtige Concurrenz bis zu einem gewissen Grade ausgeschlossen hatte, und zwar im Wege der Gesetzgebung und zu Gunsten der Fabrikanten, unternahmen diese es nunmehr, zum eigenen Vortheil der Inlandconcurrenz den Garaus zu machen.

„Wenn dem amerikanischen Sinne etwas verhaßt ist, so ist es der Gedanke des Monopols. Die Schutzzollpolitiker fingen an zu fürchten, ein offenes Auftreten der «Trusts» — die eben weiter nichts sind als das logische Extrem der Schutzzollidee — werde die Volksmeinung in Harnisch bringen gegen das Schutzzollsystem. Und in der That, es ist dem einfachsten Verstande nichts einleuchtender als das: Wenn ein Industriezweig durch einen Schutzzolltarif gegen die auswärtige Concurrenz geschützt wird, und sich nun eine Coalition oder Combination bildet, um die Inlandconcurrenz auch todt zu machen, um auf diese Art die Preise in der Hand zu behalten, so besteht das einzige natürliche Gegenmittel darin, daß man durch Beseitigung der Schutzzölle die

Digitized by Google

auswärtige Concurrenz hereinläßt, und dem Monopol auf diese Weise die Spitze abbricht.

„Das ist so einleuchtend, daß die Schutzzollpolitiker fürchteten, die Volksmeinung würde alsbald auf diesen Gedanken eingehen. Darum wurden sogleich Gesetzentwürfe eingebracht, welche die Organisation von «Trusts» für ungesetzlich und strafbar erklärten. Solch ein Anti-Trustgesetz ist erst ganz kürzlich erlassen worden, und die Republikaner «weisen mit Stolz darauf hin». Ich möchte aber den sehen, der an die Wirksamkeit solcher Gesetze glaubt. Wer weiß nicht, daß solche Combinationen oder «Trusts», wenn man ihre ursprüngliche Form angreift, sich sehr leicht auf mannichfache Art umgestalten können, sodaß sie in der Form ganz gesetzlich werden, und doch denselben Zweck erfüllen?

„Was ist also das Anti-Trustgesetz? Ein Blitzableiter, um die gegen die Trusts erregte Volksmeinung von jedem Angriffe auf den Tarif abzuhalten.

„Ich habe eine Liste von 27 Industriezweigen vor mir liegen, die alle in der Form von Trusts, Combinationen, Vereinbarungen oder Abmachungen verschiedenster Art betrieben werden, mit dem Zwecke der Regulirung der Production und der Preise.

„Fast alle diese Industriezweige erzeugen, direct oder indirect, allgemein gebrauchte Dinge, deren Preise für alle Volksklassen, namentlich die mit beschränktem Einkommen, von großer Wichtigkeit sind. Was haben wir von solchen Combinationen also unter dem jetzigen Tarife zu erwarten? Hören wir darüber den Senator Sherman, einen Schutzzollpolitiker der alten Schule und einen in republikanischen Kreisen sehr angesehenen Staatsmann. Ehe der Senat zur Schlußabstimmung schritt über das Tarifgesetz, sprach er folgende zu beachtende Worte: «Die große Gefahr dieses Tarifs und aller der Gesetzentwürfe, die dazu bestimmt sind, eigene Industriezweige mit Hülfe der Gesetzgebung heranzuziehen, liegt darin, daß die Begünstigten selbst, und zwar Kapitalisten sowol wie Arbeiter, nicht damit zufrieden sind, die ihnen gebotenen Vortheile auszunutzen, sondern daß sie sich zusammenthun und Coalitionen bilden, um das Volk um diejenigen Vortheile zu betrügen, auf die es gerechten Anspruch hat. Eine solche Schutzzollpolitik darf nicht in ein Monopol ausarten, sie darf nicht ausarten in Trusts und Combinationen, die nur darauf ausgehen, gegen den Sinn der zum allgemeinen Besten bestimmten Gesetzgebung lediglich die Preise zu steigern. Meine einzige Hoffnung ist die, daß, wenn diese Tarifbill zum Gesetz erhoben wird, die Fabrikanten einen verständigen Gebrauch davon machen werden; daß sie solche Coalitionen, wie sie schon geschlossen worden sind und wie sie schon in hohem Grade zur allgemeinen Unzufriedenheit beigetragen haben, künftig vermeiden werden; daß sie ferner zu einer verständigen Concurrenz die Wege ebnen, und daß sie den Nutzen solcher Concurrenz dem Volke und der Nation zugute kommen lassen werden durch billigere Production. Thun sie das nicht, so will ich einer der ersten sein, der für die Wiederaufhebung dieses Gesetzes stimmt, so wie ich jetzt für seine Einführung stimme.»

„Was? Nicht ein Wort über das «Anti-Trustgesetz»? Nicht ein einziges; das beweist, wie wenig Vertrauen Senator Sherman in seine Wirksamkeit setzt. Aber was meinte er denn nun eigentlich mit seinem ängstlichen Appell? Einfach Folgendes: «Schutzzöllnerische Fabrikanten! Dieses Gesetz liefert sämmt-

Digitized by Google

liche Consumenten euch in die Hände. Unter dem Schutze dieses Gesetzes könnt ihr, wenn ihr gottlos genug seid, es zu thun, Combinationen, Coalitionen und Bündnisse schließen, um das Volk derjenigen Vortheile zu berauben, auf die es gerechten Anspruch hat. Ihr könnt euch dabei ungeheuer bereichern, aber ich bitte euch, es gnädig zu machen. Gebt der Versuchung, die euch hier geboten wird, nicht nach, verzichtet auf Gewinnsucht und auf die Begierde, schnell reich zu werden, und laßt ruhig euren Profit durch freie und gerechte Concurrenz beeinträchtigen. Seid gut, seid generös, seid selbstlos. Begnügt euch aus freien Stücken mit geringerm Gewinne als dem, welchen dieses Gesetz euch bietet und zu dem es euch ermächtigt. Solltet ihr aber trotz alledem das Volk berauben wollen durch Erpressung übertriebener Preise, wozu euch dieses Tarifgesetz gewissermaßen verleitet, so werde ich einer der ersten sein, der für Wiederaufhebung dieses Gesetzes stimmt.»

„Dies war ein Nothschrei, der dem guten Herzen des Senators alle Ehre macht. Wenn nun aber solche üble Folgen zu gewärtigen sind, wäre es dann nicht klüger gewesen, vor der Einführung eines solchen Gesetzes zu erwägen, ob man ein moralisches Recht hat, Gesetze zu erlassen, die irgendeiner besondern Klasse die Macht in die Hand geben, «das Volk derjenigen Vortheile zu berauben, auf die es gerechten Anspruch hat»? «Führe uns nicht in Versuchung» ist ein guter alter Gebetsspruch. Ich weiß wohl, unter den Fabrikanten gibt es ebenso viele gute, hochherzige Männer wie bei jeder andern Klasse. Aber ich fürchte, die Versuchung, wie dieses Tarifgesetz sie bietet, wird für nicht wenige von ihnen doch zu stark sein. Manche mögen sich vielleicht schon ins Fäustchen gelacht haben über des Senators Berufung an ihre Generosität. Wurde doch in demselben Augenblicke, wo der Senator seine Rede hielt, in den Zeitungen ein im Entstehen begriffener neuer Trust angekündigt. O nein, täuschen wir uns nicht! Die Leute, die sich schmerzlich danach sehnen, Heu zu mähen, solange die Sonne scheint, gibt es leider in hellen Haufen! Und sofern ich mich nicht sehr täusche, wird den Consumenten durch dieses Tarifgesetz das Fell in einer Weise über die Ohren gezogen werden, wie es bisjetzt noch nimmer geschehen ist. Und des Senators Drohung, daß er, und vielleicht noch andere mit ihm, für die Wiederaufhebung stimmen wollen, machte nicht einen einzigen von ihnen bange. Wer von jenen «Trust»-Leuten und Bundesgenossen dazu entschlossen ist, wird die von der Gesetzgebung gebotene schöne Gelegenheit ausnutzen und darauf bauen, daß ihr dadurch wachsender Einfluß auch die Macht gewinnen wird, das Gesetz zu erhalten. Und sollte der Senator, wenn er gewahr wird, daß seine düstern Vorahnungen begründet sind, was sicher der Fall sein wird, sich dazu entschließen, die Wiederaufhebung des Gesetzes zu beantragen, so wird man ihn für nichts besseres als einen «Mugwump»*, Mitglied des Cobden-Clubs, und für einen Menschen halten, dessen Taschen gefüllt sind mit britischem Golde.

„Blicken wir einen Moment zurück auf diese merkwürdige Geschichte: Kleine, schützende Zölle, ursprünglich dazu bestimmt, den in der Kindheit begriffenen Industriezweigen aufzuhelfen, und enorm hohe Zölle, die denselben Industriezweigen hundert Jahre später gegeben werden; jeder Schutzzolltarif wird zuerst für ausreichend erklärt und dann seine Erhöhung verlangt; jedesmal wird Ste-

* „Mugwump" bedeutet „Abtrünniger".

Digitized by Google

tigkeit verheißen, und jedesmal wird die Stetigkeit von den Schutzzöllnern wieder umgeworfen. Der Kriegstarif wird angenommen als eine provisorische Maßregel und dann in Friedenszeit in Permanenz gesetzt; die Auflage der Kriegszölle geschieht als Entschädigung und Ausgleichung, bezw. Schadloshaltung der Fabrikanten für gewisse Inlandsteuern, und wie die letztern verschwinden und aufgehoben werden, bleibt die Entschädigung bestehen. Man verheißt eine Herabminderung der Preise, die durch die eigene Concurrenz der geschützten Industrien herbeigeführt werden soll, und dann wird die eigene Concurrenz einfach todt gemacht durch «Trusts», die dazu dienen, die Preise hoch zu halten, bis dann schließlich die Dinge so weit kommen, daß ein ernsthafter Senator, selbst Schutzzollpolitiker, sich gemüßigt sieht, die geschützten Fabrikanten ernstlich und feierlich zu bitten, Gnade walten zu lassen mit dem Volke, und es nicht zu sehr zu plündern.

„In aller Bescheidenheit frage ich Sie, würde nicht, wenn nicht die Thatsache bestände, daß ganz ehrenwerthe Männer dabei betheiligt sind, diese ganze Sache mit dem hohen Tarife, historisch betrachtet, den Anschein geben, als sei es eine große Uebervortheilung, oder, um mich einer populären Sprachweise zu bedienen, eines großartigen «Vertrauensspieles», das man mit dem amerikanischen Volke treibt. Und wenn noch der allgemeine Nutzen als Entschuldigung dienen könnte! Aber dieselbe Geschichte lehrt uns, daß das Land durchgängig und in allen Beziehungen am blühendsten war, die meisten Fortschritte machte und sich der größten Zufriedenheit in allen seinen Interessen, denen der Landwirthschaft nicht minder wie denen des Handels und der Industrie, erfreute in jenen Zeiten, wo der Tarif am niedrigsten war.

„Aber was nun? Die schutzzöllnerischen Republikaner betrachten die zehnjährige Festlegung des Tarifs als unabänderlich. Er hat aufgehört, eine vorübergehende Maßregel zu sein, sagt der eine; er ist eine geschichtliche Thatsache, meint der andere. Wie blind sind alle die, die die Wahrheit nicht sehen wollen! Und wenn auch die Gegner des Tarifs sich nicht belehren lassen wollen, seine Freunde und Nutznießer lassen sich keinenfalls täuschen. Man bedenke nur, die Tarifbill lag dem Senat noch vor, das Kind war nur kaum erst zur Welt gekommen, da brachte ein Abgeordneter im Repräsentantenhause schon einen neuen Gesetzentwurf ein, der den Zoll auf Buchbinderzwirn noch mehr steigern sollte. Immer mehr werden Stümper und Speculanten sich dem Gewerbswesen zuwenden und, wenn sie in Schwierigkeiten gerathen, nach höhern Zöllen schreien, um sich herauszuhelfen. Mehr denn je werden die selbstsüchtigen Candidaten des Millionärstandes ihre Aussichten zu verbessern und zu vervielfältigen suchen, und nach höhern Zöllen schreien. Mehr denn je wird, bei diesem Wirrwarr von Inconsequenzen, eine geschützte Industrie sich beschwert und behindert fühlen durch den Schutz, dessen sich eine andere erfreut, und klagen, bis man ihr höhere Zölle bewilligt. Das Verlangen nach höhern und immer höhern Zöllen wird sich fast unwiderstehlich zur Geltung bringen, wenn nicht die ganze große Masse des Volks gegen dieses System von Ungerechtigkeit und Erpressung aufsteht und mit Donnerstimme Halt gebietet.

„Wann wird sich das ereignen? Wie lange noch werden so viele Leute sich umnebeln lassen von der abgetragenen Sophistik der in der Kindheit stehenden,

Digitized by Google

pflegebedürftigen Industrie? Von der Sophistik des «Inlandmarktes» für den Farmer? Und von der des hohen Tarifs, als der einzigen Stütze der Arbeitslöhne? Wie lange werden sie sich noch irreleiten lassen von ihrem wahren Interesse durch die alte Erzählung von der «großen alten Partei», durch das abgestandene Zetergeschrei über die «Rebellen-Brigadiere», oder durch den etwas neuern albernen Einfall von der «neuen Secession im Repräsentantenhause. Wie lange die Leute noch nach dieser Melodie tanzen und dem Fiedler ihr theueres Geld bezahlen werden, wage ich nicht zu prophezeien. Lange, glaube ich, wird es nicht mehr dauern. Man versichert uns fortwährend, daß es ein blühendes, wohlhabendes Land ist, in dem wir leben. Ist das wahr? Es ist keine Frage, manche Leute sind wohlhabend, so wohlhabend, in der That, daß Mr. Butterworth, ein Republikaner, in der Vorhalle des Congresses aussprechen konnte: «Es gibt in diesem Lande Industriezweige, deren Dividenden enorm gewesen sind. Ich kann an meinen zehn Fingern Leute herzählen, deren Gewinn, zusammengerechnet, im letzten Decennium den Gewinn aller Landwirthe in irgendeinem der Staaten der Union überstiegen.» Es gibt unter uns nicht nur wohlhabende Leute, sondern wohlhabende Klassen. Aber die Wohlhabenheit eines Landes im wahren Sinne des Wortes stützt sich nicht weniger auf die Vertheilung des Reichthums als auf seine Beschaffung. Glauben Sie, daß Sie einem amerikanischen Landwirthe, dem Vertreter der größten Klasse von allen, einreden können, daß er zu den Wohlhabenden gehört? Mit lauter Stimme hören Sie ihn seine immer steigende Verschuldung bejammern, und in seiner Angst vor der Zukunft sehen Sie ihn fortwährend umherspähen nach Maßregeln der Abhülfe. Das ist weder ein Zeichen von Wohlhabenheit noch von Zufriedenheit. Mögen sie heute für ihre Kümmernisse Gründe haben, welche sie wollen, sie können sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß es ein verlustbringendes Geschäft ist, ihre Stapelartikel zu so niedrigen Preisen zu verkaufen, wie der wachsende Wettbewerb der ganzen Welt sie ihnen auferlegt, während sie selbst alle ihre Bedürfnisse zu Preisen einzukaufen haben, die durch unsern hohen Tarif künstlich in die Höhe getrieben werden. Nein, ein Nachtheil, der die große Mehrzahl unserer Bevölkerung drückt, muß als solcher schließlich erkannt werden.

„Noch ein anderes Gefühl wird zur Geltung kommen, es ist die von den verständigsten unserer Fabrikanten gehegte Anschauung, daß ein «Crab-game»-Tarif, wie der unserige, nicht nur nicht eine Hülfe, sondern geradezu ein Hinderniß ist für die gesunde Entwickelung unserer Industrie. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn in nicht allzu ferner Zeit der Fabrikant von Neuengland dem Farmer des Westens und des Südens die Hand reicht gegen den gemeinsamen Feind.

„Und drittens, während der Amerikaner in der Allgemeinheit ein ganz geduldiges Wesen ist und sich des Experiments halber eine ganze Weile ruhig plündern lassen wird, so hat seine Gutmüthigkeit doch ihre Grenzen, und ich glaube mich nicht zu irren, daß wir uns diesen Grenzen nun ziemlich rasch nähern.

„Die Reaction wird ganz unvermeidlich eintreten. Ich glaube, sie ist nicht mehr weit von uns. Alle diejenigen, die dem jetzigen Tarif eine zehnjährige Dauer versprechen, verlassen sich auf die gegenwärtige Zusammensetzung des Se-

Digitized by Google

nats. Sie vergessen, daß der Senat zwar eine Mehrheit von Republikanern hat, daß dieselbe aber nicht aus lauter Anhängern des hohen Tarifs besteht; denn es gibt noch Republikaner, die auf die Stimmen ihrer Wähler hören.

„Wenn die Reaction kommt, so wünsche ich als conservativer Mann, daß sie nicht kommt wie eine Lavine, die alles vor sich niederreißt, obgleich es immerhin so kommen kann. Ich hoffe, sie kommt als friedliche Reform und beginnt damit, was Henry Clay nennt: «die zollfreie Einfuhr von allen solchen Artikeln, deren der Fabrikant zu seinem Verfahren bedarf» — die Politik, wie Cleveland sie andeutete in seiner bekannten, den Tarif betreffenden Botschaft, die dem Lande den unschätzbaren Dienst erwies, den Ausgangspunkt der Frage substantiell klar zu legen — und als weitere Folge eine entsprechende Herabsetzung der Zölle auf Fabrikate.

„Unsere Lage ist der unter dem «Tarif of Abominations» sehr ähnlich; es war nach 1828, man braucht sich nur die Sklaverei und die Nullificationsacte hinwegzudenken.

„Das Heilmittel wird dem ganz ähnlich sein, welches in den Grundzügen des Tarifs von 1846 zur Geltung kam."

So Karl Schurz. Die Rede konnte nicht verfehlen, großes Aufsehen zu machen und eine Wirkung hervorzurufen, die der Regierung nicht erwünscht gewesen wäre: daß nämlich Mr. Mackinley, der Urheber der neuen Tarifbill, nicht wieder gewählt werden sollte. Da sah sich der gegenwärtige Staatssecretär der Finanzen, Mr. Blaine, gemüßigt, in die Arena zu steigen und einen Versuch der Widerlegung jener Rede zu machen.

Es ist bezeichnend, daß er seine Betrachtungen nur auf die Thatsache des Gedeihens des Landes unter dem Tarife von 1846 bezog; eine Thatsache, die er vollkommen einräumte; nur sei dafür eine Begründung, die Mr. Schurz verschwiegen habe. Es sei nämlich jene blühende Lage der Vereinigten Staaten in der mit 1846 beginnenden zehnjährigen Periode einmal dem Mexicanischen Kriege, der die Regierung zu großen Ausgaben veranlaßte, sodann der Hungersnoth in Irland, die eine vermehrte Getreideausfuhr bewirkte, dann dem neu entdeckten californischen Golde, das den Nationalreichthum vermehrte, dann der großen Reihe von Revolutionen in fast allen Staaten Europas, welche die dortige Industrie lähmten, und schließlich dem Krimkriege zuzuschreiben, der auch in England und Frankreich die Gewerbthätigkeit brach gelegt habe.

Merkwürdig genug, daß, während er infolge kriegerischer Ereignisse die industrielle Entwickelung Europas in Stillstand gerathen läßt, er den Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico als einen der Umstände anführt, welche zur Blüte des amerikanischen Wohlstandes beigetragen hätten!

Der Senator Schurz hat sich denn auch veranlaßt gesehen, die Aeußerungen Blaine's einer öffentlichen Erörterung zu unterziehen, und schrieb einen Brief an die „New-Yorker Staatszeitung", in welchem er jene Aeußerungen beurtheilte und richtig stellte.

Daß in jenem Jahrzehnt der niedrigen Zölle die von Herrn Blaine angeführten Ereignisse in Europa stattgehabt, sei nicht zu leugnen; von der Wirkung, die er ihnen zugeschrieben, seien sie indeß nicht begleitet gewesen. Während z. B. in den beiden dem Jahre 1848 vorangehenden Jahren 1846 und 1847 die Einfuhr von Europa 240 Mill. Dollars betrug, habe sie in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 beinahe 290 Mill.

Digitized by Google

betragen; während die Jahre vor dem Krimkriege eine Einfuhr von rund 682 Mill. nachwiesen, habe dieselbe in den Jahren des Krimkrieges selbst sich auf die Summe von 866 Mill. belaufen, und der bei weitem größte Theil der Waaren sei aus den vom Krimkriege betroffenen Ländern gekommen.

Wenn Herr Blaine behaupte, die Goldproduction von Californien habe in jenem Jahrzehnte der niedrigen Zölle den Nationalreichthum gehoben, so dürfe er nicht verschweigen, daß in der darauf folgenden Periode des hohen Tarifs die Goldproduction keineswegs geruht habe. Denn während von 1849—60 die jährliche Durchschnittsförderung von Gold und Silber 53 Mill. Dollars betrug, hat sie sich von 1861—80 pro Jahr auf 66½ Mill. belaufen. Und wenn Herr Blaine den Accent so sehr auf die in Europa stattgehabten Kriege lege, so müsse er berücksichtigen, wie der von ihm angeführte Krimkrieg, ebenso wie der Mexicanische, nur ein Kinderspiel gewesen sei gegen die Kriege der Hochzollperiode in Amerika. An Aufständen in Europa dagegen — die ja nach Herrn Blaine zur Blüte Amerikas so sehr beitrugen — habe es auch in der Periode des amerikanischen hohen Tarifs nicht gefehlt; dahin seien die Aufstände in Griechenland 1862, in Polen 1863, wie 1866, 1868 und 1872 in Spanien, an Kriegen aber der Französisch-Mexicanische von 1862 bis 1867, der Dänische 1864, der Preußisch-Oesterreichische 1866, der Deutsch-Französische 1870—71, der Russisch-Türkische 1877—78 zu zählen.

Wenn man die Blüte Amerikas unter niedrigem Schutzzoll den Kriegen in Europa zuschreiben wollte, so wäre der hohe Tarif der darauffolgenden Periode nichts weniger als begründet, weil der Kriegsreigen einen Umfang hatte, gegen den der Krimkrieg und die Revolutionen nur einen kleinen Maßstab abgeben.

Und in der That ist es von besonderm Interesse, aus der obigen Angabe des Senators Schurz zu ersehen, wie die von Mr. Blaine behauptete „industrielle Lähmung" der europäischen Staaten während der Zeit von 1848 bis 1860 nicht nur nicht vorhanden war, sondern daß sich ganz entgegengesetzte Erscheinungen gezeigt haben; Erscheinungen, die von einer ununterbrochenen Entwickelung der europäischen Gewerbthätigkeit Zeugniß ablegen.

Die in der bostoner Rede des Senators Schurz enthaltene Warnung gilt in der Hauptsache dem selbst von eifrigen Schutzzollpolitikern angefochtenen neuen Mackinley-Tarif und dem Unwesen der amerikanischen „Trusts", die in Wirklichkeit zu ungesunden wirthschaftlichen Verhältnissen drüben geführt haben. Man würde zu schwarz sehen, wenn man blindlings eine Nutzanwendung machen, und dieselben Folgerungen ziehen wollte für andere Verhältnisse, und für Länder, die auch ihrerseits dem Princip des Schutzzolles in gewissem Grade folgen. Auch für die Cartelbildungen anderer Länder kann man seine Warnungen nicht ohne weiteres gelten lassen, denn es sind weder die Syndikate Englands, noch die Geschäftscartele Deutschlands mit den amerikanischen „Trusts" und namentlich ihrem politischen Bolwerk unmittelbar zu vergleichen. Sie haben sich von jener rücksichts- und gewissenlosen Ausbeutung des consumirenden Publikums „bisjetzt" noch ferngehalten; möge auch auf die Dauer die Gefahr wankender Keuschheit ausgeschlossen sein!

Digitized by Google

Die pariser Schreckenszeit und ihre Lobredner.

Von H. S.

Die dem Zeitalter der Französischen Revolution gewidmete deutsche Geschichtsliteratur hat so zahlreiche und so hervorragende Erscheinungen aufzuweisen, daß begreiflich erscheint, wenn unsere Lesewelt sich an denselben genügen läßt und nur ausnahmsweise zu ergänzenden französischen Studien greift. Davon, „wie es wirklich gewesen", läßt sich aus den (in Frankreich selbst höchst günstig beurtheilten) Schriften der Heinrich von Sybel, Adolf Schmidt u. s. w., ja selbst aus dem in mancher Rücksicht veralteten Wachsmuth'schen Buche so genaue Kunde erwerben, als überhaupt möglich ist, wenn man die Sache nicht zum Specialstudium macht. Ein anderes ist es dagegen um das Wissen von den Vorstellungen, welche Frankreich und die Franzosen mit der Bezeichnung „die große Revolution" verbinden. Den Bescheid darüber bedingt die Bekanntschaft mit einer Anzahl von Büchern, die diesseit der Vogesen nur wenigen in die Hände gekommen sind, deren Lektüre für noch wenigere verlohnend erscheint und die nur denjenigen unentbehrlich ist, die auf specielle Beschäftigung mit den Anschauungen und Stimmungen des heutigen Frankreich und seiner Parteien angewiesen sind. Politikern (und Börsenleuten) genügt es bekanntlich nicht, zu wissen, wie die Dinge sind — sie müssen zugleich wissen, wofür dieselben gehalten werden. An den Werth solchen Wissens um die existimatio rei (die eingebildete oder angebliche Bedeutung der Dinge) sind wir neuerdings durch einen vielbesprochenen Vorgang erinnert worden: die pariser Kammerverhandlung über das Sardou'sche Stück „Thermidor". Clémenceau's Theorie von der Nothwendigkeit, die Revolution „en bloc" anzunehmen, läßt sich allein da verstehen, wo man von einer gewissen Specialliteratur über das Revolutionszeitalter und dem durch diese geübten Einflusse Notiz genommen hat.

Die Durchschnittsmasse gebildeter Franzosen der Mittelklasse stand rücksichtlich ihrer Meinung und Kenntniß um die Geschichte der Jahre 1789—99 bis vor kurzem auf einem Standpunkte, der von demjenigen in den nämlichen Verhältnissen lebender Deutscher nicht wesentlich verschieden war. Anders lag die Sache für die extremen Parteien der Conservativen und der Radicalen. Während die erstern die alte, ihrerzeit auch bei uns herrschend gewesene Wahnvorstellung festzuhalten suchten, als ob die Ereignisse des Convents und des Wohlfahrtsausschusses lediglich durch die Missethaten einer Bande gemeiner und blutdürstiger Verbrecher herbeigeführt worden, hat der Radicalismus seit Jahr und Tag darauf hingearbeitet, aus diesem Kapitel eine Heiligen- und Märtyrergeschichte zu machen, eine revolutionäre Legende herzustellen, welche derjenigen des Katholischen Kalenders und des Napoleon-Cultus an die Seite gestellt werden könnte. Den „toutes les gloires de la France" soll nach Meinung der Geschichtschreiber dieser Gattung nur gerecht werden können, wer die hergebrachten Vorstellungen über die Schreckenszeit und ihrer Träger über Bord wirft, die für Neu-Frankreich grundlegende Periode vorurtheils- und voraussetzungslos studirt und in den wahren Geist derselben einzudringen sucht. Gleich hier sei bemerkt, daß die hierher gehörigen sogenannten „grund-

Digitized by Google

legenden" Werke der Louis Blanc, Quinet und Michelet der großen Masse der Gläubigen und ihrer Proselyten ebenso unbekannt geblieben sind, wie die Monographien der Hamel, Bourgeard, Robinet u. s. w. oder die als Quellen benutzten Memoiren der Levasseur, Nodier, Barrère und des ältern Carnot. Die sogenannten „Ergebnisse" dieser vermeintlichen Forschungen sind dafür in ungezählten Populärschriften, Pamphleten, Journal- und Zeitungsartikeln unter die Massen geworfen und so zubereitet worden, wie Geschmack, Auffassungsvermögen und Bildungszustand gewöhnlicher Leser es erforderten.

Die Grundlinien der jakobinischen Auffassung des Revolutionszeitalters dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Unter Zuhülfenahme des Verdammungsurtheils, welches die ernsthafte historische Forschung über die politische und moralische Unfähigkeit der weiland (vgl. Lamartine) gepriesenen Girondisten gefällt hat, erzählt man die alte Geschichte von der Rettung Frankreichs durch die Jakobiner und das Schreckenssystem in hundert neuen Wendungen. Weil die ersten, zumeist von gegnerischen Zeitgenossen überlieferten Berichte über die Jahre 1792—94 unzuverlässig, einseitig, parteiisch u. s. w. gewesen sind, und weil die große Mehrzahl derselben ohne Berücksichtigung des Acten- und Quellenmaterials verfaßt worden, soll der Inhalt der gesammten ältern Literatur ein Lügengewebe darstellen, rücksichtlich welches das Gegentheil die Vermuthung für sich habe. Nach den hergebrachten Darstellungen habe es den Anschein gehabt, als ob Hundert- oder doch Zehntausende von Köpfen unter die Guillotine gebracht worden: da der Guillotinirten in Wahrheit nur 2000 und einige gewesen und da sich unter diesen viele wirklich Schuldige befunden, die verkappten Reactionäre die herrschende Erregung zur Erreichung von schändlichen Sonderzwecken misbraucht hätten, und da die eigentliche Blutarbeit überhaupt nicht von den Parteiführern, sondern von „unabhängigen" Richtern und Geschworenen besorgt worden, so seien die Schauergeschichten der Schreckenszeit als Tendenzmärchen anzusehen, die der Prüfung bedürften. Zufolge der royalistischen und girondistischen Umtriebe, welche mit dem Auslande in Verbindung getreten, habe das Vaterland sich in einer Gefahr befunden, die ihresgleichen in der Geschichte nicht gehabt und die Anwendung heroischer Mittel nothwendig gemacht habe, deren Verständniß allein an der Hand von Specialuntersuchungen möglich sei u. dgl. m. Selbstverständlich werden all diese Beweisgründe in einer Brühe von patriotischen und revolutionären Redensarten aufgetischt, deren trübe Fluten tendenziöser Lügenfischerei jeden erdenklichen Vorschub leisten.

Für das Verfahren, welches dabei im einzelnen beobachtet wird, kann kein treffenderer Vergleich als derjenige mit theologischen Rabulisten und Harmonisten herangezogen werden, welche die Verzerrung geschichtlicher Thatsachen gewerbsmäßig betreiben, trotz grimmiger gegenseitiger Verketzerungen einander citiren und zu Hülfe rufen, wo es die Abwehr gemeinsamer Gegner gilt, dadurch aber bei dem Gebrauche von Beweisgründen angelangt sind, die einander ausschließen und zu vollendeten Abgeschmacktheiten führen. Die innerhalb dieser Literatur zu Tage geförderten Widersprüche sind so haarsträubender Natur, daß Clémenceau's Verlangen nach einer „En-bloc-Annahme" der Revolution dem Kenner der jakobinischen Legende und ihrer Controversen eine logische Ungeheuerlichkeit bedeutet, wie

Digitized by Google

sie höchstens in den Tagen der Scholastiker vorgekommen ist.

Mittelpunkt und Hauptgegenstand der Streitfrage bildet die Gestalt Robespierre's. Louis Blanc, der Erzvater der Legende, sieht in dem berufenen Schreckensmanne nicht blos den Hauptvertreter dessen, was er die „classische Periode" der Revolution nennt, sondern zugleich einen Ausbund staatsmännischer Tugenden, dem höchstens Cromwell an die Seite gestellt werden könne. Er gesteht ein, daß der „große Mann" — wie alle großen Männer — einseitig gewesen sei und daß er gewisse Fehler begangen habe: in der Summe erklärt er ihn für das Musterbild des großen Revolutionärs. Anderer Meinung ist der geistreiche, phantastische und überschwengliche Michelet. Zu geschmackvoll, um aus dem unliebenswürdigen, spießbürgerlichen, von Neid und Mistrauen zerfressenen Lieblinge der Honoratioren des Jakobinerclubs eine Idealfigur zu machen — zu verständig und wohlmeinend, um eine Rechtfertigung der Schandwirthschaft des Revolutionstribunals und seiner Hintermänner auch nur zu versuchen — zu eifriger Bewunderer Danton's, um den an diesem verübten Justizmord nicht bei Namen zu nennen, gibt er Robespierre und dessen System schließlich preis, bezeichnet er Saint-Just als „Erzengel des Todes", als Menschen, der jede Spur menschlicher Empfindung hinter sich gelassen, und erklärt er, die wahren Repräsentanten des „Berges" und der „rettenden Idee" seien nicht diese Männer, sondern Carnot und Cambon gewesen. Am Ausgange seines Berichtes über die Katastrophe, die das Schreckensregiment gestürzt, schlägt Herrn Michelet indessen das revolutionäre Gewissen: Robespierre's Sturz bezeichnet den Ausgang der „classischen" Periode der Revolution — mit Robespierre sind Carnot und Cambon jahrelang zusammengegangen — Robespierre's Hauptschuld hat am Ende darin bestanden, daß sein dem Personencultus ergebenes Vaterland ihn zum Götzen gemacht habe. So entschließt Michelet sich, Saint-Just als eine Hoffnung des Landes, „über deren Verlust Frankreich sich niemals trösten werde", Robespierre als „großen Mann" enden zu lassen (ce grand homme n'était plus), und die Moral seines Buches nicht in die Verurtheilung des politischen Fanatismus, sondern in eine Warnung vor dem Personencultus zusammenzufassen.

In der Geschichte der revolutionären Literatur spielt dieser Schlußpassus des Michelet'schen Buches noch heute eine wichtige Rolle. So oft es zu Auseinandersetzungen über Robespierre kommt, machen die Pfaffen des reinen Jakobinerthums geltend, selbst Michelet, der grimmige Feind des großen Maximilian und seines Systems — selbst Michelet habe den „Unbestechlichen" die Eigenschaften des großen Mannes nicht bestreiten können und seinen Sturz als Beginn einer Reaction bezeichnet, bei welcher „Schrecken und Lächerlichkeit" einander die Wage gehalten hätten („l'horreur et le ridicule y luttent à force égale"). Der Hauptsache nach habe Michelet somit das Urtheil Louis Blanc's bestätigt, von dem ja gleichfalls anerkannt worden, daß die Opferung Danton's ein „politischer Fehler" gewesen sei.

Damit ist es aber nicht genug gewesen. Um Michelet's „Irrthümer und Parteilichkeiten" zu widerlegen, hat Ernest Hamel (ein noch gegenwärtig lebender pariser Journalist) ein dreibändiges, erstaunlich fleißiges und gelehrtes Buch über Robespierre zu Stande gebracht, das den Beweis dafür erbracht zu haben meint, der große Maximilian

Digitized by Google

sei ein Musterbild aller menschlichen und bürgerlichen Tugenden gewesen, „un des plus grands hommes de bien qui aient paru sur la terre". Die Methode, nach welcher diese Apologie gearbeitet ist, sucht ihresgleichen. Wer Uebles über den großen Mann zu sagen gehabt, ist Schurke oder Dummkopf gewesen und darum nicht glaubwürdig — notorische Schurken und Dummköpfe, deren Aeußerungen in günstigem Sinne gedeutet werden können, sind dagegen als classische Zeugen anzusehen, denn sie haben „der Wahrheit" die Ehre geben müssen, weil sie sich derselben nicht entwinden konnten. Liegen rücksichtlich des Datums oder der besondern Umstände eines misliebigen Ereignisses widersprechende oder nicht völlig übereinstimmende Angaben vor, so wird daraus ohne weiteres gefolgert, daß die Sache überhaupt nicht stattgefunden habe. Je nachdem er Robespierre zugestimmt oder ihm Niederlagen bereitet hat, wird der Convent als Versammlung von Titanen oder als Bande nichtsnutziger Intriguanten und Feiglinge behandelt. Solange die Geschworenen des Revolutionstribunals unter den Gegnern Robespierre's wüthen, sind sie „honnêtes et probes" — sobald sie der über ihn ausgesprochenen Aechtung zustimmen, kennzeichnen sie sich als Schergen des Despotismus. Als Genosse Robespierre's verdient der scheußliche Billaud-Varennes, daß man „der Festigkeit und dem Patriotismus dieses aufrichtigen Republikaners volle Gerechtigkeit widerfahren lasse" — als Mithelfer zum Sturze des großen Mannes ist er unter der Rotte schamloser Bösewichter, die die verbrecherische Schmach des 9. Thermidor auf sich geladen haben, der schlimmsten einer. Wo es in den Plan des Ganzen paßt, findet Hamel keine Worte, um das Maß der Popularität, des Einflusses und Ansehens seines Helden zu versinnlichen; soll dagegen erklärt werden, warum der edle Menschenfreund die schmähliche Abschlachtung Danton's, der unschuldigen jungen Frau Desmoulins, der sechzehnjährigen Cécile Renaud u. a. zugelassen, so heißt es ohne weiteres, der Allgewaltige sei innerhalb der von ihm commandirten Ausschüsse ohnmächtig gewesen! („C'est à peine si parfois il pouvait obtenir justice pour ses plus chers amis.") Und wenn alle Stricke reißen und die Anklagen gegen die Unerbittlichkeit des Systems sich zu bedenklich häufen, um widerlegt werden zu können, so ist Hamel alsbald mit einem „il n'y a pas de doute" oder „j'inclinerai à croire" bei der Hand, das die einfachsten Dinge unter Berufung auf frei erfundene Motive in ihr Gegentheil verkehrt, oder aber der unbestechliche Biograph schwingt sich zu wenigen Worten liebevoller Misbilligung eines „bedauerlichen Irrthums" auf, um hinterher guten Gewissens zu versichern, „was zu tadeln war, haben wir getadelt, vielleicht zu streng getadelt" — eine Floskel, die übrigens auch bei Michelet ihre Rolle spielt und die er zum Schlusse seines Buches in die Befürchtung kleidet, „d'avoir souvent trop réduit la grandeur des hommes heroïques qui soutinrent de leur indomptable personnalité la révolution défaillante".

Die dunkeln Punkte im öffentlichen Leben Robespierre's bilden indessen weder die einzige noch die schlimmste Schwierigkeit, mit der die Legendenschreiber der Revolution zu kämpfen haben. Das Unglück will, daß sich unter den Opfern wie unter den Blutrichtern des großen Maximilian Männer befinden, die in dem revolutionären Heiligenkalender feste, unantastbare Plätze einnehmen, und daß es außerdem eine vorgeschrittene, dabei eine anerkannt ge-

Digitized by Google

sinnungstüchtige Schule gibt, die den berühmten Schreckensmann überhaupt nicht gelten läßt, sondern als Vertreter eines „überwundenen Standpunktes", ja als halben Reactionär abthut. Nicht nur daß ein ziemlich obscurer Herr Bougeard den von Robespierre mit Abscheu behandelten Marat als wahren und eigentlichen Helden der „großen Zeit" feiert, und daß Edgar Quinet in dem Memoirenschreiber Baudot einen Vertheidiger des von Robespierre verfemten Hébert ausgegraben hat — zwei gepriesene revolutionäre Geister, Proudhon und der mehrerwähnte Michelet, haben in aller Form gegen Robespierre die Anklage auf reactionäre Gesinnung erhoben. Robespierre war Deïst und brachte als solcher Chaumette, Cloots, Momoro und andere Fanatiker des Atheismus aufs Schaffot, er war ein Vertheidiger des persönlichen Eigenthums und rottete als solcher die hoffnungsvolle kleine Sekte der Communisten Roux und Leclerc aus.

Michelet, der aus seinen Sympathien für den Cultus der Vernunft nur mühsam ein Hehl macht und dem Propheten dieser Posse, dem Gemeindeprocurator Chaumette, nachrühmt, „er sei in Bezug auf Unerschöpflichkeit an wohlthätigen und nützlichen Vorschlägen nie übertroffen worden", Michelet sagt geradeheraus, Robespierre sei an dem Tage seiner ersten Rede für den Deïsmus „in rückläufige Bahnen" gerathen und von dem „mal des rois", dem Hasse gegen die Idee ergriffen worden. Indem er verkannt habe, „que la révolution n'était rien sans la révolution religieuse", sei er zum Verbündeten der Priesterpartei, zum Manne geworden, „für welchen alle alten Weiber in Frankreich allabendlich gebetet hätten". In dem nämlichen Sinne haben sich Quinet und Proudhon ausgesprochen — der letztere mit der zwiefachen Bitterkeit des Atheisten und des Socialisten, der in dem „albernen Messias der Närrin Theot" zugleich den Vertheidiger der Gottesidee und der alten Eigenthumsordnung verabscheut und gegen denselben den Vorwurf erhebt, „die zur Gottheit erklärte Vernunft" wieder abgesetzt zu haben. Ungleich schlimmer erscheint indessen, daß es auch unter den auf dem Standpunkte der rein politischen Revolution gebliebenen „großen Männern" an solchen nicht fehlt, die sich als directe Widersacher und zugleich als Verächter Robespierre's bekennen. Die von Clémenceau verlangte „En-bloc-Annahme" der Revolution verlangt gleiche Verehrung für alle Märtyrer derselben, für die Opfer wie für die Nachrichter Maximilian Robespierre's. Zu den erstern gehören die Girondisten, Dantonisten und Hébertisten, zu den letztern die beiden „Säulen" der revolutionären Kirche, der große Cambon und der größere, von dreifachem Heiligenscheine umgebene Carnot. All' diese Trefflichen in dem nämlichen Pantheon aufzustellen und die zwischen ihnen auf Tod und Leben geführten Kämpfe auf bedauerliche kleine Misverständnisse, auf Irrungen zurückzuführen, welche gegenseitige Hochschätzung nicht ausgeschlossen hätten, ist allenfalls in der Schlußapostrophe eines gesinnungstüchtigen Leitartikels oder im Geleite des emphatischen Wortschwalls möglich, in welchen der phantastische Michelet seine Ausführungen über die Nachtseiten der „großen Zeit" ertränkt. Dergleichen Ungeheuerlichkeiten als Glaubenssätze zu behandeln, ist dagegen nur unter der Voraussetzung crassester Unkenntniß unwidersprechlicher Thatsachen möglich. Die Verehrung Danton's bedingt das Eingeständniß, daß der diesem Manne angehängte Hochverrathsproceß nicht nur (wie Louis

Digitized by Google

Blanc meint) ein politischer Fehler, sondern daß er ein feiger und niederträchtiger Schurkenstreich gewesen. Der (im übrigen correct revolutionäre) Biograph Danton's, Herr Robinet, hat denn auch nicht ermangelt, die Sache beim rechten Namen zu nennen und die beiden Mörder seines Helden, Robespierre und Saint-Just, als Urheber eines der schmählichsten Justizmorde aller Zeiten zu brandmarken. Daß er dabei im Geiste des von ihm gefeierten Mannes gehandelt hat, kann für niemand zweifelhaft sein, der von den verächtlichen Epitheten weiß, die Danton seinem „feigen, erbärmlichen, unfähigen" u. s. w. Gegner vor Gericht angehängt hat. Ebenso unzweifelhaft steht fest, daß die Genannten Danton nicht als Schlachtopfer einer traurigen politischen Nothwendigkeit, sondern als einen der lasterhaftesten und verworfensten Menschen geschildert haben, der jemals von der Sonne beschienen worden. Der unglückliche Biograph Robespierre's und Saint-Just's, Herr Hamel, hat sich aus der Klemme, entweder diesen seinen Lieblingen oder dem „gigantischen" Schatten Danton's zu nahe treten zu müssen, durch das naive Auskunftsmittel gezogen, in dem einen seiner Bücher dem erstern, in dem andern Buche dem letztern die Hauptverantwortung für den in Sachen Danton's vorgefallenen „Irrthum" aufzubürden und als Urheber desselben den nämlichen Billaud zu bezeichnen, den er an anderer Stelle als „républicain sincère, plein de fermeté et de patriotisme" anpreist. Vollends tragisch wird die Sache, wo Carnot ins Spiel kommt. Von den übrigen Gegnern Robespierre's haben einzelne ihre Urtheile über das „Opfer des unglücklichen 9. Thermidor" nachträglich geändert, der „Organisator des Sieges" ist dagegen sein Leben lang dabei geblieben, den großen Robespierre als politischen Schwachkopf, bösen Gesellen und zweifelhaften Patrioten zu behandeln und sich seiner Theilnahme an dem „Sturze des Tyrannen" als einer guten That zu rühmen! Da ist für die Maximilian-Pfaffen denn nichts übriggeblieben, als den gepriesenen, zum Inbegriffe demokratischer Weisheit und Tugend gemachten Staatsmann für das bedauerliche Spielzeug (dupe et jouet) einer Intriguantenbande zu erklären, von welcher er schmählich hinter das Licht geführt worden. Wie es zugegangen sein soll, daß der „eminente Mann" bis zum Ende seiner Tage auf solchem Irrthume und bei der Rolle des Gefoppten verharrt ist, wird natürlich nicht verrathen.

Wie mit den Personen, geht es mit gewissen Thatsachen. Daß die angeblich verbrüderten Pantheongenossen einander nicht nur gehaßt, sondern verachtet, und daß ihre Biographen diesem Beispiele nachgeeifert haben, ist ebenso öffentliches Geheimniß, wie daß die Lebensläufe dieser Halbgötter dunkle Punkte aufweisen, die keine Gewalt und Kunst historischer Sophistik aus der Welt zu schaffen vermag. Das hat Herrn Robinet nicht verhindert, ein dickes Buch über Danton's Unbestechlichkeit und Sauberkeit in Geldsachen zu Stande zu bringen und Herrn Hamel hundertmal wiederholen zu lassen, der große Maximilian sei von rührender Herzensgüte und Milde gewesen; Bougeard weiß die Ohrfeigen, die der edle Menschenfreund Marat von dem Physiker Charles wegen eines wissenschaftlichen Betrugs erhalten hat, mit dem nämlichen Scharfsinne aus der Welt zu schaffen, mit welchem Baudot und andere Beweise dafür ausfindig machen, daß der zärtliche Gatte und Vater Fouquier-Tinville unmöglich ein Bluthund, der echte Volksfreund Hébert trotz ein-

Digitized by Google

zelner Schwachheiten eigentlich ein Biedermann gewesen sei. Daß diese Beweise nur auf Kosten anderer revolutionärer Größen beschafft werden können und daß jeder Biograph die Genossen, welche seinem Helden in den Tanz getreten sind, als Schurken behandelt, das versteht sich von selbst, hindert indessen nicht, daß die Geschichte der „großen" Revolution Summa Summarum als eine der glänzendsten und erhebendsten Seiten der Universalhistorie bezeichnet wird.

Bis in die neueste Zeit hinein war die Beschäftigung mit kritischen Untersuchungen und obligaten „Rettungen" der Schreckenszeit und ihrer Helden auf verhältnißmäßig enge Kreise beschränkt. Den letzten Lustren ist vorbehalten geblieben, die im Interesse der „Revolution en bloc" unternommenen Geschichtsfälschungen und die darüber entbrannten Parteistreitigkeiten zum Gemeingute der französischen Nation zu machen. Jede der um die Vorherrschaft buhlenden Fractionen spielt sich als Erbin einer der Parteien der „großen" Zeit auf, indem sie die Mitbewerber in Bezug auf Eifer und Hingabe an die revolutionäre Legende zu überbieten sucht. Die „echte" Nachfolgschaft in die ruhmreichen Traditionen derer, welche vor hundert Jahren den neuen Himmel und die neue Erde der ersten Republik zu schaffen unternahmen, soll den vollgültigsten Titel auf die Herrschaft über die dritte Republik abgeben. Daß die Gewinner dieses Spiels, die Radicalen, die Vertreter des echten und rechten Jakobinerthums gewesen sind, hat die Verhandlung über den Sardou'schen „Thermidor" mit überraschender Deutlichkeit gezeigt.

Die Verbilligung der Eisenbahnfahrt und ihre Folgen.

Von J. Supra.

Unter die großen Errungenschaften, welche uns die Wiederherstellung des Deutschen Reiches gebracht hat, ist die Vereinigung des Eisenbahnwesens in der Hand der Regierungen der Einzelstaaten nach den vom Reichs-Eisenbahnamte festgestellten Grundsätzen zu zählen. Den Anstoß hierzu gab bekanntlich in erster Linie die strategische und sodann die volkswirthschaftliche Bedeutung der Bahnen. Nationalökonomen und Techniker haben sich in gleicher Weise bemüht, Verbesserungen des Bestehenden herbeizuführen und neue Wege aufzufinden, um dies bedeutende Reichsverkehrsmittel „im Interesse des allgemeinen Verkehrs", wie es in der Verfassung heißt, zu entwickeln.

Es lag nahe, in erster Linie eine Verbilligung der Beförderungskosten für Personen und Güter anzustreben nach dem Grundsatze: „Viele Wenig bringen ein Viel." Es konnte nicht ausbleiben, daß sich verschiedene Richtungen herausbildeten, um jenes Ziel zu erreichen. In Bezug auf den Personentarif sind es insbesondere zwei Strömungen, welche heute fast täglich in der Presse unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Die Vertreter der einen Richtung verlangen, daß zwar jeder wie bisher die Strecke bezahlt, die er befährt, daß aber der Einheitssatz für die Beförderung auf einem Kilometer weiter herabgemindert werde; besondere Bestrebungen in dieser Richtung gehen darauf hinaus, daß jener

Digitized by Google

Blanc meint) ein
sondern daß er ein
trächtiger Schurkenst
(im übrigen correct
graph Danton's,
denn auch nicht e
beim rechten Nam
beiden Mörder s
pierre und Sai
eines der schm
aller Zeiten zu
dabei im Geiste
Mannes gehan
mand zweifelh
ächtlichen Epi
seinem „feig
gen" u. s. w
gehängt hat.
fest, daß d
als Schlac
tischen Not
der laste
Menschen
von der
unglück
Saint-
der Kl
lingen
Dant
durch
gen,
erste
tern
in
thy
de
ze
„
e
tr
S

Digitized by Google

hatte man in Deutschland nach taatlichung der Eisenbahnen gefunden, sich in dem neuen nzurichten, als schon der Ge- er Einführung eines billigern tarifs geltend gemacht wurde. n wird zugeben müssen, daß es gewesen wäre, schon damals einen Versuch zu machen, da man ja icht einmal die neuen Einnahme- auf ihre Ergiebigkeit nach den iedenen Seiten hin hatte prüfen n. Wenn man bedenkt, welch un- ere Verantwortung die Behörde inem solchen Versuche übernimmt, ird es gewiß befremden, wenn in den Versammlungen, welche be- Einführung des Zonentarifs wie- holt stattfinden, gewissermaßen ein n der Entrüstung platzgreift, weil die hörden sich den Erfolgen gegenüber lehnend verhalten, welche in den Län- rn sich ergeben, in denen der Zonen- rif bereits eingeführt ist.

Aber sehen wir uns doch auch ein- al näher an, was sich hinter dieser Bewegung verbirgt und welche Sonder- nteressen unter ihrem Schutze betrieben werden. Die Kaufleute, von denen ja jeder danach streben muß, sein Geschäft so billig wie möglich zu betreiben, ebenso die Gastwirthe treten offen auf. Aber im Verborgenen keimt eine Grundstücks- und Bauspeculation, welche nur auf das erlösende Wort der Regierung wartet, um mächtig in die Halme zu schießen. Man fahre nur hinaus aus der Groß- stadt, und man wird an den Bahnlinien entlang die Tafeln mit der bekannten Aufschrift finden: „Hier sind Baustellen zu verkaufen.“ Noch ist es ja auch nicht verboten, auf jedem noch so ge- sundheitsschädlichen Grund und Boden, auf dem niemals ein brauchbares Trink- wasser zu haben sein wird, Wohnhäuser zu errichten. Aber wie bald kann ein solches Verbot eintreten, da die hygiei- nischen Vereine rüstig arbeiten. Die Zeit muß ausgenutzt werden. Da die Regierungen im Jahre 1890 jene sehn- lichst erwarteten Erklärungen über die Einführung eines billigern Tarifs noch nicht abgeben konnten, versuchte man auf andere Weise einen Druck auf die Behörden auszuüben, um endlich eine neue Gründerzeit herbeizuführen. Da ist denn der Bau billiger Arbeiterwoh- nungen ein willkommenes Agitations- mittel. Steht doch diese Frage heutzu- tage mit im Vordergrunde der social- politischen Bestrebungen. Die Behörden wurden angeklagt, daß sie nicht durch Verbilligung des Tarifs den Bau solcher Wohnungen außerhalb der Großstädte begünstigt haben. Und doch ist auch diese Frage noch nicht spruchreif. Wir wollen hier nur darauf hinweisen, daß die Socialdemokraten selbst nicht einmal etwas von solchen Häusern wissen wollen, da dieselben schließlich Wucherern in die Hände fallen; vor allem kann der Ar- beiter die Hauptmahlzeit nicht in seiner Familie einnehmen, bezw. kann ihm die- selbe von Angehörigen nach der Arbeits- stätte gebracht werden; schließlich wird das Wohnen in den Vororten durch ein noch so geringes Fahrgeld wieder theuer, und in der Großstadt läßt es sich ja durch Vermiethen der einzigen Stube oder von Schlafstellen nahezu umsonst wohnen. Nur durch Verlegen der Fa- briken nach den Vororten kann man den jeder derselben eigenthümlichen Stamm von Arbeitern nachziehen. Aber von allen diesen Einwänden verlautet natürlich nichts bei der im Gange be- findlichen Agitation.

Es läßt sich mit Sicherheit vorher- sagen, daß mit dem Tage der Einfüh- rung des billigen Tarifs sich die Um- gegend der größern Orte in Händen von Grundstücks- und Baugesellschaften be-

Digitized by Google

Einheitssatz in dem Maße herabgemindert werde, als die Zahl der zurückgelegten Kilometer zunimmt. Die Bezahlung auf der Strecke soll alsdann mittels Kilometerscheine erfolgen, die man zuvor an den Schaltern blockweise, zu 100, 500 oder 1000 Kilometer eingekauft hat, wobei also ein Block von 500 Kilometer billiger ist als fünf Block von je 100 Kilometer. Diese Einrichtung würde natürlich den Geschäftsreisenden besonders zugute kommen.

Die Vertreter der andern Richtung, insbesondere die eifrigsten Förderer derselben, Dr. Perrot in Mainz und Dr. Eduard Engel in Berlin, erstreben dieselbe Einrichtung, welche im allgemeinen im Reiche nach Perrot's Vorschlägen für die Beförderung von Postpacketen und Eisenbahngütern, auch bei den Pferdebahnen und bereits bei der berliner Stadtbahn eingeführt ist, also eine Bezahlung nach Zonen oder Theilstrecken, gleichviel ob man bis an das Ende einer Zone die Bahn benutzt hat oder nur bis zu einem Punkte innerhalb derselben.

Engel schlägt die Eintheilung des ganzen deutschen Eisenbahnnetzes in nur 4 Zonen vor und sucht in seinem Werke „Die Eisenbahnreform" * die Einträglichkeit seines Vorschlages nachzuweisen. Der Tarif lautet:

	bis 15 Km.	über 15 Km. bis 25 Km.	über 25 Km. bis 50 Km.	über 50 Km. durch ganz Deutschland.
3. Kl.	10 Pf.	25 Pf.	50 Pf.	1 M.
2. Kl.	20 „	50 „	1,0 M.	2 „
1. Kl.	—	2,0 M.	4,0 M.	6 „

Kinder zahlen die Hälfte.

Freigepäck wird nicht gewährt, sondern jedes aufgegebene Gepäckstück bis zu 50 Kilogramm für die ersten drei Zonen gleichmäßig mit 50 Pf., für die letzte mit 1 Mark berechnet.

Die 4. Klasse fällt fort.

Rück- und Rundreisefahrkarten werden nicht ausgegeben.

Bei „Blitzzügen", das sind in diesem Falle, nach englischem Muster, Schnellzüge mit vorherbestellten Plätzen, sind für jeden bestellten Platz zwei Fahrkarten zu lösen. Es kann jede Person für sich mehrere Plätze oder ein ganzes Coupé in Anspruch nehmen, wenn dieselbe im Besitze der nöthigen Fahrkarten ist.

Alle Züge führen sämmtliche drei Klassen und haben auf der Strecke dieselbe größtmögliche Geschwindigkeit. Die Blitzzüge halten nur an wenigen Stellen und dienen vorzugsweise dem Fernverkehre.

Außerdem besteht eine Unfallversicherung, in der man sein Leben mit 5 Pf. für 5000 Mark, mit 10 Pf. für 10000 Mark und mit 20 Pf. für 20000 Mark für den durch einen Eisenbahnunfall herbeigeführten Todesfall versichern kann. Für Verletzung erfolgt angemessene Entschädigung.

In Deutschland stehen wir heute schon vor der Entscheidung; binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit ist eine Verbilligung der Fahrpreise mit Sicherheit zu erwarten, da die in den Nachbarländern mit solchen Maßregeln erzielten bedeutenden Einnahmen eine gewisse Sicherheit bieten, um auch bei uns auf glückliche Erfolge zu rechnen. An der Frage der Einführung eines billigen Tarifs ist somit jedermann betheiligt. Wir glauben daher ein zeitgemäßes Bild zu liefern, wenn wir nachstehend versuchen, die Folgen der bisherigen Bestrebungen auf diesem Gebiete und die Veränderungen zu schildern, welche im ganzen Eisenbahnwesen gewissermaßen sich von selbst entwickeln werden und müssen

* Im Buchhandel ist jetzt eine Volksausgabe des Engel'schen Werkes unter dem Titel „Der Zonentarif" (Jena, Costenoble, 1891) zum Preise von 1 Mark erschienen.

Digitized by Google

Noch hatte man in Deutschland nach der Verstaatlichung der Eisenbahnen nicht Zeit gefunden, sich in dem neuen Besitze einzurichten, als schon der Gedanke der Einführung eines billigern Personentarifs geltend gemacht wurde.

Man wird zugeben müssen, daß es gewagt gewesen wäre, schon damals einen solchen Versuch zu machen, da man ja noch nicht einmal die neuen Einnahmequellen auf ihre Ergiebigkeit nach den verschiedenen Seiten hin hatte prüfen können. Wenn man bedenkt, welch ungeheuere Verantwortung die Behörde bei einem solchen Versuche übernimmt, so wird es gewiß befremden, wenn jetzt in den Versammlungen, welche behufs Einführung des Zonentarifs wiederholt stattfinden, gewissermaßen ein Ton der Entrüstung platzgreift, weil die Behörden sich den Erfolgen gegenüber ablehnend verhalten, welche in den Ländern sich ergeben, in denen der Zonentarif bereits eingeführt ist.

Aber sehen wir uns doch auch einmal näher an, was sich hinter dieser Bewegung verbirgt und welche Sonderinteressen unter ihrem Schutze betrieben werden. Die Kaufleute, von denen ja jeder danach streben muß, sein Geschäft so billig wie möglich zu betreiben, ebenso die Gastwirthe treten offen auf. Aber im Verborgenen keimt eine Grundstücks- und Bauspeculation, welche nur auf das erlösende Wort der Regierung wartet, um mächtig in die Halme zu schießen. Man fahre nur hinaus aus der Großstadt, und man wird an den Bahnlinien entlang die Tafeln mit der bekannten Aufschrift finden: „Hier sind Baustellen zu verkaufen.“ Noch ist es ja auch nicht verboten, auf jedem noch so gesundheitsschädlichen Grund und Boden, auf dem niemals ein brauchbares Trinkwasser zu haben sein wird, Wohnhäuser zu errichten. Aber wie bald kann ein solches Verbot eintreten, da die hygieinischen Vereine rüstig arbeiten. Die Zeit muß ausgenutzt werden. Da die Regierungen im Jahre 1890 jene sehnlichst erwarteten Erklärungen über die Einführung eines billigern Tarifs noch nicht abgeben konnten, versuchte man auf andere Weise einen Druck auf die Behörden auszuüben, um endlich eine neue Gründerzeit herbeizuführen. Da ist denn der Bau billiger Arbeiterwohnungen ein willkommenes Agitationsmittel. Steht doch diese Frage heutzutage mit im Vordergrunde der socialpolitischen Bestrebungen. Die Behörden wurden angeklagt, daß sie nicht durch Verbilligung des Tarifs den Bau solcher Wohnungen außerhalb der Großstädte begünstigt haben. Und doch ist auch diese Frage noch nicht spruchreif. Wir wollen hier nur darauf hinweisen, daß die Socialdemokraten selbst nicht einmal etwas von solchen Häusern wissen wollen, da dieselben schließlich Wucherern in die Hände fallen; vor allem kann der Arbeiter die Hauptmahlzeit nicht in seiner Familie einnehmen, bezw. kann ihm dieselbe von Angehörigen nach der Arbeitsstätte gebracht werden; schließlich wird das Wohnen in den Vororten durch ein noch so geringes Fahrgeld wieder theuer, und in der Großstadt läßt es sich ja durch Vermiethen der einzigen Stube oder von Schlafstellen nahezu umsonst wohnen. Nur durch Verlegen der Fabriken nach den Vororten kann man den jeder derselben eigenthümlichen Stamm von Arbeitern nachziehen. Aber von allen diesen Einwänden verlautet natürlich nichts bei der im Gange befindlichen Agitation.

Es läßt sich mit Sicherheit vorhersagen, daß mit dem Tage der Einführung des billigen Tarifs sich die Umgegend der größern Orte in Händen von Grundstücks- und Baugesellschaften be-

Digitized by Google

finden wird. Zur Zeit dringt man infolge dessen darauf, daß der Staat oder die Großstädte selbst ganze Gebiete ihrer Umgebung aufkaufen mögen, damit Grund und Boden nicht durch weitere Gewinnsucht theuerer werden. Einzelne humane Antragsteller bedenken oft nicht, daß sie gerade in diesem Falle als Sturmbock für Speculationszwecke ausgenutzt werden. Andere gehen so weit, zu verlangen, daß der Staat oder die Städte ihren Besitz zum Bau billiger Wohnungen zu mäßigen Preisen hergeben sollen. Hinter diesen Bestrebungen verbergen sich natürlich die Bauunternehmer, welche mehr Arbeit haben möchten. Die Sorge um den „kleinen Mann" wird überall nur als Vorwand benutzt. Es liegt uns fern, irgendeiner jener Gesellschaften oder Personen hier einen Vorwurf machen zu wollen; der eine handelt eben mit den Erzeugnissen seines Ackers, ein anderer mit Coupons, ein dritter mit Zeitungsnachrichten und ein vierter mit Immobilien. Die Besitzer von Grundstücken in den Vororten aber werden gut thun, dieselben nicht zu veräußern, da sie nur so in der Lage sein werden, den Gewinn, der sonst andern zufallen würde, selbst davonzutragen. Auf diese Weise läßt sich zugleich dem Ruin vorbeugen, der dem Gründungstaumel folgen muß, welcher mit der Einführung eines billigern Tarifs entstehen wird; denn dort, wo noch keine Gesellschaften sich gebildet haben, um die bevorstehenden Staatseinrichtungen auszunutzen, weil man den Zeitpunkt dazu noch nicht gekommen glaubte, da werden sie wie Pilze plötzlich aus der Erde emporschießen. Die Folge der Verbilligung der Fahrpreise wird wie bisher unter gleichzeitiger Entwickelung des Telephonwesens die fortgesetzte und häufigere Verlegung von Werkstätten, Fabriken und Wohnungen nach der weitern Umgebung der Großstädte sein. Schon fängt man an, sich in den Vororten, welche sich bisjetzt durch einen gewissen villenartigen Charakter auszeichneten, über die Entstehung von Miethkasernen zu beklagen, da ja dadurch das idyllische Landleben aufhören muß, um dessen Gewinn man aus der Großstadt geflohen ist.

Gesetzt den Fall, die Regierungen hätten auf Grund eingehender Erhebungen nach allen in Betracht zu ziehenden Seiten hin sich von der Einträglichkeit des Zonentarifs oder überhaupt eines billigern Tarifs überzeugt, so muß es doch eigenthümlich berühren, daß im Jahre 1890 schon an dieselben die Anfrage gerichtet wurde: „Gedenkt die Regierung den Zonentarif einzuführen, und im Bejahungsfalle mit welchem Zeitpunkte?" Die Regierung würde durch eine endgültige Zusage in Bezug auf den ersten Theil der Frage der vorläufig noch auf Ungewißheit beruhenden Grundstücksspeculation eine sichere Grundlage verliehen haben. Der Behörde würde aber von anderer Seite der Vorwurf nicht erspart geblieben sein, die Speculation begünstigt zu haben. Nicht geringer würde die Verantwortung ausfallen, wollte jemand vorzeitig den Zeitpunkt kundthun. Die Größe derselben wird jedermann an der Hand der nachfolgenden Erörterungen zu ermessen im Stande sein, andererseits sich auch selbst ein Urtheil darüber bilden können, wann denn jener Zeitpunkt gekommen sein wird.

Wenn schon in Ungarn bei Einführung des Zonentarifs sich ein ungeahnter Andrang auf der Eisenbahn geltend machte, wie wird es sich dann bei uns gestalten? Kein Volk der Erde besitzt neben einer so großen Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle einen so großen Wandertrieb, eine so bedeutende Reiselust wie wir Deutschen. Das

Digitized by Google

wird kein Reisen sein, das wird namentlich zu gewissen Zeiten als eine Völkerwanderung bezeichnet werden müssen. Man kann es sich ausmalen, wie es z. B. in ganz Deutschland zum Beginn der großen Ferien, zu Pfingsten, Ostern und Weihnachten hergehen wird. Und doch soll die Eisenbahnverwaltung auch solchen periodisch wiederkehrenden Anlässen gegenüber gerüstet sein. Noch sind viele Theile Deutschlands, z. B. Harz, Spreewald und Riesengebirge durch Verbilligung der Fahrpreise von den Eisenbahndirectionen als Einnahmequelle nicht ausgenutzt. Wir können es der Phantasie eines jeden überlassen, sich insbesondere die Steigerung des weit wichtigern geschäftlichen Reiseverkehrs vorzustellen. Die Zusendung eines kleinen Packets kostet dann ebenso viel, als ob man es sich selbst aus der Großstadt geholt hätte. Wird man nicht das letztere in den meisten Fällen vorziehen, da man noch so viele andere Einkäufe dort vortheilhafter besorgen kann als im kleinen Heimatorte?

Mit der Zahl der Reisenden muß im allgemeinen sich die Zahl der Betriebsmittel, der Bahnlinien und die Größe der Bahnanlagen, die Zahl der abzufertigenden Züge und dementsprechend die Zahl der Beamten steigern.

Wenn also jetzt von den Regierungen Entwürfe zur Vermehrung der Betriebsmittel und Vergrößerung der Anlagen vorgelegt werden, so ist dies als ein Zeichen anzusehen, daß man die Einführung eines billigern Tarifs beabsichtigt, daß aber dieselbe erst zur Thatsache werden kann, sobald man nur einigermaßen über das nöthige Beamtenpersonal wird verfügen können und die Bahnanlagen dem gesteigerten Bedürfnisse entsprechend gestaltet sein werden, sowie durch Veränderung des Betriebs auch das Publikum den neuen Verhältnissen entsprechend vorbereitet sein wird. Denn daß der Betrieb, insofern er die Reisenden betrifft, auch ein ganz anderer sein muß als bisher, ist selbstverständlich, wenn die Ermäßigung eine bedeutende ist.

Wir wollen im Folgenden einige Aenderungen näher besprechen, die sich gewissermaßen als von selbst geboten herausstellen werden, da wir davon ausgehen, daß dieselben nicht durch ein „Es werde Licht!" plötzlich eintreten werden, sondern daß sie, wie die Erfahrung lehrt, erst nach und nach ihre Unumgänglichkeit im Betriebe selbst werden erweisen müssen. Wir werden dieselben aber nicht vom technischen oder volkswirthschaftlichen Standpunkte aus betrachten, sondern von einem allgemeinen, insoweit sie eben jedermann angehen.

Beginnen wir mit dem Tarife selbst, so hieße es wol „Eulen nach Athen tragen", wollte man, angesichts der amtlich festgestellten Ergebnisse in Ungarn, verglichen mit denen des österreichischen Kreuzer-Zonentarifs, neue Vorschläge machen. Es ist durch jene Ergebnisse die alte Lehre wieder bestätigt worden: Probiren geht über Studiren, und beides soll sich ergänzen. Der wichtigste Erfolg des ungarischen Zonentarifs ist nicht der finanzielle. Die Bedeutung des neuen Tarifs liegt auf dem allgemein culturellen und auf dem moralischen Gebiete. Für ganz Ungarn ist eine neue Zeit angebrochen. Erst jetzt sind dort Entfernungen überbrückt worden. Dem Kaufmann ist ein weit größeres Absatz- und Kaufgebiet erschlossen worden. Der Bauer fährt nicht mehr mit eigenem Gespann zu Markte; er läßt das Vieh im Acker arbeiten, während er für ein Geringes die Eisenbahn benutzt. Der in der Ferne weilende

Digitized by Google

Handwerksbursche kann seine alten Aeltern wiedersehen, ohne die Ersparnisse einer langen Zeit dafür aufwenden zu müssen. Erst jetzt können die zahlreichen Beziehungen des Erwerbes und des Familienlebens in der Nachbarschaft gepflegt werden. Wo die Verhältnisse günstig liegen, da gibt man die Kinder überhaupt nicht mehr in Pension; für dasselbe Geld läßt man sie lieber täglich zur Schule fahren, und man behält sie unter eigener Pflege und Obhut. Grund und Boden in den betriebsreichen Städten und um sie herum sind im Werthe gestiegen. In jedem Orte ist aus der Nachbarschaft die Concurrenz eingedrungen; man kauft besser und billiger ein. Angebot und Nachfrage sind gewachsen. Die Löhne können nicht mehr ins Ungemessene gesteigert werden. Allen industriellen und landwirthschaftlichen Betrieben ist der Zufluß neuer Arbeitskräfte ermöglicht, denn der gewöhnliche Arbeiter kann von einer Grenze des Landes bis zur entgegengesetzten für die Hälfte des Tarifs gelangen, wenn er in Gruppen mit andern befördert wird, d. i. für die größte Strecke für nur 2 Fl. = 3,56 Mark. Man bestrebt sich, die Kenntniß seines Vaterlandes durch Reisen zu erweitern. Die Kunstschätze der Hauptstadt sind allen nahegerückt und die Naturschönheiten des Landes kann jedermann genießen. Die Gasthäuser sind überfüllt, und überall ist eine rege Baulust entstanden, um den neuen Bedarf zu befriedigen. Wie muß dies alles die Zufriedenheit heben, die Kraft des Landes schonen und stärken, und wie muß sich namentlich in den untern Schichten des Volkes die Verehrung und Liebe zum Landesfürsten steigern, der solche Segnungen über sein Land ausbreitet! Minister von Baroß aber hat sich in der Culturgeschichte Ungarns ein dauerndes Denkmal gesetzt; allerorten beeilte man sich, ihm zu huldigen. Die Eisenbahn ist in Ungarn im wahren Sinne des Wortes eine populäre Einrichtung geworden. Und dieser wirthschaftliche und der moralische Werth sind es denn auch, welche in den Grundsätzen eines einfachen Zonentarifs vorhanden sind. Nachdem in Ungarn nach dieser Richtung der Beweis für das Engel'sche System geglückt ist, wird bald in alle Länder ein verständiger Zonentarif seinen Einzug halten.

Es sei uns hier noch gestattet, einige Erleichterungen anzuführen, die dem ungarischen Volke aus der Einfachheit des Tarifwesens erwachsen sind. Man hat den Verkauf der Fahrkarten an alle Tabacksverkaufsstellen, an alle Gasthöfe und an die Buchhandlungen gegen 1 Proc. Entschädigung übertragen können und erspart dadurch theuere Arbeitskräfte. Man kann die Fahrkarten blockweise einkaufen, und in Zukunft wird man sich dieselben durch Aufkleben der Zonenmarken auf ein Fahrkartenformular selbst ausfertigen können und sie nur zur Abstempelung vorzulegen brauchen. Das Gepäck kann man unmittelbar nach dem Endreiseziel aufgeben, und man hat für nothwendige Umladung nicht selbst Sorge zu tragen wie so häufig bei uns. Es kostet die Abfertigung der Verwaltung nicht so viel Zeit; die einzelnen Stücke werden nicht mehr gewogen, denn wer hat mehr als 1 Ctr. Gepäck? Es bestehen für dasselbe nur drei Zonen (0—55—100, über 100 Kilometer, mit 45, 89 und 178 Pf.). Die Folge ist die, daß das Publikum alles in ein Stück zusammenpackt. Jeder Pfennig, den man sparen kann, wird gespart. Dies geschieht auch beim Lösen der Fahrkarten. Liegt ein Ziel nicht viel über eine Zonengrenze hinaus, so steigen die Bauern zu Hunderten aus, um die letzte Meile lieber zu Fuß zurückzulegen, genau so,

Digitized by Google

wie selbst wohlhabende Leute in der Großstadt bei der Benutzung der Pferdebahn zu thun pflegen. Es ist dadurch gleichzeitig der Beweis erbracht, daß der Einheitssatz für 1 Kilometer mit zunehmender Strecke abnehmen muß, wenn der Eisenbahn nicht eine Summe von kleinen Einnahmen entgehen soll. Andere Reisende zerlegen sich, infolge des nach dieser Richtung zur Zeit noch bestehenden Mangels im Tarife, die Reise in zwei Theile. Sie durchfahren zunächst die höhere Zone und lösen sich für den Rest eine neue Karte niederer Zone; unterdessen ist der Zug weiter gefahren, und sie warten lieber zu Hunderten stundenlang auf den nächsten Zug, als daß sie eine theuere Fahrkarte lösen, die sie doch nicht völlig ausnutzen können. Es möge hier noch hervorgehoben werden, daß, indem die Zahl der Reisenden sich verdreifacht hat, durch die amtliche Statistik nachgewiesen ist, ein wie bedeutendes Reisebedürfniß im Volke vorhanden gewesen war; es ist dies insbesondere erwiesen für den Nachbarverkehr — d. i. den Verkehr von einer Station bis zur nächsten, bezw. folgenden — und für den Verkehr in der allerletzten, 14. Zone (über 225 Kilometer hinaus durch ganz Ungarn in erster, zweiter und dritter Klasse für 17,09, 12,46 und 8,54 Mark in Schnellzügen). Die Länge der größten Bahnlinie, d. i. von Pest bis an die rumänische Grenze, beträgt das Dreifache der untern Grenze der letzten Zone, und somit ist an manchen Stellen eine Ermäßigung bis zu 85 Proc. gewährt, und man hat dabei noch ein sehr gutes Geschäft gemacht, weil eben jetzt Reisen gemacht werden, die man früher unterlassen mußte. Es ist ferner festgestellt, daß der Handels- und Arbeitsverkehr den größten Antheil an den Ermäßigungen genommen hat, und nicht der Vergnügungsverkehr. Es hat sich ergeben, daß die Reisenden bedeutenden Werth darauf legen, den höhern Preis für eine Reise im Schnellzuge durch Zeitersparniß wieder einbringen zu können, daß es andererseits aber auch für die Verwaltung wirthschaftlicher ist, die Schnelligkeit des Verkehrs bis auf die zulässigste Grenze zu steigern. Eine Steigerung des Verkehrs ist dort nicht eingetreten, wo die Ermäßigung eine zu geringe war und wo die Preise etwa den unserigen gleich sind, d. i. in der siebenten bis vorletzten Zone (100—225 Kilometer). Man geht jetzt bereits damit um, alle die Mängel, welche man auf Grund der statistischen Ergebnisse in dem bestehenden Tarife erkannt hat, zu beseitigen. Der Höchstbetrag einer Reise soll für die dritte Klasse auf 3 Fl. ermäßigt werden, sodaß Hin- und Rückfahrt nach unserm Gelde nur 10,68 Mark kosten und dem Reisebedürfnisse weiterer Kreise Rechnung getragen wird.

Für unser Vaterland darf man mit Sicherheit behaupten, daß man in den betheiligten Kreisen sich die ungarische und auch österreichische Statistik zu Nutze machen wird. Bei uns in Deutschland ist man in Bezug auf Neuerungen immer eher vorsichtig als muthig gewesen. Nachdem man aber das Gute erkannt, hat dieses häufig eine weit größere Verbreitung gefunden als anderswo, und vermöge des Bildungsgrades unsers Volkes sind wir häufig noch im Stande gewesen, den Vorsprung wieder einzuholen, den andere vor uns gewonnen.

Ende Januar 1891 erklärte der Vertreter der Regierung in der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses, daß Verhandlungen zwischen den einzelnen deutschen Eisenbahnverwaltungen über einen neuen Tarif für alle Bahnen Deutschlands dem Abschlusse nahe seien, daß man sich bereits da-

Digitized by Google

hin geeinigt habe, die Ermäßigung zu einer möglichst fühlbaren zu gestalten, und daß außerdem der Localverkehr — d. i. der Verkehr innerhalb einer Bahnlinie, insbesondere der Vorortverkehr, Nachbarverkehr — eine größere Berücksichtigung erfahren werde. Aus dieser Erklärung geht zwar nicht hervor, daß man einen Zonentarif jetzt schon einführen will, denn sonst hätte die Regierung dies ganz bestimmt ausgedrückt; aber in nicht mehr allzu ferner Zeit werden wir doch zu einem Zonentarif gelangen müssen. Der Tarif wird dann zunächst vieltheilig sein mit der Maßgabe, daß nach den ungarischen Erfahrungen der Einheitssatz für den Kilometer mit wachsender Entfernung billiger werden muß; dies ist auch von dem Geheimen Regierungsrath und Professor Launhardt in Hannover in einer Schrift über die vortheilhafteste Tarifbildung mathematisch erwiesen und von demselben durch die preußische Statistik belegt worden. Man wird aber, nachdem man eine Grundlage für die weitere Behandlung gewonnen haben wird, den Tarif immer einfacher gestalten, da dieser wie in Ungarn durch sich selbst erweisen wird, daß eine Vieltheiligkeit eher zwecklos als wirthschaftlich ist. Die Vereinfachung und etwaige weitere Ermäßigung wird eintreten, wenn die inzwischen herbeigeführte Vergrößerung der Anlagen und Vermehrung der Betriebsmittel die Bewältigung eines stärkern Verkehrs gestatten wird.

Auf den jüngst bekannt gewordenen Plan der preußischen Regierung gehen wir hier nicht weiter ein; die meisten Handelskammern haben sich bereits dagegen ausgesprochen. Da man in sehr vielen Fällen bei dem vorgeschlagenen Tarife unter sonst gleichen Bedingungen theuerer reisen würde als bei dem bestehenden, so entspricht derselbe sehr wenig den gehegten Erwartungen, und vor allem nicht den in der Reichsverfassung festgelegten Grundsätzen.

Wir müssen nun von einigen Maßregeln sprechen, deren Durchführung und Anwendung die Reisenden zu eigenem Nutzen und somit zum eigenen Vortheile sich werden gefallen lassen müssen.

Da sich die Zahl der Reisenden steigern wird, so erscheint es unumgänglich nothwendig — wie bei der berliner Stadtbahn — nur den mit Fahrkarten versehenen Personen den Zutritt zu gestatten. Auf den preußischen Eisenbahnen soll diese Maßregel im Jahre 1892 allgemein auf allen Bahnhöfen durchgeführt werden. Die Mehrzahl der Reisenden wird diesen Fortschritt aufrichtig begrüßen; trotzdem fehlt es natürlich nicht an Leuten, die, immer nur an sich selbst denkend und sich hinter falscher bezw. nicht angebrachter Humanität verschanzend, diese Maßregel bekämpfen. Da, wo diese Einrichtung schon lange besteht, klagt niemand darüber. Bei Kranken und Kindern wird eine Ausnahme gemacht. Zur Beförderung von Gepäck, welches man nicht selbst tragen kann oder will, sind Gepäckträger in ausreichender Zahl vorhanden. Freilich müßte die Eisenbahnverwaltung die Haftpflicht für das diesen Personen anvertraute Gepäck übernehmen. Ein zweites Erforderniß, welchem die Eisenbahnverwaltung genügen müßte, um jene Maßregel durchzuführen, wäre die Erleichterung des Besteigens der Wagen. Sind die beiden vorerwähnten Bedingungen erfüllt, dann sind alle Personen „zur Hülfeleistung der Reisenden und zur Begleitung allein reisender Damen" überflüssig. Aus diesen Gründen erklären wir uns auch gegen die Ausgabe von Bahnsteigkarten. Die ärmsten Leute wer-

Digitized by Google

den sich dieselben versagen und für die große Zahl bilden sie keine Schranke; an den verkehrsreichsten Tagen wird man den Verkauf dieser Karten doch einstellen müssen. Es ist also besser, daß das Publikum auch für größern Andrang geschult sei.

Ferner muß das Publikum daran gewöhnt werden, sich aus den ausgehängten Plänen, Wegweisern und Bekanntmachungstafeln mehr und mehr selbst zu unterrichten. Nicht nur manchem Bäuerlein, sondern manch einer gebildeten Dame ist ein Fahrplan ein Buch mit sieben Siegeln, nur weil man zu bequem ist, sich denselben anzusehen. „Aber wozu sind denn die Beamten da", denkt mancher. Die Belästigung der Bahnbeamten ist trotz der vielen Schilder, welche über dies und das Auskunft ertheilen, oft so groß, daß dieselben in der Abfertigung der Züge wesentlich gestört werden. Dies kann nur aufhören, wenn man das Publikum zu größerer Selbständigkeit erzieht, und wenn der Bequemlichkeit der Damen sowol wie der Herren nicht länger Vorschub geleistet wird. Anstatt Auskunft auf Fragen zu ertheilen, worüber die ausgehängten Tafeln Aufschluß geben, verweise man nur auf dieselben, damit die Betreffenden doch dieselben benutzen lernen. Freilich ist hierzu auch nöthig, daß neben der zahlreichen und bequemen Aufstellung und der Anwendung deutlichster Schrift mehr und mehr praktisches „Volapük" durch Farbe und Form nicht nur einzelner, sondern aller Schilder und Tafeln, je nach Zweck und Inhalt, getrieben werde. Wie man heutzutage zum Beispiel weiß, daß eine rothe Briefmarke von gewöhnlicher Form in dem ganzen Bereiche des Weltpostvereins im allgemeinen einen Werth von 10 Pfennigen hat, wie ferner jeder die Bedeutung des rothen Kreuzes in weißem Felde kennt, und wie jeder auch weiß, was ein Schild mit einem Posthorn besagen will, so dürfte es schließlich, wenigstens für Neuanschaffungen, sich einführen lassen, daß, außer durch die Aufschrift, durch Schilder, bezw. Laternenscheiben von bestimmter Form, sei es mit oder ohne Theilung oder Muster, die Räume des Stationsvorstandes oder der Fahrkartenausgabe bezeichnet werden sollen. Der Unterschied sonst gleichartiger Räume, wie der verschiedenen Wartesäle oder der Aborte, müßte durch Anwendung verschiedener, aber gleichfalls einheitlich bestimmter Farben der Schrift oder des Grundes der Schildereien kenntlich gemacht werden. Wir verweisen hier nur auf die Laternen der Feuermeldestationen und auf die der Rohrpostämter neben denen der gewöhnlichen Postämter. Am vortheilhaftesten wird es sein, wenn die Schrift in schwarzer Farbe auf weißem Grunde aufgetragen ist, und nur der Rand oder die Enden eines Schildes farbig gehalten werden. Der Stationsraum ließe sich, außer durch die Aufschrift, durch ein geflügeltes Rad bezeichnen, die Aborte durch kreisförmige Scheiben in blau und gelb, je nach den Geschlechtern, die Gepäckabfertigung durch einen Reisekoffer, die Wartesäle durch das Muster eines Bierglases, je nach den Klassen in verschiedenen Farben*, die Fahrkartenausgabe etwa durch eine dreieckige Laterne, mit dem Staatswappen in der Spitze, und die Aufbewahrung von Handgepäck durch das Muster einer

* Auf einem Kreuzungspunkte mehrerer Bahnlinien, in welchem ein größerer Aufenthalt für Schnellzüge um die Mittagszeit stattzufinden pflegt, sahen wir einmal den betreffenden Speisesaal als solchen durch das Muster von gekreuzter Gabel und Messer durch einfache Aufmalung auf den zugehörigen Glasthüren für jedermann kenntlich gemacht.

Digitized by Google

kleinen Reisetasche, Schirm und Stock oder dergleichen auf ellipsenförmiger Scheibe. Letztere Form hat ja häufig das Blechschild der betreffenden Beamten. Das, was an der Kleidung der Beamten und den Signalen für den Betrieb durchgeführt ist, läßt sich für Neuanschaffungen im ganzen Reiche auch an den Wegweisern für die Reisenden durchführen, zumal die Reichsverfassung die Uebereinstimmung der Betriebseinrichtungen vorschreibt. Da die vorgeschlagenen Kennzeichen kein volksthümliches Gepräge haben, so lassen sich dieselben, wenn auch nur allmählich, sogar im Verkehr der Völker untereinander einführen. Diese Sprache würde jedes einheimische Bäuerlein, sowol wie jeder Fremde bald verstehen, ohne erst immer wieder die Schrift lesen zu müssen. Im Mittelalter, als doch nur wenige lesen und schreiben konnten, hat man sich in der ganzen Welt dieser Sprache bedient. Hat doch jeder Fremde das Gasthaus, das er suchte, stets nach Form und Farbe der Schildereien erkannt.

Was die Fahrpläne anlangt, so muß man es bedauern, daß jetzt einzelne derselben in Fracturschrift erscheinen. Mit Rücksicht auf die Entwickelung des Verkehrs mit andern Völkern und zum Nutzen größerer Deutlichkeit sollte man bei den Fahrplänen durchweg an der lateinischen Schrift festhalten und nicht einen groben Verstoß gegen unsere Weltstellung begehen.

Auch sollten die Fahrpläne noch durch Anwendung verschiedener Randmuster in verschiedenen Farben, sowie durch Aufdruck, je nach den verschiedenen Eisenbahndirections-Bezirken und -Strecken besser gekennzeichnet werden. So könnte man z. B. die Fahrpläne der einzelnen Strecken, die zum Eisenbahndirections-Bezirk Berlin gehören, dadurch als zusammengehörig bezeichnen, daß man sie auf gelbes Papier druckt und zum Unterschiede von den Fahrplänen eines andern Bezirks, der sich gleichfalls gelben Papiers bedient, mit dem Aufdruck eines farbigen B versieht. Dieses kann so groß ausfallen, als das Plakat hoch ist, sodaß es schon von weitem erkannt wird. Die Fahrpläne für die einzelnen Strecken selbst müßten sich durch ein Randmuster unterscheiden, bei dem man zum Beispiel Ringe verwenden könnte, in deren Mitte sich die Nummer befindet, welche die betreffende Strecke im Hauptfahrplane des Bezirks hat. Der Hauptfahrplan ist natürlich auch mit den, den einzelnen Strecken gemeinschaftlichen Abzeichen zu versehen. Andere Bezirke könnte man wieder durch Aufdruck von verschiedenfarbigen, schräg oder wagerecht liegenden Balken unterscheiden. Unsere Pferdebahn-Fahrscheine, unser Anschlag- und das Wappenwesen weisen in dieser Beziehung eine Fülle von weithin sichtbaren Unterscheidungsmitteln auf. Die Tafeln auf den Eisenbahnwagen könnten natürlich in gleicher Weise, etwa nach Art der Pferdebahnschilder, gekennzeichnet werden, sodaß mancher den herannahenden Zug schon von weitem als denjenigen erkennen würde, der ihn in die Heimat zurückbringt. Bei den großen Eisenbahn-Wandkarten, auf welchen die einzelnen Linien je nach ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Eisenbahndirections-Bezirken durch verschiedene Farben gekennzeichnet sind, ist schon ein bezüglicher Versuch gemacht, der allerdings noch nicht vollkommen geglückt ist. Die für jeden Bahnhof insbesondere in Betracht kommenden Pläne könnte man dadurch hervorheben, daß man sie auf eine Tafel von bestimmter Farbe aufklebt.

Es sind das alles scheinbare Kleinigkeiten, dem einzelnen Reisenden wird dadurch ein wenig Mühe, dem Stations-

Digitized by Google

beamten aber sehr viel Zeit erspart, da die an ihn gerichteten Fragen sich immer wiederholen. Ein Kind, das ja seine Lesekunst überall erprobt, hat lange bevor es in die Lage kommt, selbständig zu reisen, auf dem heimatlichen Bahnhofe alle die Dinge zu beobachten Gelegenheit gehabt, die es später überall wiederfindet.

Bei der Beförderung der Reisenden in den Zügen wird man zunächst eine größere Trennung von Fern- und Nachbarverkehr eintreten lassen.

Im allgemeinen wird man, nachdem die Zahl der Gleise auf zwei und mehr erhöht worden ist, der größern Zahl der Reisenden entsprechend eine Vermehrung der Züge, bezw. eine schnellere Aufeinanderfolge derselben nur durch Abkürzung der Fahrtdauer erzielen können. Diese wird man in manchen Fällen nicht durch eine weitere Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit erreichen können, weil damit eine unverhältnißmäßig große unwirthschaftliche Abnutzung der Wagen sowol wie der Gleisanlage verbunden ist. Wo eine Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit noch zulässig ist, da wird dieselbe allmählich sich schon steigern, weil der große Verkehr dazu zwingen wird. Im übrigen aber wird man den Aufenthalt auf den Bahnhöfen abkürzen. Dies wird sich zunächst nur dadurch erreichen lassen, daß man den Güterverkehr von der Personenbeförderung mehr als bisher trennt, da eine Verbesserung der Rangiranlagen mit großen Kosten und nur langsam zu erreichen ist. Jedermann weiß, daß längst nachdem das Publikum die Wagen bestiegen hat, das Ab- und Anhängen der Güterwagen noch nicht beendet ist. Auf einzelnen Strecken wird man dem Güterverkehr sogar besondere Gleise überweisen. Die Entwickelung desselben läßt es nicht überall zu, ihn von der Personenbeförderung abhängig zu machen.

Aber bei solchen Zügen, bei denen nur Personenbeförderung stattfindet, wird man beobachtet haben, daß, nachdem die Reisenden ihre Plätze im Wagen eingenommen, das Ein- und Ausladen von Reisegepäck und Postgut noch nicht beendet ist. Letzteres wird jetzt meist stückweise aus und in den Wagen gereicht. Es dürfte sich empfehlen, den Boden der Packetwagen der Station in Höhe des Fußbodens des Postwagens zu bringen und nun von dieser fahrbaren Bühne aus den, auf kleinen Rollen laufenden, verschlossenen Packetkorb in den Postwagen hineinzurollen und dafür einen oder mehrere gleichartige, für die betreffende Station bestimmte, in Empfang zu nehmen. Die Aufsicht über die Stückzahl wird sich hiernach ändern.

Auch für das Reisegepäck wird man sich solcher Bühnen und Körbe, welche das gleichzeitige schnellere und bequemere Ein- und Ausladen des Gepäcks gestatten, bedienen. Bei mäßigem Tarife wird sich die Zahl der aufgegebenen Gepäckstücke ungemein steigern, da man sich für wenig Geld eine große Bequemlichkeit verschaffen kann, wie dies in Ungarn erwiesen ist. Da das Freigepäck aus wirthschaftlichen Gründen aufgehoben werden wird, so wird man gleichzeitig durch die an den Zugängen zum Bahnsteige aufgestellten Beamten darauf achten lassen, daß nicht Gepäckstücke in die Coupés mitgenommen werden, welche durch ihre Zahl und Größe die Mitreisenden belästigen und ein schnelles, bequemes Einsteigen des Einzelnen und somit der Gesammtzahl der Reisenden verhindern. Letzteres gilt namentlich von dem Publikum, das die vierte Klasse benutzt. Was dem einen aber recht ist, ist dem andern billig.

Digitized by Google

Wenn ein Reisender in der dritten Klasse für seinen großen Koffer keine freie Fahrt genießt, darf dem Bäuerlein in der vierten Klasse nicht gestattet werden, eine ganze Lade oder eine große Kiepe voll Handelswaare umsonst fortzuschaffen. Wenn ein Fahrgast mit centnerschwerem Gepäck eine Strecke von etwa 25 Kilometer für 50 Pfennige in vierter Klasse befördert wird, darf man wol fragen, ob der Fahrgast oder das Gepäck freie Fahrt genießt. Hier handelt es sich doch in den meisten Fällen nicht um Reiseutensilien. Für eine Reise in Italien ist man wegen der dort üblichen Einrichtungen der Eisenbahnwagen und wegen hoher Gepäckfracht gezwungen, anstatt eines größern Handkoffers sich zwei kleinere anzuschaffen, die sich innerhalb bestimmter Grenzen in Bezug auf Länge, Breite und Höhe bewegen. Wenn erst bei uns seitens der Beamten streng auf die Innehaltung der bezüglichen Bestimmungen geachtet werden wird, dann wird sich selbst das Publikum in der vierten Klasse solcher Transportmittel bedienen, die es bequem in die Wagen mitnehmen und dort unterbringen kann, andererseits wird es die großen Körbe mit einem Deckel versehen lassen und dieselben verschlossen bei der Gepäckabfertigung aufgeben. Wer nicht mit wenig Gepäck auskommen kann, der wird es allmählich schon lernen. Erforderlich bleibt auch, daß die Schaffner darauf achten, daß nicht benachbarte Plätze mit Gepäck belegt oder gar dadurch beschmutzt werden.

Um aber zum Nutzen einer schleunigern Zugabfertigung ein schnelleres Verlassen und Besteigen der Wagen zu ermöglichen, wird man leider bei uns, selbst bei Neubauten, nicht die Bahnsteige in die Höhe des Fußbodens der Wagen bringen, wie dies in England, Holland und anderwärts der Fall ist. Es müßten dann alle Wagen und alle Bahnsteige gleichzeitig umgebaut werden. Der Verkehr müßte erst ins Riesenhafte wachsen, ehe man sich zu diesen großen Ausgaben genöthigt sehen würde. Für die Beförderung von Vieh und Frachtgut hat man die Sache allerdings von vornherein bequemer gemacht. Was sich aber noch erreichen läßt, und was auch infolge des wachsenden Verkehrs geschehen wird, ist die Erhöhung der Bahnsteige auf die zulässige Grenze von 38 Centimeter über Schienen-Oberkante, falls das unterste Trittbret der Wagen noch über die Oberkante der Bahnsteige hinweggreifen soll. Da wir für jede Fahrtrichtung jetzt fast überall einen besondern Bahnsteig besitzen, so wird sich diese Erhöhung wenigstens für die durchschnittliche Länge der auf dem betreffenden Bahnhofe einlaufenden Personenzüge erreichen lassen. Das Publikum wird dann bald auch wissen, wo die Personenwagen zu halten pflegen. Man hat dann nur noch etwa 17 Centimeter, d. i. die Stufenhöhe oder „Steigung" unserer Treppen in gewöhnlichen Wohnhäusern, bis zum untersten Trittbret des unbesetzten Wagens zu steigen, während wir jetzt noch häufig, selbst bei Bahnhöfen mit größtem Verkehr, 25—35 Centimeter messen können.

Um ein schnelleres Besteigen der Wagen auch in anderer Weise zu ermöglichen, wird man die Trittbreter an den Wagen derart ändern können, daß man zwar, den „Normen" entsprechend, das unterste Bret an seiner Stelle beläßt, andererseits aber anstatt eines zwei Zwischenbreter einfügt. Die Steigung wird alsdann nur noch 23 Centimeter betragen, während die meisten Specialnormalien 35 Centimeter, d. i. die doppelte Steigung unserer Treppen, vorschreiben. Wie muß sich ein Unterschenkel, dessen Länge unsere Stuhlhöhe,

Digitized by Google

also 47 Centimeter, entspricht, beugen, um vom Bahnsteige bis in den Wagen dreimal diese Steigung zu erklettern. Da ist freilich eine Hülfeleistung für Kinder und alte Leute nothwendig. Der Auftritt, d. i. der Vorsprung der untern Stufe vor der obern von oben gesehen, hat nach Einfügung eines zweiten Bretes noch genügende Tiefe, um es dem Reisenden zu ermöglichen, bequemer in den Wagen zu gelangen. Bei den Pferdebahnen pflegt man den Auftritt auch nicht tiefer zu machen, und doch können Damen selbst während der Fahrt den Wagen besteigen oder verlassen. Die Steigung muß in erster Linie berücksichtigt werden. Es hindert aber nichts, den Auftritt dann wieder nahezu in der bisherigen Tiefe herzustellen, indem man die Wagen durchweg oder nur die innern Thürwände unten nicht um 10, sondern in kurzer Krümmung um 20 Centimeter einzieht; es ist nicht nothwendig, die Fenster in den Thüren gänzlich herabzulassen, wenn die Thüren, wie wir weiter unten ausführen werden, von innen geöffnet werden können; die Inhaber der Fensterplätze werden durch die Krümmung der Thür nicht wesentlich belästigt, wenn diese erst ganz unten plötzlich beginnt. Das oberste Trittbret darf vorn nicht mehr als 20 Centimeter messen; man lasse es nach hinten trapezförmig auf nur 40 Centimeter anwachsen und runde es alsdann in Gestalt einer halben Ellipse aus. Die Damen werden dann nicht mit ihren Kleidern hängen bleiben können; das mittlere Bret darf in der Längsrichtung des Wagens um nicht mehr als Fußlänge vorspringen, das unterste aber muß wie bisher in ganzer Länge des Wagens durchgehen. Durch diese Anordnungen wird das Aus- und Einsteigen, mit dem Gesicht nach der Längsrichtung des Wagens gewandt, bequemer, weil die Auftritte in dieser Richtung günstiger ausfallen; und man leitet die Reisenden noch mehr dazu an, wenn außerdem noch ein Handgriff schräg an dem Wagen hinabgeführt wird. In allen Wagenklassen müssen an den Innenseiten der Thüren Handgriffe angebracht sein und nicht nur in den obersten, dann können alle Reisenden verhältnißmäßig gleich schnell einsteigen. Bei der berliner Stadtbahn hat man, um ein schnelles Einsteigen zu erleichtern, sich dadurch zu helfen gesucht, daß man den Fußboden der Wagen um eine Stufe tiefer legte; dies ist im Verkehr mit andern Bahnen nicht möglich.

Man wird aber auch ein anderes System des Wagenbaues wählen müssen, um den Aufenthalt auf den Stationen noch weiter einzuschränken. Von all den bisjetzt in Gebrauch befindlichen Mustern scheint uns sowol nach den verschiedenen Stimmen in der Presse als nach dem Urtheile solcher Personen, deren Erwerbsleben viele und weite Reisen erfordert, dasjenige für die weitere Entwickelung des Eisenbahnverkehrs das geeignetste, welches die Vortheile eines berliner Stadtbahnwagens mit denen eines Durchgangswagens soweit als möglich vereinigt. Wagen, welche diese Vortheile zum Theil aufweisen, sind in Sachsen in Gebrauch. In diesen sind drei Coupés untereinander verbunden und jedes einzelne von außen erreichbar. Es wird sich aber wol infolge des gesteigerten Verkehrs schließlich ein System zur Einführung bringen, welches dadurch entsteht, daß man aus den Sitzbänken der gewöhnlichen Coupéwagen ein Stück herausschneidet und so einen Gang anlegt, der alle Coupés miteinander verbindet. Als Nachtheil dieser Einrichtung ist anzuführen, daß in jeder Abtheilung zwei Plätze ausfallen. Wenn man aber bedenkt, daß

Digitized by Google

bei den bisherigen Systemen nur der vierte Theil der Wagenplätze in Preußen benutzt worden ist, so wird man den Verlust nicht allzu hoch anschlagen, und zwar um so weniger, als aus hygieinischen Rücksichten etwas mehr Luftraum verlangt werden muß. Dem entsprechend schreibt auch das Dienstreglement auf den meisten Bahnen Deutschlands den Schaffnern vor, nur in besondern Fällen in der ersten Klasse mehr als vier, in der zweiten mehr als sechs und in der dritten Klasse mehr als acht Personen unterzubringen. Diese Zahlen bleiben bei dem hier vorgeschlagenen System trotz des Ganges gewahrt. Der Gang darf aber nicht, wie bei einem ziemlich verbreiteten System, an einer Seite der Wagen an den Sitzplätzen vorbeiführen, sondern muß zwischen denselben angeordnet sein, da sonst häufig die Aussicht versperrt wird und die Reisenden nicht genügend voneinander getrennt werden, was für dieselben die Hauptsache ist. In den Wagen dritter und vierter Klasse läßt sich der Gang dadurch gewinnen, daß man aus der Sitzbank und der Rückwand etwa 45—50 Centimeter herausschneidet, sodaß man, mit einer Schulter nach vorn gerichtet, sich bequem durch den Gang hindurchbewegen kann.* Es bleiben für jede Person noch etwa 49 Centimeter Breite des Sitzes. Zum Vergleiche führen wir an, daß ein gewöhnlicher Stuhl eine Sitzbreite von 42 Centimeter hat, und ein Theatersitz 50 Centimeter, und ein sehr reichlich bemessener Sitzplatz in der Kirche, einschließlich der Armlehne, 57 Centimeter mißt. In der zweiten Klasse dürfte es sich empfehlen, den Gang so anzuordnen, daß auf einer Seite desselben ein einzelner Platz, auf der andern zwei Plätze verbleiben. Bei einer Gangbreite von etwa 50 Centimeter (die Coupéthür mißt 63 Centimeter) bleiben für jeden Sitz, einschließlich Armlehne, 63 Centimeter. Jene zwei zusammenhängenden Plätze könnten mit den beiden gegenüberliegenden durch eine Abschlußwand zu einem Coupé vereinigt werden, welches sich nach innen mit einer gewöhnlichen oder einer Schiebethür öffnet, welche durch Gummi und Tuch geräuschlos gemacht ist. Es würden dann zwei Drittheile der Insassen des Wagens den Vortheil kleinerer und darum gemüthlicherer Coupés genießen, während die andern den Vortheil hätten, keinen Nachbar und nur ein Gegenüber zu haben. Ordnet man in der ersten Klasse den Gang in der Mitte an, so lassen sich rechts und links zwei kleine Coupés mit je zwei Plätzen von je 95 Centimeter Breite erzielen. Die bisherigen Platzbreiten in den Coupéwagen betragen 50, 62 und 82 Centimeter und bei den Durchgangswagen 47, 60 und 80 Centimeter. Mit dem hier gekennzeichneten System ist also erreicht, daß die Zahl der in allen Klassen unbedingt nöthigen Plätze erhalten bleibt, ein großer Theil der Reisenden überhaupt keinen Nachbar mehr hat, und daß namentlich in den obern Klassen die Zahl der Mitreisenden in den einzelnen Coupés geringer geworden ist. Für den Nachbarverkehr wird man die Thüren ausschalten. Für jeden der 3—5 Centimeter, um den man die Coupéthüren, namentlich der Wagen dritter und vierter Klasse schmäler machen könnte, gewinnt man im Innern das Doppelte und schult auch so, durch Plakate in den Wagen unterstützt, das Publikum, stets mit dem Gesicht nach der Fahrtrichtung gewandt aus- und einzusteigen. Es ist hier noch vorausgesetzt, daß die Wagen untereinander in Verbindung gebracht

* Bei den Pferdebahnwagen beträgt die von der zurückgeschobenen Thür frei gelassene Oeffnung auch nur 50 Centimeter.

Digitized by Google

sind, mit der Beschränkung jedoch, daß die Thüren an den Schmalseiten nur von dem Schaffner geöffnet werden können, während die Thüren an den Langseiten von innen sowol wie von außen durch das Publikum selbst geöffnet werden können. Nach dem bekannten Eisenbahnunglück in Wannsee hatte man gehofft, daß die letztere Einrichtung durchweg eingeführt werden würde; die Zahl der Unglücksfälle, die durch frühzeitiges Oeffnen der Wagenthüren auf der Stadtbahn vorgekommen sind, ist im Vergleich zur Zahl der beförderten Personen doch nur eine geringe. Die einzelnen Fälle sind nicht immer von den schlimmsten Folgen gewesen; jedenfalls hatte aber der Ungehorsame sich diese nur selbst zuzuschreiben. Das Interesse der Allgemeinheit darf nicht unter dem Ungehorsame jener zu leiden haben.

An den Schmalseiten der Wagen könnten Windfänge eingebaut werden, deren innere und äußere Thüren geräuschlos ins Schloß fallen, indem man die Thürbänder sich in schraubenförmigen Gängen aufeinander bewegen läßt. Die Schaffner werden alsdann nicht nöthig haben, gerade diese Thüren der Durchgangswagen so heftig zuzuschlagen. Die Windfänge könnten zum Theil auf kleinen Trägern beinahe so weit vor der Schmalwand des Wagens ausladen, als dies jetzt bei den bekannten hochliegenden Schaffnercoupés der Fall ist. Alsdann ist man im Stande, zwischen zwei Wagen unter Zuhülfenahme der äußern Windfangthüren, Herumklappen der Seiten-, Decken- und Fußbodentheile, Tuch und wasserdichten Segelleinen einen einigermaßen zugfreien und vor Unwetter geschützten Verbindungsgang sehr schnell herzustellen. Der Wagen ist überall verwendungsfähig. Man kann ihn an einen Salonwagen anhängen, und der Reisende kann jederzeit dahin gelangen.

In einer hintern Ecke des Wagens, von einem Windfange zugänglich, ließe sich ein Abort einrichten. Alsdann hätte das Publikum nicht nöthig, auf den Stationen, wo der Aufenthalt doch immer mehr und mehr abgekürzt werden wird, die Wagen zu verlassen. Diese Einrichtung nur für einzelne Wagen oder für einzelne Coupés herzustellen, entspricht nicht dem Bedarf, da man ja meist während der Fahrt gar nicht dahin gelangen kann. Den Platz in der gegenüberliegenden Ecke räume man dem Schaffner ein.

An der Rückwand, welche je zwei aneinanderstoßenden Abtheilungen gemeinschaftlich ist, müßte an geschützter Stelle ein Druckknopf angebracht werden, welcher in leitende und vor böswilliger Zerstörung gesicherte Verbindung mit einer in dem Schaffnerraume befindlichen Klingel gebracht ist. Freilich müßten die Läutevorrichtungen sämmtlicher Wagen wieder untereinander in Verbindung gebracht sein, damit man im Stande ist, den im benachbarten Wagen sich aufhaltenden Schaffner herbeizurufen. Es würden dann sämmtliche Schaffner sofort zu Hülfe eilen. Diese Einrichtung würde den Fortfall sämmtlicher in den Wagen angebrachten Bremshebel ergeben. In den zahlreichsten Fällen ist es gar nicht nöthig, den Zug zum Stehen zu bringen. Meistens wird schon ein lauter Streit die Mitreisenden herbeirufen, ohne daß erst die Klingel in Bewegung gesetzt werden muß. Die Nothleine müßte als zweite Sicherung bestehen bleiben.

Wenn man noch die Bequemlichkeit im Sitzen erhöht und die Belästigung durch Staub mehr und mehr verhindert, so ist alles erreicht, was erstrebt werden darf, ohne die Rücksichten auf die Allgemeinheit aufzugeben.

Bringt man, wie an den Fenster-

Digitized by Google

scheiben der Durchgangswagen, in den Thüren eine Vorrichtung an, welche verhindert, die darin angeordneten Fensterscheiben gänzlich hinabzuschieben, und welche nur gestattet, dieselben so weit zu lüften, daß man aufrecht stehend hinaussehen, aber nicht den Kopf hinausstecken kann, so hat man erreicht, daß nicht so viel Staub eindringen kann wie bei vollständig geöffneter Scheibe. Die Lüftung des Wagens erfolgt am besten durch Oeffnen der kleinen Fenster oder Schieber im Dache.

Ferner dürfte es sich empfehlen, durch Einschaltung einer als Arm- und Schulterlehne ausgebildeten Trennung zwischen je zwei Plätzen, jedem Reisenden genau so wie in der Kirche seinen Platz gewissermaßen automatisch anzuweisen. Diese Trennung darf sich nur auf den hintern Theil des Sitzes erstrecken. Auch dürfen die Arm- und Schulterlehnen an den Fenstern oder Gängen, wie in der zweiten und ersten Klasse geschieht, nicht in ganzer Länge mit dem Sitze zusammenstoßen, da sie sonst die Sitzbreite beeinträchtigen. Auch ist eine erhöhte Anordnung für den Zweck des Aufstützens bequemer. Den Sitz und die Rücklehne denken wir uns wie bisher gegen die wage-, bezw. lothrechte Richtung geneigt angebracht, aber nicht unmittelbar zusammenstoßend. Zwischen beiden muß ein schmaler Schlitz sich befinden, damit der auffliegende Staub zum Boden abfallen kann. Von den Polstern gilt dasselbe.

Vor allem scheint es uns aber erforderlich, daß unter jedem Sitzplatze zwei unter einem stumpfen Winkel gegeneinander geneigte, nicht zusammenstoßende schmale Breter (nicht Leisten) als Fußstützen angebracht werden. Nur dadurch würde man einen festen Halt beim Fahren erlangen. Man beobachte nur, wie der Rosselenker hoch oben auf seinem Bocke, nirgends angelehnt, als nur durch das Fußbret und den Sitz seinen Halt findend, über Stock und Stein dahinfährt. Durch Aufschrauben von Bandeisen werden die Breter gegen zu schnelle Abnutzung geschützt. An der Rückseite mit Blech beschlagen, könnten dieselben den Heizungen zugleich als Schutz dienen, während die zu gleichem Zwecke bisher angebrachten eisernen Stangen beim Auflegen der Füße stets unbequem sind, die Schutzgitter und die bis an die Vorderkante der Sitze reichenden Polsterrahmen aber überhaupt eine bequeme Stellung oder Lage der Füße behindern. Jedenfalls wird man dadurch der in allen Wagenklassen üblichen Unsitte steuern können, die Füße auf den gegenüberliegenden Sitz zu legen, da jetzt, das Stiefelafter auf dem einen Brete aufliegend und die Sohle gegen das andere Bret gestemmt, der Fuß ein weit besseres Lager findet. Ist der gegenüberliegende Platz besetzt, so dient das eine der unter dem eigenen Sitze befindlichen Breter als Fußbank, wie bei den bekannten, jetzt altmodischen Stühlen. Den benachbarten Sitz aber durch Auflegen der Füße zu verunreinigen, wird durch die etwa 10 Centimeter über dem Sitze beginnende, als Arm- und Schulterlehne ausgebildete hohe Trennung der Sitze verhindert, insbesondere durch eine nur 1—2 Centimeter über der Sitzfläche hervorragende Holzleiste, welche, sich auf $^2/_3$ der hintern Sitztiefe erstreckend, das aufliegende Bein stets belästigen wird, während sie dem Reisenden, der sich auf seinen Platz beschränkt, in keiner Weise hinderlich sein wird. Vor allem aber muß der Schaffner gehalten sein, gegen jene Unsitte einzuschreiten. Es darf niemand sich das Recht nehmen, einem später einsteigenden Reisegefährten den Platz zu verunreinigen. Weil eben auch der Fernverkehr sich zum Massenverkehr

Digitized by Google

entwickelt, wird es nöthig, den einzelnen Reisenden mehr als früher von den andern zu trennen und ihn auf seinen Platz zu beschränken. In den untern Klassen scheint uns dies weit nöthiger zu sein als in den obern. Im Vorortverkehr ist dies nicht in demselben Grade erforderlich.

Es ist klar, daß ein nach vorstehenden Vorschlägen gebauter Wagen nichts anderes ist als gewissermaßen eine Vereinigung von Rollstühlen; etwas Bequemeres kann man wol nicht verlangen.

Ferner sind die Einrichtungen zur Aufnahme des Gepäcks zu besprechen. Unter dem Sitze kann nichts untergebracht werden und somit verbleibt nur der Raum über dem Kopfe. Von den bisherigen Einrichtungen dürfte derjenigen der Vorzug zu geben sein, bei welcher ein etwas geneigtes Bret das Gepäck aufnimmt. Dies Bret bleibt wieder von der Trennungswand je zweier Abtheilungen um ein Geringes entfernt. Diese Wand reicht bis an die Decke, damit jeder Reisende und sein Gepäck vor „Uebergriffen" von der andern Seite geschützt sei.

Es scheint uns noch nöthig, darauf einzugehen, ob besondere Abtheilungen für Raucher und Nichtraucher eingerichtet werden sollen. Obgleich die Rücksicht auf die Allgemeinheit nicht nur für die erste, sondern für alle Klassen das Rauchverbot verlangt, so ist doch, trotz der Erzielung größerer Sauberkeit, nicht darauf zu hoffen, daß jenes Verbot eingeführt wird. Die Erfahrung lehrt es. Es muß aber verlangt werden, daß den Rauchern nur ein kleiner Theil des Wagens eingeräumt werde und nicht umgekehrt, wie dies jetzt der Fall ist. Die Coupés für Raucher müssen möglichst immer an ein und derselben Stelle des Wagens liegen, ebenso wie diejenigen für die Damen. Aus Betriebsrücksichten wäre zu wünschen, daß es nicht so viel Arten gäbe, denn dann hörte das Suchen nach Raucher-, Nichtraucher- und Damencoupés auf, und man hätte nur einen Wagen der gewünschten Klasse durch eine der zum Zwecke des Aussteigens geöffneten Thüren zu besteigen, um sich dann innerhalb desselben den angenehmsten Platz auszuwählen. Das Einsteigen wird selbst im Fernverkehr nicht viel mehr Zeit in Anspruch nehmen als auf der Stadtbahn. Im allgemeinen wird schon dort Platz sein, wo eine Thür offen ist, und da die Mittelplätze ihre Vorzüge neben denen der Fensterplätze behaupten werden, und da jedermann selbst bei vollbesetztem Wagen nur einen Nachbar hat, so werden die Wagen in allen Theilen gleich gut besetzt sein. Sollte in dem bestiegenen Wagen kein Platz frei sein, so wird der Schaffner die Reisenden in den nächsten Wagen geleiten.

Auf der berliner Stadtbahn tritt der Mangel des Mittelganges deutlich zu Tage. Einmal staut sich das Publikum am Eingange und viele glauben, daß noch viel Platz vorhanden, und schließlich muß ein Theil mit einem Stehplatze fürliebnehmen, während mehrere Coupés in demselben Wagen leer fahren. Würde man den Mittelgang anlegen, so würden die ausfallenden zwei Sitzplätze in jedem Coupé bei großem Andrange als Stehplätze immer noch besetzt werden können. Man nimmt gern mit einem Stehplatze fürlieb, besonders wenn man niemand dabei belästigt; die Hauptsache ist mitkommen, Zeit sparen, Geld sparen. Außerdem würde durch Anlage eines Ganges noch der Belästigung der Damen und dem großen Unfug gesteuert werden, der jetzt von manchen alleinfahrenden Personen immer noch ausgeübt wird.

Digitized by Google

Bei den Fern- und Vorortzügen wird solchen Dingen in wirksamer Weise durch die Schaffner vorgebeugt werden. Jeder Reisende, welcher gegen das im Wagen angeheftete Reglement verstößt, müßte, abgesehen von dem Schadenersatze, für den er bei gröbern Ueberschreitungen haftbar bleibt, mit einer, je nach der Klasse, in der er fährt, zu bemessenden Ordnungsstrafe von etwa 50, 30, 20 und 10 Pfennigen belegt werden. Dieselbe müßte durch den Zugführer in Gegenwart des meldenden Schaffners sofort erhoben werden. Diese Strafgelder aber müßten in eine Weihnachtskasse für die Schaffner und Zugführer fließen, denn nur so kann erreicht werden, daß die Schaffner gegen alle Ungehörigkeiten nicht länger blind seien.

Der Schaffner wird in Zukunft eine andere Rolle als bisher spielen. Das Lochen der Fahrkarten erfolgt an den Bahnsteigen, aber darum wird der Schaffner nicht überflüssig. Derselbe wird sich nur noch von dem Besitze einer gelochten, für die benutzte Klasse gültigen Fahrkarte überzeugen. Der Massenverkehr aber bringt es mit sich, daß er die Aufsicht über das Publikum übernehmen wird. Der Schaffner wird ferner Heizung und Lüftung reguliren. Bei jedem Zuge wird man zu allen diesen Zwecken nur weniger Schaffner bedürfen, wenn man ihnen die Möglichkeit gibt, ihren Pflichten ohne Schwierigkeiten und ohne Störung der Reisenden gerecht zu werden. Und aus diesem Grunde insbesondere sind wir für den oben geschilderten Gang innerhalb der Wagen und für die Verbindung der Wagen untereinander eingetreten.

Wir können nicht umhin, eine Forderung zu beleuchten, die in letzter Zeit erhoben worden ist. Es ist nämlich der Tag glücklich gepriesen worden, an welchem es in Deutschland nur Eine Klasse auf der Eisenbahn geben wird. Nun, glücklicherweise sind wir noch nicht so weit, und wir hegen auch die Hoffnung, daß wir noch lange nicht so weit sein werden. Gerade die berliner Stadtbahn hat nach unserer Ansicht den augenscheinlichsten Beweis geliefert, daß die Abschaffung der vierten Klasse im Interesse der größern Zahl der Fahrgäste, namentlich der Abonnenten, nicht angenehm ist; dabei sehen wir davon ab, daß die Inhaber von Monats- oder Vierteljahrskarten theuerer fahren als die Inhaber von Arbeiter-Wochenbillets, und daß deren Erwerb es meistens gar nicht gestattet, das Abonnement zu anderer Zeit zu benutzen als vor acht und nach 4 Uhr. Wenn ich im Besitze einer Fahrkarte dritter Klasse bin, so glaube ich gewissermaßen ein Recht zu haben, daß die Mitreisenden sich so benehmen, wie es in der dritten Klasse Sitte ist. Wenn man nun gar im Besitze einer Fahrkarte zweiter Klasse ist und man, wie es doch der Eile halber häufig geschieht, in ein Coupé dritter Klasse eingestiegen ist, da erscheinen Verletzungen der gegenseitigen Rücksicht um so auffallender. Die dritte Klasse der Stadtbahn muß, da es eben keine vierte Klasse gibt, von einem Publikum benutzt werden, das auf eine Sauberkeit der Sitzplätze und des Fußbodens keinen großen Werth zu legen scheint. Der Zimmermann bringt seine Axt, der Maurer seinen Hammer, der Klempner seinen Löthkolben und ganze Meter Blech, der Maler seinen Farbentopf und last not least, die Köchin ihren Marktkorb; alles wird auf die Bank abgelegt oder abgesetzt und dann beiseitegeschoben. Schwere Stücke werden von der Schulter auf die Bank geworfen. In die zwar leichten, aber unpraktischen Netze können sie doch

Digitized by Google

die Gegenstände nicht legen, und auf dem Boden sind dieselben den Füßen im Wege; außerdem müßte man sich ja bücken. Wir glauben behaupten zu können, daß den Leuten gar nichts daran liegt, in dritter Klasse zu fahren. Sie fühlen sich in der vierten jedenfalls unter sich und können ungezwungener ihre Unterhaltung pflegen. Manche kennen in letzterer Beziehung gar keine Rücksicht, ob Damen oder Kinder ihre „Witze" anzuhören gezwungen sind. Die Wagen dritter Klasse müssen natürlich verhältnißmäßig häufig in die Reparaturwerkstatt, und es nimmt uns daher wunder, daß nicht am Anfange und am Ende der Stadtbahnzüge längst Wagen mit grauem Anstrich eingeschaltet worden sind und neben den Arbeiter-Wochenbillets allgemein Fahrkarten für die vierte Klasse ausgegeben werden, und zwar um so mehr, weil man dadurch den Ansprüchen nach Verbilligung der Fahrpreise für Arbeiter eher Genüge leisten könnte. Das „Wie" ist diesen Leuten nicht so wichtig, wenn sie nur möglichst umsonst fahren können. Bewies ja doch erst kürzlich ein Socialdemokrat, daß die Benutzung der Eisenbahnen kostenlos erfolgen müsse, da ja auch auf Straßen und Brücken Zölle nicht erhoben werden. Der Mann drang natürlich mit seiner Logik durch, da ja niemand hätte entgegnen dürfen, daß Verkehr nicht Beförderung sei. Die Ansprüche werden schon noch gesteigert werden, wenn nur die andern das Geld zur Bestreitung derselben aufbringen. Man wird vielleicht einwenden, daß auf der Pferdebahn doch auch nur Eine Klasse besteht. Ja, dort ist jedem, sei er auch noch so arm, die Benutzung des Wagens gestattet, wenn er nur sauber gekleidet ist und niemandem durch sein Benehmen lästig fällt. Wenn auf der Eisenbahn je 24 Personen unter Aufsicht eines Schaffners gestellt werden, so ließe sich vielleicht auch mit Einer Wagenklasse auskommen, aber nur für eine kurze Strecke und nicht für meilenlange Fahrt. Man denke sich auf der Pferdebahn einer Großstadt den Schaffner nicht vorhanden, sodaß also die Bezahlung mittelst Automaten bewirkt wird. Die Folge dieser Einrichtung dürfte wol die sein, daß ein gewisser Theil des Publikums lieber eine Droschke besteigen als die Pferdebahn benutzen wird.

Als die Verbilligung der Fahrpreise auf der berliner Stadtbahn eintrat, hat der Bürgerstand, der doch meist in dritter Klasse fährt, sich deswegen nicht in die zweite begeben. Ein Theil nur desselben, welchem die Mittel es erlaubten, hat es gethan, aber dieser hat auch durch die Verbilligung nichts erspart. So wie man schon angefangen, in der vierten Klasse Sitzplätze einzurichten, so sollte man die Wagen unter Benutzung des oben geschilderten Musters mit Lattenbänken versehen, wie solche bei den im Gebrauch befindlichen Arbeiter-„Specialwagen" vorhanden sind.

Es mag ja unwirthschaftlich sein, so viele Klassen für die verschiedenen Bedürfnisse führen und ebenso viele in Reserve halten zu müssen. Im Fernverkehr wird jeder nach Einführung eines billigern Tarifs dahin streben, ein kleines Coupé für sich allein zu erhalten, und wird zu diesem Zwecke die nöthigen Fahrkarten lösen; das ist ja heute schon möglich, aber zu theuer. Dann ist es aber dem Reisenden gleichgültig, ob er in erster oder zweiter Klasse reist, denn der Unterschied in der Behaglichkeit ist nicht sehr groß; der Unterschied, auf den es ankommt, liegt doch in der Gesellschaft. Es kommt also nur darauf an, möglichst viele kleine Coupés zu bilden, um dem Reisenden die Gelegenheit zu geben, allein und ungestört zu reisen. Den Weg dazu glauben wir oben

Digitized by Google

gekennzeichnet zu haben. Es kann dann wol die bisherige erste Klasse in Wegfall kommen, aber nicht die vierte. Es müßte doch unverständlich zugehen, wenn man den statistischen Ergebnissen zuwider eine Klasse abschaffen wollte, die am besten besetzt und fast am meisten benutzt worden ist, und eine andere beibehalten wollte, deren Plätze nur zu 9 Proc. besetzt worden sind, die nur von ½ Proc. aller Reisenden benutzt wurde und welche den geringsten Ertrag gebracht hat. Die dritte und die vierte Klasse haben den größten und beide einen beinahe gleich hohen Antheil an der Platzausnutzung, und jede hat ein ihr eigenthümliches Publikum. Unser ehrsamer Handwerksmeister und die mittlern und Unterbeamten lassen sich und ihre Familien nicht mit dem rohen Arbeiter, mit dem oberschlesischen Flößer, mit dem Auswandererpublikum zusammensperren, und man sollte sie, unter Abschaffung der vierten Klasse, durch Fahrpreisermäßigungen aus socialpolitischen Gründen nicht dazu verleiten, eine höhere Klasse zu benutzen. Will man aber nicht so vielerlei Betriebsmittel führen, so richte man schließlich beide Klassen in fast gleicher Weise ein und halte nur im Tarif die Unterschiede fest, die die Reisenden untereinander machen. Auch heutzutage werden bei besonderm Bedarf Wagen vierter Klasse als Viehwagen benutzt, warum sollte man, unter Anbringung eines großen Schildes, für manche Fälle nicht auch Wagen dritter Klasse als vierte Klasse kennzeichnen. Nimmt man doch auch keinen Anstand, bei Sonderzügen im Sommer Güterwagen als dritte Klasse einzurichten. Auch das Publikum ist in solchen Fällen vernünftig genug, keine Ausstellungen zu erheben; man nimmt auch im alltäglichen Verkehr selbst mit einem Stehplatze fürlieb, wenn man nur mitkommt. Man kann mit drei Klassen sehr gut auskommen; dieselben würden in fast gleich guter Weise benutzt werden, wenn man sie nur dem Unterschiede entsprechend einrichten und tarifiren wollte, welchen die höhern, mittlern und niedern Stände unter sich machen. Für hochstehende Persönlichkeiten kann man ja nach wie vor besondere Wagen einstellen. In Bezug auf die innere Einrichtung müßte unsere jetzige zweite Klasse die erste Klasse werden, unsere jetzige dritte Klasse müßte an die Stelle der zweiten treten, und die zukünftige dritte brauchte sich nur durch dunklern Anstrich der Sitzbänke zu unterscheiden. Wenn man wie in Süddeutschland den obern Ständen, welche die kleinere Anzahl von Reisenden stellen, zwei Klassen bietet und den mittlern und untern zusammen nur eine, dann wird selbst bei einer weitgehenden Ermäßigung die erste immer nur schwach besetzt sein, wie dies in Ungarn auch jetzt noch der Fall ist. In allen Klassen wird wesentlich darauf Gewicht gelegt, daß man in passender Gesellschaft reist; nicht um der größern Bequemlichkeit willen bezahlt man einen höhern Preis. Bringt man im Tarif die Unterschiede, welchen die Menschen im allgemeinen unter sich machen, nicht richtig zum Ausdruck, so erzeugt man überall eine Unbehaglichkeit, wie dies auf manchen Bahnlinien thatsächlich der Fall ist. Die zukünftige erste Klasse, wie wir uns dieselbe denken, müßte sich in den Einheitssätzen von der zweiten sehr stark unterscheiden, die Preise für die zweite dürften aber von denen für die dritte nur um ein Geringes abweichen, denn auch im gesellschaftlichen Verkehr sprechen sich die Unterschiede in dieser Weise aus. Unser bisheriger Tarif nimmt darauf keine Rücksicht.

Die von uns befürworteten Einrichtungen werden sich freilich nicht überall in gleicher Weise durchführen lassen.

Digitized by Google

Besondere örtliche Verhältnisse, wie z. B. diejenigen von Handels- und Fabrikcentren, verlangen oft eine besondere Berücksichtigung. Wir glauben aber den Weg gekennzeichnet zu haben, auf dem schließlich jeder, wie man zu sagen pflegt, zu seinem Rechte kommen kann, und der wol auch von den Behörden eingeschlagen werden wird, da er von den vorhandenen Einrichtungen ausgeht und dieselbe nach Möglichkeit zu erhalten sucht.

Als eine Folge des gesteigerten Verkehrs ist noch zu betonen, daß künftig der Aufenthalt auf den Stationen nicht über die fahrplanmäßige Zeit ausgedehnt werden wird. So mancher Zug hat fahrplanmäßig drei bis fünf Minuten Aufenthalt; es dauert aber oft zehn Minuten und darüber, ehe er abfährt. Diese sollen nach Möglichkeit eingeholt werden. Es geschieht dies auf Kosten der Wagen und der Gleise. Da, wo die verlorene Zeit nicht eingeholt werden kann, da wird oft die Verspätung den Anschlußzügen aufgebürdet. Stationsbeamter und Zugführer sind in diesen Dingen viel zu nachsichtig gegeneinander. Durch Verspätung um eine Minute wird mancher um Stunden gebracht. Im Geschäftsleben und bei Krankheitsfällen in der Familie hat eine Minute oft einen bedeutenden Werth. Leider werden solche geringe Verspätungen gar nicht gebucht, und die große Zahl derselben gelangt nicht zur Kenntniß der vorgesetzten Behörde. Das Publikum hat an diesen Dingen fast nie Schuld, denn es erhält ja keine Fahrkarte, wenn die fahrplanmäßige Zeit gekommen ist. Doch auch dies wird sich ändern, sobald nur die Güterbeförderung mehr von der Personenbeförderung getrennt sein wird. Von der Stadtbahn kann man wol sagen, daß sie im Vergleiche zu dem ihr aufgebürdeten Verkehre die pünktlichste Linie ist. Lobenswerth ist die neueste Einrichtung derselben, wonach das nach Einfahrt eines Zuges erscheinende Publikum den Bahnsteig nicht betreten darf, ehe dieser Zug abgefertigt ist.

Wir können diese Betrachtungen nicht schließen, ohne auf die Beziehungen zwischen Post und Eisenbahn einzugehen.

Unsers Erachtens dürfte über kurz oder lang die Packetbeförderung, soweit sie jetzt durch die Post erfolgt, in die Hände der Eisenbahnverwaltung vollständig übergehen, sodaß derselbe Vorgang eintritt, welcher sich in Bezug auf die Personenbeförderung vollzogen hat. Die Post hat nur ein Monopol für die Beförderung der Briefe und gewisser Drucksachen, sowie für Telegraphie, sie hat aber kein Vorrecht für die Packetbeförderung und für das Fernsprechwesen.

Zur Zeit wird durch bestimmte Züge immer je ein Postwagen nebst den darin befindlichen Briefpostsendungen, Zeitungen, Geldern und den Poststücken unter 10 Kilogramm von der Eisenbahn ohne Vergütung befördert. In Bezug auf die übrigen Wagen, auf die beförderten Packete über 10 Kilogramm und in Bezug auf die von der Post benutzten Räumlichkeiten auf den Bahnhöfen tritt Verrechnung ein. Die Post kann aber durch Verbilligung des Portos den Packetverkehr nicht heben, da die Eisenbahnverwaltung von den durch Reichsgesetz bestimmten Einheitssätzen wol nicht ablassen wird, da sie unter den obwaltenden Umständen keinen Antheil an dem Ertrage hat, den die Post aus der Packetbeförderung zieht. Die Eisenbahn ist ja die Beförderin der Packete von Ort zu Ort, warum sollte sie es nicht auch im Bestimmungsorte sein. Alle ihre Versuche, einen größern Packetver-

Digitized by Google

kehr selbst zu entwickeln, verlaufen ohne großen Erfolg, weil die Eisenbahnverwaltungen keine amtlichen Annahmestellen in den Städten selbst besitzen, sondern nur auf den Bahnhöfen. Es gibt amtliche Verkaufsstellen für Stempel- und Postwerthzeichen, warum errichtet man nicht auch in allen Städten an möglichst vielen Orten amtliche Annahmestellen, bei denen man die Abholung der Packete aus den Wohnungen mündlich beantragen kann, ebenso wie dies für Reisegepäck in einzelnen Städten die Reisecomptoirs vermitteln. Es handelt sich um die Interessen des Publikums, und nicht um das Interesse der Post oder der Eisenbahn. Damit aber die Eisenbahn der Post keine Concurrenz mache, müßte die Packetbeförderung der Eisenbahn gänzlich überlassen bleiben. Die Verrechnung wird überflüssig. Die Eisenbahn müßte die Packetbeförderungsstellen der Post, soweit es sich um besondere Anlagen handelt, durch Kauf übernehmen. Im weitern Verlaufe würde sie selbst die nöthigen Anlagen herstellen. Die Post würde den größten Theil der Räume, die sie auf den Bahnhöfen innehat, der Eisenbahn selbst wieder überlassen. Die Eisenbahn hat dann den Tarif in ihrer Hand, sie kann denselben herabsetzen und den Gewinn steigern und für die eigenen Bedürfnisse verwerthen. Daß die Post bei den großen Ansprüchen, die man allerseits an staatliche Einrichtungen zu stellen pflegt, gar nicht im Stande wäre, ohne die Vergünstigungen, die sie auf den Eisenbahnen genießt, die Packetbeförderung auszuführen, scheint uns durch die Thatsache bestätigt, daß in den größern Städten sich die Packetfahrtgesellschaften so gut eingeführt haben. Auch die Beförderung größerer Lasten von und zu den Bahnhöfen könnte dann die Eisenbahn selbständig übernehmen. Auch diese würde billiger werden, da wieder eine Klasse von Mittelspersonen, die Klasse der Spediteure, überflüssig wird, die doch auch leben und gewinnen will und muß. Es scheint uns in gewisser Weise nöthig, daß die Eisenbahn den gesammten Packetverkehr in ihre Hand nimmt, denn man bedenke nur, wie viel als Reisegepäck heutzutage kostenlos aus der Großstadt nach den kleinen Orten befördert wird. Es erscheint unter diesem Gesichtspunkte betrachtet gewissermaßen auffällig, daß die Eisenbahn nicht schon längst sich in den Besitz der nöthigen Einrichtungen für die Packetbeförderung gesetzt hat. Es liegt dies eben daran, daß die Eisenbahnen früher in Privatbesitz waren. Aehnlich verhält es sich auch mit der Thatsache, daß die Herausgabe des Reichs-Cursbuches nicht durch das Reichs-Eisenbahnamt, sondern durch die Post erfolgt, und man doch nicht daraus entnehmen kann, welche Züge Postgut befördern und welche nicht.

Wir fügen hier noch hinzu, daß die Eisenbahnen sehr wohl auch im Stande wären, mit ihrem Besitze an telegraphischen und telephonischen Leitungen für die Bedürfnisse des Publikums hülfreicher dort einzugreifen, wo die Post es in absehbarer Zeit nicht kann. Leider beseitigt auch der neue Gesetzentwurf nicht die Schranken, die die Post zu ihrem Nutzen dagegen errichtet.

Bisher haben sich die Staatsbehörden mit der Einheit im technischen Betriebe befaßt; dieselbe ist erreicht. In Bezug auf das Signalwesen und die Gleisanlagen hat man die neuesten Erfindungen der Technik sich zu Nutze gemacht, und man bleibt dabei nicht stehen. Für das Publikum geschah nicht mehr, als geleistet werden mußte. Man bedachte nicht, daß Erleichterungen für das Publikum auch die größten Vor-

Digitized by Google

theile für die Verwaltung haben und so die großen Ausgaben wieder einbringen.

Die Fortschritte, deren sich das Staatsbahnwesen rühmen kann, würden sich wol steigern lassen, wenn man die Techniker schon auf den Hochschulen mit der Verwaltung der Eisenbahnen und mit den einschlägigen Wissenschaften bekannt machen würde, und ihnen in der Praxis häufiger Gelegenheit gäbe, sich vollkommen auf diesem Gebiete bekannt zu machen, bezw. sie dazu heranzuziehen. Man könnte dann die Techniker, welche doch ihre Laufbahn von unten auf durchgemacht haben, mehr, als es bisher geschehen ist, in die höhern Verwaltungsstellen aufrücken lassen, wo sie alsdann ihre reichen praktischen Erfahrungen auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete zum Gedeihen des Ganzen verwerthen könnten.

Unser gesammtes Eisenbahnwesen in Deutschland ist zwar zu hoher, aber noch nicht zu voller Entfaltung gelangt, und doch werden von Tag zu Tag neue und größere Anforderungen an dasselbe gestellt. Eine verständige Verbilligung der Tarife wird den größten Umschwung herbeiführen. Die der Einführung des Zonentarifs in Ungarn vorangegangenen Versuche mit mehr als 30 Proc. Ermäßigung unter Beibehaltung des einfachen Kilometertarifes haben aber ergeben, daß dieselben nicht den Erfolg haben, den man vorausgesetzt hatte. Was nützen alle Ermäßigungen, wenn zu einer weiten Fahrt doch ein großer Theil des Vermögens oder der Ersparnisse nothwendig ist. Zur Verbilligung der Tarife werden wir aber durch unsere Nachbarstaaten gezwungen werden, sobald wir uns nicht selbst dazu entschließen. Dr. Engel hat auch dies in einem kleinern Aufsatze nachgewiesen. Oesterreich-Ungarn ist vorangegangen und Süddeutschland muß zunächst folgen, da es sonst, soweit es eben möglich ist, von dem Verkehre umgangen wird. Schon heutzutage ist dies für einzelne Strecken und ganze Gebiete einzelner Staatsbahnen thunlich. Die Kenntniß der billigern Strecken verbreitet sich sehr schnell nicht nur bei den Kaufleuten, sondern auch bei den Vergnügungsreisenden.

Schon heute ist es bekannt, daß der billigste Weg von Berlin nach Rom nicht in westlicher Richtung führt, sondern in östlicher über Breslau, Oderberg, Pest, Agram, Fiume, Ancona. Ueberall ist unmittelbarer Anschluß im Schnellzuge, bezw. Schiffsverkehr vorhanden. Der Wettbewerb der benachbarten Staaten bewirkt aber eine immer weiter gehende Verbilligung der Fahrpreise und Herabminderung der Fahrzeiten, wie dies früher bei den Concurrenzbahnen im Inlande der Fall war. Dies hat eben die volle Entwickelung des Eisenbahnwesens und somit des Verkehrs zur Folge. Die weitere Entfaltung des letztern zieht aber die größten Fortschritte im Volksleben nach sich. Die größte Entwickelung der Volksbildung aber, soweit diese durch Verkehrsmittel möglich ist, findet erst statt, wenn die Benutzung derselben bis zu den zulässigen Grenzen immer wohlfeiler wird. Da wir in Deutschland durch unsere schon lange bestehende allgemeine Wehrpflicht und durch die allgemeine Schulpflicht vielen Culturstaaten voraus sind, so läßt sich heute schon hoffen, daß wir es in noch höherm Maße sein werden, sobald unser Eisenbahnwesen durch Verbilligung der Fahrpreise voll und ganz zur Entfaltung und Ausnutzung gelangt sein wird, da ja unser Eisenbahnnetz, als eins der größten, in dichten Maschen über unser Vaterland sich erstreckt und immer neue Fäden eingesponnen werden.

Wir können unsere Betrachtungen nur in der Hoffnung schließen, daß die

Digitized by Google

Zeit nicht mehr fern sein möge, wo der Verfassung entsprechend, unter Wahrung der Rechte und Interessen der einzelnen Bundesstaaten, auch die Eisenbahn ähnlich wie die Post eine vollständig einheitlich ausgebildete Reichsanstalt sein wird und wo auch in dieser Beziehung die Erinnerung an die einstige Zerrissenheit des Vaterlandes unter dem Bilde des Reichsadlers verschwunden sein wird.

Welchen Werth haben Gibraltar und Malta für Großbritannien?

Von N. von Engelnstedt.

Noch immer beschäftigt sich die Tagesliteratur mit der Erörterung der Abtretung Helgolands, seines Werthes für Deutschland, bezw. der wirthschaftlichen Bedeutung der dafür gebrachten Opfer, und schon wird für ein neues Tauschobject auf dem englischen Ländermarkte Stimmung gemacht.

Allerdings ist schon früher in England die Frage aufgeworfen worden, ob, abgesehen von den auf dem Spiele stehenden Sympathien eines großen Volkes, die Bedeutung Gibraltars immer noch im Verhältnisse zu dem bedeutenden Kostenaufwande steht, den es verursacht, und in Spanien hat sich die öffentliche Meinung in neuerer Zeit hochgradig erregt für die Rückgabe des Platzes an das Mutterland ausgesprochen. Dennoch haben diese Erwägungen und Kundgebungen eine praktische Folge bisher noch nicht gehabt.

Nun berichteten jüngst die Zeitungen über einen Artikel des „United Service Magazine", in dem ein Kapitän Bruces für die Abtretung Gibraltars an Spanien eintritt. Der Aufsatz erregt allgemeines Aufsehen, namentlich weil der Verfasser die Befestigungen beider Hafenplätze den heutigen Geschützen gegenüber für werthlos erklärt. Als Entschädigung für die Rückgabe des erstern an Spanien bringt er die Balearischen Inseln in Vorschlag.

Ohne uns unbedingt auf den Standpunkt des Kapitäns Bruces zu stellen, sind wir allerdings ebenfalls der Ansicht, daß Gibraltars strategische Bedeutung bereits seit nahezu einem Menschenalter im Rückgange begriffen war und in nicht allzu langer Zeit der Hafenplatz nur noch als Schiffahrts- und Kohlenstation der Panzerflotte und englisch-ostindischen Linie Werth haben wird; daß mithin, sobald ein angemessener Ersatz dafür geboten werden sollte, dieses für England einen entschiedenen Gewinn bedeuten würde.

Durch die in Marokko sich zuspitzende politische Lage, welche die spanischen Interessen schwer gefährdet, wie durch die Vertheilung des schwarzen Erdtheiles zwischen England, Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien und Portugal, bei der Spanien bisher leer ausging und bei längerm Zögern Gefahr läuft, jede Aussicht auf Erweiterung seiner Machtsphäre einzubüßen, wiegt der Besitz von Gibraltar für Spanien doppelt schwer. Der Zeitpunkt scheint mithin zu nahen, wo sich Großbritannien die meisten Aussichten auf ein vortheilhaftes Tauschgeschäft eröffnen.

Wenn daher nach Lage der Verhält-

Digitized by Google

nisse die Frage auch kaum sofort ihre Erledigung finden wird, so dürfte doch wol bestimmt angenommen werden können, daß solches nur von dem Zeitpunkte abhängen wird, wo der Nutzen des Platzes den Unterhaltungskosten nach keiner Richtung mehr entspricht und die marokkanische Frage Spanien zum Entschlusse drängt.

Bei jedem derartigen Besitzwechsel wird auch Deutschland interessirt sein, insofern derselbe eine Veränderung der militärpolitischen Lage im Mittelmeere zur Folge haben und für den Dreibund, in erster Linie Italien, schwer ins Gewicht fallen kann. Eine Besprechung der Frage halten wir darum wohl für angezeigt.

Der Seeweg nach Indien wird im Mittelmeere durch die drei wichtigen maritimen Positionen Großbritanniens: Gibraltar, Malta und Port-Said, geschützt. Entfernungen von etwa 1700 und 1800 Kilometer voneinander, welche ungefähr einer fünftägigen Fahrt entsprechen, machen sie zu angemessenen Etappen für den dortigen Dampfschifffahrtsverkehr.

Gibraltar, an der Westseite des felsigen, terrassenförmig bis beinahe 1400 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Vorgebirges der südlichsten Spitze — Punta de Europa — der spanischen Provinz Sevilla, auf einer nur 1 Kilometer breiten Landzunge gelegen, welche zwischen der Bai von Algesiras und dem Mittelmeere 4 Kilometer weit in die See hineinragt, wurde bisher für eine unüberwindliche Festung gehalten. Sechshundert Jahre lang befand sich der Platz in Händen der dort zuerst gelandeten Araber, bis er ihnen im Jahre 1302 entrissen wurde, um 31 Jahre später abermals in ihren Besitz zu gelangen und bis 1462 zu verbleiben. Karl V. ließ dann die altmaurischen Befestigungen — das Castillo de los Moros, im Norden der Stadt, stammt noch aus dieser Zeit — durch den deutschen Ingenieur Speckel umbauen. Am 4. Aug. 1704 fiel die Festung im Spanischen Erbfolgekriege an die Engländer, deren Flotte im Mai ganz unerwartet vor derselben erschienen war. Schon im October desselben Jahres wurde sie von König Philipp von Anjou von der See- und Landseite eingeschlossen, doch ohne Erfolg, weil die spanische Flotte von den vereinigten englisch-holländischen Geschwadern vertrieben wurde. Eine zweite Belagerung im Jahre 1727 wurde wieder durch eine englische Flotte vereitelt, die dritte und letzte im Jahre 1779 ebenfalls abgebrochen, ohne die Festung bezwungen zu haben.

Die Stadt besteht aus zwei sehr verschiedenen Theilen, der spanischen und der englischen Stadt, von denen die erstere, eng und unregelmäßig gebaut, von einer doppelten Befestigungslinie eingeschlossen ist, die letztere, eine Villenstadt, auf der Punta de Europa sich an den Fuß des Felsens anschmiegt. Gibraltar ist Freihafen, besitzt eine Bevölkerungszahl von etwa 26000 Seelen und liegt an der Bai von Algesiras auf der Westseite des hier, wie bereits bemerkt, terrassenförmig ansteigenden, im Süden, Südosten und Osten aber steil und schroff zum Meere, im Norden fast senkrecht zur Ebene abfallenden Felskegels. Auf dem Gipfel dieses letztern ist eine Beobachtungsstation eingerichtet, welche eine wunderbare Fernsicht über beide Meere, das europäische und afrikanische Festland besitzt.

Der Felsen enthält die eigentlichen gegen die spanische Seite, nach Norden gerichteten Vertheidigungswerke, größtentheils in den Felsen gesprengte Kasematten und über Bank feuernde Batte-

Digitized by Google

rien, welche aus dem Jahre 1789 stammen und in mehrern Lagen übereinander, in Höhen von 5—800 Fuß die Landzunge und ihre Verbindung mit dem Festlande in ihrer ganzen Breite beherrschen, während andere am Fuße des Felsens auf der Punta de Europa und der Alameda gelegene Batterien die Meerenge und den Hafen bestreichen.

Die Grenze zwischen dem englischen und spanischen Gebiete bildet ein neutraler, durchaus ebener und jeder Deckung barer Landstrich, welcher dem Angreifer für den Bau seiner Batterien nicht die geringste Deckung bietet. Ueberdies fällt der Felsen auf dieser Seite steil und unbedingt sturmfrei zur Ebene ab.

Wenn wir auch zugeben müssen, daß die Stirnwände der Kasematten, welche durch die Bearbeitung, insbesondere durch den Durchbruch der Schießscharten geschwächt sind, auf die Dauer der gesteigerten Zerstörungskraft der heutigen Geschütze und ihrer vervollkommneten Munition nicht widerstehen werden, so müssen wir andererseits geltend machen, daß bei der Beurtheilung der Vertheidigungsfähigkeit Gibraltars auch andere Factoren noch zur Sprache kommen. Dahin gehört zunächst die Unterstützung der Flotte, deren Feuer den Angriff zu flankiren vermag. Wie die Geschichte Gibraltars lehrt, hat sie selbst in der Vorzeit schon mehrfach entscheidend eingegriffen. Ebenso schwer fällt die überwältigende Feuerüberlegenheit, zu der die etagenförmige Kasemattirung der Nordfront den Vertheidiger befähigt, schwer ins Gewicht, soweit, was gegenwärtig nicht im entferntesten der Fall, entsprechendes Geschützmaterial verfügbar ist. Thatsächlich besteht die Mehrzahl aller in der Geschützausrüstung Gibraltars vorhandenen Stücke aus alten gußeisernen Feuerschlünden, unter denen sich nur vereinzelt gezogene Gußstahlgeschütze vorfinden.

Seiner Lage nach beherrscht Gibraltar die gleichnamige Meerenge wie die Einfahrt ins Mittelmeer, welche hier noch eine Breite von 23 Kilometer, weiter westlich, bei Tarifa, dagegen nur noch von 13 Kilometer besitzt. Ohne Beihülfe der Flotte ist die Sperrung daher nicht durchführbar, obgleich das Fahrwasser sich der spanischen Küste mehr nähert als der afrikanischen, auch die Meeres- und Luftströmungen namentlich den Segelschiffen nicht günstig sind. Erstere wechseln nämlich bei verschiedener Wassertiefe. Während die Strömung zunächst der Oberfläche von Westen nach Osten gerichtet ist, hat sie bei größerer Wassertiefe die entgegengesetzte Richtung. Für Segelschiffe ist die Ausfahrt aus dem Mittelmeere in den Atlantischen Ocean daher um so mehr erschwert, als die hohen Küstengebirge beider Meeresufer die Benutzung anderer Windrichtungen als des Ostwindes ausschließen. Glücklicherweise hat die Dampfschiffahrt diesem Nothstande theilweise ein Ende gemacht.

Der Waffenplatz hat eine Garnison von 5000 Mann und verursacht einen Kostenaufwand von jährlich weit über 50000 Pfd. St. In dem vorzüglichen Hafen findet die englische Mittelmeerflotte unbedingt sichere Unterkunft für die ihr in diesen Gewässern zur Sicherung des Weges nach Indien zufallenden Aufgaben. Den Handelsschiffen wie den Dampferlinien bietet er den denkbar günstigsten Anlegeplatz für die Ausführung von Reparaturen, Ergänzung von Vorräthen aller Art, namentlich Kohlen u. s. w.

Mit der Ausbreitung der Dampfschiffahrt und der dadurch erreichten Unabhängigkeit von Wind und Meeresströmungen begann der Rückgang seiner Bedeutung. Das Bedürfniß der Unterstützung durch die Flotte trat mehr und

Digitized by Google

mehr in den Vordergrund. Immerhin war die Ein- und Ausfahrt aus dem Mittelmeere noch für alle angrenzenden Mächte von der Willkür Englands abhängig. Eine Aenderung, welche England einen schweren Schlag versetzte, führte der Bau des Suezkanals herbei. Port-Said erhielt dadurch eine größere Bedeutung als Gibraltar, und England mußte alles daran setzen, sich mit dieser Stellung den nächsten Weg nach Indien zu sichern, den es nunmehr gegen die in den letzten Jahrzehnten unter den Mittelmeerstaaten mächtig gestiegene Bedeutung Frankreichs zu vertheidigen hatte.

Letzteres wurde durch die Beschränkung der Einfahrt in das Mittelmeer in erster Linie schwer betroffen. Da seine Kriegsflotte bekanntlich einestheils im Atlantischen, anderntheils im Mittelmeere stationirt ist, war deren Vereinigung in dem einen oder andern Gewässer unter Umständen von vornherein ausgeschlossen. Ganz besonders fühlbar machten sich diese Verhältnisse unter dem Drucke der gegenwärtigen Gruppirung der europäischen Großstaaten und der widerstreitenden Interessen, welche England und Frankreich im Mittelmeere zu vertreten haben.

Die französische Regierung entschloß sich unter diesen Umständen, nach dem Vorgange Deutschlands, den Languedockanal, der im Flußthale der Garonne und Aude den Atlantischen Ocean mit dem Golf von Lion verbindet und bisher nur für Handelsschiffe benutzbar war, auf die für den Nord-Ostseekanal vorgesehenen Abmessungen erweitern zu lassen, um, auf diese Weise sich von England unabhängig machend, auch für seine Kriegsflotte eine directe Verbindung zwischen beiden Meeren herzustellen. Frankreich kommt dadurch in die Lage, in kürzerer Zeit, als dies für England möglich sein wird, mit überlegener Schiffszahl im Mittelmeere auftreten zu können, denn letzteres gebraucht für die Fahrt von Plymouth bis auf die Höhe der Balearen für eine Entfernung von rund 2700 Kilometer immerhin mindestens acht Tage, während die Entfernung von Brest über Bordeaux durch den Kanal bis zum Golf von Lion kaum 1000 Kilometer beträgt. Der englisch-ostindische Seeweg zwischen Gibraltar und Malta wird mithin später sehr gefährdet, der strategische Werth des erstern Platzes nur noch ein geringer sein.

Wesentlich tragen hierzu die französischen Gebietserweiterungen an der Nordküste Afrikas bei, zumal auch die Besitzergreifung von Tunis den englisch-indischen Seeweg bedroht und den Werth von Englands Centralstellung im Mittelmeere, auf der Maltagruppe, beeinträchtigt. Noch mehr wird dies der Fall sein, wenn, wie die französische Regierung dem Vernehmen nach plant, der Hafen von Biserta, an der Nordküste von Tunis, zu einer Marinestation umgewandelt sein wird.

Tunis hat unter französischer Verwaltung einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die Stadt Tunis ist durch eine Eisenbahn an das algierische Bahnnetz angeschlossen, die Vorarbeiten für das tunesische Netz sind im Gange, Straßen sind gebaut, der Kanal und Hafen von Tunis ist erweitert und ausgebessert und — last not least — die bei Goletta und Biserta begonnenen Arbeiten werden in drei Jahren beendigt sein. Schon jetzt sichert Tunis die Machtstellung Frankreichs Italien und England gegenüber. Noch mehr wird sich dieses zeigen, wenn, wie früher erwähnt, Biserta seiner Bestimmung zugeführt sein wird, was im Jahre 1894 der Fall sein dürfte.

Digitized by Google

Die Maltagruppe, Englands Centralstellung im Mittelmeere, besteht aus den drei Inseln Malta, Gozzo und Comino. Sie sind seit dem Jahre 1800 in englischem Besitze. Erstere, die größere der Inseln, ist ein 3—400 Meter hohes Felsplateau, welches ein Gebiet von 6 Quadratmeilen umfaßt und erst durch mühsam aus Sicilien herangeschaffte Erde ertragsfähig gemacht wurde. Die Bevölkerung stammt von den Arabern, in deren Besitz die Insel sich von 818 bis 1090 befand, und eingewanderten Italienern und Griechen ab. Im Jahre 1530 wurde die Insel von Karl V. den Johannitern als Lehn der Krone Sicilien zugetheilt, 1798 gelegentlich Bonaparte's Zuges nach Aegypten durch Verrath von den Franzosen genommen, 1800 von den Engländern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen und widerrechtlich behalten, trotzdem seine Rückgabe an den Orden im Frieden von Amiens ausgemacht worden. Dennoch wurde ihnen im Pariser Frieden der Besitz der Insel bestätigt.

Die Inselgruppe ist stark befestigt und namentlich besaß die Hauptstadt von Malta, La Valetta, durch ihre größtentheils in den Felsen gearbeiteten Werke der frühern Waffenwirkung gegenüber eine gewaltige Vertheidigungskraft. Ein Hauptstapelplatz des Orienthandels, ist sie durch drei wohlgeschützte Kriegs- und Handelshäfen, wie großartige Depot- und Werftplätze ebenso sehr wie durch ihre Lage in der Mitte zwischen Gibraltar und Port-Said zur Hauptstation der britischen Mittelmeerflotte und der englisch-ostindischen Dampferlinie ganz besonders geeignet. Strategisch war sie bisher von größter Bedeutung, weil sie die Meerenge zwischen der Nordostspitze von Tunis und Sicilien, wie die Verbindung mit Gibraltar einerseits, mit Port-Said und Cypern andererseits beherrschte. Neuerdings scheinen aber die Fortschritte und Pläne der Franzosen in Tunis ihrer Bedeutung einen schweren Schlag zufügen zu sollen.

Ob die Befestigungen von Malta der Feuerwirkung der modernen Artillerie zu widerstehen vermögen, scheint uns hierbei weniger in Frage zu kommen als die Beherrschung des Mittelmeeres auf hoher See. Solange die Franzosen diese den Engländern nicht streitig zu machen vermögen und das gute Einvernehmen zwischen England und Italien Bestand hat, ist auch Malta nicht gefährdet. Dieser Fall wird aber eintreten, sobald die Vollendung des Languedockanals Frankreich die Möglichkeit gibt, seine Flotte überraschend im Mittelmeere zu vereinigen, und sobald Italien neutral bleibt. Wenn ersterer Fall eintritt und Italien sich auf Frankreichs Seite stellt, dürfte Englands Herrschaft über das Mittelmeer ein Ende gemacht werden; dann wird aber Italien ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben.

Um dem nach Kräften vorzubeugen, werden von seiten Englands in erster Linie große Anstrengungen zur Verstärkung seiner Flotte und zur Verbesserung seiner Schiffsconstructionen gemacht werden müssen, wie sie thatsächlich in den letzten drei Jahren in Angriff genommen sind, in Wort und Schrift in England selbst aber noch immer als ungenügend bezeichnet werden.

Zur Zeit hat Malta eine Besatzung von etwa 6000 Mann und verursacht einen Kostenaufwand, der die Einkünfte der Insel um beinahe das Doppelte übersteigt.

Unter diesen Umständen ist es leicht erklärlich, daß England das höchste Interesse daran hat, sich nach einem Ersatze für Gibraltar umzusehen, der ihm die Möglichkeit bietet, auch unter veränder-

Digitized by Google

ten Verhältnissen Frankreich gegenüber die bisherige Herrschaft über das Mittelmeer aufrecht zu erhalten, dessen Machtentwickelung im Mittelmeere lahm zu legen und zugleich seine Verbindung mit Afrika beherrschen zu können. Letzteres wird um so bedeutungsvoller, weil seine dortigen Besitzungen einen neuen, ganz besondern Aufschwung nehmen werden, sobald die neuerdings endgültig beschlossene Saharabahn von Algier nach dem Tschadsee, mit dem Anschlusse nach Timbuktu, dem Betriebe übergeben sein wird.

Keine Stellung entspricht diesen Anforderungen annähernd in demselben Maße wie die Balearen. Mit sicherm Blicke hat Kapitän Bruces dieses erkannt.

Von den beiden Inseln Mallorca und Menorca befand sich letztere, die kleinere, bereits wiederholt unter englischer Herrschaft. Im Jahre 1708 wurde sie im Spanischen Erbfolgekriege von den Engländern in Besitz genommen, 1756 von den Franzosen erobert, aber 1763 beim Friedensschlusse erstern zurückgegeben; 1782 von den französisch-spanischen Truppen wieder genommen und im folgenden Jahre förmlich an Spanien abgetreten, wurde sie 1798 von den Engländern nochmals besetzt und erst 1802 nach dem Frieden von Amiens an Spanien zurückgeliefert.

Mallorca und Menorca umfassen ein Gebiet von 66, bezw. 12 Quadratmeilen. Die beiden Hauptstädte, Palma und Porto Mahon, liegen an der Südwestküste und besitzen beide gute Häfen, letzterer gehört sogar zu den besten des Mittelalters, doch ist die Küste auch anderweitigen Neuanlagen nicht ungünstig. Abgesehen von dem Gebietszuwachs, entsprechen sie allen Anforderungen, welche, wie wir früher ausgeführt haben, England an eine neu zu errichtende Flottenstation stellen müßte, um seine bisherige Stellung im Mittelmeere auch ferner behaupten zu können.

In der Mitte zwischen Gibraltar und Malta gelegen, 900 Kilometer von ersterm, 1000 von letzterm, 700 Kilometer von Biserta und nur 300 Kilometer von Algier, 350 Kilometer von der Mündung des Languedockanals in den Golf von Lion, bezw. der Straße von San-Bonifacio mit der hochwichtigen italienischen Flottenstation von La Maddalena entfernt, beherrscht eine hier stationirte Flotte die westliche Hälfte des Mittelmeeres vollständig. Sie bedroht in gleicher Weise die Entwickelung der französischen Flotte im Golf von Lion wie die Küste von Algerien, deckt den englisch-ostindischen Seeweg und schneidet jede Verbindung der französischen Besitzungen in Afrika mit dem Mutterlande ab. Frankreich gegenüber würden die Balearen dieselbe Stellung einnehmen, welche in der östlichen Hälfte des Mittelmeeres Cypern zugedacht ist, falls es Rußland gelingen sollte, am Goldenen Horn festen Fuß zu fassen, und die Euphratbahn eine Thatsache geworden sein wird.

Gibraltar noch länger zu halten, dürfte daher kaum die Mühe und Unterhaltungskosten lohnen, denn die Zeit ist unschwer abzusehen, wo es für England keinen strategischen Werth mehr besitzt, eine Rückgabe an Spanien ungefährlich erscheint, weil dieses nicht die Macht besitzt, den Verkehr zu sperren, sobald ersteres sich im Besitze der Balearen befindet. Letztere erscheinen zugleich vollkommen geeignet, Gibraltar, nöthigenfalls selbst Malta als Schiffahrtsstation für die Dampferlinien u. s. w. zu ersetzen, da die Fahrt von Plymouth nach den Balearen, bezw. von hier nach Port-Said nur je drei Tage längere Fahrt als jetzt in Anspruch nimmt und

Digitized by Google

ganz erhebliche Ersparnisse durch Aufgabe einer Station bedingt werden.

Zur Aufgabe Maltas wird sich England aber kaum entschließen können und dürfen, denn solange es die Herrschaft über das Mittelmeer behauptet, ist die Inselgruppe nicht nur als Schiffahrtsstation werthvoll, sondern weil es zugleich die Küsten von Tunis und Sicilien sowie die Durchfahrt zwischen beiden beherrscht, Biserta als Flottenstation lahm legt. Darauf dürften auch die neuesten Nachrichten über die Erweiterung der Befestigungen von Malta zurückzuführen sein.

Die Frage der Abtretung Gibraltars schon jetzt in Fluß zu bringen, dürfte dem Interesse Englands um so mehr entsprechen, als sich jetzt vielleicht noch die Möglichkeit bietet, nicht nur werthvolle Entschädigungen zu erwerben, sondern auch die Stimmung des spanischen Volks günstig zu beeinflussen, wie es angesichts der verschärften Beziehungen zu Portugal für England nur wünschenswerth sein kann. Je näher der Zeitpunkt der Vollendung des Languedockanals heranrückt, die Fortschritte und Ziele Frankreichs im nördlichen Afrika klar gelegt werden, desto mehr schwindet die Bedeutung Gibraltars, zugleich die Aussicht auf einen geeigneten Ersatz, es sei denn, daß sich England entschlösse, schwere Opfer zu bringen, um Spanien zu entschädigen.

Solches sind unsers Ermessens die leitenden Motive der Schrift des Kapitäns Bruces.

Aber auch den Dreibund läßt diese Frage nicht unberührt; denn im Falle eines Krieges gegen Frankreich und Rußland ist Englands Stellung im Mittelmeere von entscheidender Bedeutung, weil theilweise die Stärke hierdurch bedingt wird, über die Italien für die Operationen in den Alpen verfügen kann.

Die Eggers'sche Rauch-Biographie.

Von **Gustav Portig.**

Der Verfasser des geistvollen Buches „Rembrandt als Erzieher" bekämpft in immer erneuten Hinweisen den in Einzelheiten nur zu oft aufgehenden Sinn der heutigen Wissenschaft. Gewiß wird ein Geist, welcher immer nur mit Theilen sich beschäftigt, selbst zu einem Bruchstück und Wrack; das berufsmäßige Züchten von „Specialitäten" erzeugt ein Wissen ohne Weisheit, eine Wüste von Sandkörnern, in welcher kein Strom lebendigen Geistes zu quellen vermag. Insofern nun wirkliche Kleinigkeitskrämerei gegeißelt werden soll, würden auch wir frohgemuth dreinschlagen helfen; es gibt aber ein Kleines, welches nur als Gegenpol eines Großen gedacht werden kann, und da heißt es: begreife das Kleine als den gegenbildlichen Mikrokosmos zum Makrokosmos. Solch ein äußerlich Kleines, und dennoch eine reiche Welt in sich, kann unter Umständen auch ein Buch sein; wer hat mehr verstanden, im Kleinen groß zu sein, als Luther in seinem Katechismus? Der Umfang der besten Bücher steht zu ihrem geistigen Wirkungskreise in umgekehrtem Verhältnisse; selbst dann aber, wenn die äußere Größe eines literarischen Denkmals der darin behandelten Bedeutung

Digitized by Google

eines Menschen oder einer Zeit relativ zu entsprechen sucht, bleibt ein solches Buch etwas Kleines, und ist selbst dann noch ein Lebensquell auf seinem Gebiete für Mit- und Nachwelt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß derartige ausgereifte literarisch-künstlerische Organismen etwas Seltenes sind; denn selbst wenn sich dafür geeignete Persönlichkeiten finden, so müssen solche doch halb unmittelbar, halb mittelbar Jahrzehnte ihrer besten Kraft an die Ausarbeitung eines solchen setzen. Man kann selbst die schwierigsten philosophischen Fächer und Fragen als ein Journalist ersten Ranges behandeln; aber es bleibt die höhere Aufgabe, die Wissenschaft in Form eines literarischen Kunstwerkes eine Auferstehung feiern zu lassen. Wählt nun ein Schriftsteller sich eine der Höhen des menschlichen Lebens zum Gegenstande, so muß er ihr möglichst geistesverwandt sein, dann aber äußerlich wie innerlich ihr zugleich fern und nahe genug stehen. Er muß diesen Gegenstand, unter vollster Beherrschung alles einschlagenden Wissens, aus dessen eigenstem Geiste, aus dessen besondern Lebensbedingungen heraus behandeln. Er soll aber auch zugleich ihn erscheinen lassen als wesentliches Glied einer der höchsten Gesichtspunkte mächtigen Gesammtwissenschaft; er soll bald mehr, bald weniger die Hauptströme der verwandten Geistesgebiete leiten in ein Gedankenmeer, aus welchem gleich der schaumgeborenen Olympierin die lebensvolle Gestalt seines Helden oder seines Baues emporsteigt, um zum Himmel der Wahrheit einzugehen. Was und soweit es in seinem Helden urbildlich sich darstellt, das wird er in seinem Buche abbildlich wiederzugeben haben. In jenem sättigt sich das Individuelle mit dem Allgemeinmenschlichen, das geschichtlich Bedingte mit der schöpferischen neuen That des eigenen Ich; da durchdringen sich Nationalität und Humanität, tiefes Denken und Fühlen mit Energie des Wollens, göttliche Führung und Ausrüstung mit einer im Gesetze wurzelnden und darum stolzen und fröhlichen Freiheit. Allen Stufen und Bestandtheilen dieses Processes hat der literarische Künstler nachzugehen; aus dem Schmelzen eines außerordentlichen Wissensstoffes muß er einen krystallenen Fluß gewinnen, dessen Stücke er zu Diamanten schleift.

Ein Buch in diesem Sinne ist die Biographie in wahrhaft monumentalem Stile, mit welcher wir es hier zu thun haben: es ist ein literarisches Rauch-Museum, aber schöner und umfassender, zugänglicher und belehrender als das eigentliche, bildnerische in Berlin; es ist ein Lebenswerk der Verfasser, ein großartiger Bau, in welchen fast zahllose Einzelheiten eingefügt sind, und doch — sowie der Kölner Dom schließlich nur die Durchcomponirung eines einzigen architektonischen Urmotivs ist, so auch ist dieses geistige Rauch-Monument nur die thematische Durchführung, die symphonische Verherrlichung des plastischen Urmotivs, nämlich der menschlichen Gestalt als eines Mikrokosmos. Darin besteht eben die Größe eines echten Künstlers von Gottes Gnaden, daß er den ganzen Menschen in seinem Wesen erfassen und dieses Wesen herausscheinen lassen kann aus der ganzen Gestalt. Ein solcher Künstler muß ein Mikrokosmos von viel höhern Verhältnissen sein als die andern, damit eben diese andern in ihm Platz haben; während die Geschöpfe seiner Phantasie oder seines Meißels und seines Modellirstabes „Einzelne" sind, ist er „ein Einziger", ein Höhepunkt in der Entwickelungsgeschichte der übrigen. So auch der Bildhauer Christian Daniel Rauch. Worin besteht seine Größe?

Digitized by Google

Er hat den Griechen der alten Welt mit dem der neuen, den Hellenen mit dem Germanen verschmolzen, die charakteristisch schöne Gestalt mit modernem Geist und Gemüth erfüllt. Er durfte nur durch die äußere Form wirken; aber er hat diese Form aus der rohesten Materie herausgeschält, hat sie zur seelisch-leiblichen, Unsterblichkeit athmenden Hülle des Geistes hinaufgeläutert. Wie der Liebende das Bild des Geliebten im dämmernden warmen Helldunkel der unbewußten Lebenstiefen unaufhörlich bewegt, so auch trug Rauch das Idealbild seiner Gestalten im Morgenlichte seiner jugendfrischen Phantasie und im Abendfrieden seines harmonischen Herzens, während seine Hände die blöde Erde oder den willigen Marmor formten.

Er war ein Bildner in Stein und Erz, welcher meist unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten führenden Geistern zu ihrer geschichtlichen Urbildlichkeit verhalf und abstract schematische Personificationen zu individuellen Typen erhob; er ließ die großen Zeiten der Geschichte erstarren in einer den Jahrhunderten trotzenden Masse, und brachte sie doch erst dadurch recht in Fluß; er stand nachher über der Geschichte, weil er vorher lebendig in ihr gestanden hatte. Begeistert und besonnen, zugleich biegsam und zäh, mild und streng, stolz und demüthig trug er bei zur geistigen Führerschaft Preußens in Deutschland und half die nationale Oberherrschaft seines zweiten Vaterlandes vorbereiten. Er, das arme Kind des Volkes, vermehrt sein Pfund bis zu einem Umfange des Reichthums, daß die Großen der Erde sich ihm gegenüber arm fühlen und ihm ihr Fortleben in der Anschauung der Nachkommen verdanken; er ist vornehm, weil er von edler Kindeseinfalt ist; er glaubt nicht an sich, wohl aber an den Gott in seiner Brust; er hinkt nicht nach dem launenhaft wechselnden Geschmacke, er buhlt nicht um die Gunst der Masse und der Mode, sondern er dictirt der Kunst ihr Gesetz als ein apollinischer Seher.

Rauch ist unter den Bildhauern der Neuzeit das gewesen, was Goethe unter den Dichtern: ein Mann von hervorragender Schönheit des Körpers und Universalität des Geistes. Größer aber als in diesen Eigenschaften ist er durch die Reinheit seines Gemüthes und die Zartheit seines Gewissens; dafür legt der Briefwechsel mit seinem Freunde und Schüler Rietschel ein glänzendes Zeugniß ab. Rauch gehört jener so politisch armen und doch an hervorragenden Geistern so reichen Zeit an, durch welche die Vorsehung gewissermaßen hat sagen wollen, daß nicht die Zeiten die großen Männer machen, sondern daß umgekehrt große Zeiten von bedeutenden Menschen hervorgerufen werden. Nicht von unten, sondern von oben stamme die Sendung und Begabung der Genien auf allen Gebieten; einer nationalen Wiedergeburt müsse die geistige vorangehen! Rauch ist einer jener Mikrokosmen, in welchen das Kleine und das Große nur Gegenpole sind. Aus niedrigen Verhältnissen, aus Entbehrung und Unterordnung arbeitet er sich durch eigene Kraft, durch selbstlosen Idealismus bis zu den Höhen des Weltruhmes; der ursprüngliche Bediente verwandelt sich in den Freund vieler Fürsten, sowol geborener als gewordener des Geistes. Viel mehr als ein heutiger Künstler, in oft beschämender und erdrückender Weise wird er durch seine Auftraggeber eingeengt oder im letzten Augenblicke um die volle Frucht seines Mühens gebracht; gleichwol überwindet er die größten Hindernisse leidend und handelnd und leistet schließlich trotz der Beschränktheit der Menschheit und der Verhältnisse Großes. Dabei hat ähn-

Digitized by Google

lich Rauch wie sein großer Genosse Rietschel eine geradezu dürftige Ausbildung empfangen; gleichwol nimmt er die Wissenschaft aus Personen wie aus Büchern demüthig und fleißig so weit auf, daß die unbewußt schöpferische Thätigkeit seines Genius und die verstandesmäßige Erwägung aller jedesmaligen Gesichtspunkte sich durchdringen. Wenn freilich der junge Rauch seinen Goethe und andere Werke studirt, während die andern Bedienten Karten spielen; dann das Modell seiner „Luise" mit Büchern gefüllt nach Italien abgehen, als Mann sich von Schinkel den „Faust" erklären und Jahrzehnte hindurch von Wilhelm von Humboldt geistig befruchten läßt, so würden die meisten Künstler des heutigen Geschlechts dies für eine blöde Jugendeselei erklären. „Die Wissenschaft sind wir", lautet ihr Wahlspruch, „und der Rauch ist nur Chimäre." Der junge Arolsener hat das Handwerk eines Steinmetzen lange üben müssen, aber er machte es zur Unterlage für seine spätere Meisterschaft; nur darum, weil er es so gelernt hatte, die spröde Form zu bezwingen, die handwerksmäßige durch die künstlerische zu vertilgen, konnte er seine Stoffe in die Sphäre einer unsterblichen Kunst erheben. Das Schaffen und das Arbeiten waren bei ihm unzertrennlich verbunden; weil er unentwegt glaubte an sein Ideal, so wuchs er allmählich hinan zur Höhe desselben; weil er es liebte, so stand es bis zur letzten Vollendung eines Kunstwerkes lebendig vor seiner Seele. Es ist ein unendlich dornen- und gefahrvoller Weg, den der Bildhauer zu wandeln hat von dem ersten Aufleuchten einer Phantasiegestalt bis zur vollgültigen Reife auf dem Standorte der ausgeführten Figur. Rauch ist ihn gegangen, vielfach bahnbrechend und vollendend zugleich wie nur wenige Künstler; darum muß man, ihn vergleichend mit seinen Zunftgenossen, ihm das Zeugniß geben: solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.

Männer von solcher Bedeutung dürfen, ja sollen auf lange Zeit hinaus Vorbilder für die Kunst nachfolgender Geschlechter sein; aus ihren reifsten Werken sind die Gesetze der Kunst abzuleiten, soweit die jeweilig vorhandenen äußern Bedingungen eine Offenbarung der Kunstgesetze zulassen.

Da die menschliche Schwäche nicht alle Aufgaben auf einmal lösen, nicht alle Bedürfnisse gleichzeitig, sondern nur nacheinander befriedigen kann, so hat auch jede Zeit ihren besondern Beruf. Versteht man unter „Geschmack" die Freude und die Mithülfe an den berechtigten Zielen einer Zeit, so mag er immerhin wechseln. Gibt es aber Gesetze des Denkens und des sittlichen Handelns, deren Majestät schlechthin unantastbar über allen Menschen und Zeiten steht; gibt es Gesetze in der Natur und in der Geschichte, welche die Wissenschaft nur erforschen, nicht aber beliebig abändern kann: so muß es auch in der Kunst ein Gesetz, einen Kanon geben, welcher als Maßstab für unsere Beurtheilung über allem Wechsel der Mode steht. Hätten die Aesthetiker und Kunsthistoriker nur der „Kunst", d. h. unter Umständen dem großen Trosse der Handwerker in der Kunst die Schleppe nachzutragen, so müßten sie zuvor vergessen, daß dies oft genug die Schleppe einer Buhlerin oder der Gewandfetzen einer seelenlosen Gliederpuppe gewesen ist. Solange sie aber noch verstehen werden, das liebevolle Eingehen auf zeitliche und örtliche Regungen der Kunst zu verbinden mit den obersten nationalen und allgemein menschlichen Gesichtspunkten: so lange auch müssen sie treu zur Fahne solcher Künstler stehen, welche

Digitized by Google

eine Art von Mittleramt zwischen der Gottheit und der großen Schar der minder begabten Genossen üben.

So auch ist uns Rauch nicht der größte deutsche Bildhauer der Neuzeit — die Kunst ist zu reich, als daß wir ihre Vertreter in das Fachwerk einer schablonisirenden Aesthetik einzwängen sollten —, wohl aber ist er uns einer der universellsten und zugleich charaktervollsten Meister. Worin besteht denn nun seine Größe? Vor allem in der Selbstbeschränkung auf seine eigenste Kunst. Sowie der echte Musiker wirklich musikalisch zu denken und nicht blos mit Tönen „Causerie" zu treiben vermag, so auch war Rauch in erster Linie fähig, einen Gegenstand aus dem innersten Wesen der Plastik heraus zu gestalten; er hat bei größern Aufgaben wol architektonische und malerische Bestandtheile einem Ganzen eingefügt, aber nur als untergeordnete; er hat nie in Erz oder Marmor geschauspielert oder gemalt oder gesungen. Jedes Durcheinanderwirren der Stile der verschiedenen Künste, jede schwindelhafte Gründung auf fremdem Boden, jedes Speculiren auf die Masse und den Effect war ihm verhaßt. Er hat wie selten einer das deutsche Weib in einer „Königin Luise" verherrlicht; aber seine Kunst war durch und durch männlich gesund, und die lüstern raffinirte „Erlösung durch die Liebe des Weibes" hätte er bitter gehaßt, wenn er sie noch erlebt hätte. Er hat in seiner Weise auch Geschichte geschrieben, aber nicht als ein Hofhistoriograph!

Und nun vergegenwärtige man sich, wie seine Kunst eng begrenzt ist wie kaum eine andere. Der Gegenstand seiner Kunst ist allein der Mensch, denn auch die Götter sind nichts weiter als idealisirte Menschen; aber nur die Außenseite, die Oberfläche des Menschen hat der Bildhauer zur Erscheinung zu bringen, dabei auf alle Bestimmtheit der Farbe verzichtend. Schon diese Beschränkung legt dem Künstler die größten Schwierigkeiten auf. Rauch aber steigert sich dieselben bis zum denkbar höchsten Gipfel. Er prägt den Einzelnen nicht aus in einem abstracten, sich selbst gleichen Wesen, sondern als bestimmte historische Persönlichkeit, nur befreit von allen Zufälligkeiten ihrer Erscheinung. Es ist leichter, eine in das Uebermenschliche gesteigerte Hauptseite des Menschenwesens und Menschenlebens darzustellen, als aus dem Menschen den Strahl des Göttlichen unmittelbar herausscheinen zu lassen; es ist möglich, im Menschen den Affen seiner selbst durch umgebende Architektur oder durch farbige Zuthaten vergessen zu machen. Für Rauch aber ist die Wahrheit und charakteristische Schönheit in seiner Kunst etwas viel Höheres als eine bloße Verhübscherung der bloßen Modellwirklichkeit. Wie die Form und Zahl der niedern Mathematik zu denen der höhern sich verhält, so auch das Schema und der Umriß in der Plastik zu dem Urbilde eines Menschen. Die großartige Strenge des Aufbaues, der Reichthum der Ornamentik, über welchen die monumentale Architektur verfügt, sind ihm versagt; von den zahllosen Abstufungen der Farbe und den Reizen des Helldunkels ist ebenso wenig die Rede in der Plastik, wie von den zahllosen Modulationen oder den thematischen Durchführungen der Musik; endlich auch kann er seine Menschen nicht wie der Dichter ihre innere Welt austönen lassen durch die Sprache. Der Bildhauer vermag nichts weiter, als das ewige Evangelium der Leiblichkeit in Stein und Erz zu predigen; er kann nur wirken durch die Gestalt, welche er obendrein meist noch durch Umhüllung enthüllen helfen soll. Ist es denn da nicht eine riesige

Digitized by Google

Aufgabe, einen hervorragenden Menschen als ganzen Menschen herausscheinen zu lassen aus der ganzen Gestalt, und dies zu vollbringen mit dem denkbar geringsten Aufwande von Mitteln? Aus dem todten Stoffe den Geist, aus der Geschichte das Göttliche im Menschenleben herausscheinen zu lassen, ist an sich schon schwer genug. Nun aber muß ein Bildhauer, bevor er und während er seinen Gegenstand in Thon modellirt, die gleiche Arbeit des Modellirens an den Geistern seiner Auftraggeber, seiner Kritiker und Gegner vornehmen. Er braucht nicht blos wie der Wort- und der Tondichter Papier, Feder und Tinte, sondern muß auch rechnen mit vielen unberechenbaren und berechenbaren Einwirkungen der Natur und der Menschen; ja selbst das vollendete Werk kann durch schlechte Beleuchtung für immer Schaden leiden — mehr als einmal drohte Rauch und Rietschel das Herz darüber zu brechen. Ist das oft nicht mehr, als ein schwacher Sterblicher zu tragen vermag? Ist es nicht beschämend zu lesen, wie Rauch trotz seines Ruhmes von den Vorschriften beschränkter oder eigensinniger Fürsten auf das empfindlichste zu leiden hatte? Daß eins seiner größten Meisterwerke — eine Wiederholung der Luisenstatue — noch heute an einem weltfernen Orte (im Antikentempel bei Potsdam) in schlechter Beleuchtung und armseliger Umgebung verborgen gehalten wird? Was hindert die maßgebenden Persönlichkeiten, jenen kostbaren Privatbesitz der königlichen Familie dem Volke ebenso zugänglich zu machen wie das Mausoleum im charlottenburger Schloßpark?

Doch ich höre im Geiste den Leser fragen: wolltest du nicht über eine Rauch-Biographie uns berichten? Warum redest du nur von Rauch? Ich antworte: ich bin ganz bei der Sache. Ich kann zum Lobe dieses monumentalen Literaturwerkes nichts Besseres sagen als das: der Rauch der Brüder Eggers ist dasselbe in Buchstaben, was der Rauch der Geschichte in seinen Werken für seine und alle kommenden Zeiten ist. Wie Rauch's Schöpferkraft sich zusammenfaßt und gipfelt in seinem Lebenswerke, in dem Denkmal Friedrich's des Großen zu Berlin: so auch ist diese Biographie ein gleiches geistiges Monument, dem Classiker Rauch an Classicität ebenbürtig, der besten eine, welche wir in Deutschland überhaupt besitzen. Hier ist ein unendlich reiches Material durch den Schmelzproceß der Kritik gegangen und zum Kunstwerke geadelt; hier wird eine Menschengeschichte zu einem Stücke Geistes- und Weltgeschichte, die Arbeit des Studiums wird zum Genusse, die geistige Betrachtung der Kunstwerke zu einer Fundgrube der Belehrung. Hier ist wirklich erreicht, was mir als der Gipfelpunkt aller Kunstgeschichtschreibung erscheint: wie in einigen der besten Monographien zur Geschichte der antiken Plastik der feinste geistige Duft einer nachschaffenden Aesthetik unmittelbar, wie mit der Gewalt einer höhern Natur, sich ergibt aus dem streng kunstwissenschaftlichen Unterbau: so auch hier. Jene mustergültige Durchdringung von Aesthetik und Kunstgeschichte, welche in Otto Jahn, Jakob Burckhardt und andern lebt: in den Eggers kehrt sie wieder. Anscheinend lesen sie nur von den Rauch'schen Bildsäulen die Geschichte ihrer Entstehung, die charakteristischen Merkmale ab: aber indem sie dies mit der größten Feinsinnigkeit thun, erheben sie uns stets bis zu den höchsten Höhen der Kunst: sie sehen alles sub specie aeterni.

Ausnahmsweise haben wir es hier mit einem Werke zu thun, bei welchem der äußere Umfang und der innere Werth sich wirklich entsprechen. Die

Digitized by Google

Eggers'sche „Rauch-Biographie" umfaßt fünf Bände von trefflicher Ausstattung, welche der Reihe nach in folgender Weise erschienen sind. Dem Verlage von Karl Duncker in Berlin gehören an: der erste Band vom Jahre 1873, der zweite (1878), der dritte (1886), der vierte (1887); endlich erschien der fünfte Band 1891 bei F. Fontane in Berlin. Dem ersten Bande ist beigegeben das 1812 von G. Schadow gezeichnete und 1873 von E. Mandel gestochene Bildniß Rauch's, woran sich im vierten Bande schließt die Phototypie eines Briefes von Rauch an Rietschel (vom 8. Oct. 1841), sowie im fünften Bande die Phototypie eines Rauch'schen Briefes, Rauch aus dem Jahre 1798 (in Farbendruck) und eine in Lichtdruck wiederholte Daguerreotypie Rauch's aus dem Jahre 1847. Hieran reiht sich ein mit staunenswerther Gründlichkeit und Zuverlässigkeit gearbeitetes Personen-, Orts- und Sachregister auf 53 Seiten, ein Sonderregister über Rauch's Lebensgang und Werke, nach dessen Lebensjahren geordnet, endlich in Lichtdruck 210 Abbildungen Rauch'scher Werke sammt Tabelle der erstern. Bei aller Anerkennung des von der Verlagshandlung bewiesenen guten Willens kann ich doch nicht verschweigen, daß diese Tafeln (im Formate des Buches selbst) allerdings noch besser als gar keine sind (was ich indessen bei einigen bezweifle!), im übrigen aber nur beweisen, daß ein ebenso künstlerisches wie billiges Wiederholungsverfahren von Werken der Plastik erst noch gefunden werden soll, wenn es überhaupt jemals ausführbar ist!

Der erste Band der Biographie stammt aus der Feder und dem Nachlasse des 1872 in Berlin verstorbenen ausgezeichneten Kunstgelehrten Friedrich Eggers. Vom zweiten Bande ab zeichnet der noch in Berlin lebende Bruder Karl Eggers als Mitarbeiter, wol richtiger als selbständiger Verfasser. Beide Brüder haben ein ungeheueres Quellenmaterial nicht blos kritisch durchforscht, sondern zu geistigen Krystallen hinaufgeläutert; erst als wirklich ausgereifte Männer wagten sie sich an das große Unternehmen und schrieben mit jener Selbstzucht, welche uns bei monumentalen Werken immer mehr abhanden zu kommen droht. Ohne sich jemals in das Kleinliche zu verlieren, haben sie liebevoll das Kleine und Kleinste ausgefeilt, organisch miteinander verbunden und so das Große auferbaut. Ueberall ist die dem geistigen Inhalt entsprechende Form gefunden, und mit ihren Stoffen wachsen die Schriftsteller selbst. Da, wo ein Feuilletonist oder Journalist gewöhnlich fertig ist, beginnt solch ein Gelehrter durch mehrere Häutungsprocesse hindurch die eingesargte Puppe der Wissenschaft zum Schmetterling des Kunstwerks zu steigern. Wie in solcher Umwandlung die Natur aus dem Realismus der Raupe und Puppe den Idealismus des Falters erstehen läßt, so schwebt auch nur eine zum Kunstwerk geadelte Wissenschaft in den reinen Aether der Unsterblichkeit.

Warum ich mir nun die Mühe gebe, ein Werk vom Umfange eines Lexikons durchzustudiren und in einer deutschen Monatsschrift einer besondern Würdigung zu unterziehen? Weil in unsern Tagen der literarischen Sintflut und der amerikanischen Reclame für die Vertreter mehrerer Fächer es leichter ist, ein Buch zu schreiben, als einen geistig ebenbürtigen und gewissenhaften Kritiker zu finden. Zu diesen auf dem Aussterbeetat stehenden Schrullen von Literaturgreisen gehört auch die ästhetisch gesättigte Kunstgeschichte der ältern Schule. Die Gebrüder Eggers gehören ja jenen sonderbaren Schwärmern an,

Digitized by Google

welche mit höchster Anspannung von Geist und Gemüth ein Lebenswerk schufen zur Rechtfertigung eines Standpunktes, für welchen das jüngere Geschlecht nur das Motto hat: „Besen, Besen, seid's gewesen!" So wird man anstandshalber für Bibliotheken dieses Meisterwerk einer Biographie anschaffen, auch Einzelheiten darin nachschlagen — aber es als Psyche der modernen Kunstgeschichte lieben? schwerlich wird man das thun! Einem kommenden Geschlechte mag wol dereinst aus dem Weihrauchopfer dieses Buches Rauch als Phönix emporsteigen; das heutige kann ihn vor dem Qualme der Ausstellungsjahrmärkte und der brodelnden Hexenküche des Naturalismus in allen Künsten kaum noch erkennen. Selbst in Berlin „entdeckte" man als ein „neues" Werk von Rauch, was an dessen — Friedrich-Denkmal schon längst zu sehen war!!

Es ist bekannt, wie weiße Gestalten aus Marmor oder Gips sich von dunkelm (braunrothem) Hintergrunde am besten abheben. Suchen wir auch für die Eggers'schen geistigen Wiederholungen der Rauch'schen Werke eine solche Folie zu finden, so erweist sich das Talent des bekannten Münchener Friedrich Pecht als besonders geeignet dazu; dieser von der edlen Malkunst zur Höhe eines Kritikers beförderte Musensohn leistet sich in „Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts" (2. Aufl., 2. Reihe, 1887) folgende Sätze: „Das Vornehme, was allen Schöpfungen Rauch's eigen ist, hat er sicher (?) im Vorzimmer (?) der Königin Luise geholt; und daß man dem schönen jungen Manne nicht zu nahe trat, dafür haben Prinzessinnen und Hofdamen offenbar (?) gleich eifrig gesorgt." „Endlich 1804 ließ man Rauch äußerst ungern gehen; offenbar nicht, weil man einen Lakaien mehr haben wollte, sondern weil man den schönen und angenehmen jungen Mann nicht missen mochte." „Im Jahre 1811 aus Italien zurückgekehrt, machte er zunächst allen Prinzessinnen seine Aufwartung — er wußte offenbar, wo er seine Beschützer zu suchen hatte. Als dann der König seiner Familie Rauch's Skizze zum Luisen-Denkmal vorlegte, stimmten selbstverständlich die Damen alle für Rauch; sie hätten es auch blind gethan." „Da Rauch im charlottenburger Schlosse Wohnung angewiesen erhalten hatte, so konnte er während seiner Arbeit immer heraus in den Park treten, begleitet von seinem Töchterchen, das sich auf einmal unter andern zurückgelassenen Inventarstücken seines ersten berliner Aufenthalts vorgefunden." — „Aus Scharnhorst machte Rauch einen richtigen Soldatenprofessor." (Rauch selbst hatte ihn einen „strategischen Soldatenprofessor" genannt.) „Rauch's Walhalla-Victorien scheinen mehr dazu bestimmt, sich besiegen zu lassen, als zu siegen; sie haben viel mehr Thee getrunken als Blut; darum passen sie auch vortrefflich, elegante Poeten und ungebürstete Philosophen, Künstler und Musiker zu krönen, welche vom Löwen nur die Mähne haben." Nach diesen und ähnlichen Proben können wir uns lebhaft vorstellen, wie Pecht in Baiern seinem Publikum bei Bier und Radi eine schlagende Erläuterung geben könnte zu dem bekannten Ausspruche eines haller Socialdemokraten: „Ein jeder charakterisirt sich, so gut er kann." Und in solchen Witzeleien gefällt sich ein „Kunstschreiber", welcher bei seinem einmaligen Zusammentreffen mit Rauch (1856) doch folgenden Eindruck von dem großen Bildhauer erhalten zu haben bekennt: „Ich habe nie eine majestätischere Erscheinung gesehen, als diesen wunderbar mächtigen Greis, der wie eine Bildsäule, silberumlockt, mit so leuchtenden Augen vor uns stand, daß

Digitized by Google

es uns allen schien, als würde es jetzt erst hell in dem doch glänzend erleuchteten Gemach. Man wurde stolz, daß eine so wunderbare Bildung, wie sie nur in dem alten Goethe ihresgleichen fand, unserm deutschen Boden entsprießen, ganz seinen Charakter hatte tragen können, und fühlte lebhaft, wie unendlich die ganze Nation durch einen solchen Vertreter geadelt wird."

Während Pecht trotz seiner Schrullen oft noch eine gewisse Frische hat, ist Adolf Rosenberg in seiner „Geschichte der modernen Kunst" die bis zur Eiseskälte erstarrte Objectivität. Seines Zeichens ein Journalist, hat er seine Stärke in der Aneinanderreihung fremder Arbeiten (Monographien, Feuilletons, Kataloge u. dgl.), welche er mit kritischen Randbemerkungen versieht. Die Art seiner Richtung und der Grad seiner ästhetischen Bildung wird ersichtlich aus dem Bekenntnisse, daß „die realistische und naturalistische Richtung in der neuern Bildhauerkunst(!) eine volle Berechtigung des Daseins haben". Sein geistiges Auge bekundet sich in der Aeußerung II, 91, daß die (herrliche) „Venus" des Thorwaldsen noch mehr(?!) als die des Canova (eine frauenhafte Kokette!) den Eindruck einer ausgekleideten Kammerzofe mache. Beneidenswerthe Specialkenntnisse eines Kunsthistorikers! Rosenberg läßt Rauch's Luisen-Denkmal volle Gerechtigkeit widerfahren, hält die Victorien des Meisters für bahnbrechend und stützt sich dabei wesentlich auf den ihm doch unsympathischen Eggers. Mit Dobbert und andern stimmt er darin überein, daß bei allen Schöpfungen Rauch's das Festhalten an archäologischer Treue nichts Kleinliches habe, sondern daß sich alles Nebensächliche der zum Idealen und Erhabenen gesteigerten Auffassung der Individuen unterordnet. Wenn aber Rosenberg im Gegensatze zu Rauch behauptet, daß die Kriegshelden und Heerführer dargestellt werden müßten mit ihrer zur Uniform gehörigen Kopfbedeckung, so muß ich dem widersprechen. Falls der Bildhauer an einer voll bekleideten Gestalt auch noch das Haupt durch Bart, Helm oder Tschako umrahmen oder beschatten soll, so bleibt ihm für die unendlich schwierige Charakterisirung durch das Antlitz so gut wie gar nichts übrig, es sei denn, daß er einen Kopf mit solcher Nase darzustellen hat wie bei Friedrich dem Großen.

Noch kürzer als Rosenberg, aber in den entscheidenden Fragen selbständiger, in der Kennzeichnung und Beurtheilung tiefer eindringend, ist Franz von Reber in seiner „Geschichte der neuern Kunst" (2. Aufl., 2. Bd., 1884). Er äußert sich S. 301 fg. in folgender Weise: „Erst Rauch hat die alte Forderung erfüllt, durch die ewig mustergültige Antike die Natur sehen zu lernen." „Rauch verlieh nicht blos dem Manne des Rathes (Scharnhorst), sondern auch dem der That (Bülow) jene ruhige Geschlossenheit, wie sie der Marmor erfordert, welcher weder die dramatische Bewegtheit, noch die Zerklüftung der Massen erlaubt, welche nur dem Bronzestil zusteht." Dem Denkmal Friedrich's des Großen von Rauch spendet Reber das denkbar höchste Lob; er vertheidigt die Absicht des Meisters, den Größten unter den Zeitgenossen auch äußerlich sie alle überragen zu lassen. Wenn aber Reber im Anschluß hieran die völlige Auflösung der Gruppe an Rietschel's Luther-Denkmal tadelt, so finde ich die ganz andere Aufgabe Rietschel's mit gleicher Genialität gelöst. Ganz abgesehen von der verschiedenen Oertlichkeit, mit welcher beide Künstler rechnen mußten, drückt das wormser Monument nur in dieser zerstreuten und doch zugleich

Digitized by Google

einheitlich straffen Anordnung aus, daß die deutsche Reformation eine nationale Angelegenheit und nicht blos eine persönliche That Luther's war. Die geistlichen und weltlichen Träger jener großen Bewegung waren wol im Geiste mit Luther einig, verfuhren aber relativ selbständig, während die Paladine Friedrich's des Großen fast alle ihm äußerlich wie innerlich untergeordnet waren.

Hermann Grimm, der Essayist unter den ältern lebenden Kunsthistorikern, hat Rauch und dessen Biographen mehr als einmal zum Gegenstande einer Abhandlung gemacht. In „Funfzehn Essays" (Neue Folge, 1875) bespricht er „Rauch's Biographie von Friedrich Eggers", woraus ich folgende Stelle hervorhebe: „Rauch sollte die Anschauungen eines Volkes formen, welches sich freigemacht hatte." „Zu Rauch's Zeiten erfüllte ein Drang, das Höchste und Edelste zu leisten, die Künstler, eine Sehnsucht nach Verständniß und Mitgenuß des Publikums." In „Funfzehn Essays" (3. Folge, 1882) würdigt Grimm „Rauch's hundertjährigen Geburtstag" und macht den Gegnern Rauch's folgendes Zugeständniß: „Rauch hat seinen Schöpfungen den Reiz gegeben, daß sie mühelos auf den ersten Wurf entstanden zu sein scheinen. Doch athmen sie eine gewisse Kühle, denn sie repräsentiren den höchsten Grad von Schönheit mit einem Zusatz von Eleganz."

In dieser Allgemeinheit des Urtheils schießt der letztere leise Tadel über das Ziel hinaus; ich würde lieber sagen, daß Rauch seine Gestalten des idealen Stils — die historischen können hier doch nicht in Frage kommen — hin und wieder etwas mehr hätte beseelen können. Nur ist in solchem Falle nur zu leicht eine Gestalt bis dahin gesteigert, daß sie aus ihrer Gruppe oder ihrer architektonischen Umgebung oder aus ihrer Sichselbstgleichheit allzu fühlbar sich hervordrängt.

Hermann Grimm verleiht aber auch einer berechtigten Klage ergreifenden Ausdruck: „In den 20 Jahren seit dem Tode Rauch's (1857—77) ist das meiste von dem verschwunden, worauf die Größe des Meisters in seiner Zeit beruhte. So gut wie verschwunden ist für die jetzige jüngere Generation der Einfluß der antiken Kunst. Man will jetzt wieder als neueste Errungenschaft, was bei Rauch's Anfängen als abgethan eben beseitigt worden war. So gut wie verschwunden ist das Zusammengehen der Künste mit der Wissenschaft, verschwindend endlich das Gefühl vom unzerstörbaren Zusammenhange aller geistigen Arbeit durch die Jahrhunderte hindurch."

In seiner jüngstgeborenen Sammlung von Studien und Kritiken: „Altes und Neues" (1891), widmet Wilhelm Lübke auch der Eggers'schen Rauch-Biographie einen besondern Artikel, worin er dem Eggers'schen Golde etwas zu sehr die Lübke'schen Züge aufprägt. Ich führe zustimmend hier nur den wichtigen Schluß der Lübke'schen Besprechung an: „In der heutigen Richtung der Plastik ist es unvermeidlich gegeben, daß alles höhere Stilgefühl, aller monumentale Ernst verlassen wird, und daß bei öffentlichen Concurrenzen um monumentale Werke Gebilde auftreten, die man eher für Tafelaufsätze oder Tintenfässer nehmen möchte."

Mit Eggers und Lübke erkenne ich an, daß heutzutage auch die glänzende Entwickelung des Kunsthandwerks den Bildhauern die Fähigkeit für große monumentale Schöpfungen schwächt. Das ist aber denn doch nicht die Schuld des Kunsthandwerks, sondern der Künstler selbst. Wenn einst die Gothik ihre Formen auf Erzeugnisse des Kunsthandwerks übertrug, so war dies ein Fehler, aber

Digitized by Google

er entsprang doch wenigstens aus Naivetät; übertragen aber heutige Künstler den im Kunsthandwerk berechtigten Stil auf monumentale Aufgaben, so gleichen sie dem Frosche, welcher sich aufpusten möchte zu dem am Ufer erblickten Stier, und darüber zerplatzt. Indeß der Abstand zwischen dem monumentalen und dem kunsthandwerklichen Stile ist denn doch so bedeutend, daß selbst der Laie ihn leicht begreift; viel gefährlicher ist der Plastik die schwesterliche Umarmung der Architektur und der Malerei. Man hat es ja erlebt bei der großen Wettbewerbung um das Kaiser Wilhelm-Denkmal, wie die Baukunst nicht etwa nur die ihr gebührende bescheidene Umrahmung für das völlig selbständige Werk der Plastik herstellen, sondern der Königsmantel sein wollte, welcher einer großen Puppe oder Maske umgehängt wurde. Entweder saß der ehrwürdige Greis steif wie ein verzauberter Barbarossa da, eine decorativ-architektonische Figur, oder der jugendliche Held stürmte so titanenhaft den Himmel, daß sein Pegasus in einem Kunstreitercircus mit Ehren bestanden hätte. Nun liegt ja das Malerische (im weitesten Sinne des Wortes) in der Richtung des ganzen modernen Menschen: dieser Mensch möchte unwillkürlich seinen unendlich reichen Inhalt in malerisch bewegten Formen und Farben auf allen Gebieten und so auch in den Künsten offenbaren. Ich gebe zu, daß das moderne malerische Ideal auch das der Bildhauerkunst zugewiesene Ideal des Schönen bis zu einem gewissen Grade beeinflussen darf und soll. Nicht die von den Alten erarbeitete Form des Menschen kann jemals gesteigert werden, sondern nur der geistige Ausdruck, mit welchem diese Formen erfüllt werden. Dieser Ausdruck aber wird niemals im Widerspruche stehen dürfen mit der Natur des Materials, in welchem die bildende Kunst arbeitet; auch nicht im Widerspruche mit dem Grundgesetz der Plastik: Ruhe in der Bewegung. Diese Ruhe soll nicht, wie die heutige Plastik möchte, dadurch erst Leben gewinnen, daß sie zu malerischer Bewegtheit gesteigert wird, sondern sie soll erscheinen als das Ergebniß zahlloser vorangegangener Bewegungen im Menschen, als die Hinanbewegung eines Menschen zu seinem wahren Selbst, als der sich gleichbleibende Grundbestandtheil seines Wesens. Ein solcher ganzer Mensch ist viel mehr als einer seiner Momente; selbst der bewegteste inhaltreichste Augenblick geht vorüber, aber seine Wirkung, seine Frucht soll als bleibende sichtbar werden im Menschen. So wie der Mensch mehr ist als seine Theile, sein Leben mehr als seine Erlebnisse, so auch ist diese Ruhe (der Plastik) mehr als alle malerische Bewegtheit. Hierin liegt die unendliche Schwierigkeit für den Bildhauer; dieses seiner Kunst ureigene Ideal soll er schauen, lieben und vollenden allein mit den Mitteln seiner Kunst. Nicht eine Mumie soll er äußerlich bemalen, sondern dem formvollendeten Erdenkloße den Geist Gottes einhauchen; an dem untergeordneten Beiwerke einer monumentalen Bildsäule und im decorativen Stile mag er sich einer größern malerischen Freiheit erfreuen, aber unverrückbar wie der Polarstern muß ihm in der Statue selbst die Aufgabe seiner Kunst feststehen: die zur Ruhe und zum Selbstgenusse des reinen Seins erhobene Form des Menschen als das Gefäß der ureigensten geistigen Individualität erscheinen zu lassen.

So gern ich es möchte, so vermag ich doch nicht, aus Mangel an Raum, einige der Eggers'schen Charakteristiken Rauch'scher Kunstwerke hier anzuführen. Einzelne aus dem Zusammenhange ge-

Digitized by Google

rissene Sätze geben kein genügendes Bild, letzteres aber würde zu umfänglich werden. Ich kann daher dem Leser nur zurufen: Nimm und lies! Um aber zu zeigen, wie vorurtheilslos und feinempfindend Rauch in Nebendingen, in dem Gebiete des Uebergangs von der Plastik zur Malerei war, so will ich wenigstens andeuten, wie er sich von dem Kanon des Antik-Thorwaldsen'schen Reliefstiles loszumachen verstand und in vollster Freiheit diesen Stil dem jedesmaligen Gegenstande und Zeitalter anpaßte. Grundgesetz war für ihn, daß das Relief Flächendecoration ist, aber nur die ideale Gewandung der altclassischen Zeit stellte er auf einem Plane dar, ohne alle Anwendung perspectivischer Gesetze. Römische Tracht verlange Darstellung auf mindestens zwei Plänen, wie die Reliefs aus der besten römischen Zeit dies beweisen. Allegorien gewähren die vollste Freiheit der Raumbehandlung in Vertiefung und Aufbau der Figuren übereinander. Endlich moderne Kleidung erfordert schrankenlose malerische Behandlung mit Benutzung der Luft- und Linearperspective. Diese Sätze gewähren denn doch einen so weiten Spielraum, daß sich selbst die naturalistische Plastik der Gegenwart ihnen unterordnen kann, ohne sich in der Freiheit ihrer Bewegung eingeengt zu fühlen.

Eben diese heutige, aus Vertretern eines einseitigen Realismus oder gar ausschweifenden Naturalismus bestehende Richtung in der Plastik weist darauf hin, wie sie neue Ideale zu erringen und solche beispielsweise in dem „Dämon des Dampfes" von Reusch oder der „Bewaffnete Friede" von Manzel bereits gewonnen habe. Gewiß! Die Neuzeit hat die Aufgabe, die gewaltigen Naturkräfte, welche im Dienste der Industrie, der Post, des Weltverkehrs arbeiten, zu einer plastischen Personification zu verdichten; sie mag sich, falls sie für solche bewegtere Gestalten den Zinkguß, die Bronze u. dgl. wählt, immerhin ein Verdienst erwerben durch solche Bereicherung des plastischen Formenschatzes. Was erreicht sie denn damit aber so Großes? Sie vermehrt doch nur die Zahl der allegorischen Figuren, sie arbeitet doch nur im Dienste des decorativen Stiles. Unbeugsam werde ich darauf beharren, daß solche Allegorien für die Bildnerkunst nur Arbeiten zweiten Ranges sind; mag die Schilling'sche „Germania" auf dem Niederwalde das Höchste in ihrer Art sein, so steht doch über allen solchen Allegorien und Personificationen der Mensch, sei es der vergöttlichte (Götter und Heilige), sei es der historisch hervorragende. Thorwaldsen hat in seinen besten Werken (den griechischen Göttern zweiter und dritter Ordnung) das Abstracte und Typische dem Allgemeinmenschlichen möglichst anzunähern gesucht; Rauch hat umgekehrt das Menschliche überall nur zu der Reinheit jeder individuellen Erscheinung gesteigert. Rauch's Aufgaben und Leistungen waren die schwerern; über die recht verstandene Darstellung aber des Menschen wird die Plastik nie hinauswachsen können. Alles Aufbauschen und Sichblähen, alle malerische Bewegtheit ist noch lange keine innere bleibende Größe; alle äußern Zuthaten ersetzen nicht den Mangel an eigenwerthigem hohem Geistesgehalte. In Luther den Gipfelpunkt des reformatorischen Geistes, in Lessing die höchste Klarheit des Denkens, in Goethe den universalen Menschen, in Moltke den Schlachtendenker, in Bismarck den Archimedes zu personificiren, welcher Deutschland aus seinen Angeln hebt, ist unendlich schwerer, als den Dampf, die Telegraphie, die Elektricität oder gar ein münchener Kindl

Digitized by Google

zu personificiren. So ist ja auch die höchste Aufgabe der heutigen deutschen Plastik, Wilhelm I. als die Verkörperung des deutschen Kaiserideals darzustellen. Diese Aufgabe ist so übermächtig und herrlich, daß sie nur im Geiste Rauch's und Rietschel's gelöst werden kann. Ich füge hinzu: sie darf aber auch nur in der Art eines maßvoll gesteigerten Rauch gelöst werden. Es wäre eine Versündigung nicht blos an der Kunst, sondern an der ganzen deutschen Nation, wenn hier ein innerlich dürrer, aber äußerlich sich brüstender Realismus oder gar ein frecher Naturalismus sich des Heiligthums der ganzen Nation in Berlin bemächtigen dürfte. Unser junger, trefflicher Kaiser vermag wol den ganz richtigen Grundgedanken aufzustellen: die Plastik allein soll mit ihren Mitteln den Gründer des neuen Deutschen Reiches in idealster Monumentalität hinstellen; aber eins bringt alle kaiserliche Machtvollkommenheit nicht zu Stande: einen Künstler zu schaffen, welcher als Mensch seiner Aufgabe gewachsen ist. Man muß wie Rauch und Rietschel selbst ein wahrhaft edler und bedeutender Mann sein, um das Urbild eines deutschen Mannes in kaltem Erz lebenswarm erstehen lassen zu können. Da der junge Träger der schönsten Kaiserkrone einen Künstler nicht zum Helden der Kunst und des Menschenthums zu formen vermag, so kann man nur wünschen: der Gott seiner Väter wolle ihm einen Bismarck der Plastik schenken, dessen Lebenswerk ebenso gipfelt im Nationaldenkmal Wilhelm's I. wie Rauch's Schöpferkraft in demjenigen Friedrich's des Großen. Das deutsche Volk hat lange genug warten müssen auf das neue Reich; es kann auch warten, bis zu dieser höchsten Aufgabe der modernen Plastik der rechte Mann gefunden ist!

Todtenschau.

Bylandt-Rheidt (Arthur, Graf), österreichisch-ungarischer Reichskriegsminister 1876—88, Reorganisator der österreichischen Armee (geb. 1821), starb 21. Febr. d. J. in Wien.

Heusner (Eduard), Viceadmiral à la suite des Seebataillons, 1889—90 Staatssecretär des Reichs-Marineamts (geb. 1843), starb 27. Febr. d. J. in Weimar.

Kindermann (August), ausgezeichneter Baritonist, bis 1886 Mitglied des Hoftheaters in München (geb. 1817), starb 6. März d. J. daselbst.

Liphart (Karl Eduard von), berühmter Kunstkenner und Kupferstichsammler (geb. 1807), starb 15. Febr. d. J. zu Florenz.

Morelli (Giovanni), Senator Italiens und unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannter Kunstschriftsteller (geb. 1816), starb 28. Febr. d. J. in Mailand.

Napoleon (Joseph Charles Paul), gewöhnlich Prinz Napoleon genannt, seit dem Tode des Prinzen Louis Napoleon das Haupt der Familie Bonaparte (geb. 1822), starb 17. März d. J. in Rom.

Windthorst (Ludwig), der langjährige Führer der Centrumspartei im Deutschen Reichstage und preußischen Abgeordnetenhause (geb. 1812), starb 14. März d. J. in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Casino Allgemeinen Schweiz

Neue Xenien.

Von einem deutschen Philister.

Die Noth der Zeit.

Irr' ward wieder das Volk an Apollo! Bedürfen wir neuer
Xenien, wie sie dereinst läuternd die Lüfte durchzuckt?

Winkelried.

Mancher ja ballet die Faust — in der Tasche, vermeidend den Vorkampf.
Wenn es kein Besserer wagt, breche die Gasse denn ich.

Quod licet Jovi-Einwand.

Schiller und Goethe, ja wohl, die durften auch schelten: sie schufen
Großes. Was Zeus sich erlaubt, darf das ein jeglicher Ochs?

Gewissensfrage.

Ist denn weniger wahr, wenn ich sie sage, die Wahrheit,
Als sie im classischen Mund eines Olympiers ist?

Mein Glaubensbekenntniß.

Meinen Begriff von der Kunst? Ihr Grübler, begreift man ein Wunder?
Daran erkenn' ich die Kunst, daß sie das Herz mir erhebt.

Schlachtruf.

Wer die Gefühle verwirrt von dem ewiglich Schönen und Guten,
Stirbt! Mit Elias' Grimm schlachtet die Pfaffen des Baal!

Keine Schonung!

„Nein, du bist wirklich zu scharf! Sei schonend: gar manche doch meinen's
Redlich." Ja, haben denn sie unsre Gefühle geschont?

Deutscher Nationalfehler.

Wie es der Deutschen Natur, am Altare ausländischer Götzen
Lieget das Volk auf dem Bauch, ritzen die Priester sich wund.

Der gute Nachbar im Osten.

Hier den gelungensten leiht uns grinsend das heilige Rußland,
Welches den Westen zwar faul schilt, doch — wie Kerzen! — verschlingt.

Titelsünde.

Kreuzer-Sonate, Herr Graf? Warum Beethoven als Kuppler?
Ach, der Verleumdung entgeht nimmer die keuscheste Kunst.

Digitized by Google

Warnung für musikalische Ehefrauen.

Keine Sonaten gespielt und dann vierhändig getafelt,
Oder der Taps von Gemahl tödtet euch, Täubchen, im Strumpf.

Lob der Einsamkeit.

Gleichwie die Kiesel im Bach, so schleift sich der Mensch an dem Menschen,
Aber die Wüste gebiert große Propheten und — Narr'n.

Non contra naturam sui generis.

Stechen, das soll's Epigramm, denn die Bosheit hat es geboren,
Und wie der Skorpion trag' es den Stachel am Schwanz.

Die lachenden Erben.

Tilgte die Selbstmordpest epidemischen Mönchens die Menschen,
Affen, ihr äfftet, gesteht's, nach uns den heiligen Streich.

Gefühlschemie.

Im Schmelzkolben erhitzt kann so das Gefühl sich verfeinern,
Daß es zuletzt für die Luft unsers Planeten zu leicht.

Geniale Luftschifferei.

Wenn sich dem Mond zuschwingt das Genie, ein Schrei des gesunden
Menschenverstandes erschallt: Reise du glücklich — allein!

Physiologie, nicht Poesie!

Welch armseliger Mensch! Als thierische Brunst bei zu reichem
Futter, o himmlisches Glüh'n, Liebe, verleumdet er dich!

Falsche Richtung.

Suchst in der Erde sie nur, in der Nachtwelt niederer Nerven?
Maulwurf, der du nur blind Wurzeln der Liebe benagst!

Excelsior.

Mag sie wurzeln im Schlamm, sie entwächst ihm, gleich wie die Rose,
Die, von der Sonne geküßt, blühen und duften gelernt.

Die Macht der Finsterniß.

Sittlich und — scheußlich zugleich! Mein Hut! Noch sträubt sich das Haar mir:
Hinter der Bühne — krickkrach! — quetschet man Kinder zu Mus!

Abschreckungstheorie.

Diese Tragödie lehrt uns die Hauptmaxime des Strafrechts:
In das Theater zu gehen schreckt sie das Publikum ab.

Raskolnikow.

Dieser Verbrecherroman ist schauerlich tief — wie das Leben
Selber: ich mußt' es nach dreibändiger Folter gesteh'n.

An Dostojewski.

Mich zu erholen ergriff — vergriff ich an dir mich, o Dichter;
Rathe mir, wie man sich nun von der Erholung erholt.

Russische Dichter überhaupt.

Treu nach dem Leben gemalt, ich gesteh's, sind eure Gestalten,
Alles copirt bis aufs Haar — bis auf die Laus in dem Haar.

Digitized by Google

Woran es fehlt.

Ist denn im Russischen Reich kein Raum für gesunde Naturen,
Welche des Lebens Verdruß männlich verdau'n mit Humor?

Selbstquälerei.

Welch unseliges Volk, das, am Seil selbstherrlichen Wahnes
Schäumend im Kreise gepeitscht, edelste Kräfte verzehrt!

Klage der deutschen Dichter.

Gegen das russische Korn schützt unsere Bauern der Zöllner,
Aber den Literaturcaviar lässet er frei.

Neue Industrie.

Flott arbeitet, mit Dampf, vom Verleger gehalten, die große
Uebersetzungsfabrik, billig natürlich und schlecht.

Der Kostenpunkt entscheidet.

Zwanzig der Pfennige nur raubt jegliches Bändchen dem Deutschen —
Ebenso viel wie das Glas Bier, nur nicht ebenso oft.

Nordische Einfuhr.

Nordlands Felsengeklüft schickt dichtesten Nebel nach Deutschland,
Wo noch eben der Welt Goethe'sche Sonne gelacht.

Nordische Hausindustrie.

Droben im Norden das Volk, in den ewigen Nächten des Winters
Spinnt es Gedanken, so bleich — just wie ein Kellergewächs.

Der Nationaldichter.

Blumen entblättern und Thee draus kochen, mit grimmem Behagen
Alles zersetzen: er hat's beim Apotheker gelernt.

Komödie der Liebe.

Fröhlich im Frühling geküßt und im Herbst hochherzig geschieden!
Optime! so man mir sagt, wer — für die Kinderchen sorgt.

Brand.

Wenn mir nur einer verräth, wozu der verbitterte Pastor
Führt in die Wüste das Volk! Hat er sich Manna bestellt?

Nora.

Was auf der Straße sie thut, nachdem sie dem Gatten — gekündigt,
Fragst du? Ich wette, sie wird bald polizeilich bewacht.

Volksfeind.

Solch unpraktischer Mensch wie der praktische Arzt und geprüfte
Volksfeind, hilft als Geburtshelfer dem Guten ins Grab.

Gespenster.

In den Gespenstern zumeist erkenn' ich den Magus des Nordens:
Durch fünf Acte belegt er, wie das Hirn sich erweicht.

Wildente.

Dies Wildentenragout mag kamtschadalische Hunde
Ködern — für meinen Geschmack duftet der Vogel zu wild.

Digitized by Google

Dasselbe Stück.

Rings, wohin du auch blickst, schnapsduftiges Lumpengesindel,
Ach, und der Idealist, welch ein gefährlicher Narr!

Rosmersholm.

Auf das Befreien ist sie und er auf das Adeln versessen.
Beide nun zieh'n, bis zuletzt — beide den kürzeren zieh'n.

Frau vom Meer.

Ibsen's Tochter zu sein und dennoch schließlich vernünftig —
Ehre dem Ehre gebührt, wackeres Frauchen vom Meer!

Frauenärzte betreffend.

Was die Frau Doctor curirt? Für also leidende Damen
Wäre der jüngere Mann sicher der bessere Arzt.

Der Stoff des Dramas.

Ein Balladenmotiv, ein Fisch auf die Bühne gezogen,
Doch im elektrischen Licht sterben die Farben des Meeres.

Physiologische Erklärung.

Voll von der Table-d'hôte, in des Strandkorbs Schoß von der blauen
Salzflut schläfernd umrauscht, träumt man von Frauen vom Meer.

Das Räthsel.

Alter, du gabest der Welt schon manch Denknüßchen zu knacken,
Doch was Bolettchen sich denkt, rathe gefälligst allein.

Hedda Gabler.

Endlich erscheint sie gedruckt, die jüngste der Ibsen'schen Töchter.
Auch die letzte? Wer weiß! Hoffen das Beste wir still!

Warnung.

Ein mordsschneidiges Weib, die geborene Ibsen! Geärgert
Greift zur Pistole sie gleich: Kritiker, nehmt euch in Acht!

Neueste Frauentaktik.

Viel liberaler doch ist dies Weib als die anderen Weiber:
Andere warnen, sie treibt ihren Verehrer zum Trunk.

Der Rechenfehler.

Schade nur, daß ihr Schatz, zu leicht sich beschwipsend, statt ihres
Schlechtere Häuser besucht und Manuscripte verliert.

Heroische Cur.

Als nun der Heros gezwickt von dem unbarmherzigen Kater
Selber zu sterben begehrt, leiht ihm Pistolen die Katz'.

Tu quoque, Brute!

Müde des trockenen Tons nun besucht' ich den Nachbar im Westen.
Heiter ja war er doch sonst. Weh', nun erkenn' ich ihn nicht!

Jung-Frankreich.

Grad' wie die Dichter das Volk: zugleich wollüstig und grausam.
Immer nach stärkerem Reiz brennt das ermattete Blut.

Digitized by Google

Deutsche Unart.

„Nicht weit her!" — so beschimpft der Deutsche was Deutsche geschaffen:
Geh' in die Fremde, du lernst schätzen den eigenen Werth.

Literarische Rache. (Revanche pour Sédan.)

Deutschlands Dichter verdrängt von der unrathgelben Romanflut?
Frankreich hat wie das Stinkthier sich am Sieger gerächt!

An die metrischen Ketzerrichter.

Wenn ich die Kluft nach dem Sechs- und zwischen den Hälften vom Fünffuß
Kraftwortfroh überbrückt, wußt' ich, Pedanten, warum.

Mademoiselle Giraud ma femme.

Wie man die Männer entbehrt, das lernen die Mädchen aus diesem
Sittlich entrüsteten Buch auf die plaisirlichste Art.

Chacun à son goût.

Jeder nach seinem Geschmack, denkt Zola, und während zum blauen
Himmel der Pegasus schwebt, wälzt sich im Kothe die Sau.

Roman expérimental.

Richtig, ein Experiment ist jeder von deinen Romanen:
Grinsend erprobst du, wie lang daure des Lesers Geduld.

La terre.

Ländlich und schändlich! O Buch, mit dem altehrwürdigen Namen,
Das du „die Erde" dich nennst, nenne dich wahrer: „der Koth".

Ventre de Paris.

Mitten im Bauch von Paris da begrüßt die geschmeichelte Nase
Ein vielstimmiges, süß duftendes Käseconcert.

La joie de vivre.

Krankengeschichte von Mensch und Köter . . . der Arzt und der Thierarzt
Mögen sie würdigen: ich habe von Herzen gegähnt.

Bête humaine.

Gott in dem Menschen, das war der Gedanke begeisterter Dichter
Früher — die heutigen Herrn suchen und finden das Thier.

An Alphonse Daudet.

Höchlich verehr' ich dich sonst, nur rücke mir weiter von jenem,
Dessen Verkehr, wie du zeigst, bessere Sitten verdirbt.

Sappho. (À mes fils . . .!)

Schönes Geburtstagsbuch für hitzige Herrchen von zwanzig:
Seht, wenn man liederlich lebt, wie man die Haare verliert!

An Frau Lutetia.

Bist du der Nabel der Welt, kein Wunder, wenn alles verdreht wird:
Nirgends so wie zu Paris dreht sich die Welt um das Weib.

L'obstacle.

Ob man den Wahnsinn erbt, wird heut im Theater entschieden:
Nächstens wird Aesculap pensionirt von Apoll.

Digitized by Google

Fisiologia dell' amore.

Soll sie dich lesen, die Welt, die ganze sowol wie die Halbwelt,
Male die Liebe du nackt — physiologisch frisirt.

Futter für deutsche Leser.

Zola verrührt mit Tolstói, sechs Löffel Ibsen, ein Tröpfchen
Mantegazza — du schmeckst, italien'scher Salat.

Vates Americanus.

„Bald wird kommen die Zeit, da die Hungrigen satt und die Wölfe
Selbst Schafbraten verschmäh'n, nur noch ein Weilchen Geduld!"

Das Menu.

„Alle dann kauen Fasan, ja mit Trüffeln, und schlürfen Champagner . . ."
Ach, in Amerika wird ganz unbezahlbar geträumt.

Das Schwert des Damokles.

Wenn in dem Riesenhotel nur kein Zahlkellner mit Riesen-
Rechnung hinter den Stuhl jedes Schlaraffen sich pflanzt.

Dies irae literarum.

Engel und Teufel herbei! Mit den armen Seelen des jüngsten
Deutschlands lasset uns itzt halten ein jüngstes Gericht!

Altes deutsches Recht.

Hier in der Literatur, ihr Herrn, wird die Rechnung geregelt:
Wo sich der Esel gewälzt, lässet er Haare, so gilt's.

Patriotische Klage.

Nein, ich erlebe sie nicht, die Zeit, da von fremdester Götzen
Dienste der Deutsche befreit, sich auf sich selber besinnt.

Die betrügerische Hökerfrau.

Lang schon siechet die Kunst an dem Fanatismus des faulen
Apfels, den als der Welt einziges Obst sie verkauft.

Paradiesapfel.

War ihr Apfel so faul wie die naturalistischen Aepfel,
Eva hätte damit nimmer den Adam verführt.

Ausrede.

Wenn wir auch selten erfreu'n, wir belehren doch und wir enthüllen
Dem mitleidigen Blick Schäden der krankenden Zeit.

Abfertigung.

Daß ihr mich ekelt, ich fühl's! Und das Gegentheil wollt ihr beweisen?
Euer verwünschtes Gewäsch wäschet euch Mohren nicht weiß.

Musenprotest.

Nein, wir Töchter des Zeus sind nicht barmherzige Schwestern,
Die durch das Bürgerspital huschen mit Töpfen der Nacht.

Falsche Adresse.

Statt in Kirch' und Palast schleppt ihr uns durch wüste Spelunken,
Aber das wirkliche Volk schrickt vor dem Spiegel zurück.

Digitized by Google

Auch ein Standpunkt.

Wer am Secirtisch steht, Lustmörder verhöret im ernsten
Leben, der will von der Kunst heitere Bilder nur sehn.

Stoßseufzer.

Stets nur kranke Natur! O befreit' uns doch endlich ein zweiter
Koch von des bleichen Apoll's Naturalismusbacill.

Glaubensbekenntniß des Philisters.

Nicht auf der Höhe der Zeit? Mag sein: ich bekenne des alten
Glaubens mich froh, daß die Kunst gibt, was das Leben versagt.

Jagdlust.

Her mit dem Bogen Apoll's, mich gelüstet's, und lächelt auch einem
Sonntagsjäger das Glück, schleift er ein Häschen nach Haus.

Drauf!

Hurtig die Blößen erspäht und geschossen: man findet Achilles-
Fersen bei manchem, der kein näherer Vetter Achills.

Konradin.

Dich hat Zola verwirrt! Nun gleichst du dem letzten der Staufen:
Durch Franzosen wie der, Aermster, verlorst du den Kopf.

Der deutsche Zola.

Biederer Baier, du hast in Paris dich entwickelt zum deutschen
Zola, der schmutziger fast als der französische — sohlt.

Lutetia's Töchter.

Nie mehr wirst du gesund, dich haben Lutetia's Töchter
Auf dem Gewissen, die Fußtritte schon manchem vermacht.

Deutsch-Pariser.

Sprichst mir schon wie'n Franzos; nur weil in Paris du das Deutsche
Doch nicht völlig verlernt, sei dir so manches verzieh'n.

Uebertriebene Vorsicht.

Dieser verschmitzte Poet führt nie dich in gute Gesellschaft,
Weil sie, wie Goethe geklagt, einem das Dichten vertreibt.

Difficile est satiram non scribere!

Nicht zu verhöhnen, man braucht zu citiren nur solche Verfasser:
Was sie naiv dir gesteh'n, klingt wie der bitterste Hohn.

Freie Bühne für das moderne Leben.

Weil sie von Scham ganz frei, so nenn' ich statt frei sie die freche
Bühne, für Leben, das mehr modernd als wirklich modern.

Friedensfest.

Dich auf der Bühne zu schau'n, du Fest der zerrütteten Nerven,
Nein, da bedank' ich mich schön: machtest mich selber nervös!

Die Muse des Edlen von S. M.

Schamlos ist sie statt schön, fast wird vor deiner geschminkten
Lüsternen „Venus im Pelz" Venus von Medici roth.

Digitized by Google

Die Ehre.

Zu viel „Ehre" dem Pack, dies breite Gemälde des hintern
Hauses; im vorderen — hm! — decket doch Moschus den Stank.

Sodoms Ende.

Daß wir unendlich gespannt, nun endlich zu schauen das Ende
Sodoms waren, dafür sorgte — Mama Polizei.

Der Dachdecker.

Eben noch hoch auf der First, da beginnt er zu gleiten ... ich fürchte,
Sodoms Ende das war S***'s Ende zugleich.

Der Maler Willi.

Kaum noch den Meister erkannt! Drei Stunden lang hab' ich gejammert,
Daß drei Stunden mir stahl dieser erbärmliche Held.

Geflügel à la naturaliste oder der gefällige Koch.

Weil es das Publikum wünscht, das an scharfes Gewürz sich gewöhnt hat,
Hab' ich die „Lerche" mal roh — aber gepfeffert! — servirt.

Saisonroman.

Minchen, deine Passion ist nicht, ich bedaur' es, die meine,
Und doch, während ich las, fühlt' ich mich selber „am Kreuz".

Die Augen der Liebe.

Könnt' ich, Minchen, das Stück anseh'n mit den „Augen der Liebe" —,
Gern ja thät ich's — vielleicht fänd' ich es interessant.

Poeta problematicus.

Höchst fragwürdiger Geist, es hätte der selige Goethe
Dich Unseligen selbst sehr problematisch genannt.

An Frau Politik.

Ob dem Charakter du frommst, Politik, das bezweifelt gar mancher;
Deutlich erkenn' ich an dem, daß du den Dichter verdirbst.

Was will das werden?

Eine gewaltige Kraft, doch, ein wahlkampffroher Parteimann,
Hat er des Lebens Gehalt selten als Dichter verdaut.

Noblesse oblige.

Held und Titel gewählt von dem deutschfreisinnigen Dichter,
Just wie wenn adliger Sinn nur bei den Franzen zu Haus.

Ein neuer Pharao.

Neuer Pharao? Was? Soll man's noch einmal probiren?
Ach, mit dem alten verlor Zeit ich und schmähliches Geld.

Miß Curtis.

Amerikanische Miß, jagt Biber und Büffel und graue
Bären und — bindet sie auf. Kommt in die Bude und seht.

Herbert von Ilicius.

Streber sind, glaubt es mir, stets nach berühmtesten Mustern Regierungs-
Assessoren, wie man — just für Romane sie braucht.

Digitized by Google

Reginald von Ilicius.

Trostlos, daß auf dem Ball der preußische Leutnant lieber
Tanzet als politisirt! Zeter und Mordio schreit!

Mr. Charles Smith.

Nein, sie ergibt sich nicht, die Achtundvierziger Garde!
Nichts hat vergessen sie, nichts von der Geschichte gelernt!

Europamüde.

Scheußlich ist alles daheim, unerträglich! Das Ende vom Liede:
Nur in Amerika winkt edleren Deutschen das Heil.

Rückblick auf den Roman.

Leser, bewundre die Kunst, die ganz unmöglicher Menschen
Ganz unmögliches Los möglich zu machen vermocht.

Was stört.

Hört man bei jedem Gespräch nicht das zornige Schnaufen des Dichters,
Der von der Bank der Partei seinen Geliebten soufflirt?

Was versöhnt.

Weil in die Herzen er schaut und allen Naturen gerecht wird,
Hält sich der wahre Poet über dem Zank der Parteien.

Sine ira et studio!

Wen sie zum Dichter erkor, dem reichte die Muse des Leidens
Kelch, doch Verbitterung war nimmer die Mutter der Kunst.

Lerne zu leiden!

Wem kein männliches Herz mit gebietendem Schlage das Blut treibt,
Wer nicht zu leiden gelernt, lasse die Hand von der Kunst.

Einem jüngeren Dichter.

Was zu des Dichters Beruf dir fehlt, du verbitterter Grübler?
Stürz' in das Leben dich frisch, werde mit Menschen ein Mensch!

Guter Rath.

Wie in dem Kasperlespiel, so lenke du, Dichter, die Schritte
Deiner Gestalten, doch nie lasse die Drähte du sehn.

Ne quid nimis!

Wer zu ängstlich bedacht, daß der Leser ihn immer verstehe,
Raubt uns der eigenen That, Suchens und Findens, Genuß.

Ein neuer Weltverbesserer (i. p. i.).

Dämmerung deckte die Welt, kaum konnte man Rechnungen lesen.
Endlich empfing sie von mir, Friederich N***, das Licht.

Bescheidenheit ist eine Zier.

Als Zarathustra drapirt, da beschenkt' ich die Welt mit dem tiefsten
Buche, das je sie besaß. Folgt nun das freiste sogleich.

Parturiunt montes!

Sämmtliche Werthe der Welt umwerthend geriethest du selber
Tief in die Tinte: die Welt — blieb bei dem alten Tarif.

Digitized by Google

Suum cuique.

„Brüder, o werdet mir hart, gleich mir Diamanten statt Kohlen!“
Fleht Zarathustra. — Der Pfeil springt auf den Schützen zurück.

Umkehr der Begriffe.

„Unnatürlichen Tod stirbt, wer nicht endet durch Selbstmord!“
Wer so lehret, begeht selber — natürlichen Tod.

Moral für Aerzte.

„Unanständig erscheint wer krank, Parasit der Gesellschaft!
Aerzte, curirt ihn zu Tod!“ — Nun, sie besorgen es schon.

An die „Immoralisten“.

Wer nach eurem Recept die Moral anschießt, wird in Deutschland
Flugs in dem Hause der Zucht oder der Irren verwahrt.

Beißender Gegenbeweis.

Was nicht tödtet, das macht nur stärker mich, lehrst du? Ich sinne
Eben noch, was dies sei — autsch! Und da beißt mich ein Floh.

„Götzendämmerung“ im ganzen betrachtet.

Dies unglaubliche Buch wär kein' Druckfehlervereinsball?
Tanzen die Sätze nicht wirr gegeneinander wie toll?

Das Geheimniß des Erfolges.

Wollt ihr interessant, genial erscheinen der Menge,
Rüttelt an allem und stellt jeden Begriff auf den Kopf.

Der Ornithologe.

Bist du auch sicher, daß du so hoch im Aether dich wiegest?
Freundchen, so laut um das Ei gackert doch nimmer ein Aar!

Der Ritter von der traurigen Gestalt.

Auf „helldunkelem“ Roß sprengt scheltend ein anderer Ritter
In die Schranken und kämpft wild mit geschloss'nem Visir.

Des wirklichen Rembrandt Klage.

Rembrandt seufzet im Grab: „O dies helldunkle Gefasel,
Dunkel, denn keiner versteht's, hell wie von Blitzen des Wahns!“

Ein Erzieher — wider Willen.

„Ich als Erzieher gesucht, der ich stets nur fleißig gemalt hab'?
Warte, das streich' ich dir an, Pinsel, der so mich blamirt!“

Frauengeschmack.

„Häuslichen Kummer gar schuf mir das dämliche Buch von dem Deutschen:
Als es die Saskia sah, sprang sie mir gähnend vom Schoß.“

Hic et ubique!

Bis auf den Rigi versteigt die Reclame sich. Ueberall „Rembrandt,
Bester Erzieher der Welt“, frisch auf die Felsen geschmiert.

Allheilmittel.

Gegen die Schäden der Zeit nur ein Medicinchen? Ich finde
Rembrandt hinten und vorn, Mädchen für Alles im Buch.

Digitized by Google

Kindliches Vergnügen.

Auch ein Zeichen der Zeit, daß ein Mann sich stolz mit Gedanken-
Seifenblasen vergnügt: ei wie das schillert und schielt!

Gutta cavat lapidem.

Sei im Behaupten nur stark und sage mit donnernder Stimme
Immer dasselbe: zuletzt wird dir das Dummste geglaubt.

Wer hat recht?

Bibel ist diesem das Buch und dem andern erschüttert's das Zwerchfell,
Alle doch lesen's und so — lacht der Verleger mit Recht.

Urtheil des Patriarchen über Robert Koch.

Wenn der Professor die Welt auch erlöste von allen Bacillen,
Thut nichts, der Specialist wird mit dem Juden verbrannt.

Pro Pudor!

Immer noch schneit es Papier: hie Rembrandt, hie der Professor!
Wo sich zwei Hähnchen gerauft, fliegen die Federn herum.

An Karl von Perfall.

Dein „Verhältniß" verzeiht dir nimmer der heimliche Leser:
Wer auf den Schmutz sich gefreut, fühlt sich zu bitter enttäuscht!

Natur und Sitte.

Wohl! Sie ergab sich zu schnell, doch es galt uraltes Naturrecht
Lange bevor noch die Welt Standesbeamte gekannt.

Erbsünde.

Sinnlich wie dieses Geschöpf war Urgroßmütterchen Eva,
Und so erfreut dein Buch wie die gesunde Natur.

Schuld und Sühne.

Was sie an Lust sich erkauft in den wildesten Nächten der freien
Liebe, sie hat's mit dem Gold ehlicher Treue bezahlt.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Wenn auch hochelegant und von uraltadligem Blute,
Sind es doch Menschen, die du schufest, und leiden wie wir.

Seelenadel.

Selber ein adliger Sproß und am Stamm treu hangend erkannte
Früh dein fühlendes Herz alle die Schwächen der Kraft.

Gesunder Realismus.

Wahr und bedeutend zu sein, das vermagst du ohne zu kranken:
Jegliche Zeile von dir edel und rein und gesund.

Zusammen mit Luise von François.

Herren der Schöpfung vergebt, ihr nennt uns behaglich das schwache,
Aber im Leiden sind wir eher das starke Geschlecht.

Frage und Antwort.

„Warum willst du denn nicht von dem witzigsten Dichter der Deutschen (?)
Sehen «Das zweite Gesicht»?" Hab' an dem ersten genug!

Digitized by Google

Nach der Aufführung.

Hab' es nun dennoch geseh'n, doch erschien sein zweites Gesicht mir
Anders und edlerer Art nicht als das erste Gesicht.

Familienähnlichkeit.

Diese Gräfin, sie scheint mir die Schwester der biederen Gräfin
Lea, welche ja auch trefflich zu rechnen verstand.

Utile cum dulci.

Traun, ein gutes Geschöpf, und den wackligen Grafen zu Tode
Pflegen, am Finger den Ring, war auch — ein gutes Geschäft.

Delictum remissibile.

In der verdrießlichen Zeit scheint Witz mir die läßlichste Sünde:
Alles verzeiht man dem Schalk, der uns ein Lächeln entlockt.

Erklärung der 40 „führenden Schriftsteller".

Vierzig Unsterbliche nah'n den verwunderten Deutschen und fordern
Glauben, mancher zunächst, daß überhaupt er gelebt.

Warnung.

„Als Sprachführer geprüft empfehlen wir uns, das geschätzte
Publikum wird vor der Wahl billiger Buben gewarnt."

Neutral im Sprachstreit.

„Ob ihr mit Salse mir kommt, ob mit Tunke oder mit Beiguß,
Ist mir — Wurst, wenn das Zeug derb auf der Zunge nur brennt!"

Kompliment.

Jetzo beginn' ich den Tanz mit gelehrten und würdigen Männern.
Tief erst zieh' ich den Hut, aber dann grüß' ich: Piff paff!

Philologus classicus.

Wer die μυστήρια schmäht unregelmäßiger Verba,
Ob er das Pulver erfand, bleibt ein banausischer Kopf.

Gymnasium Germanicum.

„Turnplatz" heiß' ich auf deutsch: ich entlasse die Jünglinge, welche
So neun Jahre geturnt, rückenverkrümmt und bebrillt.

Pater Cellarius (in der höchsten, reinlichsten Zelle).

„Täglich zum Frühstück genießt der Jurist ja das Beste vom Codex
Griechisch . . ." O wenn du doch schwiegst! Bliebest dann, Freund, Philosoph!

Die fremden Musen an die deutsche.

Lies doch in Gottes Natur statt in Büchern, die Brill' auf der Nase,
Schwester: du bist ein Blaustrumpf, so gelehrt wie verkehrt.

Antwort.

Gern ja hätt' ich mit euch mich in Wäldern und Feldern getummelt,
Doch das Gymnasium stahl täglich der Stunden mir zwölf.

Gegenwartscheu.

Müde des goldenen Lichts, fährt tief in den Schacht der Geschichte
Manch ein Dichter und schürft Silber und öfter noch — Blei.

Digitized by Google

An die Freytags-Kinder.

Unserer Tage Bilanz, ihr „Soll und Haben" verzeichnet!
Laßt mir die „Ahnen" in Ruh', seit sie der Meister — begrub!

Poeta Aegyptiacus.

Altägyptischer Ball, Tanzkarten von echtem Papyrus,
Aber des Pharao Kind — höhere Tochter Berlins.

Professorenroman.

Alles gar sorglich bedacht, nichts Einzelnes wüßt' ich zu rügen,
Nur daß der ganze Roman arg nach der Lampe doch riecht.

* * *

Wahrlich ein stattlicher Bau. Vierbändiglich kämpft man um Rom hier,
Seht und aus jeglichem Band guckt der Professor heraus.

Die rächende Nemesis.

Weil der Pennäler verhöhnt den gelehrten Besucher im Carcer,
Wurde der Dichter in Roms alte Geschichte verbannt.

Dramaturg und Dramatiker oder die Lehre vom Vorwort.

Hättest du über doch nur, nicht für das Theater geschrieben:
Ein Feinschmecker, mein Freund, ist doch noch lange kein Koch!

Ein Columbus der Bretter.

Als du in deinem Gehirn, ein zweiter Columbus, die neue
Welt entdecktest, da war's leider nicht jene der Kunst.

Entschuldigung.

Selber gar übel geplagt von dem tückischen Xenienteufel,
Send' ich den Pfeil nach den nackt schimmernden Fersen Achills.

An Konrad Ferdinand Meyer.

Keiner der Lebenden kann wie du die Todten erwecken:
Aber weshalb erweckst immer nur Todte du, Freund?

Der beste Stoff.

Jenem gebührt allein die goldne Medaille für Dichter,
Welcher der werdenden Zeit zuckende Pulse gefühlt.

Facilis descensus Averno. (Verg., Aen., VI, 126.)

Jetzo zum Hades hinab! Heut wird ja doch alles, was irgend
Zeitungschreiber gereizt, lebend und todt — interviewt.

Cave canem!

„Aber der Cerberus beißt . . .!" Drauf, Xenien, beißet ihn wieder,
Oder ihr stopft ihm die drei Mäuler mit Makulatur.

O dura messorum ilia! (Hor., Epod., III, 4.)

Vieles wird heut ja gedruckt und der deutsche Leser verschlingt es
Alles — dem Höllnhaushund sprenget den Magen der Druck.

Cocyti stagna alta vides Stygiamque paludem. (Verg., Aen., VI, 323.)

Könnt ihr auch schwimmen? Der Styx ist trüb wie die Wupper bei Barmen!
„Na, wir kreuzten doch Pestsümpfe von Literatur!"

Digitized by Google

ῥέε δ'αἷμα κελαινεφές. (Hom., Od., XI, 36.)
„Aber die Schatten sind stumm, wie lösen wir ihnen die Zunge?"
Schlachtet ein Tintenfaß nur, tränket die Herren mit Blut!

Οὐ γάρ πω ἐτέθαπτο. (Hom., Od., XI, 5.)
Wer ist dieser, der dort, wie des Orts unkundig, daherschwebt,
Oft sich bücket und still gräbt, den Homer in der Hand?

Der Philister (sich tief verbeugend).
Trauernd erblick' ich dich hier, o Held, der du ebenso tapfer,
Glücklicher doch als Achill, Priamos' Feste gewannst.

Schliemann.
Schmählich vom Witze verhöhnt unternahm ich es, nur mit dem Spaten
Und mit dem Glauben bewehrt: der hat die Berge versetzt!

Der Philister.
Die ihr da Arm in Arm heranschwebt, hehre Gestalten,
Wenn auch kritisch, es beugt sich der Philister vor euch.

Die Dioskuren.
Die wir Philister bekämpft durch Füchse mit brennenden Schwänzen,
Heut — ja da hätten wir Lust, selber Philister zu sein.

Der Philister.
Vorbild waret ihr mir, ihr Xenienkämpfer, und wenn auch
Euer Pegasus oft holprigstes Pflaster gestampft . . .

Die Dioskuren.
Naseweiser Gesell, wenn ihr bei Platen und Geibel
Streng scandiren gelernt: Classikern war das noch — Wurst.

Richard Wagner (heranwabernd).
Ja die Sorte von heut zeigt eine — freisliche Fresse:
Ach, wie haben sie mir Fafner, den Drachen, zerfetzt!

Der Philister.
Weh, sie entschwebten erzürnt! Ich verdarb es, ich fürchte, mit beiden.
Mein aufrichtiges Maul macht mir die Besten zum Feind.

Schiller (aus der Ferne).
Die da, der ältere Herr und ich, sind zum Zürnen zu vornehm,
Haben auch früher wol selbst keinen der Freunde geschont.

Heinrich Heine.
Gut, daß er selbst es gesagt! Mein Sohn, mich reiße herunter,
Wie du es irgend vermagst — nur mit gebührendem Witz.

Der Philister.
Ja, wo es Einer verdient, da lass' ich nicht lange mich bitten.
Doch ich verachte den Witz, der mit den Dingen nur spielt.

Aristophanes.
Wie den Euripides ich, so hast du jene gezüchtigt,
Die viel schlimmeres Gift euch in die Adern getropft.

Digitized by Google

Der Philister.

Manche ja meinen es wohl, doch sie machen es übel: sie streuen
Pessimistisches Gift uns in des Lebens Pokal.

Fritz Reuter.

Heww ick nich sülwen jug lihrt mit Humor up de Festung to sitten?
Rackertüg sid ji, wenn ji Karpen mit Lurweer verderwt!

Gottfried Keller.

Traurige Kunst, die nur nervöses Gesindel zur Welt bringt
Und der gesunden Natur wohliges Walten verneint!

Theodor Storm.

Nicht so sonnig erscheint in meinen Novellen das Wetter,
Doch nicht schmutzig; ich hab' nie das Gemeine berührt.

Anzengruber und die Freie Bühne.

Wenn sie mich aufg'führt, drum bin ich noch keiner der Ihren.
's g'fallt mir halt nit, daß die halten mein „Viertes Gebot".

Lessing über Professor A.

Zeiht er des Diebstahls mich? Schelblickender Neider, ein bischen
Stiehlt wol jeder. Die Welt dankt es dem glücklichen Dieb.

Ein verhüllter Schatten.

Meine Novellen, ich schwör's, sind wirklich meine Novellen!
Ja, sie sind es: ich hab' alle ganz ehrlich — gekauft.

Berthold Auerbach.

Sage mir, guter Gesell: wie steht es um unsere Leute?
Brüllt man noch droben „Hep hep"? Predigt noch Stöcker im Dom?

Abschied von der Unterwelt.

Xenien, jetzt ist es Zeit, ganz ohne Geräusch zu verduften:
Weilen wir länger, so packt Frau Politik uns am Schopf.

Xenien.

Endlich, Papa, Glück auf! Sag, soll'n wir wieder hier oben
Jagen? Es hausen noch viel giftige Drachen im Land.

Philister.

Alle die Drachen im Land ausrotten? Es wäre, wozu sich
Zwei Halbgötter vereint, einem Philister zu viel.

Xenien.

Aber, Papa, wenn zum Fest die Mama mit dem Scheuern begonnen,
Macht sie es gründlich. Wir sind kaum aus dem Gröbsten heraus.

Philister.

Hört mir die Töchterchen doch, mit dem Fest! Gleich geht es zu Ende:
Wo ihr zu scheuern vermeint, habt ihr schon tüchtig getanzt.

Epilogus.

„Nenne dich, dunkler Gesell!" — Ja, da hapert's: ich habe ja keinen
Namen, ich bin nur ein Stück Volk, ein bescheidner Chorist.

Digitized by Google

Die Zollreinigung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland.

Von Professor **Dr. J. H. Schwicker**,
Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest.

Bald nach den glänzenden Tagen der Monarchenbegegnung, anläßlich der Kaisermanöver in Schlesien im September des Jahres 1890, ging die Nachricht durch die öffentlichen Blätter, daß bei dieser Gelegenheit seitens der Herrscher von Oesterreich-Ungarn und Deutschland nicht nur neue, deutliche Beweise über die ungeschwächte Fortdauer des seit 1879 bestehenden innigen politischen Bündnisses zwischen den beiden Nachbarreichen gegeben wurden, sondern daß in diesen Tagen zugleich auch eine Annäherung und Verständigung auf wirthschaftlichem Gebiete durch wiederholte Unterredungen der anwesenden leitenden Staatsmänner beider Theile in erfolgverheißender Weise angebahnt worden sei.

Diese letztere Nachricht begegnete bei ihrem ersten Auftreten allerdings vielseitigen Zweifeln; nichtsdestoweniger wurde sie gar bald durch Thatsachen vollkommen bestätigt. Wenige Wochen nach der Zusammenkunft in Rohnstock trafen in Wien die Vertreter der deutschen Reichsregierung ein, um hier mit den beiderseitigen Handelsministerien von Oesterreich und Ungarn die Verhandlungen über eine mögliche Verständigung auf handelspolitischem Gebiete herbeizuführen, und dadurch dem seit zwölf Jahren dauernden wirthschaftlichen Kampfe durch autonome Zolltarife zwischen den beiden politischen Bundesgenossen ein sehnlichst erwünschtes Ende zu bereiten.

Die allgemein günstige Aufnahme und Zustimmung, welche diese wieder eröffneten Verhandlungen sowol bei den Regierungen als in allen maßgebenden politischen und wirthschaftlichen Kreisen der Habsburgischen Monarchie begegneten, bezeugt ausreichend das dringend gefühlte Bedürfniß nach solcher Verständigung und Vereinbarung in handelspolitischer Beziehung. Der Zustand, wie er gegenwärtig besteht, ist für beide Theile ebenso drückend als schädlich, denn er beruht auf willkürlichen, künstlichen Voraussetzungen und steht mit der Natur, mit der Geschichte, mit den Anschauungen, Interessen und Bedürfnissen der beiden Reiche und ihrer Bevölkerung in grellem Widerspruche.

Schon ein Blick auf die Landkarte zeigt uns die Nothwendigkeit der vielseitigen Berührung und des unmittelbaren lebhaften persönlichen und mercantilen Verkehrs zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Die geschichtlichen Thatsachen, sowie die Ziffern der Statistik bestätigen das Walten dieser Nothwendigkeit im wirthschaftlichen Leben der beiden Reiche auf die schlagendste Weise. Das Staatsinteresse aber, das diese beiden Nachbarn trotz der frühern, vorübergehend feindseligen Stellung dennoch immer wieder einander näher gebracht und verbunden hat, dieses Staatsinteresse gebietet, daß endlich einmal der Widerspruch zwischen den politischen und den commerziellen Beziehungen der beiden Nachbarmächte gelöst werden müßte.

In Oesterreich-Ungarn hat man einer Annäherung und Verständigung mit dem Deutschen Reiche auf wirthschaftlichem Gebiete stets das lebhafteste Interesse

Digitized by Google

entgegengebracht und dieses Interesse zu wiederholten malen auch öffentlich auf die bestimmteste Weise bekundet. Parlamentarische und publicistische Stimmen vereinigten sich in dieser Beziehung mit den Aeußerungen und Erklärungen von Männern aus den Handels- und Gewerbekreisen, sodaß es dermalen in der Habsburgischen Monarchie kaum einen nennenswerthen Factor gibt, der einer wirthschaftlichen Einigung mit Deutschland nicht freudig zustimmen würde.

Daß es nicht immer also gewesen, das bezeugt die halbhundertjährige, wandelreiche Geschichte der handelspolitischen Anschauungen, Bestrebungen, Anläufe, Versuche und Miserfolge zwischen den beiden Nachbarreichen. Die Leser unserer Zeitschrift finden diese Geschichte in lehrreicher, übersichtlicher Darstellung im Jahrgange 1886, I, 79 fg., 206 fg., 376 fg. behandelt. Der Standpunkt des Verfassers jener Aufsätze war ein ungemein vorsichtiger, zurückhaltender. Und das mit Recht; weil ja der Gegenstand selbst überaus schwieriger und heikliger Natur ist und darum die größte Umsicht, Behutsamkeit und Nüchternheit in der Behandlung erfordert. Gleichwol bekennt auch Julius Frühauf, daß der Plan einer Zolleinigung Oesterreich-Ungarns mit Deutschland „das Wesen der Unzerstörbarkeit an der Donau angenommen habe", und daß dort „die politische Intimität so lange kündbar erscheine, solange sie nicht ihre dauernde Verankerung in einer organischen Verbindung der materiellen Interessen gefunden habe". Er meint, daß die Bestrebungen in Oesterreich-Ungarn zur Herbeiführung einer wirthschaftlichen Einigung „fortleben und fortwirken, und früher oder später zum Ziele führen werden, wenn auch nicht zur Verschmelzung beider Reiche zu voller Zollunion".

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist der Zeitpunkt zu der gewünschten zollpolitischen Verständigung gegenwärtig vorhanden; denn die Erklärungen des ungarischen Ministerpräsidenten, Grafen Julius Szapáry, beim Neujahrsempfange des ungarischen Reichstages, sowie Aeußerungen des Deutschen Reichskanzlers lassen die begründete Hoffnung zu, daß die eingeleiteten Verhandlungen einen günstigen Verlauf nehmen und zu gutem Ende gelangen werden.

Freilich ist dabei vor allem von nöthen, daß man mit vollem Bewußtsein sich darüber klar werde, um was es sich bei diesen neu angeknüpften Verhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland eigentlich handle.

Funfzig Jahre sind verstrichen, seitdem der Nationalökonom Friedrich List dem Deutschen Zollvereine den entschiedenen Rath ertheilt hat, sich mit Oesterreich in handelspolitischer Beziehung vertragsmäßig zu vereinbaren. List begründete diese wünschenswerthe Einigung insbesondere im Hinblick auf die Erweiterung und Kräftigung der Verkehrs- und Handelsverbindungen Deutschlands mit den Ländern an der untern Donau, sowie mit dem Orient überhaupt. Dieses treibende Motiv besteht auch heute noch in seiner vollen Kraft, ja angesichts der ungünstiger gestalteten mercantilen Verhältnisse zu Rußland, Frankreich und zu Amerika gewinnt der Orient für den mitteleuropäischen Handel ungemein in seiner Bedeutung.

Leider hat gerade innerhalb des letzten Jahrzehnts die Entwickelung der handelspolitischen Beziehungen zwischen den benachbarten Reichen Oesterreich-Ungarn und Deutschland eine Richtung und Gestalt angenommen, welche die Entfremdung und Abschließung auf wirthschaftlichem Gebiete immer weiter führte und nicht selten mit dem Ausbruche

Digitized by Google

eines förmlichen Zollkrieges das bundesfreundliche Verhältniß selbst zu schädigen drohte.

Bis zum Ende des Jahres 1877 bestand der am 30. Dec. 1868 zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland abgeschlossene Zoll- und Handelsvertrag in Geltung. Dieser Vertrag beruhte auf den Grundsätzen der Politik des Freihandels, welche jedoch in der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie keineswegs von allen einflußreichen Factoren angenommen und bekannt wurden. Namentlich in der österreichischen Hälfte dieser Monarchie waren seit der Herstellung des constitutionellen Lebens solche Elemente im Reichsrathe zur Geltung gelangt, die der freihändlerischen Richtung abgeneigt waren und sich gegen dieselbe mehr und mehr auflehnten, um nach dem Sturze dieses Systems den „Schutz der einheimischen Industrie" wieder in Aufnahme zu bringen. Solche Regungen machten sich bereits im Jahre 1865, also vor Abschluß des Handelsvertrages vom Jahre 1868 fühlbar; aber erst die Verheerungen der volkswirthschaftlichen Katastrophe im Jahre 1873 rissen vor der schutzzöllnerischen Strömung alle Hindernisse nieder.

Die erste formelle Kundgebung dieser Richtung erfolgte im Jahre 1875 auf dem „Congresse österreichischer Volkswirthe" in Wien, wo in höchst bezeichnender Weise Freihändler und Schutzzöllner unvermuthet öffentlich gegeneinander auftraten, und die beiden bestellten, freihändlerisch gesinnten Berichterstatter mit ihren Ansichten und Anträgen unterlagen gegenüber von Anträgen, welche sich gegen eine Erneuerung der bestehenden Zoll- und Handelsverträge aussprachen und die Aufstellung autonomer Zolltarife in entschiedener Weise zum Schutze der inländischen Production forderten.

Gleichzeitig mit dieser schutzzöllnerischen Bewegung in Oesterreich begann in Ungarn eine Agitation, die gerade in gegentheiliger Richtung das Freihandelssystem zu erhalten und zu erweitern bemüht war. Es wirkten hierbei sowol national-politische wie volkswirthschaftliche Motive; die erstern strebten eine wirthschaftliche Loslösung von dem gemeinsamen Zollgebiete mit Oesterreich und die Errichtung eines selbständigen Zollgebietes aus Gründen der vollen staatlichen Unabhängigkeit Ungarns an; die andern meinten, ein Ackerbaustaat wie Ungarn müsse unbedingt den Freihandel begünstigen, weil er nur dann für die eigenen Naturproducte ungehinderten Absatz finden und den Bezug wohlfeiler fremder Industrieerzeugnisse sowie auch die Schaffung einer einheimischen Industrie, welche dermalen von der geschützten österreichischen Industrie im gemeinsamen Zollgebiete niedergehalten, wenn nicht gar unterdrückt würde, erlangen könne.

Auf diese Weise entwickelte sich einerseits in den österreichischen Ländern die Richtung des Schutzes, andererseits in Ungarn jene des vollkommenen Freihandels. Wie sollte da zwischen den beiden Reichshälften die nothwendige Verständigung erzielt werden? Die Frage der Zollrevision zog sich deshalb auch sehr in die Länge, indem die ungarische Regierung den unter parlamentarischem Drucke erfolgten Anregungen von seiten Oesterreichs geraume Zeit einen stillschweigenden Widerstand entgegensetzte. Als dann in der Mitte des Jahres 1875 die Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen diesund jenseit der Leitha über die Revision des Zolltarifs dennoch in langsamen Fluß geriethen, da wurden sie durch eine Reihe anderer handels- und finanzpolitischer innerer Fragen, wie z. B.

Digitized by Google

die Bankfrage, die Regelung der Zucker- und Spiritussteuer, die Frage des Oesterreichischen Lloyd u. s. w. theils zurückgedrängt, theils noch verwickelter und schwieriger gemacht.

Mittlerweile nahm aber im übrigen Europa, insbesondere durch Frankreichs Vorgehen veranlaßt, die schutzzöllnerische Bewegung gleichfalls an Verbreitung und Vertiefung zu; nur in Deutschland war im Jahre 1875 noch kaum eine Spur jener Richtung zu erkennen, welche vier Jahre später zur Herrschaft gelangte. Vereinzelte Anläufe der Eisenindustriellen im Sinne der Schutzzollpolitik fanden von seiten der Regierung energische Zurückweisung. Die Leitung der deutschen Handelspolitik war dazumal noch in den Händen Delbrück's, der gleich seinen Räthen Philippsborn und Michaelis überzeugungstreue Freihändler waren. Der Reichskanzler vertraute noch ganz ihrem Rathe, mischte sich in Wirthschaftsangelegenheiten nicht ein; mit einem Worte: Deutschland war demgemäß bei Beginn der innern Ausgleichsverhandlungen zwischen Oesterreich und Ungarn frei von den schutzzöllnerischen Wandlungen, welche schon allenthalben die Handelspolitik beherrschten.

Nachdem für Ende 1876 die Handelsverträge Oesterreich-Ungarns mit England und Frankreich gekündigt waren, um eine vollständig freie Action in handelspolitischer Richtung herzustellen, wurde im October 1876 von österreichisch-ungarischer Seite auch an Deutschland das Ansuchen gestellt, daß der Ende 1877 erst zum Ablauf gelangende Vertrag durch einen neuen ersetzt werde und die Verhandlungen darüber beginnen möchten.

Ueber die Geschichte, den Verlauf und den Ausgang dieser für die weitere Entwickelung der handelspolitischen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland entscheidenden Verhandlungen wurden seitdem die verschiedensten Ansichten und Meinungen laut; den richtigen Sachverhalt stellt jedoch erst das kürzlich veröffentlichte Buch eines bei diesen Verhandlungen wesentlich mitbetheiligten Mannes dar. Es ist dies der damalige königlich ungarische Staatssecretär im ungarischen Handelsministerium und jetzige Reichstagsabgeordnete und k. k. Geheimrath Dr. Alexander von Matlekovits, der in seinem umfassend angelegten Werke über „Die Zollpolitik der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches seit 1868 und deren nächste Zukunft" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1891) über sämmtliche hierhergehörige Fragen ebenso ausführliche als wohlbegründete und zuverlässige Mittheilungen macht, und außerdem in zollpolitischen Dingen überaus beachtenswerthe, fruchtbare Ansichten in klarer, übersichtlicher und sachgemäßer Darstellung entwickelt. Herr von Matlekovits ist entschiedener Anhänger des Freihandelssystems; allein er verschließt sich der Nothwendigkeit nicht, daß die Handelspolitik eines Staates keineswegs immer und überall nur allein von den Absichten und Interessen dieses einen Staatswesens abhängen könne, weil ja eben auf diesem Gebiete die wechselseitige Beeinflussung der Staaten eine außerordentliche ist und deshalb von jeder Regierung beachtet werden muß.

Die zollpolitischen Verhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland begannen zu Wien im April 1877; doch schon bei den ersten mündlichen Besprechungen traten einzelne Fragen hervor, welche Schwierigkeiten der Verhandlungen in Aussicht stellten. Namentlich waren es die Fragen über den Appreturverkehr, über die Beschlagnahme von Eisenbahnwaggons und über die

Digitized by Google

Hemmung des freien Viehverkehrs aus veterinärpolizeilichen Gründen, die immer schärfer sich geltend machten. Zu ihnen gesellten sich noch Verschiedenheiten in der Auffassung und Behandlung des Rohleinenverkehrs, dann die Frage über Meistbegünstigung an den Zöllen für die deutschen Freihäfen, die Frage der Zuckerausfuhrprämien, die Absicht Oesterreich-Ungarns, die Zölle für die Zukunft in Gold einzuheben u. a.

Außerdem war der österreichisch-ungarische Wunsch nach Bindung der Zollsätze für eine Reihe von Ausfuhrprodukten der Gegenstand lebhafter und eingehender Besprechungen, welche indessen zu keinem andern Ergebnisse führten, als daß die deutschen Vertreter erklärten, ohne die Kenntniß des zwischen Oesterreich und Ungarn vereinbarten neuen allgemeinen Zolltarifs könne man über die einzelnen Zollansätze keine Meinung abgeben. Da inzwischen die österreichische und die ungarische Regierung über Ausgleichsfragen sich geeinigt hatten, so wurde im Mai 1877 der Entwurf des neuen Zolltarifs den deutschen Unterhändlern nachgesendet, nachdem diese zur Einholung neuer Instructionen nach Berlin abgereist waren.

Während der nun eintretenden Pause der Verhandlungen kam in Deutschland die Richtung für Schutzzölle entschieden zum Durchbruch. Delbrück war schon am 31. Mai 1876 aus dem Amte getreten und durch den Präsidenten Hofmann ersetzt worden, der den schutzzöllnerischen Bestrebungen zuneigte. Auch mehrten sich die Petitionen zu Gunsten der Eisenzölle, und es wurden Enquêten über die „gefährdete Stellung der deutschen Industrie" abgehalten. Die deutschen Unterhändler, die man in Wien sehnsüchtig erwartete, blieben lange aus, und erst am 6. Aug. 1877 konnte die Besprechung der Tarife und des Vertragstextes in Wien abermals begonnen werden.

Die deutschen Erklärungen auf die österreichisch-ungarischen Wünsche und Anträge lauteten jedoch überaus ungünstig. Der seit hundert Jahren bestandene freie Leinenverkehr sollte wesentlich eingeschränkt, die Zollermäßigung für Leinen-, Glas- und Porzellanwaaren abgelehnt, der Appreturverkehr dagegen in seinem bisherigen Maße aufrecht erhalten werden. Die Abschließung einer Convention zur Sicherung des freien Verkehrs mit Vieh sei aber in dem Moment überhaupt nicht möglich. Endlich verweigerte Deutschland nicht blos die bestandene Zollfreiheit für Getreide und Mehl, sondern wollte diese Artikel, sowie das Bauholz in den Zollsätzen gar nicht binden. Der Wein, ein Hauptausfuhrartikel Ungarns, sollte in dem Handelsvertrage überhaupt nicht vorkommen. Wahrlich, diese Antwort der deutschen Regierung kam für Oesterreich-Ungarn ebenso unerwartet, als sie hier geradezu niederschmetternd wirkte. Man war auch deshalb der Ansicht, diese Ablehnung Deutschlands bedeute weit mehr eine nur taktische Haltung und hoffte, durch Zugeständnisse bei andern Sätzen die deutsche Regierung zur Nachgiebigkeit in den obigen Artikeln, welche insbesondere für Ungarn von größter Wichtigkeit waren, veranlassen zu können.

Diese Auffassung war auch nicht unbegründet, und Anfang October 1877 zeigte sich Deutschland in der That in mehrern wichtigen Punkten zur Annäherung bereit. So ist es beispielsweise von besonderm Interesse, daß die deutsche Regierung damals noch die Zollfreiheit für Getreide, Mehl und Bauholz weiterhin zugestehen wollte, falls auch im österreichisch-ungarischen Zolltarif die Zollfreiheit für dieselben Artikel zugestanden würde. Aber sowol

Digitized by Google

hierin wie auch bei den übrigen streitigen Punkten waren die bescheidenen Zugeständnisse zumeist mit erheblichen Schwierigkeiten und starken Gegenforderungen belastet.

Nichtsdestoweniger suchten die Regierungen von Oesterreich-Ungarn die Verhandlungen fortzusetzen, die deutschen Vertreter erklärten jedoch, neuerliche Instructionen erbitten zu müssen, und so trat wieder eine Pause ein. Erst am 22. Oct. kam die Antwort aus Berlin und zwar in dem Sinne: „Die deutsche Regierung könne die Verantwortlichkeit für einen Vertrag nicht übernehmen, welcher den durch den Vertrag von 1868 gewonnenen Zustand wesentlich verschlechtern würde. Eine solche Verschlechterung aber würde ohne Zweifel eintreten, falls die kaiserliche Regierung einen neuen Handelsvertrag auf den zwischen der ungarischen und der österreichischen Regierung vereinbarten Grundlagen abschließen würde. Ohne auf die obwaltenden Trennungspunkte eingehen zu wollen, weise man nur darauf hin, daß die österreichische und die ungarische Regierung den deutscherseits gemachten Vorschlägen zum Theil gar nicht, zum Theil nur in beschränktem Maße entsprächen, während andererseits solche Forderungen aufrecht erhalten würden, welche für Deutschland unannehmbar seien. Die kaiserliche Regierung sei demnach zu ihrem Bedauern nicht in der Lage, die mehrerwähnten Vorschläge als Grundlage für den Abschluß eines neuen Handelsvertrags annehmen zu können."

Nach dieser in ganz allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Erklärung versuchten die Delegirten der österreichischen wie der ungarischen Regierung noch Aufklärungen zu erlangen, welche Punkte denn die Veranlassung zu einer dem Abbruche der Verhandlungen gleichlautenden Erklärung gäben, und ließen durchschimmern, daß unter gewissen Verhältnissen in einer oder in der andern Richtung zu helfen wäre. Allein die deutschen Commissare erklärten, sie dürften nicht ins einzelne eingehen, hätten die erwähnte Erklärung abzugeben, dann Wien zu verlassen und nach Hause zu reisen.

Oesterreich-Ungarn war nun genöthigt, die Bahn der autonomen Zolltarifgesetzgebung wieder zu betreten. Das geschah mit dem Tarif von 1878, der indessen erst mit 1. Jan. 1879 ins Leben treten sollte. Inzwischen machten die Regierungen von Oesterreich und Ungarn einen erneuten Versuch, mit Deutschland einen angemessenen Zoll- und Handelsvertrag abzuschließen. Der Versuch mislang auch diesmal, um so mehr, als die deutsche Regierung sich ernstlich mit einer durchgreifenden Reform ihrer Handelspolitik befaßte. Die im October 1878 eingeleiteten Verhandlungen führten schließlich nur zum Abschluß des Handelsvertrags vom 16. Dec. 1878, der hinsichtlich der Zölle blos die Meistbegünstigung bot und dann zur Beilegung der Streitfrage hinsichtlich der Beschlagnahme von Eisenbahnbetriebsmitteln, sowie zur Abschließung eines Zollcartels nach dem Vertrage vom Jahre 1868 führte. Dieser Handelsvertrag sollte aber nur bis Ende 1879 Geltung haben; er wurde jedoch zweimal verlängert, erstlich bis zum 30. Juni 1880 und dann bis zum 30. Juni 1881.

Trotz der ungünstigen Erfahrungen, welche Oesterreich-Ungarn in seinen Bemühungen zur Erneuerung eines eigentlichen Zoll- und Handelsvertrags, um dadurch zur Erzielung einer für beide Theile wünschenswerthen und segensreichen wirthschaftlichen Einigung zu gelangen, gemacht hatte, ließen weder die österreichische, noch die ungarische Re-

Digitized by Google

gierung die Idee fallen, daß Deutschland vielleicht doch noch zu einem Zollvertrage zu bewegen sein werde. Zudem wurden diese Regierungen auch von seiten der Interessenten gedrängt, entweder einen Vertrag mit Deutschland zu schließen und bei dieser Gelegenheit die Herabsetzung der Oesterreich-Ungarn am härtesten treffenden Zollsätze zu erlangen, oder aber den eigenen Zolltarif abermals durchzusehen und dann die bisherigen Zollsätze wenigstens auf die Stufe der deutschen Zölle zu erhöhen.

Die Regierungen in Wien und Budapest wurden auf den Gedanken einer Wiederanknüpfung von Berathungen mit dem Deutschen Reiche zur Anbahnung einer wirthschaftlichen Einigung auch durch Kundgebungen Einzelner oder ganzer Gesellschaften, Vereine und Versammlungen zu Gunsten einer solchen Verständigung immer wieder aufmerksam gemacht und hingedrängt. Mit der zunehmenden Abschließung der Staaten gegeneinander und mit dem drohenden Anwachsen der überseeischen Concurrenz, namentlich von seiten der nordamerikanischen Freistaaten, erhoben Franzosen, Deutsch-Oesterreicher, Ungarn von den verschiedensten Standpunkten aus das Wort und traten theils für, theils gegen die Idee einer Zollunion im allgemeinen, dann zu Gunsten oder Ungunsten einer mitteleuropäischen, einer deutsch-französischen, einer deutsch-österreichisch-ungarischen handelspolitischen Einigung auf.

Wir können diesen Wortführern der Freihändler, der Schutzzöllner, der Agrarier u. s. w. für und gegen eine solche Einigung hier nicht weiter folgen, sondern möchten uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Als in den funfziger Jahren, namentlich durch die österreichischen Minister Schwarzenberg und Bruck, der Eintritt Oesterreichs in den Deutschen Zollverein angestrebt wurde, da bildeten die wirthschaftlichen Vortheile einer solchen Erwägung allerdings auch ein gewichtiges Argument; allein das politische Element, die Macht der Einigung auf politischem Gebiete, der Einfluß, den die Staaten durch die Einigung hauptsächlich in politischer Hinsicht gewinnen mußten, war dennoch der Hauptbeweggrund, weshalb die Vereinigung von seiten Oesterreichs angestrebt wurde.

Seit 1878 tritt jedoch diese politische Seite in den Hintergrund, da ja die politischen Verhältnisse infolge der großen Ereignisse in den Jahren 1859, 1864, 1866 und 1870/71 sich derart umgestaltet hatten, daß an denselben mindestens einstweilen niemand zu rütteln wagte. Gleichzeitig hatten sich aber die wirthschaftlichen Zustände auf so unerquickliche Weise entfaltet, daß deren Umgestaltung, deren Regelung ohne Rücksicht auf die große Politik allerseits gewünscht und gefordert wird. Die angestrebte wirthschaftliche Union „wird und soll es ermöglichen, daß die wirthschaftlich zerfahrenen Verhältnisse wieder in natürliche zurückgedrängt werden, daß die künstliche Stauung des Verkehrs und der Production, welche jetzt durch die Zollwälle anschwillt, und nur nach bedeutenden Schädigungen den Weg des Absatzes finden kann, wieder ein großes Terrain zum friedlichen Ergießen auf dem größern Absatzgebiete finden soll. Diese Wiederherstellung der natürlichen Absatzverhältnisse und hiermit der natürlichen Bedingungen der Production und der Consumtion ist das Ziel, nicht die Machtstellung der sich vereinenden Staaten. Wirthschaftspolitik, die dann selbstredend auch die große Politik angenehm berührt, wird jetzt bei den Unionsbestrebungen gesucht und soll hier gefunden werden". (Matlekovits, a. a. O., S. 823.)

Digitized by Google

Unter dem letztern Gesichtspunkte wurde insbesondere die herzustellende wirthschaftliche Einigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ins Auge gefaßt, welche auch hier, dem Zwecke des Aufsatzes gemäß, allein in Betracht gezogen werden soll.

Von freihändlerischen Anschauungen geleitet, erhob im Jahre 1880 Dr. Karl Walcker („Schutzzölle, laisser faire und Freihandel", Leipzig 1880) das Wort zu Gunsten einer Zollunion Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn. „Für Freihandel und gemäßigte Schutzzöllner bedarf es keiner Ausführung über die enormen wirthschaftlichen, politischen und militärischen Vortheile einer Zolleinigung mit dem zukunftsreichen Donaureiche; diese Vortheile würden mutatis mutandis den Vortheilen der ehemaligen deutschen Zolleinigung gleichen.... Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Zollverein würde auch von Frankreich, Rußland u. s. w. viel leichter wirthschaftliche Concessionen erhalten, als beide Reiche in ihrer Vereinzelung."

Der Nationalökonom Professor Lujo Brentano wünscht („Ueber eine zukünftige Handelspolitik des Deutschen Reiches", in Schmoller's „Jahrbuch", 1885) eine „zollpolitische Einigung Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und den christlichen Balkanstaaten, und die Abschließung dieses Zollgebiets durch hohe Schutzzölle auf landwirthschaftliche und industrielle Produkte".

Selbst entschiedene Schutzzöllner, wie z. B. Richard Kaufmann, G. Bergmann u. a., sowie Agrarier, z. B. Graf Leusse, forderten die wirthschaftliche Einigung theils von ganz Mitteleuropa, theils einzelner Staaten, namentlich der politisch befreundeten Nachbarreiche Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Den politischen Gesichtspunkt betonte mit gleichem Nachdruck wie die wirthschaftlichen Vortheile einer solchen Union der ungarische Reichstagsabgeordnete Guido von Baußnern in seinen verschiedenen Kundgebungen zu Gunsten der Annäherung und Vereinigung des Deutschen Reiches mit der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie auch auf dem Gebiete der Handelspolitik. Unter seinen nunmehr gesammelt vorliegenden Abhandlungen, Reden und Briefen („Deutschland und Oesterreich-Ungarn", Leipzig, Duncker u. Humblot, 1890) verdient eine besondere Beachtung das vom 2. Febr. 1880 dem Fürsten-Reichskanzler Bismarck übersendete Memorandum, worin der ungarische Parlamentarier mit Wärme und Entschiedenheit die Ansicht verficht, daß der zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn neu aufgerichtete politische Bund durch die Solidarität und den Schutz der materiellen Interessen am besten gesichert und befestigt werde. Baußnern hat hierbei in weiterer Linie auch die Bildung eines „mitteleuropäischen Zoll- und Handelsbundes" im Auge; aber zunächst wäre doch vor allem die wirthschaftliche Einigung zwischen den beiden verbündeten Nachbarreichen anzustreben. Die Durchführung dieser Idee erscheint ihm nicht so überaus schwierig, sobald nur bei den leitenden Staatsmännern hüben und drüben der entschiedene Wille hierzu vorhanden ist. Er schließt mit der drohenden Frage: „Soll der glücklich zu Stande gebrachte politische Bund zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland durch eine volkswirthschaftliche Divergenz, die selbst der günstigste Zoll- und Handelsvertrag nicht zu beseitigen vermag, zur Freude der Außenstehenden neuerdings illusorisch gemacht werden? Da sei Gott vor!"

Fürst Bismarck beantwortete diese ihm überreichte Denkschrift mittels Schreibens vom 5. März 1880 und erklärte darin, daß er die in dieser Schrift

Digitized by Google

„niedergelegten Anschauungen insofern theile, als er eine die beiden Reiche umfassende Zolleinigung als das ideale Ziel betrachte, welches unsern handelspolitischen Transactionen ihre Richtung anweist". „Ich weiß nicht", so lautet das Schreiben wörtlich weiter, „ob wir dasselbe erreichen, aber je näher wir ihm kommen, um so mehr werden unsere wirthschaftlichen Beziehungen zum dauernden Ausdruck der Uebereinstimmung unserer politischen Interessen werden.

„Zur Zeit bestehen jedoch in der wirthschaftlichen Lage eines jeden der beiden Reiche noch Gegensätze, deren Ausgleichung sich nur allmählich herbeiführen läßt. Auch haben beide ihre Zolltarifgesetzgebung erst in jüngster Zeit revidirt. Die hierdurch neu angebahnte Entwickelung ihrer wirthschaftlichen Interessen wird einstweilen vor solchen Schwankungen zu bewahren sein, welche das Vertrauen zur Stetigkeit derselben im eigenen Lande erschüttern könnten. Unsere Zollverhandlungen mit Oesterreich-Ungarn haben sich deshalb für jetzt auf die Wahrung der zwischen uns bestehenden Beziehungen beschränken müssen."

Wir haben schon weiter oben angedeutet, daß diese „bestehenden Beziehungen" auf wirthschaftlichem Gebiete zwischen den beiden Verbündeten von wenig erfreulicher Natur waren, und es konnte sicherlich als ein böses Vorzeichen für die Bestrebungen zur Bessergestaltung dieser Beziehungen gelten, wenn der Deutsche Reichskanzler die seit 1878 „neu angebahnte Entwickelung der wirthschaftlichen Interessen" keiner Schwankung oder Störung aussetzen wollte. Damit war zugleich den noch im Jahre 1880 von österreichisch-ungarischer Seite neuerdings angeregten Vertragsverhandlungen mit Deutschland zum voraus das Urtheil gesprochen worden.

Diese Verhandlungen begannen im Monat März 1881 in Berlin und dauerten mit einer Unterbrechung bis in den Mai desselben Jahres; sie ergaben die Unmöglichkeit des Abschlusses eines Tarifvertrags, und es konnte nur auf diplomatischem Wege der Handelsvertrag vom 24. Mai 1881 zu Stande gebracht werden. Dieser Vertrag lautete bis Ende 1887; es behielt sich jedoch jeder vertragschließende Theil das Recht vor, denselben vom 1. Jan. 1883 angefangen kündigen zu können, in welchem Falle der Vertrag nach Ablauf eines Jahres außer Wirkung treten sollte.

Die vertragschließenden Theile hielten also noch immer die Möglichkeit vor Augen, daß sich Mittel und Wege finden werden, durch welche Handel und Verkehr zwischen den beiderseitigen Gebieten in günstigerer Weise, als das jetzt geschah, geregelt werden könnte.

Der Handelsvertrag von 1881 war im Grunde nichts anderes als ein „Meistbegünstigungsvertrag" mit speciellen Bestimmungen über den sogenannten „kleinen Grenzverkehr", d. h. über die einzelnen Bestimmungen, welche für die nahe der Grenze lebenden Bewohner gegenseitig zugesichert werden. Das Zollcartel war auch diesmal ein ergänzender Theil des Vertrags, und dies um so mehr, als eine strengere Grenzbewachung und gegenseitige Hülfe zur Unterdrückung des Schmuggels jetzt infolge der höhern Zölle auch für Deutschland eine größere Bedeutung hatte. Dagegen enthielt der Vertrag keine Verfügung über den Veredlungsverkehr, keine Begünstigung hinsichtlich des Rohleinenverkehrs, keine Regelung der Eisenbahntarife, keine Zusicherung in Betreff des freien Verkehrs mit Vieh, nichts über Refaction und Beschlagnahme der Eisenbahnbetriebsmittel. „Es war mit einem Worte ein Meistbegünstigungsver-

Digitized by Google

trag, wie ihn auch die am weitesten stehenden Völker abzuschließen pflegen, nicht aber Staaten, die seit fast 30 Jahren an engere Verkehrsverhältnisse gewöhnt waren." (Matlekovits, a. a. O., S. 82.)

Der Abschluß dieses Vertrags bildet überdies einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der Handels- und Zollpolitik Oesterreich-Ungarns. Das Scheitern der Hoffnungen auf die Abschließung eines Tarifvertrags mit Deutschland und die Maßnahmen der deutschen Regierung zur fortgesetzten Erhöhung der Einfuhrzölle bewirkten namentlich in Ungarn einen förmlichen Umschwung der öffentlichen Meinung. Diese wendete sich von dem Freihandel dem strengen Schutzzollsystem zu und drängte nach einer möglichst durchgreifenden Absperrung des Verkehrs. Die ungarische Regierung gab diesem allgemeinen Zuge nach und widersetzte sich jetzt nicht mehr dem wiederholt gestellten Antrage der österreichischen Regierung auf Revision des Zolltarifs vom Jahre 1878. Sie begründete diese ihre geänderte Anschauung unter anderm mit nachstehenden Argumenten:

„Infolge des gänzlichen Scheiterns der mit Deutschland geführten Vertragsverhandlungen, sowie infolge der in andern Staaten des Continents eingeführten Schutzpolitik stehen die gegenwärtigen Verhältnisse in einem derartigen Widerspruche zu denjenigen des Jahres 1876, daß die Aufrechterhaltung dieses Zolltarifs für die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes nicht mehr vortheilhaft sein würde.

„Seitdem das Zustandekommen eines die gegenseitigen Interessen genügend schützenden Zollvertrags mit Deutschland definitiv gescheitert ist, und Deutschland durch seine Zollpolitik gerade die Ausfuhr unserer Rohprodukte schwer belastet, durch seine Eisenbahnpolitik und durch mit veterinärpolizeilichen Gründen bemäntelte* Maßregeln auch unsere Durchfuhr erschwert und die westlichen Märkte für unser Vieh und für einen Theil der thierischen Produkte nicht zu erreichen gestattet oder uns dazu zwingt, daß wir auf diesen Märkten nur mit Umwegen, Zeit- und Geldverlusten concurriren können; — seitdem die deutsche Zollpolitik auf die Concurrenzverhältnisse des Continents auch mittelbar zu unserm Schaden einwirkt; — seitdem Frankreich seinen Zolltarif ebenfalls in schutzzöllnerischem Sinne umgearbeitet hat, Rußland aber, nicht gebunden durch Verträge, seine Zollsätze immer mehr erhöht und sich mit großen Opfern eine Industrie schafft, mit der die Concurrenz zu bestehen schon schwer geworden ist; und seitdem unser wichtigster Concurrent, Amerika, die Weltmärkte mit seinen Erzeugnissen überschwemmt: seit dieser Zeit ist es angezeigt, daß der Zolltarif vom Jahre 1878 in der Richtung umgearbeitet, bezw. revidirt werde, daß wenigstens das gemeinsame (österreichisch-ungarische) Zollgebiet für unsere Produkte als Markt gesichert, und daß jenes Misverhältniß vermieden wird, bei welchem das Ausland für Industrieartikel nur mäßige Zölle zu entrichten hat, während die nach dem Auslande geführten Industrieartikel mit sehr hohen, theilweise prohibitiven Zöllen zu kämpfen haben."

So kam der allgemeine österreichisch-ungarische Zolltarif vom Jahre 1882 zu Stande. Derselbe enthält als Nachahmung der deutschen und französischen Zollpolitik ebenfalls Agrarzölle, d. h. Zölle auf landwirthschaftliche Producte; er führte ferner eine stattliche Reihe von Schutzzöllen mit sich und vermehrte

* Sollte wol heißen: begründete. D. Red.

Digitized by Google

und erhöhte zugleich die Finanzzölle; nicht minder führte er auch das System der differentiellen Begünstigung des Seeverkehrs ein, wodurch man den erschwerten Verkehr mit der deutschen und der russischen trockenen Grenze zu mildern suchte. Endlich enthielt das Tarifgesetz vom Jahre 1882 auch hinsichtlich der Maßregel von Retorsionen eine Verschärfung. Es war also eine entschiedene Abwehr und Vertheidigung, welche der österreichisch-ungarische Tarif vom Jahre 1882 zu bewirken suchte; gleichwol darf nicht übersehen werden, daß die Habsburgische Monarchie hauptsächlich durch den Druck der veränderten allgemeinen europäischen Handelspolitik, namentlich durch Deutschland, Frankreich und Rußland hierzu gedrängt wurde, und daß andererseits trotzdem die Hoffnung nicht schwand, es werde über kurz oder lang dennoch gelingen, das Gebiet der Vertragspolitik abermals betreten zu können. Selbst der autonome Tarif vom Jahre 1882 gibt dieser Hoffnung Ausdruck, noch deutlicher erklären dies die beiderseitigen Regierungen von Oesterreich und Ungarn; am deutlichsten aber spricht hierfür die Thatsache, daß ungeachtet der wiederholten ungünstigen Erfahrungen Oesterreich-Ungarn sofort zu neuen Verhandlungen mit Deutschland bereit war, als Fürst Bismarck zu wiederholten malen die Idee eines engern wirthschaftlichen Verhältnisses mit dem verbündeten Nachbarreiche anregte. Auf Anfrage der österreichisch-ungarischen Regierung erhielt sie von Berlin aus die Andeutung, dieses engere wirthschaftliche Verhältniß könnte vielleicht in der Weise bewerkstelligt werden, daß die Rohprodukte aus Oesterreich-Ungarn Differentialbegünstigungen erhielten. Die Begünstigungen könnten jedoch nur darin bestehen, daß für Oesterreich-Ungarn die jetzigen Zollsätze des deutschen autonomen Zolltarifs Geltung hätten, gegen die Zufuhren anderer Staaten würden hingegen höhere als die bisherigen Zölle angewendet werden. Hierfür wünsche hinwiederum Deutschland die Herabsetzung der meisten Zollsätze für Industrieartikel des österreichisch-ungarischen Tarifs mindestens auf den Standpunkt des Jahres 1878.

Trotz dieser wenig verheißenden Andeutungen des Deutschen Reichskanzlers war man in Oesterreich-Ungarn zur Wiederaufnahme einigender Verhandlungen entschlossen, ja die ungarische Regierung regte sogar die Idee einer Zollunion mit Deutschland an. Danach sollte die Zollgrenze zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn zwar auch in Zukunft fortbestehen; allein für diese Zollgrenzen sollten sich die zollvereinten Staaten so viel Begünstigungen im Zolltarif bieten, als dies bei ihren gegenseitigen wirthschaftlichen Interessen nothwendig und möglich wäre; auch die Zolleinnahme sollte für jedes Gebiet eine selbständige bleiben und für Rechnung des betreffenden Gebietes verwaltet und verwendet werden. Die indirecten Steuerverhältnisse und anderweitige wirthschaftliche Fragen sollten durch die Zollunion gleichfalls nicht berührt werden und die Regelung derselben jedem Staate überlassen bleiben. Nur in einer Beziehung sollte die Zollunion gegen das bisherige Vertragsverhältniß eine Aenderung bilden, und zwar dahin, daß die für das übrige Ausland bestimmten Zollsätze, wenn dieselben infolge der Ermäßigung des Zolltarifs für die Zwischenzollgrenze durch den Unionsvertrag differentiell höher gestellt, bezw. festgelegt werden sollten, nur mit Zustimmung des andern Theils der vereinten Staaten abgeändert oder umgestaltet werden könnten.

Diese Anregung von ungarischer

Digitized by Google

Seite, welche ganz im Sinne des Bismarck'schen „Ideals" vom Jahre 1880 erscheinen mußte, fand gleichwol im Jahre 1882 in Berlin kein Entgegenkommen. Die deutsche Regierung wollte die mit so vielen Schwierigkeiten erreichten neuen Zollerhöhungen, welche dem Reiche überdies eine beträchtliche Mehreinnahme darboten, nicht kurzer Hand wieder opfern, und so mußte mindestens jeder handelspolitische Annäherungsversuch scheitern.

Es erfolgte auch für die nächste Zeit kein neuer Versuch dieser Art; denn vom Jahre 1882 ab brachen die Tage des zollpolitischen Kampfes durch ganz Europa herein. Den Reigen führte jetzt Frankreich mit seinen sich steigernden Agrarzöllen, und Deutschland folgte diesen Spuren. Die Folge war, daß Oesterreich-Ungarn gleichfalls zu Schutz- und Gegenmaßregeln genöthigt wurde. Die österreichisch-ungarische Zollnovelle vom Jahre 1885, welche entschieden den Charakter der Vergeltung an sich trug, kam zwar nicht zur parlamentarischen Verhandlung; allein der zum Gesetz erhobene Zolltarif vom Jahre 1887, der auch gegenwärtig noch in Geltung ist, entspricht in seinen Zollsätzen dem heute herrschenden Schutzzollsystem in jeder Richtung.

Wir haben im Laufe dieser Skizze wiederholt darauf hingewiesen, daß Oesterreich-Ungarn und insbesondere Ungarn auf diese Bahn der schutzzöllnerischen Handelspolitik nur durch den Druck von außen her gedrängt worden war, und selbst in dem autonomen Zolltarif vom 1. Juni 1887 hatte man noch die Möglichkeit zu einer mildernden Vereinbarung mit andern Staaten offen gehalten. Leider kam namentlich gegenüber dem Deutschen Reiche auch bei Gelegenheit des bevorstehenden Ablaufs der Gültigkeitsdauer des Vertrags vom Jahre 1881 kein neuer Zollvertrag zu Stande; Deutschland erachtete hierfür den Zeitpunkt noch nicht gekommen, sondern es wurde der bestehende Vertrag am 8. Dec. 1887 auf ein halbes Jahr, d. i. bis Ende 1888 einfach verlängert, und dieses Provisorium blieb seitdem fortdauernd, bis etwa einer der vertragschließenden Theile dieses Verhältniß kündigt, worauf dann der Vertrag zwölf Monate nach erfolgter Kündigung außer Kraft treten sollte.

In diesem Zustande befanden sich die handelspolitischen Beziehungen zwischen den beiden verbündeten Nachbarreichen bis zu der Kaiserzusammenkunft im September des Jahres 1890. Infolge dieser erfreulichen Begegnung der so eng befreundeten Monarchen wurde auch auf dem handelspolitischen Gebiete ein neuer Versuch zur Herstellung des längst und schmerzlich vermißten „engern wirthschaftlichen Verhältnisses" angebahnt, und die im December des vorigen Jahres in Wien thatsächlich wieder aufgenommenen Verhandlungen zwischen den Vertretern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns erscheinen uns als eine der werthvollsten Errungenschaften jener Herrscherbegegnung.

Nun zeigt sich aber die eigenthümliche Thatsache, daß man die Wiederaufnahme solcher zollpolitischen Verhandlungen in der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie mit weit größerer Freude und Hoffnung begrüßt, als dies im Deutschen Reiche der Fall ist; ja die Haltung des preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutschen Landwirthschaftsrathes, sowie einzelner Handels- und Gewerbekammern, Vereine, Genossenschaften und Einzelner, sowie die Kundgebungen eines beträchtlichen Theils der politischen und fachmännischen Presse bringen den Vertragsverhandlungen in Wien ein entschiedenes Mis-

Digitized by Google

trauen, wenn nicht gar offene Abneigung und geraden Widerspruch entgegen.*

Vor allem sind es die „Agrarier" und die Freunde und Vertreter der landwirthschaftlichen Interessen, aber auch die Wortführer des einseitigen Fiscalismus, die in der allfälligen namhaftern Herabsetzung der deutschen Agrarzölle sowol für die Landwirthschaft, als auch für das Reichseinkommen in Deutschland die größten Besorgnisse äußern. Angesichts dessen muß man doch zunächst die Frage aufwerfen, ob und inwiefern diese Agrarzölle der Landwirthschaft Deutschlands überhaupt genützt haben, und wie hoch das Ergebniß derselben zu Gunsten der Reichskasse gewesen.

Die deutsche Zollpolitik betrat bekanntlich erst seit 1879 den Boden der landwirthschaftlichen Zölle, hauptsächlich gedrängt durch eine ganz außerordentliche Agitation der Agrarier. Damals (20. Jan. 1879) schrieb Fürst Bismarck: „Der Landwirthschaft schuldet der Staat die gleiche Beachtung wie der Industrie, und wenn beide nicht Hand in Hand gehen, wird keine ohne die andere stark genug sein, sich zu helfen."

Dieser Auffassung widersprach am entschiedensten die anonym erschienene Schrift des Staatsministers a. D. Delbrück: „Deutschlands Getreideverkehr mit dem Auslande", worin ausgeführt wird, daß schon ein Zoll von nur 50 Pfennigen auf den Metercentner Getreide die Nation mit nahe an 202 Mill. Mark belasten würde, um den Reichsfinanzen ein Einkommen von etwa $13^1/_2$ Mill. Mark zu verschaffen. Allein selbst dieser Ertrag würde durch die kostspieliger werdende Verpflegung des Militärs sowie der Militär- und der Postpferde noch beträchtlich gemindert. Wie als Finanz-, so biete auch als Schutzzoll für die Landwirthschaft der Getreidezoll keinen Gewinn; die Last desselben treffe alle Klassen der Bevölkerung und zwar im umgekehrten Verhältnisse ihrer Leistungsfähigkeit. Denn der Getreidezoll sei am empfindlichsten für die wirthschaftlich Schwächsten, bei denen dann die Mehrausgabe für das theuerer gewordene Brot durch Ersparnisse an andern Ausgaben gedeckt werden müsse. Die Gegenstände, durch deren Minderverbrauch solche Ersparnisse zuerst erzielt werden könnten, seien aber die Gewerbserzeugnisse. Eine Verminderung der Nachfrage nach Gewerbserzeugnissen werde also die weitere Folge des Schutzzolls für Getreide sein.

Eine Flut von Erwiderungen und Zustimmungen beschäftigte sich mit dieser „gelben" Broschüre; wir können darauf nicht näher eingehen. Desgleichen gedenken wir nur andeutungsweise der Umwälzung auf dem Gebiete der Eisenbahntarife, welche, den Agitationen zu Gunsten der Schutz- und Agrarzölle zu-

* Im vorliegenden Aufsatze unsers hochgeschätzten Herrn Mitarbeiters haben wir die in Oesterreich und besonders in Ungarn vorwaltende Stellung zum Handelsvertrage zum Ausdruck gelangen lassen wollen. Der ganz richtig hervorgehobene Gegensatz der in Deutschland zahlreichst vertretenen Anschauung ist auf S. 283 fg. dieses Jahrgangs betont worden. Wir selbst stehen längst auf dem Standpunkte, zu dem nach S. 408 Fürst Bismarck sich bekannt hat, und hoffen auf den Eintritt der Möglichkeit, die einst zu vollziehende wirthschaftliche Verbindung Deutschlands und Oesterreichs zu einer mitteleuropäischen auswachsen zu sehen. Doch diese Entwickelung kann sich nur nach innerer Nothwendigkeit vollziehen, und daß diese bereits vorliege, wird eben in Deutschland bestritten. So bedauernswerth eine Meinungsverschiedenheit eines großen Theiles der Nation und der Regierung über deren Verhalten gerade in auswärtigen Beziehungen ist, so glauben wir doch nicht diese Thatsache als „eigenthümlich" bezeichnen lassen zu können, da sie als natürliche Folge des Ereignisses vom 20. März 1890 sich ergeben mußte. D. Red.

Digitized by Google

gute kommend, wesentlich mit beitrug, um die maßgebenden gesetzgeberischen Factoren zur Annahme des deutschen Zolltarifs vom Jahre 1879 zu bewegen. Dem ersten Schritte auf dem Wege der Schutzzollpolitik folgten dann unaufhaltsam weitere, welche in einzelnen Tarifreformen, insbesondere in jener vom Jahre 1885 und in den erhöhten Getreidezöllen vom Jahre 1887 zu bezeichnendem Ausdrucke gelangten.

Es bestehen nun in den Kreisen der Volkswirthe sehr verschiedene Ansichten über die Wirkung dieser erhöhten Agrarzölle vom 26. Oct. 1887 zu Gunsten der deutschen Landwirthschaft. Die einen erblicken darin das kräftigste Schutzmittel für die Agricultur in Deutschland, während die andern das Gegentheil vertreten, eine dritte Richtung aber sieht in diesen Zöllen nur ein Kampfmittel, welches je nach den geänderten handelspolitischen Beziehungen beibehalten oder zurückgelegt werden könnte. Thatsache ist, daß hinsichtlich der Agrarzölle Deutschland den am weitest gehenden Tarif aller europäischen Zolltarife aufweist; Oesterreich-Ungarn folgte dem deutschen Nachbar hierin nur nothgedrungen. Dagegen ist in Betreff der Finanzzölle der österreichisch-ungarische Tarif bedeutend höher als der deutsche; hinsichtlich der Schutzzölle sind die beiden Zolltarife durch die Prohibitivtarife Rußlands und Portugals zwar jedenfalls überholt, allein die Zolltarife der übrigen Staaten und namentlich diejenigen der industriell wichtigen Länder (Belgien, die Niederlande, Schweiz, Italien und Frankreich) sind entweder ganz handelsfreiheitlich oder doch theilweise weniger schutzzöllnerisch. Die Zolltarife Belgiens, der Niederlande und der Schweiz sind überhaupt handelsfreiheitlich und haben nur ausnahmsweise einen höhern Zollsatz. Frankreich ist im großen und ganzen mehr schutzzöllnerisch als Oesterreich-Ungarn, dann folgt Italien und endlich das Deutsche Reich; allein für einzelne Waarenkategorien überragt Oesterreich-Ungarn oder selbst Deutschland auch noch Frankreich.

Vergleicht man (nach Matlekovits, a. a. O., S. 503 fg.) die Tarife von Oesterreich-Ungarn und Deutschland, so findet man, daß die Zölle so ziemlich gleich hoch sind bei folgenden Waarenkategorien: bei Abfällen, bei Erden, Erzen, edeln Metallen, Asbest und Asbestwaaren, bei Flachs und andern vegetabilischen Spinnstoffen, bei Glas- und Glaswaaren, bei Häuten und Fellen, bei Waaren aus Holz und vegetabilischen und animalischen Schnitzstoffen, bei Hopfen, bei kurzen Waaren, Quincailleerien u. s. w., bei Leder und Lederwaaren, bei literarischen und Kunstgegenständen, bei Oelen, bei Papier und Papierwaaren, bei Seifen und Parfumerien, bei Steinen und Steinwaaren, bei Steinkohlen, Braunkohlen, Coaks, Torf und Torfkohlen, bei lebenden Thieren, bei Thonwaaren und bei Vieh.

Verhältnißmäßig höhere Zölle hat der deutsche Tarif für Baumwollgarne, Getreide und andere Erzeugnisse des Landbaues, Federn, Holz, Leinengarn, Leinwand und andere Leinenwaaren, Branntwein, Wein und Essig.

Verhältnißmäßig höhere Zölle hat der österreichisch-ungarische Zolltarif für Baumwollwaaren, Blei und Bleiwaaren, Bürstenbinder- und Siebmacherwaaren, Droguen-, Apotheker- und Farbewaaren, Eisen- und Eisenwaaren, Felle zur Pelzwerkbereitung, Instrumente, Maschinen und Fahrzeuge, Kautschuk und Guttapercha, sowie Waaren daraus, Kleider und Leibwäsche, fertige, auch Putzwaaren, Kupfer und andere nicht besonders benannte unedle Metalle, Legirungen aus

Digitized by Google

unedlen Metallen und Waaren daraus, Lichte, Bier, Eßwaaren, Gewürze, Kaffee, Thee, Fette, Pelzwerk, Petroleum, Seide und Seidenwaaren, Stroh- und Bastwaaren, Theer, Pech, Harze aller Art, Asphalt, Wachstuch, Wachsmusselin, Wachstaffet, Wollgarn und Wollwaaren, Zink und Waaren daraus, Zinn und Waaren daraus.

Der höchste Zollsatz des deutschen Tarifs ist jener für Kleider und Putzwaaren aus Seide oder Florettseide mit 1200 Mark; für dieselbe Waare beträgt ebenfalls der höchste Zoll des österreichisch-ungarischen Tarifs 1400 Mark. Ueberhaupt geht auch schon aus der obigen allgemeinen Uebersicht der verzollbaren Waaren deutlich hervor, daß der österreichisch-ungarische Tarif den Charakter eines stärkern Schutzes an sich trägt, zufolge dessen auch dieser Tarif nicht weniger als 547 Sätze (darunter 68 mit zollfrei) hat, während der deutsche Tarif gegenwärtig nur 378 Positionen (darunter 49 mit zollfrei) aufweist. Auch hinsichtlich der Zollbehandlung ist bei der österreichisch-ungarischen Zollverwaltung das Streben dahin gerichtet, sobald es nur möglich ist, stets den höhern Zollsatz in Anwendung zu bringen.

Was nun die Frage hinsichtlich der Wirkung der Zölle anbelangt, so gehen bekanntlich die Meinungen und Ansichten hierüber sehr weit auseinander, und wir fühlen uns nicht berufen, auf diesen Streit hier des Nähern einzugehen; gehört doch auch die Frage der Preisbildung, welche mit der Zollfrage in engem Zusammenhange steht, zu den dunkelsten und streitigsten Punkten in der Wirthschaftslehre. Dazu kommt noch, daß die Lösung der Frage über die wirthschaftlichen Folgen der Zölle durch die ungemeine Entwickelung der neuzeitlichen Verkehrsmittel noch mehr verwickelt und erschwert worden ist. Nicht minder wirken die Zölle auf die Herstellungsweise und Herstellungskosten, auf die Suche nach neuen Stoffen, neuen Erfindungen u. s. w. zurück, wodurch die Preisbildung ebenfalls bedeutend beeinflußt werden kann. Um also in diesem Wirrsal der Meinungen und Ansichten einigermaßen festen Grund zu bewahren, wird man sich insbesondere vor dem entschiedenen Anschlusse an die eine oder die andere der kämpfenden Parteien hüten müssen. Freihändler und Schutzzöllner vertreten mit Leidenschaft ihre einseitigen Parteisätze; aber die Wahrheit steht ausschließlich weder bei diesen noch bei jenen. Für den praktischen Politiker und Nationalökonomen werden die Zölle immer nur ein Mittel sein, um je nach dem erkannten Bedürfnisse die Erzeugung und den Bedarf eines Landes zu regeln oder den etwaigen ungünstigen und feindseligen Maßregeln anderer Staaten auf wirthschaftlichem Gebiete entgegenzuwirken. Die Wirthschaftsgeschichte aller Zeiten und Länder beweist es, daß eine solche Regelung, die je nach den Umständen bald in der größern Freigebung, bald in der energischern Beschränkung und Besteuerung der Zufuhren ausländischer Natur- und Kunsterzeugnisse besteht, auf die einheimische Production von gutem Erfolge gewesen; daß aber eine allzu weitgehende Belastung der fremden Producte und eine ungemessene Dauer des „Schutzes der nationalen Arbeit" weder der Hebung des einheimischen Fleißes und der Leistungsfähigkeit, noch der Herstellung günstiger Preisverhältnisse im Interesse der Consumenten zum Heile gedient hat.

Diese Thatsache erweist sich namentlich bei der Anwendung hoher Schutzzölle zu Gunsten der Industrie, sowie bei den Agrarzöllen, für welche eben jetzt in Deutschland eine so überaus lebhafte Bewegung unterhalten wird,

Digitized by Google

sodaß selbst die verheißungsvoll eingeleiteten und geführten Handelsvertrags-Unterhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche hierdurch ernstlich berührt werden. Von den verschiedensten Seiten erhebt man die Klage, die Herabsetzung der jetzigen Getreidezölle von 5 Mark für den Doppelcentner auch nur auf $3^1/_2$ Mark wäre für die deutsche Landwirthschaft ein unerträglicher Schlag, gegen den man sich mit aller Anstrengnng wehren müsse.

Man darf sich jedoch durch solche Kraftsätze nicht beirren lassen. Selbst der leidenschaftlichste Agrarier wird zugestehen, daß die deutschen Landwirthe nicht deshalb des Zollschutzes bedürfen, damit sie angeeifert werden, ihre Bodencultur energischer zu entwickeln, weil ja die Agricultur in jenen Ländern, gegen welche der deutsche Getreidezoll gerichtet ist, in der rationellen Entwickelung weit tiefer steht als in Deutschland.

Aber auch der Schutz gegen Ueberproduction und Entwerthung des Getreides bleibt bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen größtentheils unwirksam. „Getreide ist ein Weltartikel, der Preis dieses Artikels hängt nicht von den Verhältnissen eines Landes oder von den Ergebnissen der Ernte des consumirenden Landes ab; den Kern des Preises gibt hier die Gesammtproduction und die Gesammtconsumtion der Welt, da kann also ein Land wie Frankreich oder Deutschland sich nicht isoliren und verlangen, daß sich der Preis bei ihm anders gestalte.“ (Matlekovits, a. a. O., S. 533.) Man erwäge doch nur die oft geradezu fabelhaften Preisschwankungen des Getreides in einem und demselben Lande, an einem und demselben Verkehrsplatze! Die Jahresdurchschnittspreise für Weizen waren beispielsweise auf der budapester Getreidebörse in den Jahren 1871—89: der niedrigste Preis 7,44 Fl. im Jahre 1888 und der höchste 14,76 Fl. im Jahre 1873, der Unterschied ist also beinahe die ganze Summe des niedrigsten Preises. In Preußen schwankten diese Preise in den Jahren von 1871 bis 1886 zwischen 26,4 Mark (1873) und 15,7 Mark (1886); in Baiern zwischen 29,65 Mark (1873) und 18,62 Mark (1885); in Würtemberg zwischen 29,31 Mark und 17,46 Mark (1884) u. s. w. Die Schwankungen betragen 8—12 Mark.

Ein Zollsatz von 3—5 Mark bietet danach dem Landwirthe gar keine Gewähr für sichere Einträglichkeit; ja er gibt ihm nicht einmal die Sicherheit selbst in einem Lande, welches das nothwendige Getreide nicht in voller Menge erzeugt. Ganz ungerechtfertigt erscheinen aber hohe Getreidezölle in solchen Ländern, die ihr Getreidebedürfniß selbst decken und vielleicht auch noch Getreide ausführen, wie z. B. Oesterreich-Ungarn. Solche Ausfuhrländer schädigen durch den hohen Zoll nur sich selber, da sie insbesondere auch durch den erschwerten Durchfuhrhandel sowol die Einkünfte ihrer eigenen Verkehrsmittel schmälern, als durch die Fernhaltung der fremden Waaren den eigenen Markt an seiner Bedeutung und Geltung herabdrücken.

Wie stehen aber die Dinge in den Ländern, welche der Getreideeinfuhr bedürfen? Hier haben die Getreidezölle (trotz aller Einsprache der Agrarier) jedenfalls die Wirkung, daß sie den Preis des Getreides erhöhen, und zwar gegebenenfalls bis zur Summe des Zolles. Diese Preissteigerung könnte allerdings als ein Mittel zur Anspornung einer ausgiebigern Bodenbewirthschaftung dienen; aber dieser intensivere Wirthschaftsbetrieb hat doch seine unverrückbare Grenze in der Natur und deren von Menschenkraft und Menschenwitz unabhängigen Erscheinungen.

Digitized by Google

Wohl erwogen wird man den Ansichten des Nationalökonomen von Matlekovits beistimmen, wenn er (a. a. O., S. 542) sagt: „Getreidezölle sind in einem Lande, welches nicht genug Getreide selbst producirt, für die Landwirthschaft nicht nothwendig, dagegen haben sie im allgemeinen für die Volkswirthschaft außer den schädigenden Wirkungen, welche für den Handel entstehen, den großen Nachtheil, daß sie die Concurrenzverhältnisse der Industrie erschweren und den zollfreien Ländern einen Vorsprung gewähren. Getreidezölle können also höchstens als Finanzzölle mit sehr geringen Sätzen vertheidigt werden, als Agrarzölle haben sie keine Berechtigung." Ganz das Gleiche muß man auch von Vieh- und den Holzzöllen sagen; auch diese lassen sich im günstigsten Falle nur als Finanzzölle vertheidigen.

Zieht man nur allein das fiscalische Interesse des Staates in Betracht, dann haben die hohen Getreidezölle dem Deutschen Reiche allerdings beträchtliche Mehreinnahmen gebracht; denn es stieg die Zolleinnahme von Getreide in den Jahren 1880—89 von 14,7 Mill. Mark auf 101,04 Mill. Mark. Im Jahre 1881 war dieser Zoll nur 8,82 Proc., im Jahre 1889 aber 28,05 Proc. der Gesammtzolleinnahme. Wie stellt sich dem gegenüber aber die wirthschaftliche Wirkung?

Die bebaute Fläche für Getreide hat während des obigen Jahrzehnts nur in ganz geringem Maße bei Weizen, Gerste und Hafer eine Vergrößerung, dagegen bei Roggen und Raps eine Verminderung, bei letzterer Fruchtgattung sogar eine starke Verminderung erfahren. Und so wie die Getreidezölle nicht zur Folge hatten, die Production in Deutschland zu heben, so hatten sie auch nicht die Wirkung, daß sie das ausländische Getreide abwehrten. Das beweisen schon die gesteigerten Einnahmen aus den Getreidezöllen. Eine zusammengefaßte Darstellung bei Matlekovits (a. a. O., S. 756) zeigt ferner, daß von 1872—79 die Mehreinfuhr durchschnittlich betrug: 930000 Tonnen Roggen und Weizen, 118000 Tonnen Weizen und 812000 Tonnen Roggen; von 1888—89 aber 1,281700 Tonnen Roggen und Weizen, 427300 Tonnen Weizen und 854400 Tonnen Roggen. Dieselben Thatsachen ergeben sich bei Gerste, Hafer und Mais. Daraus folgt, daß die sogenannte „Ueberschwemmung" Deutschlands mit ausländischem Getreide durch die hohen Getreidezölle nicht verhindert oder eingeschränkt werden konnte.

Oder haben diese Zölle etwa bezüglich der Gestaltung des Getreidepreises jenes Ergebniß geliefert, welches man von ihnen bei Gelegenheit der Gesetzesvorlagen erwartet hat und welches die Agrarier von ihm verlangen?

Den ziffermäßig genauen Nachweis zur Beantwortung dieser These können wir hier mit Rücksicht auf den Raum nicht liefern. Die Thatsache aber erscheint unzweifelhaft, daß (wie die Berichte der Handelsstände aus verschiedenen deutschen Städten es betonen) der „Consument" oder „das Inland" überhaupt „die volle Höhe des Zolles selbst tragen muß". Diese Vertheuerung des Getreides geht dann selbstverständlich auch auf die aus dem Getreide erzeugten Producte, namentlich auf Mehl und Brot, über. Welche Lasten die deutsche Consumtion durch die Getreidezölle auf sich geladen, veranschaulicht Dr. von Matlekovits (a. a. O., S. 793) durch folgendes Rechenexempel. Als Grundlage dient die behördlich festgestellte Consumtionskraft für Roggen und Weizen mit 164 Kilogramm für den Kopf und das Jahr; angenommen wird,

Digitized by Google

daß die Erhöhung der Getreidepreise in den Jahren 1880—84 mit 5, in den Jahren 1885—87 mit 20 und in den Jahren 1888—89 nur mit 35 Mark erfolgte; und daraus ergibt sich, daß im Jahre 1880 die deutsche Consumtion 36,542480 Mark, im Jahre 1885 bereits 151,421200 Mark und im Jahre 1889 gar schon 275,140160 Mark an Preisdifferenzen infolge des erhöhten Zolles für die Brotfrüchte bezahlen mußte, damit der Staat die steigenden Zolleinnahmen von 9,771160 bis 78,810400 Mark beziehen konnte. „Die schlechteste Steuer kann schon nicht schwerer die Bevölkerung belasten als die Getreidezölle; und jede Periode der Zollerhöhung ergab ein schlechteres Ergebniß!"

Nicht zu übersehen bleibt endlich, daß durch die gesteigerten Getreidezölle auch der Getreidehandel in den östlichen Provinzen Preußens sowie der Handelsverkehr der Seestädte Danzig, Königsberg, Lübeck u. a. eine beträchtliche Einbuße erlitten hat.

Angesichts der eben jetzt wieder so überaus lebhaften Bewegung in den agrarischen Kreisen zu Gunsten der Aufrechterhaltung der hohen Getreidezölle in Deutschland ist man doppelt verpflichtet, an solche Thatsachen zu mahnen, um ein weiteres Umsichgreifen ganz irriger Anschauungen und Auffassungen zu verhüten.

Die weiter oben skizzirten Zolltarife von Oesterreich-Ungarn und Deutschland deuten es an, worauf man bei den im Zuge befindlichen Vertragsverhandlungen auf beiden Seiten das Hauptaugenmerk zu richten habe. Oesterreich-Ungarn hat von seinen deutschen Verbündeten auf dem Gebiete der Getreide-, der Vieh- und der Holzzölle erhebliche Erleichterungen zu verlangen, während Deutschland die Vergütung dieser seiner etwaigen Nachlässe durch entsprechende Herabsetzung einzelner Sätze im österreichisch-ungarischen Tarife für Industrierzeugnisse anstrebt.

Es handelt sich somit gegenwärtig keineswegs um Verwirklichung des hohen Ziels der Herstellung einer völligen Zolleinigung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, jenes „idealen Ziels", welches nach den Worten des Fürsten Bismarck „den handelspolitischen Transactionen der beiden Nachbarreiche ihre Richtung anweist"; sondern es ist ein weit beschränkteres Ziel, das man heute zu verwirklichen hofft. An die Stelle der bisherigen autonomen Zolltarife mit ihren ausgesprochenen oder verdeckten Kampfzöllen soll wieder das dem politischen Verhältnisse der beiden Nachbarn weit mehr entsprechende Handelsvertrags-System treten. Daß dieses System von seiten Oesterreich-Ungarns nur nothgedrungen und zögernd aufgegeben wurde, haben wir im Laufe dieser Darstellung ebenso dargethan wie jene weitere Thatsache, daß die beiderseitigen Regierungen in der Habsburgischen Monarchie immer wieder den Versuch machten, um das im Jahre 1879 aufgelassene Vertragsverhältniß neuerdings herzustellen, und daß sie mit Eifer jedwede Gelegenheit ergriffen hatten, welche einige Aussicht auf die Herbeiführung günstigerer handelspolitischer Beziehungen zwischen den beiden benachbarten Reichen darbot.

Das Scheitern aller dieser Versuche wurde in Oesterreich-Ungarn stets auf das lebhafteste beklagt, obgleich man sich hier dessen vollkommen bewußt ist, daß eine Verständigung mit Deutschland auf dem Gebiete der Handelspolitik von seiten Oesterreich-Ungarns bedeutende Opfer fordern würde. Aber man erkennt hier ebenso klar, wie die Fortsetzung der bisherigen Zollpolitik den beiden befreundeten Nachbarreichen zu

Digitized by Google

gegenseitigem empfindlichen Schaden gereichen müsse, um so mehr, als das Verhalten der übrigen Staaten in Europa und Amerika, namentlich Frankreichs, Rußlands und der Vereinigten Staaten Nordamerikas, eine den Handelsinteressen Mitteleuropas und hier vorab Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches geradezu feindliche Richtung eingeschlagen hat.

Nicht zu übersehen bleibt ferner, daß sowol durch dieses zunehmende Einschränken und Absperren der Absatzgebiete für die Natur- und Industrieerzeugnisse als auch durch die gegenseitige hohe Besteuerung mit den gesteigerten Zollsätzen die beiden verbündeten Reiche auch an ihrer innern Kraft und Widerstandsfähigkeit geschädigt werden, und darunter zugleich auch jenes höchst erfreuliche politische Bündniß, dieser Grund- und Eckstein der europäischen Friedenspolitik, zu leiden hat. Es war in der That ein unglückliches Wort, welches jüngst von einer Seite in Deutschland gesprochen wurde, das Wort, als ob Deutschland durch einen Handelsvertrag an Oesterreich-Ungarn „tributpflichtig" und dadurch auch die Werthschätzung des politischen Bundes beim deutschen Volke verlieren würde.

Diese Auffassung ist unsers Erachtens sicherlich die falscheste. Daß bei einem freundschaftlichen Uebereinkommen von allen vertragschließenden Theilen gewisse Opfer nöthig sind, liegt auf der Hand. Aber diese durch die Natur der Dinge geforderten „Opfer" sind keineswegs ein „Tribut" des einen Theils an den andern, weil sie ja durch entsprechende Gegenzugeständnisse und Einräumungen ersetzt werden.

Dazu kommt noch Eins. Die wirthschaftliche Einigung Oesterreich-Ungarns mit dem Deutschen Reiche würde in weiterer Folge mit dem Zwange der Naturnothwendigkeit nicht blos noch andere benachbarte Staaten zum Anschlusse an die beiden verbündeten Großmächte Mitteleuropas bewegen, sondern auch die handelspolitische Richtung und Entwickelung von ganz Europa und selbst von Amerika wesentlich beeinflussen und umgestalten.

Selbst ein so entschiedener Freihändler wie Dr. von Matlekovits erklärt offen, daß ein sofortiges Verlassen der seit 1879 eingeschlagenen Zollpolitik weder für Oesterreich-Ungarn noch für Deutschland möglich ist. Was jedoch schon jetzt zu verwirklichen wäre, das ist die Einigung dieser beiden Nachbarreiche auf die Weise, „daß das wirthschaftliche Interesse dieser großen Wirthschaftsgebiete als identisch hingestellt werde", und daß demnach die übrigen Staaten erkennen müssen, sie hätten hier „mit einem wirthschaftlichen Individuum zu rechnen", und daß sonach hier „die Production und Consumtion eines Wirthschaftsgebietes mit wenigstens über 90 Mill. Einwohnern in Frage stehe".

Die geographische und handelspolitische Lage dieser beiden Bundesfreunde würde die Verständigung und Verbindung mit den kleinern Staaten, mit der Schweiz, mit Belgien und Holland einerseits und dann mit den Balkanstaaten andererseits herbeiführen, und damit der mitteleuropäischen Production den besonders werthvollen Markt im Orient sichern. Gerade für Deutschland bildet diese Sicherung des Absatzes an der untern Donau und auf der Balkanhalbinsel nahezu eine Lebensfrage.

„Die Zolleinigung, der Zollverein, die Zollunion zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland sollte daher angestrebt werden und sollte das Hauptziel der Bemühungen der Staatsmänner des Deutschen Reiches und der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie für die nunmehr

Digitized by Google

zu beginnenden handelspolitischen Campagnen werden, wobei aber immer der Gedanke als herrschend zu bezeichnen wäre, daß nicht das Abschließen eines großen Wirthschaftsgebietes der Zweck sei, sondern die Vereinigung der bisher abgeschlossenen Wirthschaftsgebiete zu einem größern hätte nur die Absicht, andere Wirthschaftsgebiete zum Verlassen ihres bisher befolgten Systems zu zwingen und die freie Bewegung der Weltwirthschaft wieder langsam herbeizuführen."

Mag sich dieser weitausgreifende Wunsch des ungarischen Nationalökonomen von Matlekovits vielleicht erst in ferner Zukunft der Erfüllung nähern, so halten wir dennoch an der Hoffnung auf ein glückliches Gelingen der im Gange befindlichen handelspolitischen Vertragsverhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland fest, weil uns die Ueberzeugung von der Wahrheit des Ausspruchs beseelt, womit Deutschlands größter Staatsmann und erster Reichskanzler erklärt hat: „Je näher wir dem idealen Ziele einer die beiden Reiche umfassenden Zolleinigung kommen, um so mehr werden unsere wirthschaftlichen Beziehungen zum dauernden Ausdruck der Uebereinstimmung unserer politischen Interessen werden."

Bundespräsident Ulrich Ochsenbein.

Von E. Bloesch.

Daß jemand durch einen zufälligen äußern Erfolg plötzlich zu einer ungeahnten und vielleicht in seinen Eigenschaften nicht begründeten Bedeutung emporgehoben wird, ist bekanntlich ein nicht gerade seltener Fall. Nicht eben häufig wird es dagegen vorkommen, daß der Miserfolg die nämliche Wirkung ausübt, daß eine jämmerliche, schmähliche Niederlage das Mittel wird, um einen Mann aus seinem bisherigen Dunkel heraus auf einmal in eine verhältnißmäßig hohe und wichtige Stellung zu heben. Wir sind vor einer solchen Erscheinung zu der Annahme gezwungen, daß wir es entweder mit einem außerordentlichen Charakter zu thun haben, oder aber, daß der von ihm vertretene und verfochtene Gedanke in besonderm Maße einem dringenden Bedürfnisse der Zeit entspricht, das nicht umzubringen ist, das den Fluch der Lächerlichkeit zu überwinden vermag und gleichsam um jeden Preis sich Raum verschafft. Victrix causa diis placuit: wenn aber der Vorkämpfer einer demüthigend besiegten Sache nicht etwa als Märtyrer untergeht, sondern diesem Schicksal zum Trotz einen fröhlichen Triumphzug feiert, dann haben wir wohl den Beweis vor uns, daß sein Zweck — was auch die Catone dazu sagen mögen — „den Göttern" gefallen hat, daß er ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung war, die nun eben manchmal wunderliche Wege geht. Aber solche Wege, wenn sie hinter uns liegen, zu überblicken, ist nicht ohne Gewinn.

Ein Beispiel dieser Art ist der am 4. Nov. 1890 verstorbene General Ulrich Ochsenbein, im Jahre 1847 Bundespräsident der schweizerischen Eidgenossen-

Digitized by Google

schaft; ein Mann, der nicht nur durch den wechselvollen, fast abenteuerlichen Lebensgang, sondern mehr noch durch sein wirkliches und entscheidendes Eingreifen in die Geschichte seines Landes die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er verdient diese Beachtung auch in weiterm Kreise vielleicht nur um so mehr, als diejenige politische Partei, die er seinerzeit zum Siege geführt, ihn nun nach vielen Jahren bei Anlaß seines Hinscheidens mit auffallender Absichtlichkeit „vergessen" hat.

Ulrich Ochsenbein wurde im Jahre 1811 in einem vom Verkehr abgelegenen Seitenthale des Cantons Bern geboren, wo sein Vater eine kleine Gastwirthschaft betrieb. Die juridische Laufbahn, welche eben damals in Bern aus politischer Berechnung in fast ungebührlicher Weise erleichtert worden war und nur geringe Vorbildung verlangte, stand dem wohlbegabten Jüngling offen, und bald schon konnte derselbe in seiner ursprünglichen Heimat, dem kleinen Städtchen Nidau am Bielersee, seine Thätigkeit als Rechtsanwalt beginnen. Ein erstes Auftreten in der Oeffentlichkeit war kein glückliches zu nennen. Die Gunst eines einflußreichen Freundes berief ihn zur Führung eines politischen Verfolgungsprocesses, der weder der Regierung, die ihn angehoben, noch demjenigen, der sich dabei gebrauchen ließ, zur Ehre gereichen konnte.

Für die Schweiz war eine Periode ernster innerer Kämpfe angebrochen. Im Laufe der Jahre 1830 und 1831 hatten die meisten Cantone ihre Sonderverfassungen im Sinne größerer Ausdehnung des Wahlrechts und der allgemeinern Theilnahme am Staatsleben umgestaltet. Die Verbindung der Cantone zu einer Eidgenossenschaft dagegen beruhte noch auf dem Bundesvertrage von 1815; dieser aber war auf Grundsätzen auferbaut, die den seither zur Geltung gelangten Volksanschauungen in keiner Weise entsprachen und mit denjenigen des cantonalen Lebens in innerm Widerspruche standen. Ein erster Versuch zur Aenderung war mislungen; was dem einen dieser kleinen Staaten vortheilhaft und nothwendig schien, das betrachteten andere als den Anfang ihrer völligen Unterdrückung, als Einleitung zum Verluste ihrer Selbständigkeit, und dabei war eine Umwandlung nach dem bestehenden Rechte nur durch allseitige Zustimmung zu erreichen. Auch Deutschland kennt die Schwierigkeiten, die sich im Staatenbunde ergeben, wenn eine neue Form gefunden werden soll; für die Schweiz waren diese Schwierigkeiten wol noch größer; die Bundesglieder, um deren Umguß es zu thun war, standen sich an äußerm Umfange viel näher, und als gleichberechtigte Glieder waren nicht bloße Regierungen da, nicht einzelne Fürsten und Fürstengeschlechter, sondern ganze Bevölkerungen, die bei regem politischen Bewußtsein, trotz alles Verlangens nach engerm Zusammenhange, doch nichts von ihrer cantonalen Eigenart preisgeben wollten. Die Schweiz gleicht einem mit vielen Pferden bespannten Lastwagen, der in Bewegung gesetzt werden soll; die einen Pferde ziehen, wenn die andern eben nach vergeblicher Anstrengung wieder erlahmen und nachgelassen haben; der Wagen wird hin- und hergezerrt, aber er geht nicht vorwärts. Die kirchlich-confessionellen Fragen führten die gewaltsame Entscheidung herbei. Der Canton Aargau beschloß die Aufhebung der auf seinem Gebiete bestehenden Klöster. Die katholischen Stände erhoben Widerspruch, gestützt auf den Wortlaut des Bundesvertrages. Die Mehrheit sah darüber hinweg und ließ die Aargauer gewähren; ihre Gegner antworteten mit der Be-

Digitized by Google

rufung des Jesuitenordens an die öffentlichen Schulanstalten und mit der Begründung eines eigenen staatlichen Verbandes, des nachher so geheißenen „Sonderbundes". Die Leidenschaften wurden entfesselt, umsonst bemühten sich redliche und ruhig denkende Männer, wie der damals noch in der Schweiz lebende J. Kaspar Bluntschli, welche eine Neuordnung wollten, aber einen Rechtsbruch bekämpften, auf friedlichem Wege eine Einigung zu erzielen; umsonst trachteten weitsichtige Staatsmänner, wie der berner Schultheiß Karl Neuhaus, die Revolution von oben herab, durch Erdrückung des Widerstandes, in Scene zu setzen; seine Drohung mit den 40000 berner Bajonetten, die er aufbieten werde, erschien als leere Prahlerei und reizte nur diejenigen, welche überzeugt waren, das Recht, und darum auch die Vorsehung, auf ihrer Seite zu sehen.

Es kam zuerst im Winter 1844, dann im Frühling 1845 zum Ausbruch. Der Canton Luzern hatte infolge innerer Parteikämpfe eine Anzahl Bürger mit Verbannung bestraft, oder zur freiwilligen Flucht in die Nachbargebiete veranlaßt. Diese sammelten sich, verstärkt durch Scharen Gleichgesinnter aus den andern Cantonen, und zogen bewaffnet gegen den Hauptsitz der katholischen Partei.

In aller Stille wurde der Anschlag betrieben, was freilich nicht ausschloß, daß jedermann darum wußte, daß auch die Regierungen volle Kenntniß davon hatten; Beamte, selbst Geistliche, waren mitbetheiligt, und die Waffen stammten zum Theile aus den staatlichen Zeughäusern. Noch fehlte ein Führer, der sich an die Spitze stellte, und hier trat endlich der bisher unbekannte Ulrich Ochsenbein hervor.

Der junge Rechtsanwalt in Nidau hatte als Milizoffizier sich eifrig auch mit militärischen Studien beschäftigt und gehörte als Hauptmann dem Generalstabe an. Man hörte von einem Feldzugsplane, den er ausgearbeitet; wir wissen heute noch nicht, wie die Wahl vor sich ging in den von allen Seiten zusammenströmenden, aber ungeordneten Scharen; genug, Ulrich Ochsenbein übernahm den Oberbefehl über den einen, hauptsächlich bernischen Theil dieser „Freischar", die im ganzen etwa 3—4000 Mann zählte. Am 1. April 1845 fand, gleichzeitig vom Canton Aargau und vom bernischen Emmenthal her, der Einfall statt über die Grenzen von Luzern.

Der Ausgang war über alle maßen beschämend. Die luzerner Regierung war nicht ganz unvorbereitet geblieben: die Großzahl des Volkes stellte sich ihr zur Seite, und die Befreier wurden übel empfangen. Nachdem sie bis in die Nähe der Hauptstadt vorgedrungen, entspann sich ein kurzer, regelloser Kampf, in welchem die überraschten Freischaren vollständig zersprengt und in die Flucht gejagt wurden. Etwa 100 blieben liegen, viele mußten sich, einzeln verfolgt durch die aufgeregte, schwer erbitterte Bevölkerung der Dörfer, unter manchen Gefahren und allerlei Verkleidungen in Sicherheit bringen, und bei 1800 Mann wurden gefangen genommen und wurden hernach durch die nicht ohne Grund sich mitschuldig fühlenden heimischen Regierungen um Geld losgekauft.

Unter den glücklich Entkommenen befand sich auch der Führer Ulrich Ochsenbein, der die militärische Verantwortung für den ganzen Jammer zu tragen hatte. Wenn wir sagen: glücklich entkommen, so müssen wir beifügen, daß er nach seiner eigenen Erklärung vielmehr „an Leib und Seele zerknirscht" zu Hause ankam.

Man hätte nun glauben sollen, daß

Digitized by Google

dieses Mannes Rolle ausgespielt, das Vertrauen zu ihm auf alle Zeiten zerstört sei. Das war indessen keineswegs der Fall. Er wurde allerdings durch Beschluß der Tagsatzung schimpflich aus der Liste der Offiziere gestrichen; allein nach einer kurzen Zeit allgemeiner Beschämung wandte sich der Unwille der öffentlichen Meinung in ihrem unberechenbaren Gange nicht gegen die Führer und Verführer der ungeduldigen Friedensbrecher, sondern gegen diejenigen, welche daheim geblieben waren; gegen die Politiker, die ein so verzweifeltes Mittel unvermeidlich gemacht, weil sie es unterlassen oder nicht verstanden hatten, die nothwendige Neueruug auf geordnetem Wege ins Werk zu setzen.

Der Sturm richtete sich in erster Linie gegen die Regierung von Bern, die jedes Ansehen vor ihrem Volke verlor. Ochsenbein aber war der eifrigsten einer, welche die Ungunst gegen sie schürten.

Noch hatte er keinen andern Beweis seiner Tüchtigkeit geleistet als seinen verunglückten Feldzug und seine Flucht aus Luzern, als schon das unzufriedene Volk in ihm und seinem Freunde Jakob Stämpfli die Männer der Zukunft erblickte. Bald war — wie ein Nachruf kürzlich gesagt hat — „sein Name in aller Mund, hing sein Bild in jeder Wirthshausstube, und um sein Haupt wob sich jener Glorienschein, welchen die Menge zuweilen bei Anbruch einer neuen Zeit in fast mythischer Gläubigkeit und Andacht ihren politischen Auserwählten zuzuerkennen pflegt". Kaum ein Jahr nach dem „Freischarenzuge" war das Regiment des lange allmächtigen Schultheißen Neuhaus gestürzt, eine neue Verfassung in Arbeit, welche dem Volke des Cantons Bern alle Lasten abzunehmen, alle Hoffnungen zu erfüllen verhieß, und im August 1846 stand Ochsenbein, erst 35 Jahre alt, als Regierungspräsident an der Spitze seines Cantons.

Schon während der Verfassungsarbeit offenbarte sich freilich ein Riß unter den Führern, der später für Ochsenbein verhängnißvoll werden sollte. Sein noch jüngerer Genosse Stämpfli hatte, um die Bevölkerung für die Neuerungen zu gewinnen, die Befreiung von Steuern und Abgaben als die wichtigste aller Freiheiten hingestellt und nach dieser Richtung die Begehrlichkeit so sehr gereizt, daß der redliche Ochsenbein ihm nicht mehr folgen konnte und sich aus Unmuth in der Lage sah, seinem eigenen Werke, der neuen Staatsverfassung, seine Stimme zu versagen. Als diese dennoch mit übergroßer Mehrheit angenommen war, ließ er sich indessen zum Eintritt in die Regierung bewegen und galt nun als deren einflußreichstes und volksthümlichstes Haupt.

Im Jahre 1847 versammelte sich die eidgenössische Tagsatzung in Bern, und Ochsenbein hatte als Präsident des bernischen Rathes verfassungsgemäß auch in der Versammlung der schweizerischen Abgesandten den Vorsitz zu führen. So ergab sich denn das merkwürdige Schauspiel, daß die Schweiz den Leiter des unglücklichen Freischarenzuges als obersten Magistrat einsetzte, daß die Tagsatzung von demjenigen feierlich eröffnet wurde, den sie vor zwei Jahren schimpflich bestraft hatte, und daß die Abgeordneten des Cantons Luzern den nämlichen Mann, den sie vor zwei Jahren so schmählich über die Grenzen gejagt hatten, nun als ihr Oberhaupt wiedersahen. Dieser sonderbaren Sachlage entsprach denn auch der weitere Gang der Dinge. Dem Beispiele der Berner waren noch im Laufe des Jahres 1846 die Cantone Zürich und Genf nachgefolgt, indem der erstere in aller Ruhe, der letztere da-

Digitized by Google

gegen nach einem kleinen Barrikadenkampfe sich neue radicale Regierungen erwählte. Als endlich auch in St.-Gallen eine politische Verschiebung stattgefunden, war die Stimmung der Tagsatzung endlich entschieden. Unter Ochsenbein's Vorsitz beschloß die Versammlung zuerst im Juli 1847 mit kleiner Mehrheit, daß der Sonderbund sich aufzulösen habe, und am 18. Oct. in einer zweiten Verhandlung, daß die Auflösung durch Waffengewalt erzwungen werden solle. Das eidgenössische Heer wurde sofort aufgeboten und ausgerüstet, um dasjenige von Amts wegen und in gesetzlichen Formen durchzusetzen, was den widerrechtlich ausziehenden Freischaren mislungen war. Dem gesetzwidrigen Bürgerkriege folgte der gesetzliche, und Ochsenbein war es, der die bezüglichen Aufrufe und Befehle zu unterzeichnen hatte.

Der Oberbefehl über die eidgenössischen Truppen wurde allerdings nicht, wie dieser vielleicht erwartet haben mochte, dem frühern Freischarenhauptmann übertragen, sondern einem Soldaten von Beruf, der seiner Gesinnung nach eher als ein Anhänger der Gegenpartei betrachtet wurde, dem General Dufour von Genf, dem seither die Schweiz als dem Wiederhersteller des innern Friedens ein prächtiges Denkmal errichtet hat. Viel rascher und leichter, als man zu hoffen gewagt, gelang es diesem, in einem Novemberfeldzuge von nur 20 Tagen die widerstrebenden Cantone zur unbedingten Unterwerfung unter die Mehrheit zu beugen, und an den ehrgeizigen Urheber des Sonderbundes und seinen Kanzler kam jetzt die Reihe zur schleunigen Flucht. Ochsenbein hatte, als Führer einer Heeresabtheilung in den Canton Luzern, in derselben Gegend, die einst seine Niederlage gesehen, seine militärische Ehre gerettet.

Mit der Auflösung des Sonderbundes war der Widerstand gebrochen, welcher der Erneuerung der Bundesverfassung im Wege gestanden. Noch vor dem Beginne des Krieges war der Beschluß gefaßt worden, dem Staatsverbande der Eidgenossenschaft eine neue, zeitgemäße Form zu geben, den lose geeinten Staatenbund in einen fester gefügten Bundesstaat umzuwandeln, und der Sieg wurde mit Kraft und Geschick zu diesem Zwecke benutzt. Der Einspruch der Großmächte, welche der Schweiz das Recht bestritten, den unter Mitwirkung des Wiener Congresses zu Stande gekommenen Bundesvertrag selbständig abzuändern, wurde leicht hingenommen. Nachdem die Mächte den Augenblick des Krieges selbst hatten vorübergehen lassen, ohne ihre Drohungen wahr zu machen, gestatteten nun die Ereignisse des Frühlings 1848 der Schweiz, über alle Einmischungsversuche Metternich's und der ihm folgenden Staatsmänner hinwegzugehen, unbekümmert und unbeirrt die als nothwendig erkannte Arbeit zu unternehmen. So wurde sie denn auch glücklich zu Stande gebracht.

Ochsenbein hat auch bei dieser Thätigkeit sich lebhaft betheiligt, wenn auch der entscheidende Einfluß mehr in den Händen anderer gewiegterer Politiker, der Furrer, Kern, Druey und Munzinger lag; als die Verfassung die Zustimmung der Volksmehrheit erlangt hatte und damit in Kraft getreten war, wurde er als Vertreter Berns zum Mitgliede des ersten schweizerischen Bundesrathes ernannt.

Nicht ungern trat er in diesen neuen Wirkungskreis über; denn im bernischen Regierungsrathe war seine Stellung unerfreulich geworden. Infolge von Reibungen, die zum Theile in persönlichen Eigenschaften, zum Theile aber auch in

Digitized by Google

einer verschiedenen Färbung der politischen Grundsätze und Ziele ihre Ursache hatten, war es zum zweiten male zum Bruche zwischen Ochsenbein und seinen frühern Gesinnungsgenossen gekommen, und es gelang den letztern, jenen als einen Abgefallenen hinzustellen und ihn mehr und mehr, wie treffend gesagt worden ist, „beim Volke zu entwurzeln". Es ist hier nicht möglich, die Veranlassung zum Zwiespalte näher anzudeuten, genug: der nämliche Mann, der durch eine geradezu vernichtende Niederlage zum Volkshelden geworden, büßte seine Beliebtheit ein, als er in pflichtgemäßer Mannhaftigkeit und im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, nicht blos im Interesse, sondern zweifellos auch im Sinne seines Volkes, sich einem gefährlichen Beginnen entgegenstemmte.

Ochsenbein saß nun im Bundesrathe, unter andern Mitarbeitern, vor andern Aufgaben; allein das Misverhältniß zu den von ihm verletzten Lenkern seines Heimatcantons machte bald auch in dieser neuen Umgebung sich fühlbar. Trotz des mächtigen Strebens nach Einheit war die Selbständigkeit der Theile noch immer zu stark ausgeprägt, als daß ein Mitglied der Bundesgewalt das Ansehen in seinem engern Canton als Grundlage seiner Stellung zu entbehren vermochte. Als sich in Bern die Stimmung wendete und im Wahlkampfe des Jahres 1850 der Stämpfli'sche Radicalismus von der Herrschaft verdrängt wurde, machte Ochsenbein, wenn auch persönlich unbetheiligt, kein Hehl aus seinem grundsätzlichen Einverständnisse mit der nun zum Siege gelangten conservativen Partei. Ein Flugblatt zeigte ihn damals dem Volke als Arm in Arm gehend mit dem Führer der neuen Regierung von Bern. Von dieser Seite her unterstützt, wurde er zwar 1851 zum zweiten male als Bundesrath erwählt; allein drei Jahre später mußte er weichen. Er trat freiwillig zurück, um nicht unterliegen zu müssen; sein Nebenbuhler Jakob Stämpfli trat an seine Stelle.

Wenig mehr als 40 Jahre alt, sah sich Ochsenbein aus seiner Laufbahn hinausgeworfen. Was sollte er nun beginnen? Es ist natürlich, daß der lebhafte Mann nicht unthätig bleiben konnte; aber es war doch für die gesammte Schweiz ein peinliches Gefühl, als man vernahm, daß der gewesene erste Magistrat seine Dienste dem Auslande angeboten habe. Frankreich und England standen in der Krim, englische Werber führten eine Truppe schweizerischer Abenteurer in den Orient, und Ochsenbein trat mit dem Range eines Brigadegenerals in die Armee Napoleon's III. Vielleicht hegte dieser die Hoffnung, daß der Name auch andere locken und die alte schweizerische Kriegslust in Bewegung setzen werde; allein die Zeiten der „Reisläuferei" waren vorüber, das Beispiel fand keine Nachfolge, und der Friede wurde geschlossen, ohne daß Ochsenbein Paris verlassen hätte. Er kehrte nach einiger Zeit in die Heimat zurück, erwarb ein größeres, günstig gelegenes Landgut in der Nähe des Bielersees und ergab sich nun mit allem Eifer der Bewirthschaftung desselben.

Allein dieses Stillleben war doch kaum nach seinem Sinne. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er alle Vorkommnisse und öffentlichen Angelegenheiten, und mehrmals versuchte er auch, neuen Einfluß zu gewinnen und seine Person wieder zur Geltung zu bringen. Er veröffentlichte eine Schrift, welche den Vorurtheilen des Landmannes gegen die großartige Unternehmung der Entsumpfung des Seelandes Ausdruck gab und dieses Werk als ein für die An-

Digitized by Google

wohner schädliches darstellte; er kämpfte gegen die bernische Eisenbahnpolitik; er errang den von einer Gesellschaft ausgesetzten Preis durch eine Abhandlung über die Branntweinfrage und ihr Verhältniß zur Volkswohlfahrt; und als im Jahre 1878 wieder eine weitverbreitete Misstimmung gegen die Regierenden im Canton Bern sich bemerkbar machte und eine gewisse conservative Strömung Leben gewann, da mochte auch der alte General glauben, daß jetzt seine Zeit wieder gekommen sei; er verließ seine Einsamkeit, bethätigte sich an der Leitung der Partei, und es wird sogar erzählt, daß er persönlich auf dem Markte den Bauern politische Flugschriften in die Hand gedrückt habe.

Besonders heftig ereiferte er sich im Jahre 1882, als es darum zu thun war, durch Bestellung eines eigenen eidgenössischen Beamten das Schulwesen und die öffentliche Erziehung in die Hand der Bundesgewalt zu legen. Die Schrift „Bundesrath Schenk und sein geheimes Programm" war ein äußerst leidenschaftliches Pamphlet, dem wol auch ein Antheil am Scheitern des freilich in sich selbst unglücklichen Planes bei der allgemeinen Volksabstimmung zugemessen werden muß. Der Name des beinahe Verschollenen wurde wieder hie und da vernommen; doch alle Versuche seiner Freunde, ihn durch eine Volkswahl neuerdings in staatliche Behörden berufen zu lassen und in ihm einen oppositionellen Parteiführer zu finden, sind erfolglos geblieben. Die Gegenwart hatte kein Verständniß mehr für den ehemaligen Reiz seines Namens, nur der Haß gegen ihn lebte noch fort bei denjenigen, die ihn einst am allermeisten vergöttert hatten. Mit schonungsloser Grausamkeit wurde ihm 30 Jahre nach dem Freischarenzuge der damalige Miserfolg zum Vorwurfe gemacht, nicht etwa von den damals Angegriffenen, sondern von denen, die ihm nachgefolgt waren und die ihn hernach, solange er der Ihrige schien, durch die Erhebung zum cantonalen Regierungspräsidenten und zum Bundeshaupte belohnt hatten. Das Bitterste war es für ihn, daß er vor den Gerichten keinen Schutz finden konnte gegen die Schmähungen der Presse, und man ihm nicht einmal gestatten wollte, sich selbst Recht zu schaffen. Es war nicht ohne Grund, wenn er in den Tagen seines Alters seufzte: „Habe ich denn den Freischarenzug noch immer nicht genug gebüßt!"

Zum letzten male habe ich Ochsenbein gesehen, als er vor einem großen Congresse zur Förderung der Sonntagsfeier als Redner auftrat. Diese Versammlung fand in Bern im Sitzungssaale des Großen Rathes statt, und es war ein sonderbarer, wahrhaft rührender Anblick, wie der nunmehr grau gewordene Mann im nämlichen Raume und von demselben Stuhle aus seine religiös-menschenfreundlichen Gedanken aussprach, von welchem er einige Jahrzehnte früher so oft die politische Aufregung gestachelt hatte. Welche Gefühle mochten ihn selbst dabei bewegen! Hatte ihn das Geschick als stürmischen, fast noch unreifen Jüngling beinahe ohne sein Zuthun zu hohen, verantwortungsvollen Aufgaben berufen, so war es ihm dagegen beim besten Willen nicht vergönnt, die Erfahrung und Einsicht des Mannesalters seinem Vaterlande widmen zu dürfen. Von durchaus thätiger Naturanlage, war er in Wirklichkeit sein Leben lang zu einer leidenden Rolle verurtheilt. Der Freischarenzug hatte ihn emporgehoben; aber während nun die Vorsehung dieses so bedenkliche Ereigniß für das Land zum Segen wendete, blieb dasselbe für ihn selbst ein beständiger Fluch, der sich

Digitized by Google

nicht mehr abschütteln ließ, den Freunde und Feinde nicht vergessen konnten.

Nachdem er vor wenigen Jahren noch das gräßliche Unglück hatte, durch eine zufällige Entladung seiner Jagdwaffe seine Gattin zu verlieren, zog er sich gebrochen gänzlich zurück und sah in wiederholten Schlaganfällen seine Kräfte schwinden, bis er vollends stille ward.

Ochsenbein war kein eigentlich bedeutender, aber ein wohlbegabter und ungewöhnlicher Mann; kein hervorragender Politiker, aber ein guter Republikaner, der im öffentlichen Leben nicht sich selbst und seinen Vortheil gesucht hat; trotz seines Jugendstreiches ein braver Mann. Wenn nicht wirkliches Verdienst ihn in der ersten Hälfte seines Lebens so hoch steigen ließ, so hat er doch noch weniger den blutigen Haß verdient, der ihn während der zweiten Hälfte verfolgt hat. In die Geschichte der Schweiz — und mittelbar auch für weitere Kreise in die Geschichte des Jahres 1848 — hat er so entscheidend eingegriffen wie nur wenig andere. Viele haben es deshalb als ein Unrecht empfunden, daß man den ersten Bundespräsidenten der neuen Eidgenossenschaft ohne alle öffentliche Ehrenbezeigung der Erde übergeben hat, und daß die Wuth seiner Gegner, der herrschenden Partei, nicht einmal diejenige Art von Großmuth gekannt hat, welche sonst wenigstens den Widersacher gern „begraben" hilft. So soll das Ausland es wissen, daß die Schweiz einen ihrer merkwürdigsten, durch Charakter und Schicksale bedeutungsvollsten Söhne verloren hat.

Die berliner Schulconferenz und die Reform des höhern Unterrichtswesens.

Von **Frank Justi**,

Sind wir auf der Bahn der Schulreform ein Stück weiter gekommen? Ohne Zweifel! Aber wieviel dies Stück werth ist, das soll sich noch erst erweisen. Nicht alles, was die berliner Conferenz für das höhere Unterrichtswesen beschlossen hat, verdient Beifall, und nicht alles Beifallswürdige, was von verschiedenen Mitgliedern derselben ausdrücklich gefordert oder auch leise angedeutet ist, ist beschlossen worden. Aber manche Beschlüsse sind heilsamer Art, manche andere stellen Keime dar, in denen man den Anfang eines Bessern sehen kann. Die Hauptsache ist aber noch zurück: es hängt jetzt alles davon ab, welche Beschlüsse der Cultusminister verwirklicht und welchen Anregungen zur fernern Entwickelung des höhern Unterrichtswesens er folgen wird. Es gab im Lehrerstande und in der Laienschaft viele Schwarzseher, welche glaubten, die Schulconferenz würde an dem ganzen System nichts bessern; die Sache habe nur den Zweck „ut aliquid fecisse videamur". Aber die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reform hat sich bethätigt, ein entschiedener Wille

Digitized by Google

zur Reform ist vorhanden, vor allem der des Kaisers, und nachdem die Sache in Fluß gebracht ist, kommt es darauf an, sie nicht eher wieder sich setzen zu lassen, als bis sie eine entschieden bessere Form gewonnen hat. Das wiederholte Wort des Kaisers: „So, wie es bisher ging, darf es nicht weiter gehen", darf kein leeres Wort bleiben und wird es nicht. Sicherlich liegt für den neuen Cultusminister die Hauptaufgabe auf dem Gebiete des höhern Unterrichtswesens, und was er hier erreicht oder nicht erreicht, wird einst seine Verwaltung kennzeichnen. Graf Zedlitz kann sich vom Kaiser und vom deutschen Volke hohen Dank verdienen, wenn er in den höhern Schulen für Erziehung und Unterricht solche Bedingungen schafft, daß die Jugend, die dort erzogen wird, den großen Aufgaben der Zukunft besser gewachsen ist. Dazu bedarf dieselbe eines geschärften Verstandes, eines freien Ueberblicks, eines edeln Charakters und einer freudigen Lust zur Bethätigung aller besten, auf einen kräftigen Körper gegründeten Geisteskräfte. Durch die hohe Versammlung, welche der Cultusminister zur Untersuchung der Schulfrage nach Berlin berufen hatte, ging ein entschieden reformfreundlicher Geist. Selbst diejenigen, welche das Gymnasium mit seiner bisherigen Praxis ganz seiner eigenen innern Entwickelung anheimgegeben wissen wollten, stellten sich doch auf den Boden der kaiserlichen Reformgedanken. In dem Protokoll der Verhandlungen ist die Fülle geistvoller Gedanken, geschichtlicher Einsicht und reicher Erfahrung niedergelegt; überall dringt man auf das Wesentliche und überall weht uns der warme Hauch echter Begeisterung für die hohe Sache entgegen. Wenn trotzdem die Beschlüsse der Versammlung eine nicht allzu reiche Ausbeute reformatorischer Gedanken bieten, so liegt das daran, daß zu einem Beschlusse eben immer die Mehrheit gehört. Auf diese geht von der Energie der Reformgedanken, welche die Minderheit, oft nur einen Einzelnen beseelt, stets nur ein Theil über. Die Gewohnheit des Alten macht bei der Mehrzahl ihren hemmenden Einfluß geltend, Besorgniß und mancherlei Rücksichten kommen hinzu. Deshalb sind solche Beschlüsse viel wichtiger wegen des Geistes, den sie anzeigen, als wegen des sachlichen Inhalts, den sie bieten. Stellt man die Beschlüsse der berliner Conferenz unter diesen Gesichtspunkt, so darf man guten Muthes sein.

Die Hauptaufgaben, welche durch die Reform gelöst werden müssen, sind diese drei: 1) Für die Gesundheit und die körperliche Kräftigung des Schülers muß besser gesorgt werden; 2) der Unterricht muß von denjenigen Elementen und Zielen befreit werden, die dem Zwecke wahrer Geistes- und Herzensbildung nicht dienen, und es muß damit zugleich eine Entlastung der Schüler herbeigeführt werden; 3) den Anforderungen, welche die neue Zeit an den Staatsbürger und an den Gebildeten stellt, muß die höhere Schulbildung entsprechen.

Für diese Aufgaben kommt wenig der Charakter der höhern Lehranstalt in Betracht, mehr schon die Einrichtung der Lehrpläne und das Berechtigungswesen, am meisten der Unterrichtsbetrieb und seine Beaufsichtigung sowie die Heranbildung und Stellung der Lehrer.

Die Frage, ob die Realgymnasien fortbestehen sollen oder nicht, ist sogleich im Anfange durch den Willen des Kaisers entschieden. Die Vertreter dieser Schulgattung fügten sich dem, ohne heftig zu widerstreben. Wie ohne eine solche Kundgebung die Frage hätte entschieden werden können, ist schwer ab-

Digitized by Google

zusehen. Man stritt ebenso lebhaft für wie gegen die Realgymnasien; die Lehrerschaft, das Publikum und die Universitätsprofessoren waren getheilter Meinung, und da hier das persönliche Denken und Fühlen, Ueberlieferung und Gewöhnung, Bedürfnisse und besondere Wünsche eine sachliche Behandlung der Frage und eine Klärung der Ansichten außerordentlich erschwerten, so war wol eine kaiserliche Entscheidung das Beste, wenn überhaupt entschieden werden sollte. Daß dem humanistischen Gymnasium fortan die rein moderne Oberrealschule gegenübertritt, ausgerüstet mit fast allen Berechtigungen des Realgymnasiums, ist ein entschiedener Fortschritt. Man wird fortan klarer sehen können, was auf der einen und andern Seite erreicht wird. Das Realgymnasium mit seinem abgeschwächten Lateinunterricht stellte eine Zwitterbildung dar. Eine Kenntniß des Alterthums ohne Kenntniß des Griechischen ist nicht zu gewinnen. Wo freilich die Realgymnasien bestehen und sich einmal die Gunst der Bevölkerung erworben haben, könnte man sie auch ruhig fortbestehen lassen. Indeß wird man wol nirgends für das, was sie von der zukünftigen Oberrealschule unterscheidet, eine besondere Vorliebe hegen.

Da nun die Oberrealschule noch kein Gegenstand der Reform sein kann, höhere Bürgerschule und Progymnasium aber nur eine untergeordnete Bedeutung haben, so handelte es sich in der Schulconferenz wesentlich nur um das Gymnasium. Was da für die körperliche Kräftigung der Schüler gefordert ist, findet die allgemeinste Zustimmung. Hier kann noch außerordentlich viel geschehen. Die rein geistige Arbeit gilt noch so ausschließlich für die Hauptsache, daß der Schüler aus der Gewohnheit des Stubenhockens schwer herauszureißen ist. An den Spielen und körperlichen Uebungen auf dem Schulhofe betheiligen sich durchweg nur die Schüler der untern und mittlern Klassen; die der obern gehen in den Pausen höchstens spazieren. Wo es ihnen aber erlaubt ist, da bleiben sie im Klassenzimmer, vervollständigen ihre häusliche Arbeit oder vergnügen sich auf ihre Art. Hier wird das deutsche Phlegma und die auch vom Klima herbeigeführte Stillsitzerei nur langsam überwunden werden. Viel kann da durch äußere Mittel, durch die Herstellung heller, geräumiger Turnhallen und Turnplätze, durch die Beschaffung des Spielzeugs, Verstärkung des Turnunterrichts u. s. w. geholfen werden. Vor allem aber müssen die jüngern Lehrer Anregung und Beispiel geben. Sehr wünschenswerth ist es, daß jede Stadt für ihre höhern Schulen eine Spielweide, im Freien vor dem Thore gelegen, miethet, wo abwechselnd die Schüler der verschiedenen Anstalten an bestimmten Nachmittagsstunden während der guten Jahreszeit unter der Leitung der Lehrer gymnastische Spiele treiben.

Wie viel man aber für die Gesundheitspflege und die körperliche Ausbildung der Schüler thun will, das wird ganz wesentlich davon abhängen, wie viel Zeit man durch eine Neugestaltung des Unterrichtsplans gewinnt. Wie man dies aber überhaupt nach den Beschlüssen der Conferenz fertig bringen will, ist schwer einzusehen. Denn wenn, wie billig, das Englische eingeführt werden, der Zeichenunterricht bis Obersecunda einschließlich verbindlich gemacht werden soll — jetzt ist er es nur bis Quarta — und wenn die Stundenzahl für das Deutsche verstärkt werden soll, ohne daß andere Unterrichtsfächer ganz erheblich beschnitten werden, wie will man dann auch nur das erreichen können, daß die Gesammtzahl der Unterrichtsstunden, wie beschlossen ist, herabgesetzt wird, ge-

Digitized by Google

schweige denn daß noch Stunden für das Turnen frei werden? Um Stunden zu sparen, hat man zunächst den lateinischen Unterricht um zwei, bezw. (für II und I) um eine Stunde gekürzt. Man will schlechtweg allen grammatischen Unterricht eingeschränkt wissen. Gut! Nur soll es an rechter Stelle geschehen, und man soll nicht an allgemeiner Geistesschulung bei der lateinischen Sprache etwas verabsäumen, um es bei der französischen Sprache nachzuholen; man soll nicht den grammatischen Unterricht in der lateinischen Sprache kürzen, um ihn in der französischen, wie es leider schon geschieht, auszudehnen. An rechter Stelle! Das heißt nicht in den untern Klassen bis Tertia einschließlich! Da ertragen die grammatischen Studien keine weitere Einschränkung, wenn sie für das Verständniß der lateinischen Schriftsteller ausreichen und für den Unterricht in den übrigen fremden Sprachen sowie im Deutschen einen festen Grund legen sollen. Ihre Methode mag man verbessern, man mag sie auch noch immer mehr an die Lektüre anschließen; aber ihren Umfang und ihre Intensität noch weiter vermindern, führt zur Halbheit und Unsicherheit. Thut man das, so kommt man ganz von selbst dahin, das Fehlende im französischen Unterricht nachzuholen. Das wäre aber eine entschiedene Verschlechterung. Das Französische wird schon jetzt viel zu sehr nach der grammatischen Seite hin betrieben; es wird zu sehr als todte Sprache behandelt. Wenn der Beginn desselben nach den Beschlüssen der Conferenz wieder nach der Quarta geschoben wird, so muß es mit möglichster Beschränkung des grammatischen Stoffs durch Lesen und Sprechen gelernt werden. Der Geist der französischen Sprache und des französischen Volkes liegt nicht in der Grammatik, sondern im Ausdruck, im Stil. Deutsche Schwerfälligkeit und Pedanterie zeigt sich nirgends so schlimm wie bei der Art, in der das Französische auf Gymnasien behandelt wird. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die meisten Abiturienten von der Feinheit und Eleganz, von der Anmuth und Grazie, von dem leicht spielenden Witz und dem blendenden „Esprit", den alle bessern französischen Schriftsteller zeigen, kaum eine Ahnung haben. Nur für die saubere Correctheit, die Klarheit und Einfachheit wird ihnen das Verständniß geöffnet. Weniger Grammatik und mehr Geist, mehr Leben, mehr Unmittelbarkeit! Diese Losung gilt für das Französische in viel höherm Grade noch als für die alten Sprachen.

In den beiden obern Klassen sehe man dagegen von grammatisch-stilistischen Studien des Latein lieber ganz ab. Wenn hier Stunden gespart werden sollen, so kann es am Latein geschehen. Die Lektüre des Ovid und des Virgil, die dem jugendlichen Geiste so wenig bieten, setze man ganz ab und beschränke sich auf Cäsar, Livius und die besten Reden des Cicero. Ohne Zweifel haben die stilistischen lateinischen Uebungen geistbildende Kraft, aber es muß durchaus Zeit gewonnen und dabei doch Verständniß für Leben und Geistesart der Römer, für ihre Sitte und Cultur geweckt und vertieft werden. Dazu dient die Lektüre. Cicero's Rede pro Roscio Amerino z. B. wirft ein so grelles Schlaglicht auf das Zeitalter der Bürgerkriege und enthält eine so eigenthümliche Selbstoffenbarung römischen Geistes, daß dem Schüler dadurch das ganze Römerthum jener Zeit auf einmal lebendig wird. Man kann also am lateinischen Unterricht in Prima und Secunda wöchentlich 3—4 Stunden sparen.

Digitized by Google

Statt der Uebersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische hätte man lieber die umgekehrte beschließen sollen. Es scheint aber fast, als ob die Bemerkung, welche der Fürstbischof Dr. Kopp in der vierten Sitzung machte, nicht ohne Wirkung geblieben ist: „Wenn Sie das Studium der altclassischen Sprachen so sehr beschränken, wie viele wollen, so zwingen Sie die kirchlichen Behörden, die Ausbildung der Theologen auf andern Wegen zu suchen."

Keine einzige Stimme ist in der Versammlung laut geworden, die an dem hohen Werthe des griechischen Unterrichts gezweifelt hätte. Mit wahrer Begeisterung haben die verschiedensten Redner die Schönheit und Größe, den Adel und Reichthum der unvergänglichen Denkmäler griechischer Kunst und Wissenschaft gepriesen. Alle sind darin einig, daß die Beschäftigung mit ihnen den Mittelpunkt der classischen Studien bilden müsse. Dennoch hat man beschlossen, der griechische Unterricht sei in Tertia und Secunda um eine Stunde zu vermindern. Geschähe das, so wäre das ein entschiedener Misgriff. Man zielt auf den grammatischen Unterricht und trifft die Lektüre. Denn auch wenn das griechische Scriptum für die Versetzung nach Prima wegfällt, so dürfen doch die grammatischen Studien im Griechischen, die schon jetzt auf das knappste Maß beschränkt sind, nicht weiter beschnitten werden. Sonst leidet das Verständniß der Schriftsteller, und man zwingt die Schüler, zu Uebersetzungen zu greifen. Jeder Schulfreund kann nur wünschen, daß das Grammatische nur als Mittel zum Zweck behandelt werde; aber die herrschende Strömung scheint da allmählich über das Ziel hinauszutreiben. Es sind nicht alle Schüler Sprachgenies wie Schliemann. Was an Zeit bei der Grammatik gespart werden kann, das muß der Lektüre zugute kommen. An mancher Anstalt steht Herodot noch nicht auf dem Lehrplane, und doch sind alle Abiturienten, die diesen Vater der Geschichtschreibung nicht kennen gelernt haben, zu bedauern. Viel eher könnte die Mathematik in den beiden obern Klassen eine Stunde verlieren. Der Gewerbeschuldirector Dr. Holzmüller, der sich selbst Mathematiker und Lehrer der Mechanik, einen Realisten durch und durch nennt, empfahl der Conferenz, etwas Mathematik zu streichen. Er findet, daß mit der Lehre von den diophantischen Gleichungen, den Kettenbrüchen, der Theorie der Maxima und Minima und der analytischen Geometrie die Gymnasien Uebergriffe in das Hochschulgebiet machen, die den Lehrern der Hochschulen selbst nicht lieb sind. Er warnt vor aller Uebertreibung der Mathematik, die sich doch in einem engen Gedankenkreise bewege, während der sprachliche Unterricht bedeutend mehr Denkformen zur Verfügung habe. Dagegen will er, daß die Sonne des Hellenismus auch ferner über den Gymnasien scheine. Diese Stimme ist um so mehr zu beachten, als sie die eines praktischen Realisten ist. Wenn die Conferenz entschieden hat, daß die Verminderung der Gesammtstundenzahl zum Theil auch auf andere Fächer als auf die alten Sprachen entfallen soll, so darf man darunter auch wol die Mathematik, wenigstens für die beiden obern Klassen, verstehen.

Es ist also auf das dringendste zu wünschen, daß die Unterrichtsverwaltung die Richtung der Conferenz dahin verfolge, daß sie den Beginn des Französischen nicht nur nach Quarta verlegt, sondern diesem Unterrichte für die drei ersten Lehrjahre auch zwei Stunden (von vier bezw. fünf) entzieht, daß sie dem Latein für Tertia und Secunda die

Digitized by Google

Stunden nimmt, die dem Ovid und Virgil gehören, für Secunda und Prima diejenigen, die zu stilistischen Uebungen verwandt werden, daß sie die Stundenzahl für das Griechische unberührt läßt oder zu Gunsten der Lektüre um eine vermehrt, und daß sie von den vier Stunden, mit welchen die Mathematik bedacht ist, eine streicht. Für die frei werdenden Stunden sind von der Conferenz mit vollem Rechte folgende bedürftige angemeldet: das Deutsche, das Englische und das Zeichnen. Welche Bedeutung das Zeichnen für die Entwickelung der Fähigkeit, richtig zu beobachten, d. h. für die Grundlage des Naturstudiums sowie für die Bildung des Kunstsinnes besitzt, darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Wenn die Conferenz die Fortführung des obligatorischen Zeichenunterrichts über Quarta hinaus bis Untersecunda einschließlich gefordert hat, so wäre es besser, wenn derselbe auch durch die obersten Klassen sich erstreckte und hier für die begabtern Schüler durch Modelliren in Thon ergänzt würde. Ein gut geleiteter Zeichenunterricht unterbricht die gelehrten Studien aufs angenehmste, erfrischt Herz und Sinn und bringt keinerlei Belastung mit sich. Auch die Einführung des Englischen verdient die wärmste Empfehlung, und der Oberlehrer Hornemann hat sehr richtig bemerkt, daß „die englische Unterhaltungslektüre im Kreise der Familie viel reiner und sittigender wirkt als die französische". Daß die Schüler zu einem freiern und bessern Gebrauch ihrer Muttersprache angeleitet werden müssen, ist eine allgemeine Forderung. Man muß dem Kaiser durchaus zustimmen, wenn er verlangt, daß fortan „der deutsche Aufsatz der Mittelpunkt sein muß, um den sich alles dreht". Deshalb braucht der Unterricht im Deutschen von Quinta aufwärts bis zu Secunda mindestens die Verstärkung um eine Stunde wöchentlich. Können ihm in einer dieser Klassen zwei Stunden und in Prima noch eine zugewandt werden, sodaß er mit vier Stunden bedacht ist — um so besser! Außerdem muß mehr als bisher darauf gehalten werden, daß jede Stunde fremdsprachlichen Unterrichts zugleich eine solche des Deutschen sei. Hier kann noch unendlich viel geschehen.

Eine musterhafte deutsche Uebersetzung herauszuarbeiten, muß mehr und mehr die Freude der Lehrer und Schüler werden. Mit dieser reinen Freude belohnt sich die mühsame Arbeit der sprachlichen und sachlichen Erklärung, welche voraufgehen muß. Sie gleicht derjenigen, welche der Künstler empfindet, wenn er im Stoff, in Ton, Marmor oder Farbe seine Absicht ohne Abzug verwirklicht sieht. Eine solche Uebersetzung muß aber vom Lehrer nicht gegeben, sondern unter seiner Leitung von den Schülern gemeinsam gefunden werden. Nichts wirkt anregender, nichts macht mit der Muttersprache besser vertraut und läßt ihre wunderbare Bildsamkeit, ihren Reichthum und alle ihre verborgensten Geheimnisse besser verstehen und verwenden als das Bemühen, einen erlesenen Gedankengehalt in seiner innern Begriffsverflechtung und mit der treuen Farbe des in ihm waltenden Gefühls aus einer fremden Sprache in das Deutsche zu übertragen. Je treuer und hingebender diese Arbeit ausgeführt wird, desto reicher der geistige Gewinn, desto inniger der geistige Zusammenschluß zwischen Lehrer und Schülern und desto freier und angemessener der Gebrauch des Deutschen. Leider wird gerade in dieser Hinsicht durch den Einfluß der Examina und der hastigen Revisionen viel verdorben: der Lehrer gibt, statt finden zu lassen; der Schüler schreibt

Digitized by Google

auf, lernt auswendig und sagt das auswendig Gelernte als Nachübersetzung in der nächsten Stunde auf. Und was ist die Folge? Unlust und Abneigung gegen den Schriftsteller und Hülflosigkeit im freien Gebrauche des Deutschen.

Woher kommt es, daß der Franzose sich so viel leichter und gewandter, dazu richtiger und verständlicher in seiner Sprache ausdrücken lernt als der Deutsche in der seinigen? Zum großen Theile daher, daß in Frankreich die Aeltern, die Erwachsenen überhaupt viel mehr als bei uns darauf achten, daß der Knabe sich fehlerfrei und deutlich mit denjenigen Ausdrücken, die gebräuchlich sind, ausspricht. Thut er das nicht, so wird er verbessert. „So sagt man nicht, es heißt so und so", wird ihm gesagt, und das Kind richtet sich danach. Wie wenigen deutschen Aeltern, selbst unter den Gebildeten, fällt es ein, so über die Sprachentwickelung der Kinder zu wachen! Wo es aber geschieht, fehlt auch nie der Erfolg. Ein erfahrener Lehrer kann daher immer diejenigen Häuser bezeichnen, in denen ein gutes Deutsch gesprochen wird. Empfängt dort der Knabe zugleich anregende Geistesnahrung, so wird er sich vor den gleichbegabten Altersgenossen immer im Deutschen auszeichnen. Leider sind diese Fälle die seltenern. Wie lässig und fehlerhaft wird oft von den Gebildeten das Deutsch gesprochen! Wie wenig thun viele Aeltern, die bestens es vermöchten, persönlich für die geistige Entwickelung und Förderung ihrer Kinder! Sie geben ihnen, was sie für das äußere Leben brauchen, sorgen für Anstand, Ordnung und Sitte und überlassen sie im übrigen sich selbst und der Schule. In wie vielen Häusern verkehren die Aeltern und die heranwachsenden Knaben nur bei Tisch und bei besondern Gelegenheiten miteinander! Und selbst dann werden die letztern in der Unterhaltung oft so gut wie gar nicht berücksichtigt. Und das kommt sogar bei Höhergestellten und Höhergebildeten vor! Man begreift oft nicht, wie solche Aeltern sich von ihren Kindern dermaßen vor der Welt, besonders vor der Schule bloßstellen lassen mögen, wie es infolge solcher geistigen Vernachlässigung nothwendig geschieht. Sorgte man im deutschen Aelternhause durchweg ebenso für reine Sprache wie im französischen und ließe sich außerdem es mehr angelegen sein, den Geist zu wecken und zu beleben, so würde es mit der deutschen Bildung in Zukunft besser stehen, und das herrliche Organ unserer Sprache in Unterhaltung, Rede und Schrift besser verwendet werden. Sprecht, ihr Gebildeten, selbst besseres Deutsch und nicht blos mit Fremden im Salon, sondern am häuslichen Tische mit euern Kindern, so werden diese es auch lernen! Unterhaltet euch in ihrer Gegenwart nicht über Dinge, die sie nichts angehen, sondern macht euere eigenen Geistesschätze, soweit sie dieselben gebrauchen können, für sie flüssig, kümmert euch nicht blos um die Zeugnisse, die sie mitbringen, und die Prädicate, die sie erhalten, sondern beweist ihnen vor allem auch ein Interesse für ihr geistiges Werden und Wachsen, veranlaßt sie sich euch mitzutheilen und auszusprechen, nicht über Essen und Trinken, Vergnügungen und Mishelligkeiten, sondern über das, was sie mit Freuden gelernt und gehört haben; hört ihnen aufmerksam zu, ergänzt mehr, als daß ihr beurtheilt, und laßt sie so empfinden, wie ernst es euch um diese ihre Entwickelung zu thun ist! Dann werdet ihr, die ihr davon bisher nichts oder das Gegentheil gethan habt, Wunder erleben.

Wenn nun in vielen Häusern jede achtsame Pflege des Gebrauchs der Mutter-

Digitized by Google

sprache fehlt, so entbindet das freilich die Schule nicht von der Verpflichtung, hier auszuhelfen. Daß der Lehrer den Schüler anhalten soll, ihm nicht mit abgerissenen Worten und mit Satzbrocken zu antworten, sondern sich in jeder Antwort klar, einfach und vollständig auszudrücken, ist einer von den elementaren Grundsätzen der Pädagogik, der doch in der Praxis selten mit der nöthigen Festigkeit befolgt wird. Es ist das die Folge nicht so sehr von Nachlässigkeit oder allzu großer Nachsicht, wie von dem Drange weiter zu kommen und sich durch das Aufbessern solcher Mängel nicht aufhalten zu lassen. Erhält der Lehrer vom Schüler nur eine Andeutung, daß er die Sache verstanden hat, so ist er meistens zufrieden, mag sie auch sprachlich in der kläglichsten Weise gegeben sein. Wie viele Lehrer, besonders in den obern Klassen, legen in der Geschichtsstunde bei der Wiederholung Werth auf einen schönen Vortrag? Wie viele bringen ihre Schüler in der Religionsstunde oder in der deutschen Lektüre dazu, ihre Gedanken frei und ruhig darzulegen? Und doch kann es zu guten Leistungen im deutschen Aufsatze nicht kommen, wenn nicht in jeder Stunde die Schüler zum richtigen und guten Sprechen gebracht werden. „Aber woher die Zeit nehmen?“ klagt der Lehrer. „Die Pensa sind groß, die Wortkargheit der norddeutschen Knaben ist unüberwindlich. Ueber die Förderung einer guten Ausdrucksweise gehen wichtigere Dinge verloren, auf die es bei der Revision und beim Examen viel mehr ankommt!“ Da liegt es freilich! Das ist der Hauptpunkt! Wenn nicht mit dem bisherigen System der Wissenscontrole, wie ich es in dieser Zeitschrift (1890, I, 493 fg.) gekennzeichnet habe, gebrochen wird, so wird aus der geplanten Reform nicht viel werden. Ein Anlauf zur Besserung ist gemacht. Die Conferenz hat sich entschieden gegen die bisherige Art der Reifeprüfung erklärt. Für die völlige Beseitigung derselben sind leider nur zwei Mitglieder eingetreten: Professor Paulsen und ein Ungenannter, der Einzige, welcher in der zehnten Sitzung am 16. Dec., in der Paulsen bei der Abstimmung über Frage 10 nicht zugegen war, gegen die Beibehaltung der Reifeprüfung stimmte. Immerhin liegen doch heilsame Beschlüsse der Conferenz vor. Der lateinische Aufsatz soll wegfallen und eine Berücksichtigung der für die Versetzung nach Prima geschriebenen griechischen und französischen Arbeit nicht stattfinden. Die classische Bildung soll nicht mehr die Probe des Lateinsprechens bestehen. Es soll in der Geographie und im Hebräischen überhaupt nicht mehr, und in der Geschichte und Religion dann nicht mehr geprüft werden, wenn gute Klassenleistungen vorliegen. Es soll nur eine mathematische oder mathematisch-physikalische Aufgabe fortan bearbeitet werden. Der wichtigste Beschluß ist aber der, daß fortan Erlaß der mündlichen Prüfung gewährt werden soll, wenn alle schriftlichen Arbeiten genügt haben. Danach ist es fortan sehr wohl möglich, daß regelmäßig bei der Hälfte oder der Mehrzahl der Gymnasien die mündliche Reifeprüfung wegfällt. Auch der Beschluß der Conferenz, daß die ganze Reifeprüfung fortan den Charakter einer Versetzungsprüfung aus Oberprima tragen soll, kann mehr als eine Begriffsbestimmung werden, wenn einestheils nur über das Pensum der Prima bezw. Oberprima examinirt und andererseits die Prüfung ohne Zuziehung der nicht betheiligten Lehrer vor dem Kreise der in der Prima beschäftigten Oberlehrer vollzogen wird. Es steht dann zu hoffen, daß die von mir in dem frühern Aufsatze hervorgehobene

Digitized by Google

tief schädigende Rückwirkung, welche das jetzt vor dem gesammten Lehrercollegium abgelegte Examen auf den Unterrichtsbetrieb bis in die untersten Klassen hinein ausübt, und die sich in einer einseitigen Wissenserzeugung, in Veräußerlichung der Bildung, in einem freudlosen, unruhigen Hetzen und Jagen sowie in einer Massenerzeugung halbgebildeter Vielwisser, d. h. des Gelehrtenproletariats äußert, allmählich etwas schwinde. Dies sind die schwersten Uebel unsers heutigen höhern Schulwesens. Diese auszurotten ist wichtiger als alles andere. Wuchern diese Uebel weiter, so ist mit aller Verbesserung der Lehrpläne wenig gewonnen.

Was ist nun für die Heilung dieser innern Schäden des höhern Unterrichtswesens, die nach außen in Zunahme der Augen- und allgemeinen Körperschwäche, der Nervosität, der Schülerselbstmorde, im Anwachsen des Gelehrtenproletariats, des handwerksmäßigen Gelehrtenthums, in charakterlosem Streberthum und Haschen nach äußerm Gewinn, Ehren und Ansehen und in der Geringschätzung der idealen Güter sich kundthun — was ist geschehen, was soll geschehen, um diese Grundübel an der Wurzel anzugreifen?

Die Conferenz hat hier sehr wenig vorschlagen können. Die ihr vorgelegten Fragen bezogen sich durchweg auf rein sachliche Aenderungen in der Organisation der Schulen und im Unterrichtsbetriebe, die nur zum geringern Theil jene Uebel ins Auge fassen und unmittelbar berühren. Alles kommt hier auf die Art der Verwaltung an, auf die Thätigkeit der Lehrer und auf den Geist, in welchem die leitenden Behörden auf sie einwirken. Was hier geschehen muß, soll im Anschlusse an die von der Conferenz vorgeschlagenen Aenderungen im Unterrichtsbetriebe und in der Verwaltung dargelegt werden.

Es ist schon oben gesagt, daß die Reifeprüfung in der neuen vereinfachten Form nicht vor dem versammelten Collegium abgehalten werden darf. Es sind nur die betheiligten Lehrer der Prima bezw. Oberprima hinzuzuziehen. Damit wird die Gefahr, dies Examen zu einer großen Staatsaction zu machen und durch dasselbe eine Art Revision des gesammten Gymnasiums zu vollziehen, wesentlich verringert. Es ist in der Conferenz mit Recht hervorgehoben, daß das Examen vielfach nach dieser Richtung entartet ist. Der Gedanke an das Examen, welcher mehr und mehr das gesammte Schulleben, den Unterricht der Lehrer wie das Streben der Schüler, durchdrang, schädigte den Selbstzweck der Erziehung und des Unterrichts. An die Stelle einer liebevollen Versenkung in die Sache trat die kalte Berechnung des Werths, den sie für das Examen habe, und danach wurde die Arbeit bemessen. Das Ideal einer Schule ist aber doch wol, daß die Schüler in freier, aus reiner Lust und Liebe zum Gegenstande entsprungener Thätigkeit von selbst immer zu dem erwünschten Ziele gelangen, ohne es vorher beachtet zu haben. Hält man denn einmal eine Abgangsprüfung für nothwendig, so darf sie jedenfalls die Verwirklichung jenes Ideals möglichst wenig hindern. Zu dem Zwecke muß aber auch die Prüfungsordnung von 1882 abgeändert werden. Die Feststellung des Prädicats muß für das einzelne Fach wieder wie früher allein dem Examinator, mag es der Lehrer oder der Director sein, anheimgestellt bleiben. Nur bei offenbaren Misgriffen muß der Schulrath das Recht haben, wie früher eine Abstimmung der Commission herbeizuführen, und wenn ihr Ergebniß ihm unannehmbar scheint, das Protokoll

Digitized by Google

mit seinem abweichenden Votum der vorgesetzten Behörde zur Entscheidung vorzulegen. Es wird schon selten vorkommen, daß der Schulrath als königlicher Commissar gegen das Urtheil des Examinators, auf das er doch in Güte einwirken kann, das Votum der Commission anruft. Daß aber der Schulrath, wenn dieses Votum gegen ihn ausfiele, doch recht hätte, wird ein so seltener Fall sein, daß um seinetwillen die 1882 eingeführte Ordnung mit ihren bösen Folgen wahrlich nicht aufrecht erhalten zu werden verdient. Diese bösen Folgen sind daraus entsprungen, daß nach §. 9 derselben der königliche Commissar „befugt ist, Aenderungen in den den Prüfungsarbeiten ertheilten Prädicaten zu verlangen und eintreten zu lassen", d. h. er kann, wenn er will, die Prädicate ohne weiteres nach seinem Willen abändern. Nach §. 11, 10 derselben Prüfungsordnung hat sogar bei der mündlichen Prüfung der betreffende Examinator nur das Recht, die Prädicate vorzuschlagen, während sie von der Commission, d. h. thatsächlich von dem Vorsitzenden festgestellt werden. Welche Machtmittel diese scheinbar so harmlosen Bestimmungen in der Hand schneidiger Schulräthe sind, und welches die Folgen gewesen, das weiß jeder Eingeweihte. Die Lehrer können dadurch in die Stellung von Handlangern herabgedrückt werden, und das Urtheil des Schulraths ist schließlich ein übermächtiges. Auch die Stellung der Directoren leidet unter dieser Bestimmung, denn als Examinatoren haben sie natürlich dasselbe Schicksal zu ertragen wie die Lehrer. Will man die Berufsfreudigkeit der letztern ernstlich heben, so entziehe man ihren Vorgesetzten eine sachlich unnütze Machtbefugniß, die, auch wenn sie nicht misbraucht wird, doch nachtheilig wirkt. Es taugt auch nichts, wenn ein Schulrath seine persönliche Art überall zum Muster und Maßstab macht. Erzwingen kann er es ja, daß die Lehrer seines Bezirks den Homer ebenso realistisch wie er zu einer Fundgrube von tausend sachlichen Notizen machen, oder in der Geschichte sich auf die Darstellung von Schlachtplänen werfen, oder im Horaz die Oden zu denselben Sträußchen zusammenbündeln wie er — denn der Lehrer thut viel, um seinen Zöglingen ein Unglück im Examen zu ersparen. Aber daß er mit Freuden die Seite am Schriftsteller, die ihm die liebste ist, vernachlässigt, um eine ihm innerlich fremde hervorzukehren, daß er mit Freuden in der Religion und Geschichte das, was ihn erhebt und begeistert, zurückstellt gegen Dinge, die er für Nebensachen hält, das wird keiner glauben. Und wenn es noch bei der einen Umänderung bliebe! Aber da ist der eine Schulrath mehr Linguist, der andere Realist, der dritte Idealist, der vierte Philosoph, und manche Provinz hat manchen raschen Wechsel erlebt. Da soll der Vorgesetzte seine persönliche Auffassung und Vorliebe nicht zu sehr, nicht dictatorisch geltend machen. Kann er durch den Geist allein etwas erwirken — gut, so hat er wahrhaft gesiegt; aber eine besondere Machtbefugniß zu solcher Einwirkung sollte er nicht besitzen.

Ein Schlaglicht auf die Misbildung, die dem Unterrichte aus dieser Uebermacht der Aufsichtsbehörden erwachsen ist, wirft die Darlegung, die Director Dr. Frick in der neunten Sitzung mit männlichem Freimuth über diese für alle Vorgesetzten und Aufsichtsbehörden so heikle Angelegenheit gab. Nachdem er erklärt, daß nach der reichen Erfahrung, die er als Vater und Director an Hausgenossen und Zöglingen von drei Alumnaten gemacht habe, die Abiturienten „bis 12 Uhr und länger arbeiten müßten, um gerüstet in die Prüfung einzu-

Digitized by Google

treten", fährt er fort: „Der Grund liegt vor allem auch darin, daß man die Abiturientenprüfung auffaßt als eine große Staatsprüfung, und daß diese Auffassung rückwärts auf die ganze Arbeit der höhern Schulen wirkt. Am Sonnabend ist schon der Punkt berührt worden, daß jetzt unwillkürlich die Herren staatlichen Commissare durch die eigenartige Abhaltung der Prüfung jeder eine besondere Auffassung und Behandlung der in den letzten Jahren auf der Schule zu leistenden Arbeit herbeiführen. Ich habe die Ehre gehabt, unter acht Schulräthen zu arbeiten, und ich kann sagen, daß jeder in seiner Weise die Prüfung anders auffaßte, und daß seine Auffassung dann wieder rückwärts auf die Anforderungen zurückwirkte."

Die überwiegende Mehrzahl der Conferenzmitglieder hat sich von den schädlichen Folgen der Reifeprüfung, wie sie bisher bestand, überzeugt und deshalb eine Reform derselben vorgeschlagen. Schade, daß sie dem Prüfungsunwesen nicht schlechthin zu Leibe gegangen ist! Dies unselige Schlinggewächs, das dem höhern Unterrichtswesen seine besten Säfte raubt, hat sich an vielen Gymnasien durch die sogenannten Klassenprüfungen schon verfünffacht, bezw. verachtfacht. Daß ihr sehr fraglicher Nutzen gegenüber dem Schaden, den sie anstiften, gar nicht in Betracht kommen kann, glaube ich in dem Aufsatze „Die Frage des Gelehrtenproletariats und die Reform des höhern Unterrichtswesens", („Unsere Zeit", 1890, I, 502 fg.) dargethan zu haben. Die Lehrer glauben es nicht, welche ungeheuere und zum Theil ganz unsinnige Arbeit die eifrigen Schüler daran wenden, um eine gute „Versetzungsarbeit" zu schreiben und bei der mündlichen Prüfung, von der sich jeder, der nicht auf der obersten Bank sitzt, bedroht glaubt, mit Ehren zu bestehen. Ganz besonders aber strengen sich auch viele von denjenigen an, die drei Vierteljahre lang gefaulenzt haben, um mit einer letzten gewaltsamen Kraftanstrengung die jetzt so begehrenswerthe Versetzung zu erreichen. Diese Versetzungsprüfungen bringen in das Schulleben die ärgste Unruhe und tragen zum Theil mit Schuld an der die Körperkraft zerrüttenden Ungleichmäßigkeit, mit welcher die Schüler arbeiten. Vor allem aber begünstigen sie die Veräußerlichung des Unterrichts und der Arbeit und erschweren die Vertiefung. Denn für den Schüler wiegen nicht blos die Worte des Lehrers, sondern auch die Thatsachen, wie er sie versteht. Eine Reform dieser Prüfungen nach Analogie der für die Reifeprüfung vorgeschlagenen ist nicht möglich. Die Schüler würden sie entweder nicht verstehen und sich nach wie vor halb krank arbeiten, oder sie würden eine vielfach sehr bedenkliche Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenfächern machen und zwischen dem, was sie in jenen zur Hauptsache und was zur Nebensache gestempelt glauben. Es gibt manche Gymnasien, an denen diese Versetzungsprüfungen überhaupt nicht oder doch nur in Form von schriftlichen Arbeiten bestehen — Beweis genug, wie entbehrlich die ganze Sache ist. Diese Klassenprüfungen sind ein Unfug, der schleunigst abgeschafft werden muß. Sie vertragen sich nicht mit dem neuen Geiste, der in die Schule einziehen und sie von allem, was nicht für echte Bildung wesentlich ist, befreien soll. Diejenigen Lehrer, welche sie noch befürworten, gehören der alten Schule an; ihre Losung war: jedes anständige Mittel, um den Schüler zu der nöthigen Arbeit zu zwingen, ist uns willkommen, also auch die Furcht vor dem Klassenexamen. „Der Junge packt da doch einmal ordentlich bei!"

Digitized by Google

Schlimm genug, wenn der Lehrer ihn nicht früher dazu vermocht hat, seine Schuldigkeit zu thun, wenn er ihn nicht für die Aufgabe und für die Sache gewonnen hat! Denn darauf kommt alles an und das allein hat Werth, daß Lust und Liebe zur Sache erweckt wird. Geschieht dies, so ist von einem besondern „Beipacken" nicht die Rede, es bedarf dessen nicht, denn der Knabe lernt im Laufe des Jahres alles, was er braucht. Director Dr. Jäger, der dem strengen Examen auf der Conferenz so eifrig das Wort geredet hat, hat recht, wenn er erklärt, daß ein Verstehen ohne das nöthige Wissen ein Unding sei. Ganz gewiß müssen die Schüler in jedem Fache sich eine bestimmte Menge rein sachlichen Wissens aneignen. Aber diese Kenntnisse müssen auf verständige Weise gewonnen werden, d. h. im Anschlusse an die Sache. Nur dann nähren sie den Geist und dienen dem organischen Wachsthum echter Bildung. Alles zum Examen eingelernte Wissen scheidet der Geist als unorganischen Bestandtheil sehr bald wieder aus — es wird rasch wieder vergessen. Director Dr. Jäger will durch eine schwere Reifeprüfung — für die Klassenprüfung gilt auf den niedern Stufen dasselbe — die Jünglinge auf den schweren Ernst des Lebens vorbereitet wissen. Welche Phrase! Als ob das nicht die Aufgabe der gesammten Schulerziehung wäre! Ist der Schüler vier Jahre lang in den obersten Klassen nicht für den Ernst des Lebens vorbereitet, so hilft ihm die Prüfung auch nicht dazu. Damit der junge Mann im Leben bestehe, braucht er auch volle leibliche und geistige Frische. Das Hetzen und Jagen aber, die krampfhaften wochenlangen Anstrengungen, die die Klassenprüfungen herbeiführen, greifen Körper und Seele in ihren Fundamenten an. Man bedenke doch, daß ein großer Theil der Gymnasiasten in den Großstädten sich befindet. Was der Jugend in einer kleinen Landstadt mit reiner Luft und nahen Wäldern allenfalls zugemuthet werden kann, das erträgt der großstädtische Knabe nicht. Die Unruhe und Aufregung des Lebens, die mit Rauch und Staub geschwängerte Luft, der Lärm und das Getöse, der bunte Wechsel der Bilder, die Anstachelung der Wünsche — alles das stürmt auf ihn ein und erzeugt Nervosität und Blutarmuth. Da sollte die Schule ein Asyl der Ruhe sein, wo bei einem stillen, gleichmäßigen Gange der Arbeit die Seele die heilsamste Nahrung erhält und der Körper an den erfreulichsten Uebungen sich kräftigt. Darum weg mit den Klassenprüfungen! Weg auch mit den Extemporalien! Nur ein einziger, der Abt Uhlhorn, hat diesen wunden Punkt der heutigen Schulpraxis auf der Conferenz berührt. Director Dr. Frick würde, wie er in seinem trefflichen Aufsatze „Antwort auf die Kaiserfragen 2—7" („Lehrproben und Lehrgänge", Februarheft) erklärt, sich gründlich über die Extemporalenoth ausgesprochen haben, wenn ihm nicht durch Annahme des Schlußantrags in der betreffenden Sitzung das Wort entgangen wäre. Wie wenig Werth die Extemporalien in einer Schule bester Art haben, ist in meinem obengenannten Aufsatze genügend dargethan. Frick hält eine Reform und Einschränkung für möglich. Er irrt sich! Sie sind eine nothwendige Folge der heutigen auf Examina und hastige Controle gerichteten Praxis. Der große Baum der „Prüferei", wie der Geheimrath Dr. Kruse sich verächtlich ausdrückte, verästelt sich mit den Extemporalien in jede einzelne Woche des Schullebens und saugt seine besten Kräfte an sich. Die Masse verfehlter Hausarbeit, die von dem Schüler für

Digitized by Google

sie geleistet wird, ist die größte von allen. Die Schulverwaltung mag noch so oft befehlen, daß für die Extemporalien keine besondern häuslichen Vorarbeiten gemacht werden sollen, es geschieht doch. Wenn nicht der Lehrer die Kapitel bestimmt, über die er schreiben lassen will, so ahnt sie der Schüler und sucht sie einzulernen. Oder er ahnt sie nicht, dann macht er einen um so größern Griff und sucht sich eine unsinnige Menge des Durchgenommenen noch einmal einzuprägen. An diese Thatsachen wollen die meisten Lehrer, die besten, nicht glauben. Aber die Aeltern kennen sie, und der Hofprediger Frommel sprach das schwerwiegende Wort: „Die Schule läßt uns Aeltern mit unserm Herzblut ihre Sünden bezahlen!"

Wo überall eine Ueberbürdung stattfindet, da hat sie ihren Hauptgrund in der Art, wie die Prüfungen und Extemporalien gehandhabt werden. Denn allerdings ist hierin die Praxis eine sehr verschiedene, und es hängt sehr viel immer von dem Geiste des Directors einer Anstalt ab. Die Frage der Ueberbürdung der Schüler ist auf der Conferenz von vielen Rednern berührt und auf die verschiedenste Weise beantwortet. Als Frommel die Frage an die anwesenden Schulmänner richtete: „Gibt es eine Ueberbürdung oder gibt es keine?" da antworteten die einen mit einem entschiedenen „Ja" die andern mit einem ebenso entschiedenen „Nein". Natürlich! denn beide haben recht. An vielen, vielleicht an den meisten Anstalten ist das, was wirklich aufgegeben wird, nicht zu viel — das Zuviel kommt von dem, was der strebsame Schüler sich selbst aufgeben muß. Wenn aber Jäger in seiner Streitschrift für die bisherige Gymnasialpraxis behauptet, das deutsche Volk habe sich mit der Ueberbürdungsfrage „einen ungeheuern Bären aufbinden lassen", so muß er von der Urtheilskraft der Gebildeten einen sonderbaren Begriff haben. Mag nun die Thatsache erwiesen sein oder nicht, mag sie in großem oder geringem Umfange gelten, mögen daran die Hauptfächer oder, wie der Geheimrath Dr. Schrader glaubt, die Nebenfächer die Schuld tragen, die Klage darüber besteht und ist eine so allgemeine, daß sie jedenfalls aus der Ueberzeugung stammt. Die Klage wird erst verstummen, wenn die Schule auf ihre künstlichen Treibmittel verzichtet. Gewiß muß sie ihre Anforderungen stellen, aber die Erfüllung derselben muß sie sich dadurch sichern, daß sie den innern Antrieb weckt. Strafen sollten auf einer guten Schule gar nicht nöthig sein; Schüler, die ohne sie nicht vorwärts zu bringen wären, sollte man ihren Aeltern überlassen. In den untern Klassen muß die Liebe zum Lehrer und sein Ansehen, in den obern außerdem noch die Liebe zur Sache den Schüler zur gewissenhaften Arbeit bringen. Es muß in ihm, wie der Geheimrath Dr. Schrader hervorhob, das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit geweckt werden. Wem soll der Schüler sich verantwortlich fühlen? Zuerst der Person des Lehrers, später sich selbst, seiner Zukunft und Aufgabe. Aber der Lehrer soll ihm kein Schreckbild sein; nicht durch Furcht und Strafe soll er wirken, sondern durch Liebe und herzliches Wohlwollen. Und nicht mit dem Schreckbilde des Examens soll die nähere oder fernere Zukunft stacheln, sondern anfeuern mit der Lust und Freude eines hohen innern Gewinnes. Aber erzieht man so für das Leben? Stärkt man so den Sinn für Autorität und gewöhnt an pflichtgemäße Unterordnung? Wer so fragt, sollte selbst erst einmal sagen, was er unter dem viel gemisbrauchten Worte „Autorität" versteht. Eine Auto-

Digitized by Google

rität, die sich auf blinden Glauben oder auf eine ins Blut gegangene Gewöhnung stützt, gibt es jetzt weder im Staate, noch in der Kirche, noch in der Gesellschaft mehr. Auch die historischen Gewalten können sich nur auf eine Autorität stützen, die sich auf die Sittlichkeit gründet. Hiefür gilt es den Sinn zu stärken, denn Frivolität und sittlicher Materialismus achten auch diese nicht. Wo der Lehrer sich durch Tüchtigkeit und echte Humanität Achtung und Liebe erwirbt, da erfüllt er die Herzen mit dem besten Sinne für Autorität. Da ergibt sich auch die pflichtmäßige Unterordnung von selbst.

Wenn aber der Schüler auf jeder eben erreichten Stufe schon sogleich durch die Extemporalien und später durch die Drohung mit den Klassenprüfungen wieder auf die höhere hingewiesen wird, wie soll es da zu einer ruhigen Vertiefung in die nächsten Aufgaben und Sachen kommen? Es ist ein goldenes Wort Goethe's, daß nur derjenige recht glücklich lebt, der auf jeder Stufe sich so einrichtet, als ob er auf ihr den Kreis seiner Thätigkeit abschließen solle. Das soll der Schüler früh lernen; der Uebergang in die höhere Klasse kommt dann ganz von selbst und hat nichts Aufregendes. Wäre es so, wir würden weniger Streberthum haben und viele würden, trotz des Kampfes um das Dasein, sich in ihrer Stellung glücklicher und zufriedener fühlen.

Die Lehrer können durchweg über den Fleiß der Schüler weniger klagen als früher, wohl aber klagen die Aeltern über Abnahme des innern Triebes. Die geringere Lust, mit der die Schüler der obern Klassen vielfach arbeiten, weckt bei ihnen das Gefühl der Ueberbürdung. Mit welcher Begeisterung hat dagegen der Geheimrath Lüders in der Conferenz das Glück seiner Primanerzeit geschildert! Und worin bestand es? In der freien wissenschaftlichen Bethätigung, in dem Genusse, den die classischen Studien damals gewährten, wo der Lehrer mehr anregte und anleitete als forderte und bestimmte. Von dieser Freiheit ist den Schülern der obern Klassen zu viel verloren gegangen. Wenn in den untern und mittlern Klassen der Unterricht nach seminaristischem Beispiel durch Verbesserung der Methode noch bedeutend gewinnen kann, so bedürfen in den obern die heranwachsenden Jünglinge viel mehr der Anregung und des Raumes zu einer freien, den eigenen Neigungen und Gaben entsprechenden Thätigkeit, als der methodischen Schulung. Das Gymnasium steht zwischen der Volksschule und der Universität in der Mitte; es berührt sich unten mit jener, oben mit dieser. Es wäre ein Unglück, wenn die Praxis der Volksschule für die ganze höhere Unterrichtsanstalt maßgebend würde. Die Richtung dahin ist bei vielen Lehrern und Vorgesetzten vorhanden, und man muß ihr entschieden entgegentreten. Der Werth der ausgebildeten und festgelegten Methode nimmt nach oben hin ab, und in demselben Maße wächst die Bedeutung der geistigen Persönlichkeit des Lehrers. Gewisse allgemein pädagogische Grundsätze muß natürlich der Lehrer der Prima so gut befolgen wie der der Tertia; aber die Hauptsache ist, daß er selbst stets aus dem Vollen schöpft, daß er die besondern Bedürfnisse der einzelnen Schüler ausspürt und ihnen Genüge thut, besonders den begabten, daß er nach allen Seiten hin die Bildung erweitert, die Beziehungen zum Leben und zur Gegenwart im großen Sinne ausbeutet, die besondere Erscheinung aus dem Allgemeinen würdigt, überall hohe Gesichtspunkte aufstellt und weite Ausblicke eröffnet. Es gibt Lehrer, die mit einem

Digitized by Google

geringen Geistespfunde bei vortrefflicher Methode in den untern und mittlern Klassen glänzende Erfolge erzielen, aber schon dem Secundaner nicht recht mehr genügen und dem Primaner trotz der methodischen Kunst, mit der sie zum Examen vorbereiten, mit ihrer Geistesarmuth durchsichtig werden und außer einer äußern Abrichtung nichts erreichen. Andere wieder schütten bei Vernachlässigung mancher pädagogischen Grundsätze eine solche Fülle fruchtbaren geistigen Samens aus, wissen so die Geister zu erleuchten und die Herzen zu erheben, daß alle ihnen freudig folgen, viele weit über vorgeschriebene Ziele hinausgehen und jeder in eine geistige Bewegung geräth, die noch lange nachwirkt und ihm später die Primanerzeit in einem idealen Lichte erscheinen läßt. Einer solchen Thätigkeit soll man Spielraum gönnen, und selbst wenn an den positiven, controlirbaren Kenntnissen der Schüler sich eine Ungleichheit zeigt und rein scholastische Fähigkeiten wenig entwickelt sind, soll man darüber wegen des viel Größern, das erreicht ist, hinwegsehen und den Lehrer nicht durch kleinliche Ausstellungen hemmen und drücken. Dazu gehören dann Schulräthe, die selbst großen Geistes sind oder doch eine große Auffassung und Ausübung zu würdigen wissen. An der Freiheit zu solcher Thätigkeit fehlt es aber, und daran ist entschieden die Controle schuld, deren hastige Art am äußern Wissen und der eingeübten Fertigkeit haftet. Sehr bezeichnend ist die Mittheilung, die der frankfurter Director Dr. Hartwig in der Conferenz machte: in den 20 Jahren, seitdem am Gymnasium zu Frankfurt a. M. die Abgangsprüfung eingeführt sei, habe sich von dort keiner mehr der Laufbahn des Universitätslehrers zugewendet, was früher oft der Fall gewesen sei.

Der Geheimrath Klix hat ohne Zweifel recht, wenn er behauptet, die Reifeprüfung habe die Gymnasien auf die Höhe gebracht, auf der sie stehen; es fragt sich nur, was für eine Höhe das ist. Es ist die Höhe der Durchschnittsbildung, die sich im gelehrten Berufsleben als höheres Handwerkerthum, als Mangel an allgemeinem geistigen Interesse, Abschließung der Stände, Ueberschätzung äußerer Güter und sittlichem Materialismus darstellt — des Massenproletariats unbeschäftigter „Studirter" nicht zu gedenken! Es ist die glatt abgeschorene Kammhöhe, auf der alle Gipfel fehlen. Was aber Gipfel werth sind, haben Bismarck, Moltke und Kaiser Wilhelm I. gezeigt. Wie sie das deutsche Volk politisch und kriegerisch emporgehoben haben, so müssen überhaupt die starken Geister wirken. Wo keine Vorbilder sind, da verflacht alles — auch in der Klasse. Lehrer, welche rechte Geistesbeweger sind, soll der Vorgesetzte nicht auf eine Durchschnittslinie herabdrücken, und angesichts der so bedenklichen Ueberproduction der Gymnasien sollte man gerade in den obern Klassen diejenigen Elemente, denen es an eigenem Triebe und an Gaben fehlt, sich von selbst ausscheiden lassen, statt daß man sie auf Kosten der begabtern sorgsam zu einer gewissen formalen Leistung erzieht. Das ist das einzige Mittel, um das Gelehrtenproletariat zu vermindern.

Weniger Schablone! Weniger Zwang! das ist der erlösende Ruf, der auch auf der Conferenz von erfahrenen Schulmännern erhoben ist. Daß er nicht ganz ungehört verhallt ist, beweist die Erklärung, welche der Cultusminister durch den Geheimrath Stauder abgab. Dieselbe ging dahin, daß wenn eine Prüfung zum Abschluß der Untersecunda eingerichtet werde, eine größere Freiheit der Studien für Obersecunda und Prima

Digitized by Google

zu ermöglichen sei. Diese werde dadurch gesichert, daß für das Reifezeugniß mangelhafte Leistungen in einzelnen Fächern, z. B. in der Mathematik und Naturwissenschaft, durch gute in den classischen Sprachen ausgeglichen werden könnten. Weshalb diese so wünschenswerthe Freiheit von der Einrichtung des beregten Examens abhängig gemacht wird, ist nicht einzusehen. Mit diesem Examen treibt man dem Gymnasium überhaupt wieder einen Pfahl ins Fleisch. Der sogenannte „Berechtigungsschein" soll nicht mehr durch Versetzung nach Obersecunda, sondern durch das Bestehen dieses Examens erworben werden. Man will dadurch den Strom derjenigen, denen es zunächst nur um jenen Schein zu thun ist, auf die höhern Bürgerschulen ablenken. Das Mittel wird schwerlich den geringsten Nutzen haben, vorausgesetzt, daß die Prüfung vor dem Lehrercollegium abzulegen ist; denn vor diesem werden durchgehends alle diejenigen bestehen, die sonst versetzt wären. Man hat eben nur wieder etwas „Prüferei" mehr; vielleicht kommt dann für den Abschluß der Obersecunda noch eine Prüfung in der alten Geschichte, die fortan von der Reifeprüfung ausgeschlossen sein soll, hinzu, und man hätte dann in drei Jahren drei Prüfungen. Hoffentlich bleibt das Gymnasium von dieser Art von Schulreform verschont! Das einzige Mittel, jene Elemente vom Gymnasium (und der zukünftigen Oberrealschule) weg der höhern Bürgerschule zuzuführen, besteht darin, daß man die Ertheilung des Scheins mit der des Abgangszeugnisses verbindet und alle, welche früher abgehen, an die Prüfungscommission für Einjährig-Freiwillige verweist. Nur für diejenigen Orte, an denen keine höhere Bürgerschule besteht, mögen Ausnahmebestimmungen getroffen werden, da sonst allerdings die so unentbehrlichen und so werthvollen Gymnasien der kleinern Städte eingehen würden. Dies ist das einzige Zugeständniß, das man dem Einjährig-Freiwilligenwesen von seiten des Gymnasiums machen darf. Es hieße den ganzen Organismus desselben zerstören, wenn mit Untersecunda ein besonderer Abschluß gemacht werden sollte. Der Geschichtsunterricht würde dann auf der Unterstufe (IV, III, II, 2) vier Jahre umfassen, auf der Oberstufe (II und I) deren nur drei; es würde auf der Unterstufe drei Jahre deutsche Geschichte gelehrt, auf der obern zwei; es würde der so wichtige Unterricht in der alten Geschichte für die obern Klassen auf die Hälfte des bisherigen Umfangs, auf ein Jahr beschränkt werden, ohne daß man auch nur für die Neuzeit mehr Raum gewonnen hätte. Und weshalb hätte man die Dinge so auf den Kopf gestellt? Damit diejenigen, die nach einjährigem Besuche der Secunda die Schule verlassen wollen, d. h. diejenigen, welche überhaupt nicht auf das Gymnasium gehören, eine „abgerundete Bildung" erhalten. Man lockt also durch diese sorgfältige Berücksichtigung gerade diejenigen Elemente ins Gymnnasium, die man fernhalten soll und fernhalten zu wollen vorgibt, und berücksichtigt ihre Bildung auf Kosten der Schüler der obern Klassen, um derentwillen das Gymnasium überhaupt da ist. Und um dieser Verkehrtheit die Krone aufzusetzen, will man ins Gymnasium noch eine neue Prüfung einführen, in der nach einjährigem Besuche der Secunda die halbfertigen Gymnasiasten ihre „abgerundete Bildung" beweisen sollen. Zu dieser herrlichen Bildung gehört dann all das Latein und Griechisch, das man in den obersten Klassen, die man nicht betritt, erst ver-

Digitized by Google

werthen und sich lohnen lassen sollte, während es für das praktische Leben keinen Werth hat. Und wie erstarrend und mechanisirend wird dieses Examen auf die mittlern und untern Klassen wirken! Hoffentlich läßt man noch in letzter Stunde die geplante unheilvolle Einrichtung wieder fallen, sonst könnte diese Reform zum Ruin des Gymnasiums führen. — —

Daß der höhere Lehrerstand bei der nothwendigen Schulreform, selbst wenn sie in so bescheidenem Umfange, wie die Schulconferenz sie vorgeschlagen hat, durchgeführt wird, einer schwerern Aufgabe gegenübersteht, war die allgemeine Ueberzeugung jener Versammlung. Wir sehen aber die Schwierigkeit nicht darin, daß mit weniger Stunden dieselben Ziele wie bisher erreicht werden sollen — das ist auch bei der besten Methode einfach unmöglich — sondern darin, daß die Ziele andere und höhere sein sollen. Es gilt mit dem bisherigen System einer einseitigen Wissensbildung zu brechen und allein auf das Wesentliche, Werthvolle und Bedeutende zu dringen. Dabei sollen alle künstlichen Treibmittel beiseitegelegt und alle Wirkung durch die geistige und sittliche Art des Lehrers erzielt werden. Um solche Lehrer zu gewinnen, bedarf es einer Sichtung derer, die dem Lehrberufe sich widmen wollen, und einer sorgfältigern Vorbereitung der Gesichteten. An jener Sichtung fehlt es noch völlig; man läßt die jungen Leute drei bis fünf, ja sechs Jahre studiren, ihr Examen machen und muß dann, um nicht grausam zu sein, versuchen, wieviel man durch Erziehung bei den Ungeeigneten erreicht. Viel ist das nie, und so hat fast jedes Lehrercollegium seine verunglückten Existenzen aufzuweisen. Ich kann deshalb nur aufs dringendste den Vorschlag, den ich in dem obengenannten Aufsatze eingehend begründet und dargelegt habe, wiederholen, diejenigen, welche den höhern Lehrberuf erwählen, einen Vorbereitungs-, Prüfungs- und Selbstprüfungscursus durchmachen zu lassen, ehe sie zur Universität gehen. Das Beispiel der Bergverwaltung, welche vor Beginn der wissenschaftlichen Studien die Ableistung eines Probejahres, in welchem Lust und Befähigung zur Sache sich erweisen und die nöthigen technischen Vorkenntnisse und Handgriffe erworben werden müssen, verdient durchaus Nachahmung.

Was die Universitätsstudien betrifft, so ist der von Klix gemachte und vom Geheimrath Stauder empfohlene Vorschlag, daß die philosophischen Facultäten für die Studirenden des höhern Lehrfachs bestimmte Studienpläne erlassen sollen, sehr bedenklich. Es kommt ja vor, daß die jungen Leute mit den entlegensten Studien ihre Zeit verlieren und hernach im Examen sich keine einzige Lehrbefugniß erwerben. Aber diese können sich nicht mit der ignorantia legis entschuldigen. Aus der Prüfungsordnung kann jeder erfahren, worauf es später ankommt. Jene Studienpläne bergen aber eine Gefahr für die Freiheit der Universitäten; sie verpflichten nämlich die Facultäten, zunächst dafür zu sorgen, daß jenen Studienplänen gemäß auch gelehrt wird. Die Professoren werden selbst ihnen unterworfen; haben sie dann auch noch darauf zu achten, daß die Studenten jene Pläne innehalten, so entstehen Curse, und so wird ganz allmählich — oder sehr bald — das höhere Lehrerseminar fertig. Der Staat hat dann wieder ein Stück kostbaren individuellen Lebens und freier Wissenschaft verschluckt.

Die jetzt eingerichteten pädagogischen Seminare zur Einführung in die Praxis bewähren sich wohl; man hat freilich

Digitized by Google

noch wenig Erfahrung darüber. Eine bedenkliche Seite haben sie freilich: der leitende Lehrer oder Director ist zu leicht geneigt, seine persönliche Art zum alleingültigen System zu machen und besondere Eigenart und Vorzüge der jungen Lehrbeflissenen zu beschränken oder zu unterdrücken. Die Leiter der Seminare müssen besonders viel Takt und Selbstbeschränkung üben. Sie müssen mehr durch Beispiel als durch Zurechtweisung wirken, mehr das Gute in ihrer Art zeigen, als es in allgemeiner Art fordern, vor allem es aus der eigenen Natur der Lehrbeflissenen heraus entwickeln, als es ihnen von sich aus übertragen und aufprägen.

Wo wie beim Lehrberufe alles auf die sittlichen Factoren ankommt, muß auch die Einwirkung der Vorgesetzten durchaus sittlicher Natur sein, d. h. es muß das Gute in Freiheit erzeugt werden. Die Freiheit liegt aber in der Selbstbestimmung, und so muß durch Vorbild und Ueberzeugung, durch Ueberlegenheit des Geistes und herzliches Wohlwollen der Lehrer bestimmt werden, seinem Vorgesetzten zu folgen. Noch immer will die Unterrichtsverwaltung sich nicht den Stachel des äußern Vortheils entgehen lassen. Beförderung und Zurücksetzung sollen den Wetteifer um ihre Zufriedenheit wach halten. Wie verwerflich diese Mittel sind, kann dem Einsichtigen nicht entgehen; sie bewirken nur Unzufriedenheit, Verbitterung, Zwiespalt und Unzuverlässigkeit. Aber es scheint fast, als ob man diesen Stachel dadurch noch hat schärfen wollen, daß man für die Verbesserung des Einkommens und der Stellung der Lehrer den gerechtesten Wünschen, die auf Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz gehen, taub blieb. Rückhaltslos und einstimmig hat die Schulconferenz sich diese zu eigen gemacht, und da der Kaiser selbst in dieser Sache dem Cultusminister einen kategorischen Befehl hat zugehen lassen, so steht zu hoffen, daß endlich die nöthigen Maßregeln getroffen werden. Thatsächlich sind jetzt alle verheiratheten Gymnasiallehrer, die mit Kindern gesegnet sind, ohne Vermögen zu besitzen, gezwungen, sich Nebenverdienst zu verschaffen. Die oft sehr erhebliche Kraft, die sie darauf verwenden müssen, geht der Schule verloren. Wenn durch gesetzlich festgestellte Alterszulagen, durch eine angemessene Regelung der Gehalts- und Rangfrage der höhere Lehrerstand eine seiner Würde und Aufgabe entsprechende Stellung und Selbständigkeit erhalten hat, so ist bei seiner anerkannten Tüchtigkeit nicht zu zweifeln, daß er auch größere Aufgaben als bisher lösen wird. Diese sind aber schlechterdings nicht darin zu suchen, daß viele Schulen jetzt von einer bestehenden Gattung in eine neue übergeführt werden müssen, und daß das Lehrverfahren nach neuen Lehrplänen einzurichten ist. Diese ganze äußere Reform wird, soweit die Lehrerschaft in Betracht kommt, sich glatt abwickeln. In den Fächern mit verstärktem Unterrichte wird man mehr, in denjenigen mit verringerten Stunden weniger durchnehmen, und daß da die Erfolge und also die Ziele nicht dieselben bleiben können, versteht sich von selbst. Worauf es ankommt, das ist die innere Reform. Was gelehrt wird, ist bei weitem nicht so wichtig als wie gelehrt wird. Die Schulconferenz hat, wie gezeigt ist, einige Beschlüsse gefaßt, deren Ausführung einen Beginn der innern Reform darstellen würde. In ihrer Richtung muß fortgeschritten werden. Der neue Cultusminister hat freie Bahn. Wenn er die äußere Controle zu einer innern macht, wenn er der Schule Sammlung und Ruhe wiedergibt und die Schüler, indem er sie von

Digitized by Google

der geistigen Hetzjagd befreit, körperlich kräftigt, wenn er den Zugang zum Lehrfache rechtzeitig sichtet, der Lehrerschaft auf den obern Stufen mehr Freiheit der Bewegung gönnt, die den Schülern zugute kommt, wenn er den Lehrerstand äußerlich hebt, um ihn innerlich zu kräftigen, und wenn er durch eine sorgfältige Wahl der Vorgesetzten und durch eine mehr organische Verbindung der Aufsichtsbehörden mit dem Schulleben alle sittlichen Kräfte belebt, dann wird er die edeln Lorbern auf diesem wichtigen Lebensgebiete pflücken, die sein Vorgänger sich hat entgehen lassen.

Die Simplonbahn.

Von **Gustav Krenke.**

Wer von hoher Warte die Weltgeschichte überblickt, der erkennt in dem bunten Wechsel der Erscheinungen einen Angelpunkt, um den sich die auftauchenden und verschwindenden Bilder drehen, ein verknüpfendes Band, das wie ein rother Faden die Völkerumwälzungen durchzieht; es sind die Beziehungen zwischen dem Abend- und Morgenlande. Die Raubfahrt des trojanischen Königssohnes, der dem Sparterkönig die schöne Helena und die Kostbarkeiten seiner Schatzkammer auf schnellen Schiffen entführte und dadurch die Blüte der griechischen Jugend zum Rachezuge gegen Troja herausforderte, ist das dichterisch verklärte Urbild der Beziehungen zwischen Europa und Asien. Wie bei einer Brandung die Wellen unablässig vor- und zurückfluten, so sind seitdem die Völker Asiens bald vorgedrungen, bald vor dem siegreichen Ansturme des erstarkten Abendlandes wieder zurückgewichen, haben sich aber doch, trotz der nun schon seit Jahrhunderten währenden Ueberlegenheit Europas, noch immer auf der Balkanhalbinsel behauptet; sie ist jetzt das Pulverfaß, dessen Entzündung die europäische Ruhe bedroht. Der Besitz des Goldenen Horns ist der Zankapfel, der Europas Völker entzweit.

Nicht nur Rußland und Oesterreich, deren geographische Lage den Drang nach Osten erklärt, streiten sich um die Haut des alternden Löwen, sondern auch namentlich England, ferner Frankreich, Italien und selbst Deutschland können bei der Vertheilung des türkischen Erblasses nicht unbetheiligte Zuschauer bleiben, weil der Besitz der Türkei für den Güteraustausch zwischen den europäischen Culturstaaten einerseits und den Ländern der Levante, Ostafrika und Ostasien andererseits von unberechenbarem Werthe ist. Die maßlose Eifersucht, die sich bei jedesmaligem Anrühren der orientalischen Frage zwischen den europäischen Staaten von neuem entfacht, zeigt zur Genüge, eine wie hohe Bedeutung jener Güteraustausch besitzt, ja daß er den Lebensinteressen der Culturstaaten beizumessen ist.

Den Löwenantheil an dem Güteraustausche zwischen Abend- und Morgenland hat sich England zu verschaffen gewußt, wobei es die meisten Güter seinen Schiffen und dem Meere anvertraut und ihnen so zwar nicht eine

Digitized by Google

schnelle und gefahrlose, aber billige Beförderung sichert. Für eine Reihe von Waaren, beispielsweise Postsachen, Werthsendungen und Kostbarkeiten, besonders aber für den Personenverkehr, kommt dagegen zunächst die Sicherheit und Schnelligkeit der Beförderung und erst in zweiter Linie die Billigkeit in Betracht, sodaß sie fast ausnahmslos dem Landwege soweit wie möglich den Vorzug geben; diese Verkehrsarten verlassen das Schiff an der England gegenüberliegenden Küste des Festlandes, durchqueren letzteres und unterziehen sich der Seefahrt erst von einem Mittelmeerhafen aus. Dadurch entspann sich die Streitfrage, wem die Vermittelung dieses englischen Verkehrs auf dem Festlande zufallen sollte.

Während die deutschen Waffen 1870/71 nebst der Reichseinheit auch das politische Uebergewicht Deutschlands erkämpften, erfocht Frankreich durch die Vollendung des am 16. Oct. 1871 eröffneten Mont-Cenis-Tunnels einen wirthschaftlichen Sieg von weittragender Bedeutung; Englands Verkehr mit dem Morgenlande mußte, soweit nicht der Seeweg ausreichte, unabänderlich der Linie Calais-Paris-Lyon-Mont-Cenis-Turin-Alessandria-Piacenza-Bologna-Ancona-Brindisi zufallen. Es schien, als würde Frankreich den ganzen Ueberlandverkehr an sich ziehen und Deutschland von dem Verkehr mit dem Mittelmeere und der Levante völlig abgedrängt werden. Doch die weltgeschichtlichen Ereignisse, die Europas Aussehen politisch so gewaltig verändert hatten, waren die Vorbedingung und der Anstoß, auch die wirthschaftliche Niederlage wettzumachen; mit einer bedeutenden Beihülfe betheiligte sich das Deutsche Reich an dem Baue der Gotthardbahn, um zwischen seinem gewerblichen Westen und Italien eine Schienenverbindung herzustellen und um den englischen Ueberlandverkehr zur Benutzung der deutschen Schienen anzulocken. Am 1. Juni 1882 wurde die Gotthardbahn eröffnet und damit eine neue Welthandelsstraße (Ostende-Basel-St.-Gotthard-Mailand-Piacenza-Brindisi) geschaffen; was man erwartet hatte, erfüllte sich vollkommen. Der zwischenstaatliche Verkehr der Schweiz, Italiens und Deutschlands nahm eine unerwartete Entwickelung, Mailand blühte auf Kosten Lyons empor, Italiens Bedeutung zur See hob sich zusehends, und Deutschland trat der Südküste Italiens so nahe, daß es Frankreichs Durchgangs- sowie directen Orienthandel aufs äußerste gefährdete. Angesichts des nachhaltigen Verkehrsrückganges der Mont-Cenislinie trachtete Frankreich, einen neuen Handelsweg nach Italien, welcher der Gotthardbahn überlegen sein würde, zu schaffen.

Vor allem schien die Simplonstraße Frankreichs Bedürfnissen zu entsprechen. Im Alterthume soll schon vor der römischen Kaiserzeit eine Heerstraße über den Simplon erbaut sein, wahrscheinlich trat jedoch der eigentliche Simplonweg erst in der spätern Kaiserzeit in die Reihe der Alpenpässe; Bedeutung erlangte der Paß im 13. Jahrhunderte durch Vermittelung des orientalischen und italienischen Durchgangsverkehrs. In der Neuzeit war es Napoleon, dem der Wunsch, das den Oesterreichern entrissene Oberitalien fester an Frankreich zu ketten, lebhaftes Interesse für den Simplonpaß einflößte und den Beschluß, gemeinsam mit der cisalpinischen Republik über den Simplon die erste große Alpenkunststraße der Schweiz zu bauen, zur Reife brachte. Am 25. Sept. 1805 wurde sie für Cavalerie, 12 Jahre später für Artillerie eröffnet; doch ist sie nie eine eigentliche Handelsstraße geworden, da sich ihr Verkehr dem Mont-Cenis dauernd zugewendet hatte,

Digitized by Google

eine Thatsache, die sich in dem ersten großen Alpendurchstiche des Mont-Cenis widerspiegelt. Die Simplonstraße ist nächst jener über den Brenner die erste Alpenstraße für Wagen gewesen und wird in ihrer technischen Ausführung nur von der Splügenstraße übertroffen; sie gehört wegen der außerordentlichen Naturschönheiten des von ihr durchzogenen Gebietes zu den von Reisenden besuchtesten. Die Paßhöhe (2020 Meter) liegt zwischen dem Gebirgsstocke des Monte-Leone (3565 Meter) mit dem Schönhorn im Osten und dem Fletschhorn (4025 Meter) mit dem Simmelihorn im Westen; im Norden führt die tief eingeschnittene Schlucht des Saltinethales den Kaltwasserabfluß des Monte-Leone dem Rhône zu; im Süden senkt sich das Thal der Diveria, erst eng, dann sich erweiternd, allmählich zur Toccia hinab.

Bereits im Jahre 1852 erhielt die „Gesellschaft der Eisenbahn nach Italien" (Compagnie de la ligne d'Italie) die Concession für eine Bahn vom Genfersee durch das Rhônethal aufwärts; auch Cavour suchte schon damals eine Schienenverbindung mit Frankreich, verabscheute aber die Simplonlinie, weil sie nach der noch in österreichischem Besitze befindlichen Lombardei ausmündete, während er vom Mont-Cenistunnel Vortheil für Piemonts Hauptstadt erhoffte. Im Auftrage der Gesellschaft unternahm deren Oberingenieur Garella in den Jahren 1857 und 1858 die ersten Untersuchungen am Simplon; die Gesellschaft konnte indessen ihre Verpflichtungen nicht erfüllen, und die Concession verfiel.

Der erste ausgearbeitete Entwurf stammt (1857) von den walliser Ingenieuren Clo und Vernatz, die von der Tiefe der Saltineschlucht, 725 Meter über dem Meere, ausgingen und in einer Höhe von 1068 Meter durch den Gebirgsstock einen 12,2 Kilometer langen Tunnel legten, welcher in der Gondoschlucht, 1011 Meter über dem Meere, ausmündete und auf dem linken Diveria-Ufer seine Fortsetzung nach Domo erhielt. Im Jahre 1859 legte Eugène Flachat einen Entwurf vor, nach dem die Bahn ohne Tunnel mit starken Steigungen und einer eingeschalteten Fell'schen Bergbahn direct über die Paßhöhe führen sollte, und als ihm die Aussichtslosigkeit einer solchen Bahn nachgewiesen, schlug er einen 29,4 Kilometer langen Tunnel in 1759 Meter Scheitelhöhe vor, ein Plan, der ebenfalls, trotz mannichfacher Verbesserungen, beiseitegelegt wurde. Nach Charles Jacquemin's Entwurf (1860—62) sollte ein geneigter Tunnel in der Höhe von 1659 Meter, 11 Kilometer lang, mit starken Steigungen das Gebirge durchbrechen. Thouvnot schlug, unter Anlehnung an Flachat's Entwurf, einen Scheiteltunnel vor. In Lehaitre's Entwurf traten zum ersten male die in sich zurückkehrenden Schlangenwindungen, wie sie bei der Gotthardbahn zur Ausführung kamen, auf. Lommel schlug 1864 einen 17,5 Kilometer langen Scheiteltunnel in der Höhe von 705 Meter vor, der bei geringer Steigung im Innern nach seiner Mündung bei Gondo eine stark geneigte Fortsetzung am linken Diveria-Ufer erhalten sollte, während von Stockalper 1869 einen 16 Kilometer langen Scheiteltunnel, der in der Saltineschlucht in der Höhe von 771 Meter beginnen und bei Gondo 790 Meter hoch ausmünden sollte, in Vorschlag brachte; doch waren außer dem Haupttunnel noch 5,385 Kilometer anderer Tunnelbauten erforderlich.

Im Jahre 1873 wurde die Simplon-Eisenbahngesellschaft ins Leben gerufen und erhielt am 24. Sept. 1873 vom Bunde die Concession für die jetzt im Betriebe befindliche Bahn von Bouveret

Digitized by Google

am Ostende des Genfersees bis Brieg am nördlichen Zugange der Simplonstraße; die Gesellschaft ließ von dem später durch den Gotthardtunnelbau berühmt gewordenen Unternehmer Favre sowie von ihrem Ingenieur Clo einen Entwurf aufstellen, nach dem der 19,8 Kilometer lange Haupttunnel 680 Meter über dem Meere dicht am Rhôneufer beginnen und in 649 Meter Höhe südlich münden sollte, während außerdem noch 3,183 Kilometer kleinere Tunnelbauten auszuführen waren. Das Weltausstellungsjahr 1878 brachte einen neuen Entwurf Lommel's mit einem 18,5 Kilometer langen Tunnel, den er 1881/82 in einen 19,6 Kilometer langen umarbeitete.

Die Entwürfe hatten sich bereits zu einem Dutzend angehäuft, und noch immer war die Simplonfrage ihrer Lösung um keinen Schritt näher gekommen; um dem Unternehmen einen kräftigern Träger zu geben, vereinigten sich daher am 28. Juni 1881 die Westschweizerische mit der Simplon-Eisenbahngesellschaft zu einer Gesellschaft, veranlaßten neuerdings gründliche Vermessungen und ließen durch den Ingenieur Meyer auf dieser Grundlage einen Entwurf ausarbeiten, dessen Tunnel nördlich in einer Höhe von 685 Meter beginnt und südlich 640 Meter hoch bei Isella ausmündet; die Tunnellänge beträgt 19,795 Kilometer, bezw. bei Annahme einer andern ebenfalls berücksichtigten Richtung 20 Kilometer.

Dieser letzte Entwurf mit einem Tunnel von 20 Kilometer fand allgemeinen Beifall; zu seiner Ausführung war aber die als gewiß betrachtete Betheiligung Frankreichs an den Baukosten erforderlich. Dort hatte die Abgeordnetenkammer im Jahre 1881 einen Ausschuß zur Prüfung der Frage eines neuen Alpenübergangs eingesetzt; so sehr man auch die Vortheile der Simplonbahn zu schätzen wußte, so ließ doch die auch von Gambetta getheilte Nationaleitelkeit die Bewilligung einer Beihülfe für eine auf schweizerischem Gebiete gelegene Alpenbahn nicht zu. Unter der Begründung, daß bei Annahme der Simplonlinie behufs Verbesserung der Neigungsverhältnisse der den Jura durchschneidenden Bahnen allein etwa 50 Mill. Frs. erforderlich seien, verwarf man daher die Simplonbahn und empfahl einen Montblanctunnel, der ja strategisch nicht ohne Werth, technisch aber wegen der Gesteinbildung und der im Innern zu erwartenden außerordentlichen Hitze wahrscheinlich gar nicht auszuführen ist. Zwar sprach sich Amadeus Marteau in einem auf Veranlassung des Ministeriums Freycinet im Herbst 1882 verfaßten Gutachten sehr warm für die Simplonlinie aus und wurde noch einmal ein dringender Mahner für ihre Unterstützung, als die weit über Erwarten günstigen Betriebsergebnisse der Gotthardbahn für die Zeit vom Juli 1882 bis dahin 1883 und der bedeutende Verkehrsrückgang der Mont-Cenislinie im Jahre 1882 bekannt wurden; man vermochte sich aber über die vermeintliche Preisgabe der nationalen Würde nicht hinwegzusetzen.

Angesichts dieser Sachlage ließ die Westschweizerische und die Simplonbahn-Gesellschaft, um die Baukosten herabzudrücken, durch ihren Oberingenieur Meyer einen neuen Entwurf, durch den der Tunnel in einer Höhe von 820—830 Meter nur eine Länge von 16,07 Kilometer erhält, ausarbeiten. Es wurde auch die Ausführung des Tunnels nur mit den Mitteln der Schweiz ohne jede Beihülfe einer auswärtigen Macht ins Auge gefaßt; zu diesem Zwecke schlug Oberst de Bange namens der Gesell-

Digitized by Google

schaft der ehemaligen Cailwerke in Paris eine Kettenbahn mit einem Tunnel von nur 4,8 Kilometer, ferner der englische Ingenieur Fell eine Bergbahn mit Mittelschiene, wie sie ursprünglich beim Mont-Cenis verwendet wurde, und endlich der italienische Ingenieur Agudio eine Seilbahn mit einem 1600 Meter hoch gelegenen Tunnel von 6,05 Kilometer Länge vor. Bei dem lebhaften Widerstreite der Meinungen über die Vortheile oder Aussichtslosigkeit der einzelnen Entwürfe traten die fünf Cantone der Französischen Schweiz: Freiburg, Waadtland, Wallis, Genf und Neufchâtel, ferner die Westschweizerische und Simplonbahn-Gesellschaft und die von ihr zur Beschaffung der Baugelder ins Leben gerufene Neue Schweizerische Eisenbahnbank im März 1886 zusammen und beauftragten einen Ausschuß von hervorragenden Sachverständigen mit der Prüfung der Entwürfe. Der Ausschuß verwarf grundsätzlich die Vorschläge von Bange, Fell und Agudio und empfahl, unter Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse, die Wahl des eingleisigen Tunnels von 16,07 Kilometer Länge in 820—830 Meter Höhe.

Zur Ausführung dieses Entwurfs, einschließlich der Zufuhrstraße, der Bauzinsen, der Geldbeschaffungskosten und anderer Unkosten waren 96 Mill. Frs. aufzubringen; hiervon wurden 15 Mill. vom Bunde sowie den betheiligten Cantonen als unverzinsliche, nicht rückzahlbare Beihülfen bewilligt; fernere 15 Mill. von den betheiligten italienischen Provinzen und Gemeinden (Mailand, Genua, Novara, Domo d'Ossola) erwartet; 30 Mill. sollte die Neue Schweizerische Eisenbahnbank durch Ausgabe von Schuldverschreibungen der Schweizerischen West- und Simplonbahn beschaffen, während die dann noch fehlenden 36 Mill. von der Tunnel-Baugesellschaft, an der sich unter Leitung des pariser Comptoir d'Escompte eine Gruppe italienischer, schweizerischer und französischer Banken betheiligen wollten, allerdings unter sehr harten Bedingungen vorgeschossen werden sollten.

Das Gelingen dieses Finanzplanes wurde durch den Sturz des Comptoir d'Escompte im Jahre 1887 aussichtslos, und neue Auskunftsmittel mußten ersonnen werden; im Jahre 1889 erboten sich die Darmstädter Bank für Handel und Gewerbe sowie die Internationale Bank in Berlin zur Beschaffung der Baugelder und zu einer Umwandlung des größten Theils der Schuldverschreibungen der Westschweizerischen und Simplonbahn in niedriger verzinsliche unter der Voraussetzung, daß sich diese Gesellschaft mit der Jura-Bern-Luzern-Eisenbahngesellschaft verschmelze. Am 16. Aug. 1889 wurde zwischen den beiden Eisenbahngesellschaften der bezügliche Vertrag abgeschlossen, welcher nach einigen Aenderungen sowol seitens der Hauptversammlungen, in denen die betheiligten Banken über die Mehrzahl der Antheilscheine verfügten, als auch von den berührten Cantonen und vom Bunde genehmigt wurden; es konnte daher die vereinigte Gesellschaft der beiden Bahnen bereits am 1. Jan. 1890 unter dem abgekürzten Namen: Jura-Simplon-Eisenbahngesellschaft in Bern in Wirksamkeit treten. Der Zweck dieser Verschmelzung war, außer den fünf westlichen Cantonen auch das mächtige Bern für den Simplondurchstich zu gewinnen und eine große, über 975 Kilometer verfügende, leistungsfähigere Gesellschaft als Trägerin des Unternehmens zu schaffen, weil man sich auch für den Fall sichern wollte, daß doch ein Tunnel von 20 Kilometer Länge ausgeführt werden müßte. Bezüglich des Simplondurchstichs war im Vertrage bestimmt, daß

Digitized by Google

die neue Gesellschaft in alle der Westschweizerischen und Simplonbahn aus der Concession erwachsenden Rechte und Pflichten eintrete, also auch wie diese gehalten sei, die Strecke von Brieg bis zur italienischen Grenze zur Ausführung zu bringen; um aber denjenigen Cantonen, welche Beihülfen für den Simplontunnel bewilligt hatten, eine Bürgschaft über den Zeitpunkt der Inangriffnahme zu geben, verpflichtete sich die Jura-Simplonbahn-Gesellschaft gegenüber diesen Cantonen und jedem einzelnen besonders, an die Ausführung des großen Tunnels und der nördlichen Zufahrtstraße heranzutreten, sobald die Anschluß- und Betriebsbedingungen der neuen Bahn zwischen der Schweiz und Italien vereinbart sein und die Beihülfen zum Tunnelbau den Betrag von wenigstens 30 Mill. Frs. erreicht haben werden.

Diese Zusammenlegung, die ein Drittel aller schweizerischen Eisenbahnen unter einer Verwaltung vereinigt, schien dem Bunde die Gefahr heraufzubeschwören, daß sich hier ein Staat im Staate bilden und der Einfluß der durch gleiches Interesse verbundenen Cantone denjenigen des Bundes verdrängen könne. Um dies zu verhüten, sicherte sich der Bund durch die der vereinigten Gesellschaft ertheilte neue Concession größere Machtvollkommenheiten und die Möglichkeit früherer Verstaatlichung; alsdann erwarb er vom Canton Bern 30000 Vorzugs-Antheilscheine der Gesellschaft mit der Absicht, diese Ankäufe so lange fortzusetzen, bis ihm der Besitz seiner Antheilscheine die Stimmenmehrheit in der Hauptversammlung verschafft haben würde. Bezüglich des Simplontunnels beauftragte der Bund die Jura-Simplonbahn-Gesellschaft, neuerdings einen technischen und Finanzplan auszuarbeiten, namentlich aber zu prüfen, ob der Verkehr zur Verzinsung des Anlagekapitals ausreichen wird. Allen diesen Maßnahmen liegt die Absicht zu Grunde, daß der Bund für den Fall, daß die Ertragsaussichten der Simplonlinie günstige sind, das vereinigte Netz verstaatlicht und den Tunnel selbst baut, während er andernfalls die Sorge für die Durchführung des Unternehmens der Gesellschaft und den betheiligten Cantonen überläßt.

Eine der Hauptschwierigkeiten bildet noch die Verständigung zwischen der Schweiz und Italien über die südliche Ausmündung des Tunnels. Die italienische Regierung erklärte sich bereits im Jahre 1877 der ehemaligen Simplonbahn-Gesellschaft gegenüber bereit, dieser die Concession für die südliche Zufahrtlinie von Domo d'Ossola bis zur Grenze bei Gondo zu ertheilen, allerdings ohne Beitrag zu den Baukosten. Ferner verpflichtet der am 1. Febr. 1884 in Kraft getretene italienisch-schweizerische Handelsvertrag die beiden Regierungen, die Schaffung von Eisenbahnverbindungen zwischen den beiden Ländern soviel als möglich zu begünstigen. Für die Westschweizerische und Simplonbahn-Gesellschaft handelte es sich aber darum, daß die italienische Regierung, bezw. die betheiligten Provinzen und Gemeinden, einen baaren Zuschuß von 15 Mill. Frs. leisteten und die Herstellung der Zufahrtstraße auf italienischer Seite auf eigene Kosten übernahmen; auf Anregung der Gesellschaft unternahm daher der Bund im Jahre 1886 in dieser Hinsicht bei der italienischen Regierung diplomatische Schritte, die zur Folge hatten, daß letztere 1887 den Ingenieur Commandeur Carpi entsandte, um die Sachlage an Ort und Stelle zu prüfen. Nach langen diplomatischen Verhandlungen traten am 2. Juli 1889 die Vertreter der Schweiz und Italiens in Bern zusammen, um durch persönlichen

Digitized by Google

Meinungsaustausch zu einer Verständigung zu gelangen; die Schweiz wünscht den Tunnel im Süden, einige hundert Meter von der italienischen Grenze ausmünden zu lassen, um mit Rücksicht auf die Landesvertheidigung ebenso wie beim Gotthard die ganzen Kunstbauten bei etwaigen Kriegsereignissen in der Hand zu haben, während Italien darauf besteht, daß die Südmündung und noch ein Theil des Tunnels auf, bezw. unter italienischem Gebiete liegen sollen, angeblich weil man dem ohnehin schon längs der Grenze zum großen Schaden des italienischen Staatsschatzes blühenden Schmuggel nicht noch mehr Vorschub leisten will. Da die Vertreter nun von beiden Seiten durch gemessene Weisungen von diesen Forderungen nicht abzugehen gebunden waren, so mußte man sich unverrichteter Sache wieder trennen. Die Schweiz ist seitdem zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein im Kriegsfalle vor dem Südausgange aufgestelltes Heer großen Gefahren ausgesetzt ist, und daß es genügt, den Nordausgang zu verrammeln oder nöthigenfalls zu sprengen; sie besteht daher nicht mehr unbedingt auf ihrer Forderung. Italien dagegen will sich zunächst Gewißheit über die technische Ausführbarkeit des von ihm gewünschten 20 Kilometer langen Tunnels verschaffen; nach Abschluß der von ihm angeordneten Prüfung werden die Vertreter beider Staaten von neuem zusammentreten und dann voraussichtlich eine Einigung erzielen.

Daß die Simplonbahn in die Reihe der großen Alpenbahnen eintreten wird, kann nach den vorstehenden Darlegungen keinem Zweifel unterliegen; der Zeitpunkt der Ausführung indessen hängt noch von manchen Zufälligkeiten ab. Jedenfalls sind die Besorgnisse, daß Deutschlands Handel mit Italien seinerzeit unter dem Wettbewerb der Simplonbahn leiden werde, unbegründet, weil diese thatsächlich nur in wenig Verkehrsbeziehungen der Gotthardbahn unbedeutend überlegen ist, während der Verkehr mit dem Morgenlande sich nach Besserung der Betriebsverhältnisse auf den Orientbahnen mehr und mehr durch Oesterreich-Ungarn nach Konstantinopel, bezw. Saloniki hinwenden wird und so den deutschen Schienen erhalten bleibt. Ein anderes Unternehmen würde allerdings Frankreich ein bedeutendes wirthschaftliches Uebergewicht über Deutschland verleihen, nämlich eine directe Schienenverbindung zwischen den französischen und englischen Bahnen durch Herstellung eines Tunnels oder einer Brücke unter dem bezw. über den Kanal zwischen Cap Gris-Nez in Frankreich und Folkestone in England; bisjetzt haben aber die Engländer standhaft allen Liebkosungen der Franzosen widerstanden, und es scheint, daß sie es auch ferner thun werden. Nach Verwirklichung dieser Wünsche der Franzosen würde die Simplonbahn allerdings eine Gefahr für den deutschen Handel sein; da aber diese Voraussetzung sehr unwahrscheinlich ist, so hat der Simplontunnel aufgehört, ein Schreckbild für Deutschland zu sein.

Digitized by Google

Die evangelisch-lutherische Landeskirche der Ostseeprovinzen.

Von * * *.

Der Sommer 1885 hatte schweres Unglück über die Ostseeprovinzen Rußlands gebracht. Am 26. Juli war ein Erlaß Kaiser Alexander's III. veröffentlicht worden, welcher das Toleranzedict des verstorbenen Zaren vom 19. März 1865 aufhob und die usurpirte Stellung der griechisch-orthodoxen Staatskirche in den privilegirten baltischen Landen wieder einführte. Am 8. Aug. erschien ein zweiter Ukas, welcher die genaue Einhaltung des Reversalgesetzes vorschrieb und lutherische Prediger, wie alle diejenigen, welche von der griechischen Kirche zum Lutherthume strebten, im Falle der Nichtbefolgung mit harten und entehrenden Strafen bedrohte. Es sollte von nun an bei Eingehung von Mischehen zwischen Personen griechischen und protestantischen Bekenntnisses der nichtgriechische Theil die schriftliche Verpflichtung übernehmen, seine in der Ehe geborenen Kinder orthodox taufen zu lassen, und den Satzungen und Vorschriften der morgenländischen Kirche gemäß zu erziehen.

Wie ein Wetterstrahl war der kaiserliche Wille herniedergefahren auf die loyale Bevölkerung der Ostseeprovinzen. Trotz aller schlimmen Anzeichen hatte man so etwas nicht erwartet. Die confessionellen Manifeste vernichteten mit Einem Schlage alles, was die Ostseeprovinzen noch immer erhofften, die Wiederkehr der chaotischen Zustände vor dem Jahre 1865 wurde mit Entsetzen erwartet; nur eins wußte man mit Bestimmtheit: daß die Erlangung religiöser Gewissensfreiheit für absehbare Zeiten ausgeschlossen war.

Gleichwol sollte nichts versäumt werden, solange auch nur die denkbar geringste Möglichkeit vorlag, die drohende Gefahr im letzten Augenblicke noch abzuwenden. Verfassungsmäßig steht den baltischen Ritterschaften — den Patronen der lutherischen Landeskirche — das Recht zu, in wichtigen Fällen ihre Wünsche mit Umgehung aller Instanzen unmittelbar vor den Thron zu bringen. Von diesem Rechte wurde jetzt Gebrauch gemacht. Die Ritterschaften von Livland, Kurland, Estland und Oesel entsandten ihre Vertreter nach Petersburg, und in vier dem Inhalte nach gleichlautenden Bittschriften wurde dem Kaiser die Gefahr, welche der Gewissenszwang über das Land heraufbeschwöre, sowie das Gesuch um Gewährung von Gewissensfreiheit unter Berufung auf die Landesprivilegien und mit aufrichtigen Versicherungen der Ergebenheit vorgestellt. Auch die Consistorien unterließen es nicht, die Rechte der durch die Strafandrohung im kaiserlichen Befehle schwer gekränkten lutherischen Geistlichkeit nach oben hin zu vertreten, und richteten in gesetzlicher Ordnung an ihre vorgesetzte Behörde, das petersburger Generalconsistorium, Bittgesuche, um an allerhöchster Stelle eine Abstellung der Gewissensnoth zu erwirken.

Diese Bemühungen hatten, wie sich voraussehen ließ, keinen Erfolg; in schroffster Weise wurde alles abgeschlagen. Der Zar hatte die ritterschaftlichen Adressen sich vortragen lassen und den Bescheid ertheilt, „in Zukunft solche Gesuche nie mehr zu stellen. Er betrachte die Ostseeprovinzen wie das übrige Rußland und werde dieselben nach der gleichen Gerechtigkeit, aber auch nach dem gleichen

Digitized by Google

Gesetze, ohne irgendwelche Privilegien, regieren".

Die Gesuche der Consistorien gelangten überhaupt nicht zur Kenntniß des Ministers des Innern, geschweige denn zu der des Kaisers. Das Generalconsistorium hatte es nicht für zweckmäßig erachtet, Schritte in dieser dringenden Angelegenheit zu thun.

Die schwerwiegenden Erlasse sollten sich in kurzem als der Beginn einer neuen und vielleicht der schwersten Epoche in der Geschichte der lutherischen Landeskirche erweisen. Sie gaben das Zeichen zu einem allgemein und mit den schärfsten Waffen geführten Kampfe, zu einer förmlichen Hetze gegen Prediger und Laien, gegen den protestantischen Adel und die evangelische Bauernschaft, mit Einem Worte, gegen das Lutherthum überhaupt und alles, was mit ihm zusammenhing.

Mit wildem Jubel hatte die griechische Geistlichkeit die Rückkehr zur Intoleranz begrüßt, und glaubte sich nunmehr berechtigt, die gesammte ländliche Bevölkerung — Esten und Letten — als ihr rechtmäßiges Eigenthum anzusehen. Es war in letzter Zeit nicht alles nach Wunsch gegangen; die Propaganda, welche so pomphaft begonnen, hatte keine befriedigenden Ergebnisse geliefert: in Kurland und Estland war sie nach kurzem Aufschwunge ins Stocken gerathen, und in Livland hatten die Popen in jüngster Zeit überhaupt nichts ausgerichtet. Es mußten also wirksamere Mittel angewendet werden, um den Massen die orthodoxe Kirche im Glanze ihrer Machtstellung zu zeigen und den ungebildeten Theil der Bevölkerung in Schrecken zu setzen; gleichzeitig aber sollte das Lutherthum an empfindlicher Stelle getroffen werden.

So kam es, daß am 10. Oct. 1885 ein allerhöchster Befehl den Art. 247 der Bauverordnung wiederherstellte und am 10. Febr. 1886 ein Enteignungsgesetz zu Gunsten griechischer Kirchen und Schulen veröffentlicht wurde. Jener Artikel, der vom Kaiser Alexander II. am 6. Jan. 1862 außer Kraft gesetzt worden war, bestimmt, daß die Gouvernementsobrigkeit, bevor sie Entwürfe über den Bau andersgläubiger (d. h. nicht orthodoxer) Kirchen dem Minister des Innern zur Bestätigung vorlegt, verpflichtet ist, sich hierüber mit der griechischen Eparchialverwaltung in Verbindung zu setzen und bei derselben anzufragen, ob keine Hindernisse dem Bau im Wege stehen. Das neue Enteignungsgesetz gewährte der griechischen Kirche die ausgedehntesten Rechte zur Erwerbung von Grund und Boden; nur ganz bestimmte, namentlich bezeichnete Gebäude und Grundstücke in geringer Anzahl waren ihrer Verfügung entzogen; sonst konnte eigentlich alles, was das Gelüste der orthodoxen Priester weckte, auf dem Zwangswege von ihr angekauft werden.

Durch diese Gesetze war die lutherische Kirche sozusagen mit gebundenen Händen der Orthodoxie überliefert. Die Bauordnung stellt der griechischen Geistlichkeit anheim zu bestimmen, wo, wann und ob überhaupt lutherische Kirchen und Kapellen erbaut werden sollen. Die lutherische Bevölkerung muß fremde und ihrer Confession feindliche Geistliche um die Erlaubniß anbetteln, die Errichtung ihrer Gotteshäuser zu gestatten; sie ist nicht im Stande, gesetzlichen Widerstand zu leisten, wenn diese Geistlichkeit ihre Genehmigung versagt und protestantische Kirchenbauten vollkommen unmöglich macht. Das Enteignungsgesetz gestattet der griechischen Geistlichkeit, fast jedes Grundstück zum Bau ihrer Kirchen, zur Anlage ihrer Friedhöfe, jede Baulichkeit, welche für orthodoxe Schulen und Bet-

Digitized by Google

häuser geeignet erscheint, gegen unbedeutende Entschädigung an sich zu reißen. Lutherische Kirchen und Kapellen, lutherische Schulen und Küstorate, im allgemeinen Grundstücke und Gebäude, welche Eigenthum lutherischer Kirchen sind, hat das Gesetz der Verfügungsberechtigung der orthodoxen Eparchialverwaltung nicht entzogen; sie unterliegen der Zwangsenteignung. Jederzeit darf die griechische Geistlichkeit sämmtliche lutherische Kirchen der Ostseeprovinzen in Besitz nehmen und zu Zwecken der Orthodoxie verwenden; das unbewegliche lutherische Kirchenvermögen kann unter nichtigen Gründen eingezogen, jeder Neu- und jeder Umbau lutherischer Gotteshäuser kann verboten werden; das Gesetz hat, mit andern Worten, die Vernichtung der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen freigegeben.

Man wende hier nicht ein, das sei unmöglich, so weit könnten in der Gegenwart Kirche und Staat religiösen Haß nicht treiben. Das sind Einwürfe, welche in der Unkenntniß russischer Verhältnisse ihren Ursprung haben. Der russische Pope kennt keine Bedenken bei Ausübung seines Berufs: Seelen zu fangen und die „Metrikbücher"* zu füllen, und die panslawistische Regierung in Petersburg billigt alles, was als Mittel dient, Protestantismus und Deutschthum zu Grunde zu richten.

Bald nachdem das Gesetz vom 10. Oct. 1885 veröffentlicht war, bekundete die Regierung durch eine bemerkenswerthe Thatsache, daß es ihr Ernst sei mit dem soeben Erlassenen. Im estländischen Kirchspiele Isaack hatte der Besitzer des Gutes Illuk im Vereine mit der estnischen Gemeinde den Bau eines lutherischen Bethauses begonnen. Das Gotteshaus war bis zum halben Dache fertig gestellt, als der orthodoxe Bischof Donat es für gut fand, den Weiterbau zu verbieten.* Das Consistorium bemühte sich umsonst, eine Aufhebung dieses Verbotes zu erwirken, und ebenso wenig Erfolg hatte eine Bittschrift, welche von der estnischen Gemeinde nach Petersburg gesandt wurde. Der Oberprocureur Pobjedonosszew gab den Weiterbau nicht frei, und von den bäuerlichen Bittstellern wurde der erste Unterzeichner des Gesuchs in die Residenz gebracht und in die Kasematten der Peter-Paulsfestung gesperrt. Bald darauf erfolgte die Einziehung des illukschen Bethauses durch die griechische Geistlichkeit, welche den Bau für sich vollendete, und so läßt an Stelle eines Gotteshauses, dessen Herstellung an diesem Orte Hunderten von Lutheranern die Befriedigung eines lange ersehnten geistlichen Bedürfnisses gewesen wäre, eine griechische Kirche jetzt ihre Glockentöne erschallen, um die wenigen „Rechtgläubigen" der Gegend zur Andacht zu rufen.

Während dieser ganzen Zeit erhob die griechische Geistlichkeit fortwährend Beschwerden wider die lutherischen Prediger, welche, ohne Rücksicht auf die harten Strafen, mit denen das Gesetz sie bedrohte, seit Jahren ungehindert die Reconvertiten** auf deren dringende Bitten seelsorgerisch bedient hatten. Als das Consistorium sich weigerte, die ihm unterstellten Pastoren zu beahnden, und wiederholt dem Minister des Innern Vorstellungen machte wegen der Unmöglichkeit, die bestehenden Gesetzesbestimmungen in Fällen zur Anwendung zu

* Die von den griechischen Priestern nach Gutdünken geführten Register über die Zugehörigkeit zur Orthodoxie.

* Vgl. „Livländische Zustände", in „Unsere Zeit", 1888, II, 457.

** Die allgemein in den Ostseeprovinzen übliche Bezeichnung für die zur Orthodoxie Verführten, welche zur lutherischen Kirche zurückstreben.

Digitized by Google

bringen, in denen im Kampfe zwischen Gewissen und staatsbürgerlicher Pflicht den lutherischen Predigern kein Ausweg verbliebe als die Uebertretung des weltlichen Gesetzes, da genügte ein Federzug der Administration, um den privilegirten Gerichtsstand der lutherischen Geistlichkeit außer Kraft zu setzen. Durch ministerielle Verfügung wurden alle Anklagen gegen lutherische Pastoren, die erhoben waren wegen Taufen, Confirmationen und Trauungen von Reconvertiten, gesetzwidrigerweise den Consistorien entzogen und den ordentlichen Criminalgerichten überwiesen. Es geschah dieses, um den russischen Procuraturbeamten Gelegenheit zu geben, sich in die Sache einzumischen und nöthigenfalls durch den Senat in Petersburg eine strenge Bestrafung der lutherischen Prediger zu bewirken.

Der Senat hat auch die Hoffnungen gerechtfertigt, welche Pobjedonosszew auf ihn setzte, und machte es möglich zu erklären, daß jede Confirmation eines Orthodoxen als Verführung anzusehen sei, mag eine Einwirkung auf den Willen des Confirmirten stattgefunden haben oder nicht, und daß der Uebertritt von der griechischen Kirche zu einer andern Religionsgemeinschaft nichtig wäre und daher unmöglich sei.*

So ist es dahin gekommen, daß in der Criminalstatistik der Gerichtshöfe die angeblichen Amtsvergehen der lutherischen Geistlichkeit eine hervorragende Stelle einnehmen und die Arbeitslast bedeutend vergrößern. Ganz besonders ist es aber Livland, gegen welches der Zorn des griechischen Klerus sich richtet, und welches die Brutalität der „herrschenden Kirche", wie sie seit dem Sommer 1885 officiell genannt wird, in hervorragender Weise zu erdulden hat. Der geringe Erfolg der dortigen Propaganda wurde dem Einflusse der Pastoren zugeschrieben, den diese in weit höherm Maße auf die Landbevölkerung besaßen als die mit den Ortssitten nicht vertrauten Popen. Man war entschlossen, sie dafür büßen zu lassen. In kurzer Zeit waren über 70 livländische Prediger auf Veranlassung der rigaschen Eparchialverwaltung unter Anklage gestellt und dem Gerichte übergeben. Häufig begnügte man sich auch nicht damit, den Predigern nur Amtsvergehen vorzuwerfen, sondern, um die Loyalität dieses anerkannt zuverlässigen Standes vor der Welt befleckt erscheinen zu lassen, wurde das Widersinnigste hervorgesucht, um ein Anklagematerial zusammenzustellen. So wurde Pastor Keußler angeschuldigt, an den Festen des kaiserlichen Hauses keinen Gottesdienst abgehalten zu haben, Pastor Grimm sollte das griechische Bekenntniß einen heidnischen Glauben genannt haben, und Pastor Döbner mußte sich sogar verantworten, weil die Anklage ihm zur Last legte, er habe die lettische Bauerngemeinde aufgefordert, „der livländischen Ritterschaft den Eid der Treue zu leisten". Das livländische Consistorium wies in einer Vorstellung an den Minister des Innern die Frivolität solcher unwürdigen Angriffe zwar nach und bat um Schutz für die bedrängte Landeskirche; doch wurde hierdurch ebenso wenig etwas erreicht wie früher. Der Minister hat das Consistorium nicht einmal einer Antwort werth befunden, und das Verfahren gegen die angeklagten Prediger fand auf dem eingeschlagenen Wege seinen ungehinderten Fortgang. Dazu trat in der Untersuchung die politische Polizei vielfach an die Stelle der ordentlichen Criminalgerichte. Die Zeugen wurden bedroht und in Schrecken gesetzt, um falsche

* Dieser dem Gesetze Hohn sprechende Beschluß ist verzeichnet im Senatsukas (5. Departement) vom 23. Febr. 1887, Nr. 256.

Digitized by Google

Aussagen zu erpressen, griechische Psalmensänger und Küster wirkten als Dolmetscher und entstellten wissentlich die Angaben. Wenn aber alles nichts half, griff man zu einem letzten Mittel, um die Thatsache zu schaffen, wie sie gewünscht wurde: man fälschte einfach das Protokoll und verschrieb Zeugenaussagen in einer Weise, wie sie nicht gemacht worden waren.* Das Consistorium wurde von solchen Untersuchungen dem Gesetze zuwider niemals in Kenntniß gesetzt, und erfuhr in der Regel erst durch den angeklagten Pastor, was vorgegangen war.

Schon im Herbst 1885 hatte der Gouverneur von Estland, Fürst Schachowskoi, durch eine Circularvorschrift der Bevölkerung angekündigt, daß er jeden Tadel, welcher in Wort oder Schrift von Protestanten über die griechische Kirche verlautbart würde, mit unnachsichtlicher Strenge ahnden werde und zwar, „um die Orthodoxie im Lande zu festigen und zu entwickeln". Am 30. Aug. 1886 erließ der livländische Gouverneur, General Ssinowjew, eine Vorschrift an die livländischen Kirchspielsrichter, in welcher in Anlaß der Vereidigung der Gemeindebeamten und der Erhebung der Leistungen für die lutherische Kirche angeordnet wurde, daß jede in die Metrikbücher der griechischen Kirche eingetragene Person als zu diesem Religionsbekenntnisse gehörig zu betrachten und mit ihr demgemäß zu verfahren sei. Eine recht bezeichnende Illustration erhält das Rundschreiben des Gouverneurs durch ein zweites bemerkenswerthes Schriftstück, durch einen Brief, den er am 30. Sept. desselben Jahres an den Bischof von Riga und Mitau richtete, und welcher durch die officielle „Livländische Gouvernements-Zeitung" zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurde. In diesem Schreiben wird den Reconvertiten durch Vermittelung der griechischen Geistlichkeit eine förmliche Glaubensverfolgung angekündigt, indem alle, welche in der griechischen Kirche getauft und in den griechischen Metrikbüchern verzeichnet, aber später lutherisch confirmirt worden waren und infolge dessen auch in die lutherischen Kirchenbücher eingetragen wurden, unter Hinweis auf Bestimmungen des Strafgesetzes aufgefordert werden, ohne Verzug zur griechischen Kirche zurückzukehren und, falls sie von lutherischen Predigern getraut worden, ihre Ehen durch den griechischen Priester nachträglich einsegnen zu lassen.

Beide Schreiben, mit denen Ssinowjew vor die Oeffentlichkeit getreten war, sprechen Eins jedenfalls mit verblüffender Klarheit aus, daß die Thatsache der Eintragung in die Metrikbücher der griechischen Kirche jeden Nachweis eines später erfolgten Uebertritts zu einem andern Religionsbekenntnisse ausschließe, daß die Glaubwürdigkeit der Metrikbücher durch niemand und durch nichts angezweifelt werden könne, und daß mithin der Austritt aus der orthodoxen Kirche überhaupt nicht möglich sei.

Es geschah zum ersten male, daß der höchste Vertreter der Regierung in der Provinz es wagte, ohne gesetzliche Grundlage, ohne die geringste Spur eines Rechts eine Verordnung zu erlassen, welche Tausenden eröffnete, daß es ein Irrthum gewesen, wenn sie zur lutherischen Kirche sich zählten, daß ihre Ehen ungültig, ihre Kinder im Ehebruche, ja theilweise in Blutschande (we-

* Das livländische Hofgericht hat Veranlassung gehabt, in mehrern Fällen Strafanträge wider Beamte der Gensdarmerie zu stellen, weil die dem Gericht vorgelegten Acten offenbar gefälscht waren. Der livländische Gensdarmeriechef hat indeß niemals diese Klagen berücksichtigt.

Digitized by Google

gen der griechischen Satzung des Verbotes der Ehe zwischen Personen, die zusammen Pathen gestanden) erzeugt, daß die von ihnen geleisteten Eide nichtig seien und der Genuß der Sakramente nach lutherischem Ritus ein strafwürdiges Verbrechen bilde.

Eine unbestimmte Furcht hatte schon bald nach Wiedereinführung des Reversalzwanges die Bevölkerung beschlichen, es werde die griechische Geistlichkeit jetzt alle diejenigen für sich in Anspruch nehmen, welche theils vor Jahren in thörichter Verblendung, theils in zartem Kindesalter ohne eigenen Willen die orthodoxe Firmelung angenommen hatten, aber seit beträchtlicher Zeit wieder Lutheraner geworden waren.* Die Verordnungen des Generals Ssinowjew lieferten den Beweis, daß die Gefahr, deren Nähe man geahnt, thatsächlich vorhanden war. Es bestand allerdings die Absicht, alles das unbeachtet zu lassen, was vor Jahrzehnten sich ereignet hatte, seitdem der Lette und Este zur Erkenntniß des an ihm in den Jahren 1845—48 geübten religiösen Betrugs gelangt war, die Rücktritte für nichtig zu erklären und damit Zustände zu schaffen, welche für große Bevölkerungsgruppen das Schlimmste zur Folge haben konnten. Aber das Frevelhafte des Vorgehens Ssinowjew's kennzeichnete sich noch in anderer Weise: gleichwie bei so vielen Vorgängen in dem unlautern Kampfe gegen die Ostseeprovinzen, hatte auch das Gesetz keinen Antheil an diesem neuen verhängnißvollen Schlage. Das Rundschreiben an die Kirchspielsrichter und der Brief an den Bischof Donat sind administrative Maßregeln, ausgezeichnet durch die crasseste Willkür. Die russische Gesetzsammlung enthält keine Bestimmung, welche den Uebertritt vom orthodoxen zu einem andern Religionsbekenntnisse für ungültig erkennt. Wohl wird der Abfall geahndet; der Geistliche unterliegt harten Strafen, wenn er Orthodoxe in eine andere Kirche aufnimmt; der abtrünnige Grieche wird ermahnt und den Bekehrungsversuchen der orthodoxen Geistlichkeit preisgegeben, aber daß der Uebertritt nicht möglich, der Austritt aus der griechischen Kirche nicht denkbar sei, wird nirgends ausgesprochen. Dieser Mangel aber ist es, welcher im Vereine mit der Härte der gesetzlichen Bestimmungen die Folgerung nothwendig macht, daß der Austritt aus der Staatskirche als etwas Thatsächliches anerkannt wird, daß er besteht. Es ist undenkbar, daß Strafen festgesetzt werden können für Vergehen, die nicht existiren, die nicht begangen werden können; das russische Strafgesetz aber berücksichtigt den Abfall, es bedroht ihn. Welche Bedeutung hätte dieses? Es wäre das ein Widerspruch, der unlösbar ist, der nie mit den Gesetzen der Logik in Einklang sich bringen ließe.

Es konnte nicht verborgen bleiben, daß das mit gouvernementaler Autorität Angekündigte und Angedrohte auf unsicherm Grunde ruhte, daß die Behauptung, aus der Staatskirche finde kein Austritt statt, nicht haltbar sei, und mit dieser Erkenntniß brach die Bevölkerung den Stab über beide Erlasse Ssinowjews. Offen lag es jetzt am Tage, daß weder die Eide nichtig seien, welche Reconvertiten als Lutheraner geschworen, noch deren Ehen ungültig wären, wenn sie in lutherischen Kirchen geschlossen worden, daß Kinder der Reconvertiten weder für unehelich erklärt, noch der griechischen Geistlichkeit zur Erziehung überwiesen

* Die Zahl der Reconvertiten in Livland betrug im Jahre 1889 nach einer zuverlässigen Untersuchung des Consistoriums 31165 Personen.

Digitized by Google

werden könnten, und daß alles, was der General Ssinowjew in dieser Hinsicht bekannt gegeben, lediglich ein Ausdruck der unbegrenzten Willkür sei, welche ihn während seiner ganzen Amtsthätigkeit auszeichnet. Die unverhüllte Lüge, welche jedermann sehen konnte, hatte denn auch die vollkommen entgegengesetzte Wirkung auf die lettischen und estnischen Bauern zur Folge, als sie der orthodoxe Klerus und Ssinowjew erwartet hatten.

Das Schreiben des Gouverneurs war von den griechischen Priestern an geheiligter Stelle, in den Kirchen, nach stattgehabtem Gottesdienste vor versammelter Gemeinde verlesen worden. Diese eigenthümliche Art der Bekanntmachung sollte, nach Ansicht des Bischofs Donat, einen besonders „wohlthuenden" Einfluß ausüben. Es kam aber anders. Tiefgehende Erbitterung bemächtigte sich der bäuerlichen Bevölkerung; anstatt Reconvertiten zu gewinnen, empörte sich das verletzte Rechtsgefühl gegen die griechische Kirche. An vielen Orten kam es infolge jener Bekanntmachung zu Ausschreitungen, welche der orthodoxen Geistlichkeit den Beweis lieferten, daß durch ihr und des Gouverneurs brutales Vorgehen nichts gewonnen, sondern nur verloren sei. Selbst in St.-Petersburg wurde man aufmerksam auf die ungewöhnliche Missstimmung und griff zu einem Mittel, welches häufig angewandt wird, um die Schwäche der Stellung zu verdecken. Der Bischof Donat wurde für den Misserfolg verantwortlich gemacht. Es hieß, er habe in taktloser Weise die Gemüther aufgeregt, und bald darauf erfolgte seine Versetzung in den Süden des Reichs.

Unterdessen wurde durch Thatsachen bewiesen, daß die Kundgebungen des livländischen Gouverneurs nicht leere Worte sein sollten. Verfolgungen von Reconvertiten wurden eröffnet; aber nicht Ssinowjew allein blieb jetzt der Mann brutalen Vorgehens. In Estland und Kurland nahmen die dortigen Gouverneure sich ein Beispiel an ihm, und bald hörte man in allen drei Provinzen von Strafprocessen wegen Glaubensfragen.

Den berüchtigten Anordnungen Ssinowjew's in Betreff der Reconvertiten folgten bald andere Maßregeln von kaum geringerer Bedeutung.

Der Sprachenukas vom 14./26. Sept. 1885 bot den Militärgerichten Veranlassung, die Anordnung zu treffen, daß jede Vereidigung, welche vor ihren Schranken zu vollziehen war, in russischer Sprache erfolgen sollte. Auf die Confessionsangehörigkeit des Schwörenden wurde keine Rücksicht genommen, auch nicht, ob derselbe, sowie der den Eid abnehmende lutherische Prediger des Russischen überhaupt mächtig seien. War letzteres nicht der Fall, so konnte ein Dolmetscher hinzugezogen werden, welcher, nachdem der Geistliche und der Schwörende die Eidesformel in der ihnen unbekannten Reichssprache ohne Verständniß hergesagt hatten, den Sinn derselben übersetzte. Doch sollte allein die russisch gesprochene Eidesformel Verbindlichkeiten nach sich ziehen. Eine Mahnung in der Muttersprache an den zu Vereidigenden zu richten, war verboten, Ausnahmen sollten in keinem Falle gestattet werden, und selbst beim Eintritt in die Armee wurde die Ableistung des Fahneneides in der angegebenen Weise verlangt. Es war eine possenhafte Verzerrung, welcher der Eid durch diese Willkürmaßregel russischer Militärgerichte ausgesetzt ward: in fremden Lauten mußten ernste Verpflichtungen übernommen werden und lutherische Prediger sollten mitwirken, wenn eine heilige Handlung entweiht wurde.

Von seiten der Consistorien wurden vergebliche Anstrengungen gemacht, um

Digitized by Google

die Würde und den religiösen Charakter des Eides zu wahren. Der Minister des Innern wurde gebeten, den Predigern zu gestatten, die Eidesabnahme wie früher zu bewerkstelligen, wenn die russische Sprache dem zu Vereidigenden fremd sei. Umsonst! Der Bescheid lautete abschlägig und beschränkte sich auf den Hinweis, daß in Behörden mit russischer Geschäftssprache auch nur russisch vereidigt werden könne. Den Consistorien wurde der Befehl ertheilt, diesen Bescheid zur Richtschnur zu nehmen, und auf diese Weise wurden selbst die obersten Kirchenbehörden gezwungen, eine Gewalthandlung gutzuheißen, welcher auch nicht der Schein eines Rechts zur Seite stand, und dem entsprechend zu handeln.

Wie entsittlichend muß ein Schauspiel dieser Art auf das Gemüth des ungebildeten Mannes wirken, dem Bewußtsein von der Tragweite und dem hehren Ernste eines geleisteten Eides vollständig vernichtet wird, und der nur die Erfüllung einer leeren und sonderbaren Form sich vollziehen zu sehen glaubt! Wie gefährlich ist solche frivole Politik für die Entwickelung einer gesammten Bevölkerung, für ihre Stellung zum Reiche, ja für die Autorität eines Staates selbst.

Aber von Anbeginn der Russificirungsarbeit in den Ostseeprovinzen hat die Regierung auf nichts anderes Bedacht gehabt als auf Herstellung einer unbedingten Herrschaft der russischen Sprache und der griechischen Kirche. Alles übrige war Nebensache. Und so ist es auch für die russische Staatsverwaltung kein erwägenswerthes Moment gewesen, wenn die Verzerrung und Herabwürdigung der gerichtlichen Eidesleistung von unheilvoller Wirkung für die baltische Bevölkerung würde, einer Wirkung, die in ihren Folgen auch dem Gesammtreiche zum bleibenden Schaden gereichen könnte.

Der Frühling 1887 brachte ein weiteres Geschenk der väterlichen Regierungssorge. Im April nämlich erließ der Minister des Innern eine Verordnung, welche die Veröffentlichung der Berathungsgegenstände und Protokolle der lutherischen Predigersynoden durch den Druck verbot. Gleichzeitig wurde den Generalsuperintendenten und Superintendenten aufgetragen, die auf den Synoden zur Verhandlung gelangende Tagesordnung vorher den betreffenden Gouverneuren mitzutheilen. Diese in die Rechte der lutherischen Geistlichkeit eingreifende Maßregel wurde in der Weise begründet, daß man den Predigern vorwarf, sie überschritten auf den Synoden die gesetzlichen Grenzen und beschäftigten sich mit Fragen, die mehr einen politischen als religiösen Charakter trügen.

In officieller Form war die lutherische Geistlichkeit auf diese Weise gemaßregelt, ihre Gesinnung verdächtigt und ihre Thätigkeit beschimpft, ihre Glieder aber wurden als gewissenlose Politiker hingestellt, die unter dem Deckmantel der Religion rein weltliche Interessen verfolgen. Man hatte es nicht für nöthig befunden, den Predigern davon Mittheilung zu machen, aus welcher Quelle der Minister geschöpft, um so Schwerwiegendes als sicher anzunehmen; keinem von ihnen war Gelegenheit geboten, sich vertheidigen, die Anschuldigung zurückweisen zu können, man hatte die lutherische Geistlichkeit verurtheilt, ehe sie gehört war.

Wie diesem Beispiele folgend der Oberprocureur des Synods Pobjedonosszew in seiner im kaiserlichen Auftrage verfaßten Antwort auf die Bittschrift der Evangelischen Allianz den Protestantismus der Ostseeprovinzen

Digitized by Google

schmähte, ist seinerzeit von der europäischen Presse genugsam besprochen worden. Aber betont muß es hier werden, daß weder die baltischen Ritterschaften, noch die Vertretung der lutherischen Geistlichkeit es ermöglichen konnten, Gerechtigkeit zu erlangen für den Schimpf, der ihnen angethan war und der im Vorwurf gipfelte, „die Orthodoxie verfolgt und die finnischen, sowie litauischen Stämme wider Rußland aufgewiegelt zu haben". Die Genugthuung wurde versagt! Mit nichtssagenden Phrasen beantwortete der Minister die an ihn gelangten Beschwerden. Weiter erfolgte nichts. Die niedrigste Verleumdung erhielt keine Sühne, und den baltischen Ständen entzog man ein Recht, welches jeder besitzt, der den Schutz der Gesetze genießt, das Recht, seine grundlos verletzte Ehre wiederhergestellt zu sehen.

Bei dem Eifer, mit welchem die Regierung den Protestantismus in den Ostseeprovinzen zu vernichten trachtete, konnte es nicht ausbleiben, daß der Angriff auch auf ein Gebiet gelenkt wurde, dessen Verletzung ganz besonders empfindlich berühren mußte. Es galt, die lutherische Kirche materiell zu schädigen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß ein Institut, welches arm ist und mittellos dasteht, in seiner Widerstandsfähigkeit gehemmt wird und alle auf sich geführten Schläge in verstärktem Maße empfindet, wurde von seiten der Regierung mit aller Macht darauf hingearbeitet, das Vermögen der lutherischen Kirche zu schmälern und bald durch Verringerung ihrer Einkünfte, bald durch eigenmächtige Wegnahme ihres Eigenthums die Landeskirche mehr und mehr in eine unhaltbare Lage zu drängen.

Die lutherischen Predigersteuern, Reallasten, die am Grund und Boden haften, wurden als den kirchlichen Gemeindegliedern auferlegt betrachtet, und der Uebertritt zur Orthodoxie genügte, um jeden Gesindepächter von rückständigen Zahlungen für die lutherische Kirche zu befreien; gesetzliche Regierungsunterstützungen für lutherische Kirchen wurden willkürlich entzogen, den Stadtverwaltungen verboten die Gouverneure, lutherische Prediger zu besolden, und um den Gerichtshöfen die Möglichkeit zu nehmen, im Falle sie angerufen wurden, der bedrängten Landeskirche Hülfe zu leisten, maßten die Gouverneure sich richterliche Befugnisse an und übertrugen, zuwider allerhöchsten Entscheidungen, alle aus den Leistungen für die lutherischen Kirchen, Kirchendiener und Prediger entstehenden Streitigkeiten den Gouvernementsregierungen zur Erledigung. Ja selbst vor offenkundigem Raube schreckte man nicht zurück, wenn dem Lutherthum materieller Schaden zugefügt werden sollte: der fehtelnschen Kirche in Livland wurde mit Gewalt die Küsterwidme entrissen und eine russische Schule daselbst errichtet, und diese empörende That ist bis heute nicht geahndet worden. Vergebens war alles, was von Consistorien und Landes-, wie Stadtvertretungen unternommen wurde, um die Willkürherrschaft der Gouverneure in ihre Schranken zurückzuweisen. In Petersburg wird das Verfahren der provinziellen Machthaber stets ordnungsmäßig befunden, und ist die Sache so klar, daß sie der Regierung unbequem werden könnte, so wird zur beliebten Verschleppungstheorie gegriffen und die Entscheidung für immer vertagt. Sind doch die Gouverneure diejenigen, welche die Beute nur zusammentragen; in der Residenz wird der Raub vertheilt.

Der Haß gegen Deutschthum und Protestantismus, welcher die lutherische

Digitized by Google

Kirche in den baltischen Provinzen mit Untergang bedroht, hatte die Regierung nicht übersehen lassen, daß es ein Institut gab, dessen Blüte und Entwickelung, dessen Verwaltung und Einrichtung, ja dessen Bestehen überhaupt einen wichtigen Stützpunkt für die lutherische Kirche bildete. Die Umformung des lutherischen Volksschulwesens in russisch-griechischem Geiste gelangte auf die Tagesordnung. Die baltische Landvolksschule war eine Schöpfung der protestantischen Geistlichkeit und gewährte durch ihre Organisation den Predigern einen hervorragenden Einfluß auf die Erziehung und Bildung der bäuerlichen Bevölkerung. In jahrhundertelanger Entwickelung unter unmittelbarer Verwaltung der Geistlichkeit und kirchlicher Organe war die Volksschule zu ungewöhnlicher Blüte gelangt und hatte sich zur Aufgabe gestellt, das Landvolk in den Grundlehren der Kirche zu befestigen, die Jugend zur Confirmation vorzubereiten und derselben geistige Ausbildung sowie eine streng kirchliche Erziehung zu bieten. Die baltische Volksschule hat nicht eine mechanische Germanisirung der Letten und Esten im Auge gehabt, sondern ist Pflegerin evangelischer Volksbildung gewesen. Der gesammte Unterricht wurde in religiösem Sinne ertheilt und die pädagogische Erziehung in Schule und Haus der Leitung der Kirche unterstellt.

Seit den Anfängen organischer Begründung des Schulwesens in den baltischen Landen ist die Volksschule als Einrichtung der Kirche angesehen und von den verschiedenen Regierungen, unter deren Botmäßigkeit die Provinzen gestanden, als kirchliche Anstalt anerkannt worden. Entsprechend dem Grundprincip, daß die Schule nicht blos ein gewisses Maß von Vorkenntnissen zu bieten, sondern in den kommenden Geschlechtern auch das Bewußtsein und die gläubige Aufnahme der kirchlichen Grundlehren zu festigen habe, wurde der Unterricht in der Muttersprache ertheilt, in welcher die Kinder die ersten Gebete gelernt hatten und in welcher dem Volke das Gotteswort gelehrt wurde. Die Zugehörigkeit zur Kirche brachte es mit sich, daß die von den Bauergemeinden unterhaltenen erweiterten Volksschulen, die sogenannten Parochialschulen, in Küstoraten untergebracht und die Aemter der Küster und Parochiallehrer vereinigt wurden. Die gesammte historisch entwickelte und gesetzlich für Livland in den Bauerverordnungen von 1819, 1849 und 1860, für Est- und Kurland in den betreffenden Landvolksschulgesetzen vom Jahre 1875 festgesetzte Organisation der Volksschulverwaltung war folgerichtig mit der Kirchenverwaltung verbunden. Nachdem anfangs die Prediger allein die Leitung des Volksschulunterrichts gehabt, trat denselben später die Kirchenvorsteher zur Seite. Diese örtliche Verwaltung war der Aufsicht der Oberkirchenvorsteherämter und später der Kreislandschulbehörden, bezw. Kirchspielsschulcommissionen unterstellt. Als oberste Autorität in der Provinz wurde dann die Oberlandschulbehörde, bezw. Oberlandschulcommission hingestellt, in welche sämmtliche oberste Vertreter der Kirchenverwaltung im Lande und ein ebenfalls aus der Geistlichkeit gewählter Schulrath eintraten. Die Zusammengehörigkeit des lutherischen Landvolksschulwesens und der Landeskirche fand endlich ihren staatsrechtlichen Ausdruck in der Unterordnung des erstern unter das Ministerium des Innern, welches gleichzeitig die oberste Verwaltungsinstanz der lutherischen Kirche in Rußland ist.

Die hohe Bedeutung dieses historisch entwickelten und organisch gegliederten

Digitized by Google

Zustandes war von den Politikern des Panslawismus längst erkannt worden. Das durfte nicht so bleiben! Unter allen Umständen mußte der Einfluß der lutherischen Geistlichkeit auf die Erziehung der lettischen und estnischen Jugend lahm gelegt, wenn möglich vernichtet werden. Erreichen ließ sich aber dieses nur dann, wenn die Stellung der Volksschule zur Landeskirche durchaus verändert und die Grundlagen wie die Lebensformen des Volksschulwesens einer radicalen Umformung unterzogen wurden.

Diesmal war die Sache aber nicht einfach genug, um durch gewöhnliche Maßregeln der Administration ihr Ende zu finden; die Volksschule war zu fest gegründet und mit der Entwickelung des Landvolks verwachsen, es mußten wirksamere Mittel angewandt werden, um mit Nachdruck und Erfolg alles zu zerstören, was ihr den protestantisch-germanischen Charakter aufdrückte. Das konnte nur der Apparat der Gesetzgebung. So sah man sich genöthigt, die Hülfe des Zaren wieder in Anspruch zu nehmen, um den Kampf mit aller Entschiedenheit führen zu können. Im Herbst 1885 hatte der Curator Kapustin eine Audienz beim Kaiser, und am 25. Nov. unterzeichnete Se. Maj. einen Befehl, welcher die Unterstellung der Landvolksschulen unter das Ministerium der Volksaufklärung anordnete. Dieser zarische Ukas war von einschneidendster Bedeutung und besiegelte im Grunde schon das Schicksal der Volksschule. Denn war das bäuerliche Unterrichtswesen durch seine Zugehörigkeit zum Ministerium des Innern bisher dem Einflusse des Curators und seiner Russificirungspläne entzogen gewesen, so hatte er jetzt die Möglichkeit und das Recht, sich in alle Fragen hineinzumischen, welche die Bildung und Erziehung des Landvolks betrafen; er konnte unter dem Schutze des Gesetzes der griechischen Propaganda die Thore der Schule öffnen und die geplante Entnationalisirung in geeigneter Weise vorbereiten. Das Gesetz vom 25. Nov. 1885 sollte nicht ein Mittel sein, um der Regierung und ihrer Schulverwaltung eine umfassendere Controle und Beaufsichtigung der Volksschulen zu gewähren, sondern bildete den Anfangspunkt einer systematisch betriebenen Russificirung der Letten und Esten. Darüber war Kapustin sich klar vom ersten Augenblicke an und gab in mehrfacher Weise seinen Willen kund, die Entnationalisirung und Entkirchlichung der Volksschule herbeizuführen. Einstweilen konnten die von ihm zu diesem Zwecke gemachten Vorschläge von den Oberlandschulbehörden und Landesvertretungen zurückgewiesen werden, weil das Gesetz dem Curator keine Handhabe bot, aber gegen Vergewaltigungen, welche die Bundesgenossen des Curators, die Gouverneure, besonders General Ssinowjew, hierauf eröffneten, stand man wehrlos da. Die jährlichen Conferenzen des geistlichen Schulraths mit den Parochiallehrern wurden verboten, die Beitreibung der Strafgelder für unerlaubte Schulversäumnisse beanstandet, und in mehrern Fällen Parochial-, sowie Gemeindelehrer ohne Urtheil und Recht ihrer Aemter entsetzt, um ihre Anstalten widerrechtlicherweise in russische umzuwandeln.

Diese Ausschreitungen bildeten indeß nur die Einleitung für zwei weitere Gesetze, welche im Januar und Mai 1887 erlassen wurden, und über die Zwecke und Ziele der Regierung auch dem zuversichtlichsten Optimisten die Augen öffnen mußten. Am 26. Jan. 1887 erfolgte auf kaiserlichen Befehl für alle drei Ostseeprovinzen die Gründung der Aemter von sechs Schulinspectoren und eines Volksschuldirectors.

Digitized by Google

Diesen Beamten wurde die Aufsicht über sämmtliche Elementarschulen des dorpater Lehrbezirks übertragen; unter diesen Begriff gehörten auch die baltischen Volksschulen. Am 17. Mai 1887 erschien hierauf ein Ukas, welcher den harmlosen Titel führte: „Temporäre Ergänzungsregeln für die Verwaltung der Elementarschulen in den Gouvernements Livland, Kurland und Estland." Der Titel war aber auch das Einzige, was an dem Gesetze keine Bedeutung hatte; im übrigen war es der offen und klar ausgesprochene Wille der Regierung, die Volksschule von der lutherischen Landeskirche zu lösen, die Thätigkeit der ständischen Schulbehörden lahm zu legen und ein Institut zu schaffen, welches eine Hochburg der Russificirung werden sollte. Der Volksschuldirector und seine Inspectoren erhielten Sitz und Stimme in den provinziellen Schulbehörden, jeder Beschluß der Kirchspielsschul- und Oberlandschulbehörde blieb wirkungslos, wenn die curatorischen Beamten ihre Zustimmung versagten; die Ernennung und Absetzung der Lehrer war ausschließlich Sache der Inspectoren, welche den Landesschulbehörden blos Mittheilungen über vollzogene Thatsachen machten; die russische Sprache wurde Unterrichtssprache in sämmtlichen Lehrfächern, ausgenommen allein in der Religion und im Kirchengesange.

Die Grundzüge des neuen Schulgesetzes gestatteten keinen Zweifel an dem, was die Regierung erstrebte. Es war nicht Volksbildung, welche man fördern wollte, sondern Unterhöhlung der Grundlage, auf welcher die bisherige Entwickelung der Letten und Esten beruhte. Der Sprachenzwang beim Unterrichte bewirkte Entnationalisirung der Jugend, die Entkirchlichung der Schule brachte Minderung der Religiosität zu Wege. Damit entstanden die Vorbedingungen, welche der Proselytenarbeit der griechischen Kirche Erfolg versprachen. Solange die Bande nicht gelockert waren, welche die Volksschule der Ostseeprovinzen mit der lutherischen Kirche verbinden, vermochte der griechische Priester nicht viel, aber die Trennung der Schule von der Kirche machte die Gemüther frei für die dereinstige Aufnahme der Orthodoxie, die Verdrängung der Muttersprache ebnete den Boden für die Russificirung. Und Russificirung wie Gräcisirung war das Ziel, welches das Schulgesetz sich gesteckt; sie waren die leitenden Gesichtspunkte eines Kapustin und Ssinowjew, die zerstörend eingriffen in vielhundertjährige Culturverhältnisse, und dem Verderben weihten, was der Volksaufklärung nach russischem Begriffe nicht entsprach.

Den baltischen Ritterschaften war es nicht möglich, unter solchen Umständen ferner am Unterrichtswesen der Letten und Esten mitzuwirken. Entstanden im Schoße der Geistlichkeit, erhalten und entwickelt durch thätige Mitarbeit der Ritterschaft, welche bedeutende Summen verwandte, um ihr Bestehen zu sichern, war die Volksschule in eine Lage gebracht, welche jeden Einfluß des Landes zunichte machte. In der langen Dauer ihrer Zugehörigkeit zu Rußland hatten die Ostseeprovinzen niemals einen Groschen von der Regierung für Zwecke der Volksbildung erhalten. Auf eigener Kraft beruhte alles, was bestand! Gleichwol hegte man nicht Bedenken, dem Lande zu entziehen, was ihm gehörte, und die Leitung und Verwaltung der Volksschule Fremden zu übertragen. Russische Beamte ohne Herz und Verständniß für die Bedürfnisse des Volks sollten an Stelle erprobter Schulmänner treten, die mit Liebe gearbeitet und in gewissenhafter Pflichterfüllung Befriedigung gesucht; ehrgeizigem Streberthume wurde die

Digitized by Google

Schule preisgegeben und nichts sollte bleiben, was an das Frühere erinnerte.

Eine unwürdige Rolle war es, die den Ritterschaften bei der Umwandlung der Volksschule zugedacht war. Ohne Einfluß in der Schule, ohne Machtvollkommenheit in den Schulbehörden, ja ohne die Möglichkeit zu besitzen, ihren Standpunkt in Petersburg zur Geltung zu bringen*, sollten gleichwol die Landesvertreter im Amte verbleiben, den Unterhalt bestreiten und scheinbar auch mitarbeiten an der Volkserziehung. Es war ein Betrug, der beabsichtigt wurde, nichts weiter! Die Letten und Esten hätten gestutzt, wenn die bisherigen Pfleger ihrer Schule sofort entfernt worden wären, wenn die Beamtenwelt Kapustin's mit russischer Brutalität und allein den Ansturm begonnen hätte. Die Entnationalisirung mußte vorsichtig ins Werk gesetzt werden und die deutschen Stände sollten Beihülfe spenden. Ritterschaften und Geistlichkeit wurden ausersehen, die russische Angriffsstellung zu maskiren und in Ausführung zu bringen, was dem Curator zu schwer schien. Das hatte man im Sinne, als dem Lande eine Scheinarbeit bei der Schulreform belassen wurde.

Es kann nicht wundernehmen, wenn die baltischen Ritterschaften eine Mitarbeit dieser Art ablehnten und einmüthig beschlossen, ihre Seminare zu schließen, sowie die Regierung um Enthebung der Theilnahme am Volksschulwesen zu bitten. Schwerwiegend und ernst waren diese Beschlüsse, und nicht leicht war es gewesen, sie zu fassen: enthielten sie doch den förmlichen Verzicht auf jede Thätigkeit zur Bildung und Erziehung der Landbevölkerung. Aber das offen ausgesprochene „non possumus" war eine Nothwendigkeit, es war die letzte und schwerste Pflicht derjenigen, die leitend und führend bisher an der Spitze gestanden, die Vorkämpfer waren der heiligsten und hehrsten Güter deutsch-protestantischer Cultur in den baltischen Landen. Es war eine Pflicht der Selbstachtung und eine Pflicht der Loyalität, welche den Ritterschaften verbot, das zu zerstören, was sie in Jahrhunderten erbaut, welche sie anwies, zurückzutreten vom Boden, der ihnen nicht mehr gehörte. Es war das Pflichtbewußtsein sich selbst treu und wahr bleiben zu müssen, welches die deutsch-protestantischen Ritterschaften so und nicht anders handeln ließ.

Die Loslösung der Volksschule von der Landeskirche hat unterdessen, dem Wunsche der Regierung gemäß, ihren Anfang genommen und mehr und mehr sich vollzogen. Der lutherische Religionsunterricht ist auf das Nothdürftigste eingeschränkt und wird theilweise überhaupt nicht mehr gegeben. Es gibt Schulen, in denen Personen griechischer Confession als Religionslehrer wirken, und in andern wieder werden lutherische Schulkinder gezwungen, am griechischen Religionsunterrichte theilzunehmen. Solche Vorgänge haben sich in Walk, Werro und an andern Orten zugetragen. Die lutherischen Schulkinder sind dort sogar gezwungen worden, die im griechischen Religionsunterrichte erlernten orthodoxen Kirchengesänge in der griechischen Kirche während des Gottesdienstes vorzutragen. In Pernau haben die Lehrer den Schülern Hetzartikel aus der russischen Presse

* Im Falle einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Landesvertretern und den curatorischen Beamten mußte die Sache durch den Curator dem Minister zur Entscheidung vorgelegt werden. Gesetzlich konnte aber blos das Gutachten des Curators nach Petersburg gesandt werden, die Ansicht der Landesvertreter gelangte nie zur Kenntniß des Ministers, sondern verblieb in den Acten.

Digitized by Google

verlesen und in nichtachtendster Weise über die lutherische Kirche sich geäußert; eine Anzahl Schüler im jugendlichen Alter von 9—15 Jahren wurde dort ohne Einwilligung ihrer Aeltern vom griechischen Geistlichen gefirmelt, und in Mitau wird in der dortigen russischen Schule lutherischer Religionsunterricht überhaupt nicht ertheilt, obwol 30 lutherische Schulkinder sie besuchen.

Die brutale Art und Weise, mit welcher die curatorische Schulverwaltung die Gesetze vom 26. Jan. und 17. Mai in Kraft zu setzen bestrebt war und gewaltsam rüttelte an allem, was dem bisherigen Schulleben zur Grundfeste gedient, konnte ihre verderblichen Wirkungen nicht lange verbergen. Die Volksschullehrer erstrebten ein unabhängiges Verhältniß von der lutherischen Geistlichkeit, sie fragten sie nicht mehr um Rath bei Ertheilung des Religionsunterrichts, und selbst offener Widerstand wurde den Predigern entgegengesetzt; der Schulbesuch sinkt von Jahr zu Jahr und die Bevölkerung beginnt den gesetzlichen Schulzwang als thatsächlich aufgehoben anzusehen. Diese Sachlage wurde dem Geheimrath Kapustin seinerzeit mitgetheilt, aber Abhülfe hat er nicht geschafft, die Auflösung paßte zu seinen Plänen.

Die ganze Zeit über, während welcher bald zarische Manifeste, bald Selbstherrlichkeitserlasse höherer Verwaltungsbeamten die Absicht an den Tag legten, die lutherische Landeskirche in ihren Grundfesten zu erschüttern, hatte die Regierung keinen Augenblick ihre Aufmerksamkeit vom Predigerstande abgelenkt. Mit Pastorenverfolgungen hatte man begonnen, als Alexander III. den Glaubenskampf erneute, und Pastorenverfolgungen sind auch jetzt noch eine Waffe, die mit Vorliebe angewandt wird. Als Pastor Brandt im Jahre 1886 verbannt wurde* und die Gensdarmen ins gerichtliche Verfahren eingriffen, da hatte sich Entsetzen der Bevölkerung bemächtigt und mit Schaudern blickte man in die Zukunft. Die Befürchtungen sollten sich leider bewahrheiten. Pastor Brandt blieb nicht das einzige Opfer administrativer Willkür, und die Vergewaltigungen durch die politische Polizei nahmen einen Umfang an, daß man zu zeiten nicht wußte, was der gesetzliche Untersuchungsrichter bedeute. In Estland wurde Pastor Christoph nach Astrachan verbannt, in Dorpat Pastor Eisenschmidt mit Gewaltmaßregeln bedacht, und die Pastoren Harff und Pohrt waren ausersehen worden, um in einer Wiederholung der Brandt'schen Tragödie die Hauptrollen zu übernehmen. Beide wurden auf kaiserlichen Befehl ihrer Aemter entsetzt und nach Smolensk verbannt mit dem Verbote, jemals wieder in den Ostseeprovinzen seelsorgerisch thätig zu sein, weil der eine in einer Predigt die schwierige Lage der lutherischen Kirche berührt und der andere eine alte Ueberlieferung öffentlich besprochen hatte, nach welcher vor Jahrhunderten die Glocke seiner Kirche von den wilden Horden des Zaren Johann des Schrecklichen geraubt worden war. Aber Vergewaltigungen dieser Art blieben nicht die einzigen Maßregeln, deren sich die Administration bediente, um ihre Nichtachtung der lutherischen Kirche zu offenbaren. Seit Jahren wird keinem Prediger in Livland das Goldene Verdienstkreuz verliehen, seit Jahren hegt der Minister Bedenken, wenn ein livländischer Propst bestätigt werden soll, und im Frühling 1889 verweigerte der Zar die Bestätigung des Propstes Kählbrandt als Generalsuperintendent von Livland, weil Ssinowjew ihn beim Mon-

* Vgl. „Unsere Zeit", 1888, II, 455.

Digitized by Google

archen als illoyal und gefährlich dargestellt hatte.

Die wiederholten Eingriffe des Kaisers in den Gang des gerichtlichen Verfahrens, wenn baltische Pastoren in Frage kamen, die auf allerhöchsten Befehl erfolgten Amtsentsetzungen und Verbannungen hatten ihr Mißliches für die Regierung. Es trug zu sehr das Gepräge des Hasses, wenn wider eine schon aufs äußerste in die Enge getriebene Geistlichkeit dreier kleiner Provinzen fortwährend die Person des Zaren angerufen wurde. Es war aber noch mehr ein Zeichen der Schwäche, dieses Zu-Hülfe-Bitten des Monarchen. Die Sache mußte auf andere Art geregelt werden. Das ließ sich am besten erreichen durch Erweiterung der Machtbefugniß des Ministers des Innern oder der Gouverneure auf dem Wege der Gesetzgebung. Dies war der Grund, daß im Mai 1888 ein allerhöchster Befehl erfolgte, welcher dem Minister das Recht verlieh, den Consistorien die Amtsentfernung eines in Untersuchung gerathenen Predigers vorzuschreiben. Dadurch war die lutherische Geistlichkeit vollkommen in die Hand russischer Verwaltungsbeamten gegeben, welche die geringste Veranlassung benutzen können, um nach Belieben vorzugehen. Die feindseligen Absichten des Kaiserbefehls lagen so sehr auf der Hand, daß es kaum mehr eines neuen Gesetzes bedurfte, um dem baltischen Predigerstande klar zu machen, was ihn in der Zukunft erwarte. Am 14./26. Febr. 1889 gelangte ein allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten zur Veröffentlichung, welches bei gerichtlicher Verhandlung und Entscheidung von Vergehen wider die griechische Kirche und die orthodoxen Kirchengesetze nur solche Personen als Richter, Schriftführer und Procuraturbeamte zuläßt, die selbst Angehörige der griechischen Kirche sind. In formeller Weise erhielt die morgenländische Kirche dadurch ein Recht zugesprochen, welches sie der That nach schon längst ausgeübt hatte: sie durfte Richterin sein in eigener Sache. Die Gerechtigkeit wurde amtlich in den Dienst confessionellen Rassenhasses gestellt.

Hatte der Senat in Petersburg schon ein Bild dessen geliefert, wie russische Gerichte mit orthodoxen Gliedern zu urtheilen vermögen, wenn Deutschthum und Protestantismus in Frage kommen, so hielt im November 1889 das russische Gericht seinen Einzug auch in die Ostseeprovinzen. Die Auswahl der Richter und Beamten war eine sorgfältige und die Regierung kann sich Glück wünschen zu den Erfolgen. Die Herren sind würdige Schüler ihres Lehrmeisters Manasseïn und folgen seinen Winken aufs Wort. Es läßt sich dreist behaupten, daß in allen Fragen, welche das nationale und confessionelle, das politische Gebiet im allgemeinen streifen, die Gerechtigkeit dem panslawistischen sogenannten Staatsinteresse angepaßt wird. Dadurch allein erklärt es sich, wenn ein Redacteur, welcher von der Regierung zur Vertretung ihrer brutalen Gewaltacte erkauft war, wegen eines gegen angesehene Privatpersonen gerichteten Schmähartikels sondergleichen vom rigaischen Bezirksgerichte zu einer Strafe verurtheilt wurde, die ihrer Milde wegen auf Grund des angeführten Gesetzartikels gar nicht zulässig war. Der Gerichtshof in St.-Petersburg hat es in der Folge sogar möglich gemacht, den Angeklagten von aller Schuld freizusprechen. Vor einigen Monaten ferner wurde eine Anzahl deutscher Aerzte in Riga von einem Friedensrichter zu einer verhältnißmäßig hohen Strafe verurtheilt, weil dieselben in Widerspruch getreten waren zu einer Willkürmaßregel des

Digitized by Google

livländischen Gouverneurs und sich geweigert hatten, ihre deutschen Namensschilder durch russische zu ersetzen. Besonders in die Augen fallend ist das Verhalten der neuen Gerichte in Strafprocessen wider die lutherische Geistlichkeit. Wenn ein protestantischer Prediger einen Orthodoxen auf dessen dringendes Bitten hin confirmirt und in seine Kirche aufgenommen hat, so wird er stets wegen „Verführung" zu entehrenden Strafen verurtheilt, obwol von Einwirkung auf den Willen des Uebergetretenen niemals die Rede ist, und das Gesetz selbst in Rußland scharf unterscheidet zwischen „Verleitung zum Abfalle von der Orthodoxie" und „Confirmation" ohne vorhergegangene Ueberredung. In letzterm Falle ist die Strafe blos Amtsentfernung von sechs Monaten bis zu einem Jahre, im Wiederholungsfalle Dienstausschluß, während die „Verführung" mit Verlust der Standesrechte und Verbannung nach Sibirien bedroht ist. Die erstere Strafe wird von den Bezirksgerichten nur selten ausgesprochen, obwol sie die einzige ist, welche nach dem Wortlaute des russischen Strafgesetzes zur Anwendung gelangen könnte. Mitunter greift man auch offen zu Lug und Trug, wie im Verfahren gegen den livländischen Pastor Grimm zu Tage trat, welcher durch schändliche, vom Procureur geführte Umtriebe seines Rechtes zu appelliren beraubt werden sollte. Das rigaische Bezirksgericht hatte ihn wegen der Confirmation eines orthodoxen Letten auf dessen dringendes Bitten als der „Verführung zum Abfall von der Rechtgläubigkeit überwiesen" zum Verluste der geistlichen Würde und zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Der petersburger Gerichtshof berücksichtigte seine endlich durchgesetzte Berufung, hob das frühere Erkenntniß auf und belegte ihn gegen den Einspruch seines Procureurs mit Gefängnißhaft auf acht Monate, und diesen Spruch hat denn auch der Senat, an den der Procureur mit seinem Protest gegangen war, vor vier Wochen bestätigt. Außer diesem Falle hat das rigaische Bezirksgericht in seiner 15 Monate währenden Thätigkeit noch sieben Prediger wegen Trauungen und einen wegen der Beerdigung von Reconvertiten theils zur Cassation und zwei Monaten Gefängniß, theils zur Amtsenthebung und Geldbußen verurtheilt. Das mitauische Bezirksgericht geht auf den gleichen Bahnen. Nachdem Pastor Tiling eine unglaublich harte Gefängnißhaft durchgemacht hat, büßen jetzt zwei andere kurländische Prediger im mitauischen Gefängnisse die über sie verhängte Strafe von vier und zwei Monaten Dauer. Pastor Krause zu Dondangen war der Schmähung der griechischen Kirche angeklagt, weil er eine lutherische Braut gefragt haben soll, ob sie ihr Lebensglück einem Manne anvertrauen wolle, der seinen Glauben verkauft habe; Pastor Treu zu Irben ist dessen schuldig befunden, „daß er in der Kirche eine Predigt gehalten, welche die Gemeindeglieder an der freiwilligen Vereinigung mit der orthodoxen Kirche zu verhindern bezweckte". Die Prediger sind jetzt vom Gerichte gebrandmarkte Verführer des Volkes, die den Letten und Esten bethören. Daß der Uebertritt zum Lutherthume von den russischen Gerichten nicht anerkannt und die Reconvertiten widergesetzlicherweise als Orthodoxe angesehen und demgemäß behandelt werden, kann nach dem vorher Gesagten als selbstverständlich gelten. Das Recht wird vom Gerichte so gut geschändet wie bisher von der Verwaltung, und schutzlos ist der lutherische Pastor jeder Willkür preisgegeben zur Ehre Pobjedonosszew's und der russischen Idee.

Digitized by Google

Unaufhaltsam fort schreitet die Minirarbeit der Regierung, bestimmt, das einst so stattliche Gebäude der lutherischen Landeskirche zum Einsturze zu bringen. Im März 1890 erfolgte durch den Willen des Kaisers die Aufhebung der Stadtconsistorien von Riga und Reval sowie des öselschen Provinzialconsistoriums; im mitauischen Gymnasium, welches von etwa 450 Knaben lutherischen und 25 Knaben griechischen Bekenntnisses besucht wird, ist im August 1890 die griechische Morgenandacht an Stelle der bisher üblichen lutherischen gesetzt; vor wenigen Wochen verbot ein Rundschreiben des Heiligen Synods die Ausreichung von Abgangs- und Wehrpflichtszeugnissen an diejenigen Schüler griechischer Parochialschulen, welche eine Prüfung in den orthodoxen Kirchenlehren nicht bestanden haben; ausdrücklich wird betont, daß die Zugehörigkeit zu einer andern als der griechischen Kirche keinen Unterschied mache. Auch lutherische Knaben, welche diese Anstalten besuchen, müssen auf diese Weise am griechischen Religionsunterrichte theilnehmen und, um ihr späteres Fortkommen zu finden, eine Prüfung in der Lehre eines fremden Bekenntnisses ablegen. Es gibt kaum etwas, das deutlicher die Gräcisirungsabsichten der Regierung an den Tag legte als diese Synodalverfügung. Was Kapustin und seine Helfershelfer in eigenmächtiger Beamtenwillkür anordneten, das hat der Synod jetzt gutgeheißen und zum Princip erhoben. Es soll kein Mittel unversucht bleiben, um die lutherische Jugend ihrer Kirche zu entfremden, und fast gewaltsam werden Kinder in die Arme der Orthodoxie getrieben.

Noch ist lange nicht alles erschöpft, was in der Residenz geplant wird. Eine ganze Reihe von Gesetzentwürfen ist im Berathungsstadium. Das Patronatsrecht soll aufgehoben, die kirchliche Vermögensverwaltung unter Aufsicht der Regierung gestellt werden; demnächst steht die Einziehung der Pastoratswidmen bevor, und die seit Jahren beabsichtigte Einführung der russischen Sprache bei Führung der lutherischen Kirchenbücher wird auch nicht lange mehr auf sich warten lassen. Durch die geplante Bestimmung, daß die Pastoren von der Nationalität der Mehrheit der Gemeinde sein sollen, wird bezweckt, den deutschen Einfluß auf die Kirche des platten Landes völlig zu tilgen. Wenn aber der bevorstehende Bruch der Landesverfassung sich vollzogen hat, dann werden die lutherischen Consistorien zu gewöhnlichen Regierungsbehörden herabsinken, und Gesinnungslosigkeit, verbunden mit Streberthum, wird die Stelle einnehmen, welche Unerschrockenheit und Ueberzeugungstreue zu einem kräftigen Bollwerke der Landeskirche gemacht hatten.

Man hat so oft Gelegenheit, die Gerechtigkeitsliebe Alexander's III. rühmen zu hören. Den baltischen Provinzen gegenüber ist das „audiatur et altera pars" ein fremder Begriff für den Zaren. Das Ohr des Monarchen ist unzugänglich für baltische Bitten. Als Ssamarin vor Jahrzehnten seine Giftpfeile gegen die Ostseeprovinzen schnellte, da wußte man nicht, daß die „Grenzmarken Rußlands" das Regierungsprogramm der Zukunft enthielten. Pobjedonosszew, Manasseïn und Kapustin haben zur That gemacht, was damals angekündigt war.

Noch wird die Fahne des Lutherthums hoch gehalten; aber die Lage ist hoffnungslos, sie läßt keinen Gedanken aufkommen an Rettung. Die feindliche Uebermacht ist erdrückend. Wenn aber der Panslawismus seinen Haß gesättigt und in den Boden getreten hat alles,

Digitized by Google

was Blüte und Cultur der Ostseeprovinzen ausmacht, wenn nichts mehr da ist, was ein russisches Auge mit Neid erfüllt, dann ist die Westmark Rußlands in eine Wüste verwandelt, und wie weiland vor Peter dem Großen Scheremetjew, so wird vor Alexander III. Pobjedonosszew einst sprechen: „Herr, dein Befehl ist erfüllt, es gibt nichts mehr zu zerstören.“

Pflege der Musik in Rußland.

Von **Lina Schneider** in Köln.

Wenn es wahr ist, daß der Charakter einer Nation sich am klarsten in seinen Volksweisen ausdrücke, so müssen bei unserm neuerwachten Interesse für das große Reich im Osten, für Rußland, Mittheilungen über die Pflege der Musik in diesem Reiche gewiß willkommen sein. Nur in den wenigen Städten Deutschlands, in denen sich russische Kapellen befinden, hat man eine annähernde Idee von russischer Kirchenmusik und dem überwältigenden Eindrucke, den diese „bewunderungswürdigsten aller Kirchengesänge“, um mit Feldmarschall Graf Moltke zu sprechen, hervorzubringen vermögen. In seinen „Briefen aus Rußland“* sagt er darüber:

„Der griechische Ritus gestattet, daß .... beim Ritus gesungen wird, aber er schließt jede Instrumentalmusik aus. Man hat hier indessen die . . . alten Kirchengesänge, welche größtentheils aus dem Orient entlehnt, wo sie jedoch in Vergessenheit gerathen sind.

„Auch Rom hat einen großen Beitrag in dieser Hinsicht geliefert. Natürlich sind diese Compositionen, denen das Instrumentalaccompagnement fehlt, sehr schwer zu singen und erfordern eine unendliche Uebung. Da der kaiserliche Sängerchor nun weltberühmt ist, war ich sehr gespannt, ihn hier zu hören.

„Er bestand aus ungefähr 30 Stimmen, vom Bassisten, der die Fensterscheiben klirren macht, bis hinauf zu dem hellsten Kindersopran. Die Sänger standen zu beiden Seiten der Bilderwand; sie trugen karmoisinrothe Röcke, Beinkleider mit Goldstickereien und hatten einen Degen an der Seite. Der erste Theil des Gottesdienstes besteht aus Gebeten, und bei diesen wird in den verschiedensten Arten das mehrstimmig gesungene «Gospodi pomilui» («Herr, erbarme dich!») wiederholt. Im zweiten Theile der Messe ziehen sich alle Priester hinter die mittelste Thür zurück, und nun geht die Transsubstantiation vor sich: die Verwandlung des Brotes und Weines, während der Chor mit unübertrefflicher Meisterschaft ein wahrhaft ergreifendes Musikstück singt. Es ist niemals etwas Schöneres componirt worden, es gibt aber auch nichts, was auf schönere Weise vorgetragen wäre.“

Hat man in Deutschland nur eine geringe Kenntniß von dieser schönen, schwermüthig-frommen Musik, so macht man sich im allgemeinen noch weniger eine Vorstellung von russischer Profanmusik und deren historischer Entwickelung. Man ist sich wol kaum bewußt,

* Vgl. „Deutsche Rundschau“, X, 265 fg.

Digitized by Google

daß das in der preußischen Armee am Vorabende nationaler und militärischer Feierlichkeiten nach dem großen Zapfenstreiche ausgeführte Gebet: „Ich bete an die Macht der Liebe", eine Choralmelodie des russischen Palestrina Dmitri Bortnjanski (1752—1825) ist; wie ja auch der in der preußischen Armee gebräuchliche Zapfenstreich unter Friedrich Wilhelm III. aus Rußland übernommen wurde. Auch die in der Zeit engster Beziehungen zwischen Berlin und St.-Petersburg zu Zeiten Friedrich Wilhelm's III. und IV. in Potsdam dem 1. Garderegimente zu Fuß beigeordnete Abtheilung russischer Sänger hat nicht besonders viel dazu beigetragen, eine allgemeinere Kenntniß der russischen Musik zu verbreiten. Aber gerade in der russischen Armee wird bis heute die alte slawische Sangesfreudigkeit gepflegt. Wie unsere Soldaten auf den Märschen ihre Lieder freiwillig ertönen lassen, so geschieht dies in Rußland noch heute ordonnanzmäßig durch: „Sänger vor!" Die jedem Bataillon zugetheilten Sänger treten vor und stimmen die geliebten Weisen an. Ein Gemälde des polnischen Malers Brand, wenn ich mich recht erinnere, „Gruß der Steppe" benannt, stellt einen solchen Sangesgruß der Armee dar.

Wie „von allen uns benachbarten größern europäischen Staaten bisher unfraglich Rußland selbst den gebildeten Kreisen unserer Nation am fremdesten stand"*, so war es auch der Fall mit seiner Musik. Lange hatte die verhältnißmäßig niedere Culturstufe, auf welcher sich die russische Kunst befand, selbst in den Gebildeten der eigenen Nation nicht den Wunsch zum Bewußtsein und zur Ausführung kommen lassen, die überlieferten Notizen über russische Musik in Zusammenhang zu bringen und sie zu einer auf ursächlicher Wechselwirkung beruhenden Geschichte der Musik zu erheben, bis Cäsar Cui bei G. Fischbacher in Paris sein geistreich und gründlich geschriebenes Buch „La Musique en Russie" erscheinen ließ. Cui, früher Lehrer des russischen Thronfolgers im Geniewesen und in der Fortificationswissenschaft, ist gegenwärtig einer der hervorragendsten russischen Componisten und ein ausgezeichneter Musikschriftsteller.

Die russischen Volksmelodien stammen aus den verschiedensten Perioden des russischen Nationallebens. Sie sind untereinander verwandt durch gleichen Charakter, und doch so reich an Abwandlungen ihrer Eigenart! Ihr sie am meisten charakterisirendes Kennzeichen ist die vollkommene Freiheit des Rhythmus, die in ihnen herrscht, erzeugt durch beständigen Wechsel der Taktarten in ein und demselben Liede. So folgt der Rhythmus drängend, zögernd, überspringend, niemals dem Zwange des Taktstriches, sondern dem gebieterischen Herzschlage der Leidenschaft, der Sehnsucht. Und diese aus Dur in Moll in überraschender Kühnheit wechselnden Weisen, diese klagenden Unisonos der Melodien folgen nicht unserer jetzt gebräuchlichen Scala, sie beugen und neigen sich den alten griechischen Tonfolgen, die auch der Ursprung der russischen Kirchenmusik sind.

Wie unsere großen Componisten in ihren Recitativen sich dem Umfange der menschlichen Sprechstimme anbequemen und nur in wenigen Tönen bewegen, so haben auch diese russischen Weisen, die ja nichts weiter sind als die aus dem slawischen Nationalgefühl strömenden Ergüsse heißer Herzenssprache, nur

* Vgl. R. G. Leucer, „Rußland in physischer, ethnologischer und politischer Beziehung" (Hannover 1887).

Digitized by Google

wenig Tonumfang. Der Inhalt der meistens kurzen Lieder umfaßt jedes Gefühl, das ein Menschenherz bewegen kann. Bald feierlich und großartig, bald klagend und sehnend, bald scherzend und tändelnd — so sprechen diese seltsamen rhythmischen Phrasen, bald von einzelnen, bald im Chor gesungen, eine gar wunderholdsame Sprache. Schwer ist es, dieselbe in geschriebener Form darzustellen. Das Geschriebene sucht ein Gesetz, in das es sich fügt; die gesungene Melodie flieht das Gesetz, und schwingt sich frei auf, unmittelbar aus dem fühlenden Volksherzen. Heute noch singt das Volk solche alte ungeschriebene Melodien. Sonntags oder sonst bei festlichen Gelegenheiten bestellt die Gutsherrschaft die Bäuerinnen zum Singen und Tanzen. Rund um die Ausführenden stehen alle Kinder. Ihre Gesänge begleiten sie mit der Bandura, einem guitarrenähnlichen Instrument der Kleinrussen, oder mit der Ziehharmonika. Der Tanz besteht in fast unmerklichem Fortschieben der Füße; immer nur zwei auf einmal tanzen, die andern stehen im Kreise und singen. Zu Pfingsten kommen in den östlichen Theilen Rußlands die Mädchen und Frauen mit Kränzen geschmückt aus dem Walde und singen dem Frühlinge ihren Gruß. Dann werfen sie alle ihre Kränze in den Gutsteich. Dann wieder ziehen weißbärtige, blinde Männer, von Knaben geführt, umher und singen mit ihrer tiefen Stimme alte Kirchenweisen; die Knaben begleiten sie fast immer nur in Quinten. Dieser Gesang ohne Instrumentalbegleitung macht einen gar melancholischen Eindruck. Und doch entspringt er aus echter, tiefer Sangeslust, die sich „als schönes Erbtheil altslawischen Volksstammes bei den Bauern erhalten hat".

Solche Nationalweisen voll Klage und Wehmuth führte die 1885 u. s. w. in Deutschland concertirende russische Vocalkapelle von D. Slawjanski Agrenew aus: „Bachholder auf dem Berge", „O du mein Bachholder", Tanzlieder, Stücke aus einem Heldenepos, wie das vom Riesen Nikitisch u. a.

Die älteste Sammlung von russischen Volksliedern wurde von Pratsch im Jahre 1790 herausgegeben (zweite Auflage in zwei Bänden, 1815) und enthält 149 Lieder. Beethoven entnahm ihr die russischen Themen zu seinem dem Grafen Rasumowski gewidmeten Quartett. Allgemein anerkannt in Rußland ist die kleine von Mily A. Balakirew (geb. 1835) veröffentlichte Sammlung alter russischer Nationalmelodien. Die auch in Deutschland bekannte schöne russische Volkshymne: „Gott sei des Zaren Schutz", ist keine ursprüngliche Volksmelodie; sie wurde von Alexis Lwow, geboren 1799 in Reval, gestorben 1870, componirt. Zu seinen übrigen Werken zählen eine Oper, ein Stabat Mater, Kirchenstücke, Lieder u. s. w.

Ganz so wie die Volksbildung in Rußland nicht aus dem innersten Bedürfnisse der Nation selbst ins Leben gerufen wurde, so ist auch die schulgerechte Pflege der Musik, zumal der Oper, von seiten der obersten Machthaber in Rußland angestrebt worden. So lesen wir in „Rußland unter Peter dem Großen, nach den handschriftlichen Berichten von J. G. Vockerodt und D. Pleyer" von der Kapelle der Prinzessin N.: „Es waren 20 russische Sänger, die mit ihrer Composition die hohe Gesellschaft ergötzten. Es waren solches allerhand russische Lieder, die wegen der vielen schönen Stimmen nicht unangenehm zu hören waren." Geschmack und Wille der Kaiserin Elisabeth Petrowna rief die erste russische Oper ins Leben, während bis dahin nur die italienische Mu-

Digitized by Google

sik gepflegt worden war. Seitdem (1738) Gesang- und Musikschulen in Kleinrußland errichtet wurden, sandte man jährlich 16 der besten Sänger an den Hof, wo die musikliebenden Prinzen und Prinzessinnen ihre eigenen Kapellen hatten.

Im Anfange waren freilich noch keine russischen Componisten vorhanden; die erste russische Oper wurde von dem Italiener Araja auf einen russischen Text componirt. Der allgemeine Opernstil war derselbe, wie er vor Mozart und Gluck auch im übrigen Europa herrschte. Einen ernsten Fortschritt zeigte Caterino Cavos, geboren 1775 in Venedig, gestorben 1840 in St.-Petersburg. Nach ihm machte sich Werstowski als Operncomponist bemerklich; der eigentliche Schöpfer aber der russischen Oper ist Michael Glinka, geboren 1804. Nachdem er seine Studien in Rußland vollendet, begab er sich zu dem tüchtigen Musikgelehrten S. W. Dehn in Berlin, um bei ihm, wie später in Italien, dieselben fortzusetzen. In letzterm Lande zumal lernte er die Behandlung der menschlichen Stimme und ihre Leistungsfähigkeit im Gesange kennen. Sein erstes Werk, ein Meisterwerk, durch das er seinen Ruf begründete, war die Oper „Das Leben für den Zaren", mit beispiellosem Beifall am 27. Sept./9. Oct. 1836 in St.-Petersburg zuerst aufgeführt. Auf diese erste Oper folgte „Ruslan und Ludmilla". Es war ein empfindlicher Schlag für den seitdem zum kaiserlichen Hofkapellmeister ernannten gefeierten Componisten, daß er mit dieser Oper nicht den gleichen durchschlagenden Erfolg hatte wie mit der ersten. Mismuthig verließ er sein Vaterland, um in Spanien spanische Musik zu studiren. Zurückgekehrt in die Heimat, entwarf er den Plan zu zwei neuen Werken, aber nur seinem innern Ohre erklangen ihm Melodien — sie blieben ungeschrieben. Bald trat er wieder die Reise zu seinem alten Lehrer Dehn an, um Kirchenmusik zu studiren. In Berlin erkrankte er plötzlich und starb. Nur als stiller Mann zog er wieder heim über die Grenze, um auf dem Friedhofe des Newski-Klosters für immer auszuruhen von schier ruheloser Fahrt nach dem Ideal.

„Das Leben für den Zaren" behandelt einen Stoff aus der russischen Geschichte des 17. Jahrhunderts, aus der Zeit tiefer nationaler Unruhen, als die Polen Herren des Kreml waren: es ist eine Verherrlichung der russischen Unterthanentreue in der Person des Bauern Sussanin, die der Oper zu ihrer beispiellosen Volksthümlichkeit verhalf. Ballet, polnische Nationaltänze sowie großartige Ausstattung beim Einzuge des jungen Zaren machen sie auch zu einer modernen Ausstattungsoper. Glinka's Vorzüge als Componist bestehen in einer souveränen Beherrschung des Contrapunktes und in schöpferischem Reichthume der Melodien. Die ganze Musik trägt das Gepräge des Nationalen, sie ist die Emanation einer groß und stark empfindenden Seele nach einem höchsten Principe, das hier Vaterland heißt. Scharf markirte Tanzrhythmen bezeichnen das polnische Element in der Oper. Es klingt etwas wie Wagner'sche Art aus den wechselnden und bezeichnenden Motiven. Daß „Das Leben für den Zaren" nicht auf den Bühnen der ganzen Welt heimisch ist, daß der Versuch, die Oper im Jahre 1888 in Berlin mit russischen Sängern aufzuführen, mislang, hat außer den damals besprochenen Nebenursachen seinen Grund hauptsächlich in der fast isolirenden patriotischen Färbung derselben. In Rußland ist nach der etwa 600. Vorstellung der Erfolg noch derselbe wie am ersten Abende.

Glinka's zweite Oper: „Ruslan und

Digitized by Google

Ludmilla", ist einem Zaubermärchen des russischen Dichters Puschkin entnommen. Die Musik dieser zweiten Oper ist an vielen Stellen sogar bedeutender als im „Leben für den Zaren", aber das berückende nationale Element fehlt. An Stelle der polnischen Rhythmen begegnen wir den seitdem in der russischen Musik oft auftretenden orientalischen. So die Melodie in C-moll: dieselbe, die F. David in der „Wüste" in Dur verwendet; der ganze vierte Act ist überhaupt ein glänzendes Lautwerden orientalischer Weisen. Eine der melodienreichsten Nummern der Oper ist die Romanze Nr. 23:

Mein höchstes Gut, des Lebens Wonne
Ist sie, und ihrem Zauberblick
Verdank' ich neuer Jugend Sonne
Und stiller Liebe Glück.

Auch die Instrumentalmusik nahm ihren Anfang mit Glinka. Wir nennen Ouverture und Entr'acte zu dem Drama „Cholmski" und die auch in Deutschland bekannt gewordenen hinterlassenen Werke „Kamarinskaja", „Jota arragonese" und „Erinnerungen aus Madrid". Auch Klaviermusik hinterließ er, darunter „Souvenir d'une Mazurka".

Nicht nur bei seinen eigenen Landsleuten, auch im Auslande genoß Glinka größte Anerkennung. So sagt Berlioz in einem Feuilleton aus dem Jahre 1845: „Sein Orchester ist eins der an Neuheiten und lebendiger Kraft reichsten, die man in der Gegenwart nur hören kann." Es war Julius Langenbach's Verdienst, mit seiner Kapelle in Deutschland viele der Glinka'schen Compositionen zu Gehör gebracht zu haben. Die Klavierauszüge zu den beiden Opern sind mit russischem und deutschem Texte erschienen.

Nach Glinka ist als bedeutender russischer Operncomponist Alexander Dargomyschki zu nennen. Seine Opern sind der nur wenig bekannte „Triumph des Bacchus", „Esmeralda", „Russalka" („Die Nixe") und der nachgelassene „Don Juan" („Der steinerne Gast"). Die musikalische Declamation Dargomyschki's ist außerordentlich logisch und überzeugend, die Composition folgt dem poetischen Worte in treuester Anschmiegung. Ein weiterer Vorzug seines Talents ist die liebenswürdige Hinneigung zum Humor.

„Der steinerne Gast" Dargomyschki's wird mit „Ruslan und Ludmilla" von Glinka als Ausgangspunkt und Hauptwerk der neuen Musikrichtung in Rußland, von der wir später sprechen werden, bezeichnet. Der Text ist von Puschkin, zeigt öfters Uebereinstimmung mit Da Ponte's Text, noch öfter aber auch große Abweichungen von demselben. Man hält in Rußland, und mit Recht, die Dichtung Puschkin's so hoch wie wir unsern „Faust", doch hat das Wagniß, diese Dichtung zu componiren, durchaus keine Bedenken hervorgerufen. Wenn von der ältern Schule der russischen dramatischen Musik die Rede ist, muß auch der Däne Dutsch genannt werden, der 1848 zu St.-Petersburg starb. Seine Oper „Die Kroatin" erlebte jedoch nur sieben Aufführungen.

Neben Glinka und Dargomyschki ist unter den russischen Componisten jener Zeit Alexander Nikolaus Sserow zu nennen (1820—71). Seine Opern sind „Judith", mit deutlicher Anlehnung an ältere Meister; „Rognjeda", deren Stoff einer alten russischen Erzählung entnommen ist, und „Wrashja Ssila" („Die Macht des Bösen"), nach einem Texte Ostrowski's, eines der ersten Dramaturgen Rußlands.

Seit 1856 ist, wie auf allen Gebieten, auch auf dem der Musik in Rußland eine große Umwälzung eingetreten. Die unter Nikolaus zurückgehaltenen

Digitized by Google

Ideen machten sich unter Zar Alexander überall geltend. Eine kleine Anzahl strebender, etwas radicaler Freunde vereinigte sich zu ernstem, künstlerischem, aber von der Ueberlieferung vollständig abgewandtem Streben. Die ersten dieses für die Entwickelung der Musik in Rußland so wichtigen Vereins waren Cäsar Cui und Mily Alexejewitsch Balakirew. Letzterer errichtete in St.-Petersburg zusammen mit Lamakin eine Musikschule, in welcher der Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde. Ihnen schlossen sich Rimski-Korssakow an, der später Director dieser Musikschule wurde; ferner Borodin und Mussorgski. Nach ihrer Ansicht ist für die Symphonie die von den Classikern begründete Form nicht mehr geltend, sie hat den Punkt höchster Entwickelung schon erreicht. Die Oper jedoch hat ihn noch nicht erklommen; doch ist ihr durch Wagner der rechte Weg gezeigt, indem er auf die Wichtigkeit der Verbindung von Wort und Ton hinweist. Der italienischen Musik und ihrem Standpunkt, die Cantilene als höchsten Triumph zu bezeichnen, kann diese neue Schule der Musik keinen Geschmack abgewinnen. Gluck's reformatorisches Genie wird anerkannt, auf die Gefahr der Rossini'schen Art und Weise aufmerksam gemacht, Wagner's Großthaten werden gebührend gewürdigt. Directe Anlehnung an den letztern findet jedoch nirgends statt. Ihre künstlerischen Grundsätze werden mit der vollen Energie begeisterter Feuerköpfe verfochten: „Gefällige Melodien und Stimmvirtuosität genügen nicht mehr den höchsten Anforderungen der Kunst. Die dramatische Musik muß ihren innern Eigenwerth haben. Sie muß in vollkommenster Concordanz mit ihrem Texte stehen. Das Wort soll der Musik nur feste und bestimmte Bedeutung geben. Anwendung von Chören und Ensemblestücken ist nicht zu verwerfen, wird aber vor ein strenges, musikalisches Gericht gezogen." Wie viel Uebereinstimmung in diesen Principien mit den Wagner'schen herrscht, es besteht doch auch ein großer Unterschied. Während Wagner die volle dramatische Kraft des Ausdrucks in sein Orchester verlegt, überlassen die russischen Componisten der neuen Schule dem Sänger den Hauptantheil an der Composition.

Die Grundsätze der Freunde traten durch ihre Compositionen ins Leben. So bei Mussorgski, der in fast wörtlicher Benutzung der dramatischen Dichtung Puschkin's: „Boris Godunow", der Geschichte des falschen Demetrius den Stoff einer Oper entnommen hat, denselben Stoff, den Schiller-Laube auch bearbeitet haben.

Die Oper hat weder eine Ouverture, noch geht einem der vier Acte ein musikalisches Vorspiel voraus. Von den einzelnen Gestalten ist die des alten Bettlers ganz eigenartig russisch, mystisch, verzückt, träumerisch. Außer dieser Oper besitzen wir von Mussorgski auch Lieder von oft packender Tragik.

Ueber Anton Rubinstein's großen Einfluß auf die Entwickelung der Musik in Rußland kann ich mich kurz fassen. Seine Wirksamkeit, seine Compositionen sind allgemein bekannt. Das Urtheil über ihn steht in jeder Beziehung so fest, daß nichts mehr hinzugefügt zu werden braucht. Seine Opern „Makkabäer", „Dämon" und „Nero" sind auch in Deutschland bekannt; zwei frühere: „Feramors" und „Die Kinder der Heide", haben sich jedoch nicht einbürgern können, obwol auch sie reich an Schönheiten sind. So das erste Zigeunerduett und das Hochzeitslied in den „Kindern der Heide" und das erste Finale und der Lichtertanz in „Feramors". „Der Dämon", der z. B. auf

Digitized by Google

der Bühne Kölns bis heute öfters wiederholt wird, ist der Dichtung des nach Puschkin am meisten beliebten russischen Dichters Lermontow entnommen. Wie in Rußland, entzücken auch bei uns die beiden orientalischen Tänze durch ihren sinnlichen Reiz und ihre glutvolle Leidenschaft. „Die Makkabäer", Otto Ludwig's großartiger Tragödie von Mosenthal nachgedichtet, führen eine von diesem neu hinzugedichtete Figur ein: die Königstochter Kleopatra. Die Musik zu Leah's Siegesgesang im zweiten Acte soll einem kleinrussischen Volksliede entnommen sein. Aufgeführt wurde die Oper zuerst 1878 in Wien. Auch „Nero" hat erst von Deutschland, ich glaube von Hamburg aus, seinen Weg nach Rußland gemacht. Am 10. Febr. 1884 wurde er in St.-Petersburg unter unbeschreiblichem Jubel in der italienischen kaiserlichen Oper zum ersten male in Rußland aufgeführt und errang durch die reiche Fülle seines musikalisch-dramatischen Gehalts einen vollständigen Sieg.

Eine andere Oper Rubinstein's, die meines Wissens nicht über die Grenzen Rußlands herausgekommen, ist der „Kaufmann Kalaschnikow", ebenfalls einer Dichtung Lermontow's entnommen, die Iwan den Schrecklichen in wenig vortheilhafter Weise dem Publikum vorführt und deshalb nach der zweiten Aufführung in Rußland verboten wurde.

Rubinstein's Symphonien „Ocean" und „Symphonie dramatique", sein Violinconcert, sein „Cappriccio russo" für Klavier und Orchester und viele Klavierstücke über russische Volksmelodien, seine Sonaten für Klavier, seine Klavierconcerte, zumal das in D-moll, sind allgemein bekannt. Oratorien Rubinstein's sind „Das verlorene Paradies" und „Der Thurm zu Babel".

Die Verdienste Rubinstein's um die Pflege der Musik in Rußland sind sehr groß. Er war es, der mit Stassow, Kologribow u. a. die Russische Musikgesellschaft gründete, durch die seitdem so viel zur Entwickelung der Musik gethan worden ist, wie in Holland durch die Maatschappij t. b. d. Toonkunst. Sie hat Sectionen in Moskau, Charkow, Kiew und an andern Orten. Die Concerte der Gesellschaft in Petersburg standen lange unter Rubinstein's persönlicher Leitung.

Zu den besten Lieder- und Romanzencomponisten gehört Balakirew, der schon genannte gründliche Kenner der alten russischen Nationalweisen. Seine eigenen Liedercompositionen zeichnen sich durch Tiefe des Gemüths und Innerlichkeit aus. Auch drei Ouverturen über russische Nationalmelodien stammen von ihm. Seine Musik zu „König Lear" muß sehr gerühmt werden, ebenso seine Transscriptionen der „Flucht nach Aegypten" und eine zu vier Händen von der Symphonie „Harold in Italien", beide von Berlioz, sowie das „Oestliche Phantasie" benannte klippenreiche Klavierstück „Islamey".

Die erste russische Symphonie schrieb Rimsky-Korssakow; auf dieselbe ließ er zwei symphonische Dichtungen, „Sadko" und „Antar" folgen. Auch Borodin hat zwei Symphonien componirt.

Die russische Nation hat, wie gesagt, eine große Vorliebe für Vocalmusik, deshalb sind auch Lieder und Romanzen so allgemein verbreitet, deshalb haben auch so viele Componisten sich der Pflege dieser Musikgattung gewidmet. Michael Glinka ist auch sein Begründer gewesen, obwol sich schon vor ihm mancher Künstler von Talent darin versucht hatte. Glinka ließ sich bei seinen Compositionen von der allgemeinen Stimmung des Textes bestimmen und entsprach dieser durch gefällige Musik, in leichter Aus-

Digitized by Google

führung componirt. Dargomyschki's Romanzen zeigen häufig einen Ton, der Glinka fremd ist; er lacht oft unter Thränen.

Das letzte Jahr hat uns in Köln in einer Suite die Bekanntschaft mit einem andern russischen Componisten vermittelt, mit Peter Tschaikowski, geboren 1840, früher Professor der Compositionslehre am kaiserlichen Conservatorium zu Moskau. Man lese über ihn Dr. O. Neitzel's Artikel in der „Kölnischen Zeitung" vom 17. Febr. 1889, der alle künstlerischen Eigenarten Tschaikowski's vollkommen ins rechte Licht stellt, und den in der „Neuen Musikzeitung", Nr. 19 fg., 1889, erschienenen Artikel über ihn. Alle seine Werke tragen „bei aller Kunst der vielstimmigen Arbeit und des theoretischen Aufbaues" einen bestrickenden Reichthum an Melodien in sich. Er gehört nicht der neurussischen Schule an, aber ihre Regeln und Principien liegen in der Luft, keiner kann sich ihnen entziehen, auch Tschaikowski nicht, obgleich er fest mit den alten musikalischen Traditionen zusammenhängt. Im März 1889 wurde in einem moskauer philharmonischen Concerte eine neue, noch nicht gedruckte Symphonie (C-moll) zum ersten male aufgeführt, die einen minder entschiedenen Nationalcharakter tragen soll als die frühern Werke Tschaikowski's.

Als Operncomponist trat er zuerst durch „Opritschnik" (Opritschniks waren bekanntlich die Leibgardisten Iwan's des Schrecklichen) an die Oeffentlichkeit; darauf folgte „Vakula, der Schmied", der den von der Russischen Musikalischen Gesellschaft für die beste russische Oper ausgeschriebenen Preis gewann. Der Text ist einer Novelle Gogol's entnommen. Unter seinen übrigen Compositionen nennen wir außer der oben schon erwähnten Suite eine Ouverture zu „Romeo und Julie" und zum „Sturm" von Shakespeare. Seine Lieder haben den eigenartigen rhythmischen Reiz, der fast wie das Verstehen der Worte einer fremden Sprache wirkt.

Der in Rußland naturalisirte Böhme Naprawnik hat 1864 eine Oper „Nishegorodzy" aufführen lassen, die sehr großen Beifall errang. Auch als Symphoniencomponist hat er sich Anerkennung zu verschaffen gewußt. Seine Quartette und Trios haben ebenfalls großen Erfolg. Seine Lieder sind in vollendeter Kunstform geschrieben.

Wenn von den Musikzuständen und deren Entwickelung in Rußland die Rede ist, darf unser deutscher Landsmann Adolf Henselt nicht vergessen werden. Geboren 1814 in Schwabach in Baiern, studirte er bei Hummel in Weimar und Sechter in Wien, trat mit sehr großem Beifall als Pianist auf, kam als solcher nach Petersburg, wo er außerordentliches Aufsehen erregte. Er wurde Lehrer der kaiserlichen Kinder und Inspector des Musikunterrichts an sämmtlichen weiblichen Staatserziehungsanstalten. Unter seinen Compositionen gehören Etuden für Klavier, sowie ein Klavierconcert mit zu dem Besten, was die Klavierliteratur in seinen Tagen aufzuweisen hatte.

Ich unterlasse es absichtlich, ausgezeichnete russische Pianisten, wie Leschetitzky, namentlich aufzuführen, da ich das Virtuosenthum als solches nicht in den Rahmen dieser Skizze ziehen möchte. Unter den Componisten für Klavier nenne ich noch Laskarsky, der eine Anzahl eleganter Compositionen schenkte.

Unter den jüngern Kräften zeichnen sich Ljadow und Tscherbatschew durch gefälliges Erfindungstalent und tiefen musikalischen Ernst aus. Ersterer veröffentlichte unter andern eine Sammlung kleiner Klavierstücke unter dem Titel

Digitized by Google

„Biriulki" (Stäbchenspiel) und Arabesken. Er erinnert an Klessel's liebenswürdige Weise. Der zweite veröffentlichte die Klaviercompositionen „Zick-Zack", „Pantomimen" und „Theorien". Der ausgezeichnete, vor kurzem verstorbene Cellovirtuose Karl Davydow, geboren 1838 zu Goldingen in Kurland, hat eine Reihe vorzüglicher Compositionen für sein Instrument geschrieben, ebenso ein vortreffliches Sextett. Auch einzelne Lieder Davydow's sind von hohem Reize.

Vielleicht in keinem Lande der Welt kommt man fremden Künstlern ersten Ranges mit solcher bereiten Anerkennung, mit so warmer Begeisterung entgegen wie in Rußland. Wenn Liszt dort buchstäblich Vergötterung fand, so war das nur natürlich, denn er stand auf der Höhe seines Ruhmes; viel charakteristischer für das russische musikalische Publikum ist es, wenn verkannten und unverstandenen Künstlern dort freudige Anerkennung und geistige Heimat bereitet wird, wie einst Berlioz, der in Rußland Trost für manche Enttäuschungen seines Lebens fand. Auch den neuen Werken unserer großen Tondichter bringt man reges Interesse entgegen. Wir erinnern an die begeisterte Aufnahme von Wagner's „Nibelungen-Trilogie" unter Director Angelo Neumann's Leitung im März 1889.

Die verschiedenen musikalischen Parteien stehen in Rußland sehr feindlich einander gegenüber. Der Kampf ist um so heftiger, weil sehr kühne und heftige Gegner miteinander kämpfen, weil die neue Richtung durch Geist und Talent eine Macht bildet, mit der zu rechnen ist.

Zwei große, staatlich unterstützte Conservatorien, in Petersburg und in Moskau, sorgen für die musikalische Erziehung der russischen Jugend. Die neurussische Schule beklagt sich, daß die classische Richtung auf Kosten der neuen in diesen Conservatorien zu sehr gepflegt werde. Die Richtung der Freien Musikschule läßt sich am besten mit der des Allgemeinen Deutschen Tonkünstlervereins vergleichen. Sie hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Werke neuerer Meister zu pflegen.

Die großen Concerte der Russischen Musikgesellschaft, sehr auserlesen und sehr abgeschlossen, werden stark besucht; auch die der Freien Musikschule erfreuen sich großer Theilnahme; beide weisen ausgezeichnete Programme auf. In den erstern zumal wirken die besten Künstler des In- und Auslandes mit. Die aristokratischste musikalische Zuhörerschaft nimmt natürlich, wie überall, an den Kammermusikabenden theil.

Petersburg besitzt zwei Opern: eine russische und eine italienische. Früher führte die letztere alle Sterne am musikalischen Himmel dem Publikum vor, so Rubini, Tamburini, Ranconi, Lablache, Mario, die Grisi, Viardot u. a.; jetzt ist sie ein immer mehr erbleichender Stern, und die Vertreter der nationalrussischen Richtung in der Musik sprechen es unaufhörlich aus, daß die Existenz dieser italienischen Oper mit ihren ewigen Wiederholungen von „Lucia" und „Somnambula" nur niederdrückend auf den musikalischen Geschmack des Publikums einwirken könne. Auch in Moskau war früher eine italienische Oper, jetzt nur eine russische; ebenso in Kiew, Charkow, Odessa und Tiflis.

Die russische Kritik ist ziemlich rücksichtslos und zeigt, wie die Musik, streng geschiedene Farben. Ihre Sprache, obgleich natürlich in mannichfacher Schattirung auftretend, ist im allgemeinen sehr scharf, oft bis zur Grenze der Höflichkeit. Unter den großen Musikschriftstellern nimmt der in Deutschland geborene, durch seine Biographie Mo-

Digitized by Google

zart's bekannte Ulibischew den ersten Rang ein.

Ebenso bekannt bei uns ist der Beethoven-Biograph Wilhelm von Lenz durch seine musikalischen Artikel in verschiedenen Zeitschriften und sein Werk „Beethoven et ses trois styles" (Petersburg 1813). Auch Sserow, der schon genannte Componist von „Rognjeda", schrieb mit ganz besonderer Kraft des Wortes. Der Verfasser des von mir genannten Werkes: „La Musique en Russie", General Cui, ist gegenwärtig einer der strengsten und gefürchtetsten Kritiker.

Auf alle Fälle verdient die russische Musik in Deutschland mehr bekannt, mehr in unsern großen Concertsälen zu Gehör gebracht, mehr von unsern Componisten gewürdigt zu werden als bisher. Es steht ihr überdies voraussichtlich noch eine reiche Entwickelung bevor, denn das weite Gebiet der russischen Volksmusik ist ja theilweise kaum entdeckt, also noch lange nicht erschöpft worden.

Denkwürdiges.

Deutsche Reichsgesetzgebung.

Die Allerhöchste Verordnung vom 1. Dec. 1890 regelt das Verfahren vor den auf Grund des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes errichteten Schiedsgerichten; dasselbe schließt sich im wesentlichen dem Verfahren an, das für die Schiedsgerichte der Berufsgenossenschaften eingeführt ist. Bemerkenswerth ist, daß die Schiedsgerichte der Versicherungsanstalten im Gegensatze zu denjenigen der Genossenschaften in ihrem Siegel nicht den Reichsadler führen.

Durch die Verordnung vom 5. Dec. wurde das Verbot der Einfuhr von Schweinen, Schweinefleisch und Würsten dänischen, schwedischen und norwegischen Ursprungs aufgehoben.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 9. Dec. ist das Recht der Magdeburger Privatbank in Magdeburg und das Recht der Provinzial-Actienbank des Großherzogthums Posen in Posen zur Ausgabe von Banknoten mit dem 1. Jan. 1891 erloschen.

Durch Gesetz vom 15. Dec. wurde die Insel Helgoland mit dem Reichsgebiete vereinigt und die Zustimmung zur Einverleibung derselben in das Gebiet des preußischen Staates ertheilt.

Die Verordnung vom 20. Dec. regelt die Formen des Verfahrens und den Geschäftsgang des Reichsversicherungsamtes in den Angelegenheiten der Invaliditäts- und Altersversicherung; für dieselben wird eine besondere Abtheilung errichtet, deren Vorsitzenden der Kaiser ernennt; die Entscheidung über die gegen die Urtheile der Schiedsgerichte eingelegten Revisionen erfolgt entweder durch die einfache Spruchkammer, die mit vier Mitgliedern besetzt ist, oder durch eine erweiterte Spruchkammer, welche in der Besetzung von sechs Mitgliedern entscheidet; die Entscheidung durch diese hat zu erfolgen, wenn es sich um eine noch nicht von der Spruchkammer festgestellte Auslegung solcher gesetzlichen Bestimmungen handelt, welche nach dem Ermessen der Spruchkammer von erheblicher grundsätzlicher Bedeutung sind, oder wenn in einer Rechtsfrage von einer frühern Entscheidung einer Spruchkammer abgewichen werden soll.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 25. Dec. ist das Recht der

Digitized by Google

Danziger Privat-Actienbank zur Ausgabe von Banknoten mit dem 1. Jan. 1891 erloschen.

Die Verordnung vom 1. Jan. 1891 regelt die Rechtsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 14. Jan. hat sich der Antheil der Reichsbank an dem Gesammtbetrage des steuerfreien Notenumlaufs infolge des Erlöschens der Befugniß der Magdeburger Privatbank, der Danziger Privat-Actienbank, der Provinzial-Actienbank zu Posen und der Chemnitzer Stadtbank zur Notenausgabe auf den Betrag von 292,117000 Mark erhöht.

Durch Erlaß vom 22. Jan. wurde die Aufnahme einer mit drei vom Hundert verzinslichen Anleihe im Betrage von 50,479291 Mark genehmigt.

Durch Verordnung vom 1. Febr. wurde das gewerbsmäßige Herstellen, Verkaufen und Feilhalten von Maschinen, welche zur Herstellung künstlicher Kaffeebohnen bestimmt sind, verboten.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 3. Febr. ist die Befugniß der Chemnitzer Stadtbank zur Ausgabe von Banknoten mit dem 1. Jan. 1891 erloschen.

Das Gesetz vom 9. Febr. überträgt die Controle des Reichshaushaltes und des Landeshaushaltes von Elsaß-Lothringen für das Etatsjahr 1890/91 der preußischen Oberrechnungskammer unter der Bezeichnung als Rechnungshof des Deutschen Reiches.

Die Verordnung vom 16. Febr. ändert die Verordnung vom 20. Mai 1881 über Gewährung von Tagegeldern, Fuhrkosten und Umzugskosten an die Beamten der Militär- und Marineverwaltung in verschiedenen Punkten ab.

Laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 23. Febr. ist die mexicanische Regierung der internationalen Meterconvention vom 20. Mai 1875 beigetreten.

Durch Erlaß vom 7. März wurde die Insel Helgoland bezüglich der Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens dem Bezirke der Oberpostdirection zu Hamburg vom 1. April ab zugetheilt.

Die Verordnung vom 22. März führt eine Anzahl Reichsgesetze in Helgoland ein.

Durch Gesetz von dem gleichen Tage wurde die Errichtung einer Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, im besondern zur Bekämpfung des Sklavenhandels angeordnet; oberster Kriegsherr derselben ist der Kaiser. Sie besteht aus Offizieren, Ingenieuren des Soldatenstandes, Sanitätsoffizieren, Beamten und Unteroffizieren des Reichsheeres und der kaiserlichen Marine, welche auf Grund freiwilliger Meldung der Schutztruppe zugetheilt werden, sowie aus angeworbenen Farbigen. Für die Versorgung der der Schutztruppe zugetheilten Militärpersonen und ihrer Angehörigen finden die Bestimmungen, welche für die aus dem Militäretat besoldeten Personen gelten, mit gewissen, durch die besondern Verhältnisse bedingten Abweichungen Anwendung. In die Schutztruppe können auch solche Deutsche Aufnahme finden, welche der von dem Reichscommissar für Ostafrika geworbenen Truppe bereits angehören; der in dieser abgeleistete Dienst wird dem Dienste in der Schutztruppe gleichgeachtet.

Durch Gesetz von demselben Tage wurde der Reichshaushaltsetat für das Etatsjahr 1891/92 in Einnahmen und Ausgaben auf 1102,435132 Mark festgesetzt; die dauernden Ausgaben belaufen sich auf 941,723025 Mark, die einmaligen des ordentlichen auf 71,721279, die des außerordentlichen auf 88,990828 Mark.

Durch Gesetz vom 7. April wurde das Patentgesetz vom 25. Mai 1877 in verschiedenen Punkten abgeändert; die wichtigsten Abänderungen beziehen sich auf die zu patentirenden Gegenstände, die Zusammensetzung der Patentämter und das Verfahren in Patentsachen; das Patentamt besteht hiernach aus einem Präsidenten, aus rechtskun-

Digitized by Google

digen und technischen Mitgliedern; in ihm werden drei Abtheilungen gebildet: für die Patentanmeldungen, für die Anträge auf Erklärung der Nichtigkeit oder auf Zurücknahme von Patenten, und für die Beschwerden. Für das Verfahren ist eine Vorprüfung der angemeldeten Patente durch ein Mitglied der Anmeldeabtheilung eingeführt.

Ludwig Fuld.

Fortschritte in der Physik.

Ueber den höchsten Luftdruck, welchen man bisher auf der Erde beobachtet hat, liegt uns eine interessante Notiz des französischen Physikers Mascart vor. Die Beobachtungen sind in Barnaul in Sibirien gemacht worden. In dem Werke Detillo's über die Vertheilung des Luftdruckes in Rußland und auf dem asiatischen Festlande wird nämlich angegeben, daß im December 1877 an der bezeichneten Station der Luftdruck 802,8 Millimeter betrüge. Man wolle sich erinnern, daß der mittlere Luftdruck am Meeresniveau etwa 760 Millimeter ausmacht. Es ergibt sich hieraus eine Differenz von über 40 Millimeter.

Es ist vielfach, besonders von seiten der Physiker darauf hingewiesen worden, daß der Schutz, welcher ein Blitzableiter einem Gebäude bietet, durch die Gas- und Wasserleitungsröhren, welche sich in demselben befinden, aufgehoben wird, wenn die Ableitung des erstern mit dem Leitungsnetze nicht in Verbindung stehe. Merkwürdigerweise hat sich im Kreise der Wasserbau- und Gasingenieure gegen diese Meinung eine heftige Opposition gebildet. Es ist zur Untersuchung dieser höchst wichtigen Angelegenheit von seiten des Elektrotechnischen Vereins zu Berlin eine Commission niedergesetzt worden, in der sich unter anderm keine Geringern als die Herren von Helmholtz, Werner von Siemens, von Bezold, Kundt und andere Physiker ersten Ranges befinden. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist jetzt in einer kleinen Schrift: „Die Blitzgefahr. Nr. 2. Einfluß der Gas- und Wasserleitungen auf die Blitzgefahr", veröffentlicht worden. Die Untersuchungen haben zu dem Ergebnisse geführt, daß ein Anschluß an das Leitungsnetz durchaus geboten erscheint, und daß alle Einwürfe der genannten Techniker nicht haltbar sind. Es ist übrigens interessant, daß im allgemeinen, wie es scheint, die Gasleitungsrohre eine höhere Gefahr darstellen als die Wasserleitungsrohre, was wol darin seinen Grund haben dürfte, daß die erstern höher am Erdbogen liegen als die zuletzt genannten.

Franz Bendt.

Todtenschau.

Banville (Théodore Faullain de), französischer Dichter (geb. 1823), starb 13. März d. J. in Paris.

Baring (Thomas), der geschäftsführende Director des Bankhauses Baring Brothers in London, starb in Rom 2. April d. J.

Barnum (Phineas Taylor), der weltbekannte amerikanische Meister der Reclame (geb. 1810), starb 6. April d. J. zu Bridgeport in Connecticut.

Becker (August), Romanschriftsteller (geb. 1828), starb 23. März d. J. in Eisenach.

Beust (Friedrich Konstantin, Freiherr von), österreichischer General-Montaninspector a. D., der ältere Bruder des ehemaligen Staatskanzlers Grafen Beust (geb. 1806), starb in Torbola am Gardasee im März d. J.

Campenon (Jean Baptiste Marie Edouard), französischer General und zu wiederholten malen Kriegsminister (geb. 1819), starb 16. März d. J. in Paris.

Clam-Gallas (Eduard, Graf), k. k. General der Cavalerie a. D. und Geheimrath, lebenslängliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses (geb. 1805), starb 17. März d. J. in Wien.

Fabrice (Georg Friedrich Alfred, Graf von), königlich sächsischer General der Cavalerie, Ministerpräsident, Kriegs-

Digitized by Google

minister und Minister des Auswärtigen (geb. 1818), starb 25. März d. J. in Dresden.

Flemming (Martin Karl), von 1878—88 Inhaber der Verlagsbuchhandlung Karl Flemming in Glogau (geb. 1835), starb daselbst 23. Febr. d. J.

Granville (George Leveson-Gower, Graf), Whigführer (geb. 1815), starb 31. März d. J. in London.

Grimm (Wilibald), ordentlicher Honorarprofessor der Theologie in Jena (geb. 1807), starb 24. Febr. d. J. daselbst.

Jacini (Stefano), italienischer Nationalökonom, Senator und mehrmals Minister der öffentlichen Arbeiten (geb. 1827), starb 25. März d. J. in Rom.

Johnston (Joseph Eccleston), ehemaliger General der conföderirten Staaten von Nordamerika (geb. 1807), starb 17. März d. J.

Kervyn de Lettenhove (Joseph Maria Bruno Konstantin), belgischer Geschichtschreiber und Staatsmann (geb. 1817), starb 3. April d. J. in Brüssel.

Krüdener (Nikolai, Baron), russischer General der Infanterie, früher Gehülfe des Militärgouverneurs in Warschau (geb. 1811), starb 17. Febr. d. J. daselbst.

Liske (Franz Xaver), bekannter polnischer Geschichtsforscher, Professor an der Universität Lemberg (geb. 1838), starb daselbst 28. Febr. d. J.

Mädler (Minna von), geb. von Witte, Witwe des einst berühmten dorpater Astronomen, Dichterin (geb. 1804), starb 5. März d. J. zu Hannover.

Magliani (Agostino), italienischer Staatsmann, dreimal Finanzminister, zuletzt 1879—87 (geb. 1824), starb 21. Febr. d. J. in Rom.

Maximowicz (Karl Joh.), russischer Botaniker (geb. 1827), starb 16. Febr. d. J. in St.-Petersburg.

Meran (Franz, Graf von), der Sohn des Erzherzogs Johann von Oesterreich aus dessen Ehe mit Anna Pochel (geb. 1839), starb 27. März d. J. in Abbazia.

Miklosich (Franz Xaver, Ritter von), ordentlicher Professor der slawischen Sprachen an der Universität Wien (geb. 1813), starb daselbst 7. März d. J.

Mutkurow (S.), früherer bulgarischer Kriegsminister und Mitglied der Regentschaft (geb. 1851), starb 15. März d. J. in Neapel.

Olga Feodorowna, Gemahlin des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, geborene Prinzessin Cäcilie von Baden (geb. 1839), starb 12. April d. J. in Charkow.

Oesterley (Karl Wilhelm), Geschichts- und Bildnißmaler (geb. 1805), starb 28. März d. J. in Hannover.

Pouyer-Quertier (Augustin Thomas), französischer Volkswirth und ehemaliger Finanzminister (geb. 1820), starb 2. April d. J. in Rouen.

Pressensé (Edmond Déhoult de), französischer reformirter Theologe (geb. 1824), starb 8. April d. J. in Paris.

Rjedkin (Peter Grigorjewitsch), bedeutender russischer Rechtsgelehrter (geb. 1808), starb 19. März d. J. in St.-Petersburg.

Schenk (August), ordentlicher Professor der Botanik in Leipzig (geb. 1815), starb daselbst 30. März d. J.

Schulz-Briesen (Eduard), namhafter Bildniß- und Genremaler (geb. 1831), starb 21. Febr. d. J. in Düsseldorf.

Solms-Braunfels (Georg, Fürst), Haupt der Bernhardi'schen Linie des standesherrlichen Hauses Solms (geb. 1836), starb in Frankfurt a. M. in der Nacht zum 3. April d. J.

Stoltze (Friedrich), frankfurter humoristischer Dichter (geb. 1816), starb 28. März d. J. in Frankfurt a. M.

Swert (Jules de), belgischer Cellovirtuos und Componist (geb. 1843), starb 24. Febr. d. J. in Ostende.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Nordseeskizzen eines Naturforschers.

Von **Friedrich Heincke.**

1. Der Heringsplatz und der Sturm auf dem Skager-Rack.

Fünf Wochen sind vergangen seit unserer Abfahrt von Sylt*, wir schreiben Mitte September 1889. Inzwischen hat sich mancherlei für unsere Expedition ereignet.

Nach einer dreiwöchentlichen Seereise kehrten wir am 21. Aug. nach Geestemünde zurück, reich an wissenschaftlichen Schätzen aller Art, aber ohne unser Hauptziel, die Auffindung neuer Heringsplätze, erreicht zu haben. Der August hatte sich wider alles Erwarten als ein sehr rauher, stürmischer Monat gezeigt, eine volle Woche hindurch konnten wir nur einmal wagen, unser Treibnetzboot auszusetzen, und auch da ohne Erfolg. Das wirkt im höchsten Grade entmuthigend, aber die See ist nun einmal unberechenbar. Wenn man eine solche wissenschaftliche Fahrt ins Dunkle antritt, sind drei Möglichkeiten: man erreicht alles, was man wünscht, man erreicht nichts oder man erzielt ein mittleres Ergebniß, mit dem man zufrieden sein muß, und dieser letztere Fall ist der wahrscheinlichste. Freilich war das mittlere Ergebniß für uns recht dürftig; wir hatten überall nur ganz geringe Mengen von Heringen angetroffen, nirgends einen großen Schwarm. Nur die Spuren des reifen Herbstherings waren auf der Jütlandbank entdeckt; darauf hin konnten und mußten wir es aber wagen, noch einen Versuch zu machen, nämlich einen vollen Monat später jene Stellen noch einmal aufzusuchen, wo wir die Heringszeichen gefunden. Konnte doch niemand wissen, zu welcher Zeit die großen Heringsscharen aus der hohen See auf den Rändern der Jütlandbank zum Laichen sich sammeln, ob vier Wochen früher oder später. Freilich wozu wir damals drei Wochen Zeit gehabt, dazu war uns jetzt wenig mehr als eine einzige vergönnt, wenn wir nicht die zur Verfügung stehenden Mittel überschreiten wollten.

Als wir übrigens damals gegen Abend des 20. Aug. auf der Höhe von Sylt unsern Curs auf Helgoland zu genommen hatten, um am nächsten Morgen Geestemünde zu erreichen, sollten wir noch einmal die Unbill des Meeres in vollem Maße zu kosten bekommen. Ein orkanartiger Sturm aus Südwest erhob sich, Regen und dicke Finsterniß umhüllten alles, vergebens spähten wir von der gischtumspritzten Commandobrücke

* Vgl. „Sylt und die Jütlandbank", S. 241 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

nach dem Leuchtfeuer von Helgoland; der Sicherheit wegen mußte der Curs weit nach Westen genommen werden, um auf die hohe See jenseit der Felseninsel zu kommen und nicht in der Finsterniß dort zu scheitern. Ein Dampfer kann solche Gefahren stets vermeiden, solange seine Maschine und Schraube in Ordnung sind; ein Segelschiff ist weit schlimmer daran. Bald nach unserer Ankunft in Geestemünde erfuhren wir denn auch, daß eins in jener Sturmnacht bei Helgoland gescheitert sei; fünf Wochen später sahen wir selbst das Wrack dort liegen. Vielleicht war dies eins jener Schiffe, von denen wir in der Sturmnacht die Lichter sahen. Ich erinnere mich ihrer noch deutlich. Als der Sturm seinen Höhepunkt erreichte, lag ich in der Koje in einem unruhigen Halbschlummer; zweimal schon war ich aufgestanden, auf die Gefahr hin, wie ein Ball in der Kajüte umhergeschleudert zu werden, und hatte eine nicht genügend verstaute Kiste mit Weinflaschen wieder auf ihren Platz geschoben! Da! ein neues furchtbares Schwanken, ein wüstes Krachen und Klirren! Eine mächtige See rollt über Deck. Klatschend schlägt sie gegen das Skylight, und die geschlossene Klappe desselben aufhebend, stürzt eine kräftige Douche frischen Seewassers in die Kajüte — um — um den schönen Inhalt der zerschmetterten Weinflaschen bis zur äußersten homöopathischen Grenze zu verdünnen. Die Lage wird mir doch etwas ängstlich, und das noch mehr, als jetzt von Deck her der fast erschreckt klingende Ruf „Füer! Füer!" ertönte. Im höchsten Grade besorgt, stürzte ich hinauf — die Kleider hatte ich überhaupt nicht abgelegt — und kletterte mit großer Mühe auf die Commandobrücke. Jetzt klärte sich auf, was der ominöse Ruf zu bedeuten hatte. Vor uns in der brodelnden Finsterniß tanzten wie Irrlichter in tollem Reigen vier bis fünf matte Lichter; eben hat der wachthabende Steuermann den Curs geändert, um ihnen auszuweichen. Das ist aber kein Leuchtfeuer, es sind sicher die Topplichter von Segelschiffen, die mit dem Sturme kämpfen. Die See kann großartig sein im Sturme, damals war sie schrecklich.

Heute, in der Mitte des September, ist's freilich ganz anders mit dem Wetter. Schon seit der Frühe des 10., als wir zum zweiten male von Geestemünde abfuhren, wehen ganz flaue Winde, anfangs noch aus West und Südwest bei diesigem Wetter, dann glückverheißend nach Südost, Süd und Nordost drehend und herrliches klares Wetter mit sich bringend. Wir haben uns diesmal in der Deutschen Bucht nicht aufgehalten, sondern sind mit Vollkraft geraden Wegs nach der Jütlandbank gedampft. Wir haben dort an Stellen, wo wir früher Heringsanzeichen gefunden, bereits zweimal gefischt, aber leider wieder ohne allen Erfolg. Wahrlich, das ist ein böses Suchen; drei Tage von unsern zehn sind schon wieder ergebnißlos vergangen.

Jetzt ist es morgens 5 Uhr, und wir befinden uns weit nach Norden hinauf nahe dem Feuerkreise von Hanstholm, der Nordwestspitze Jütlands, über einer Tiefe von etwa 60 Meter; dort fallen die steinigen Bänke in schnellem, terrassenförmigem Sturze zu jener großen schlickigen Tiefe des Skager-Rack ab, in der wir einige Wochen vorher unsere Thermometer und Wasserschöpfer bis auf den 400 Meter tief liegenden Grund hinabgesenkt haben. Gestern 4 Uhr nachmittags sind wir hier angelangt; unsere Dredgen haben uns den bekannten thierreichen Steingrund heraufgebracht und die ausgelegten Angeln einige Kabeljaue — ein gutes Zeichen! Dann um 6½ Uhr sind die Netze ausgesetzt worden. Diesmal aber in ganz anderer Weise als

Digitized by Google

früher. Das gefährliche Fischen vom Boote aus — hier doppelt gefährlich, weil eine äußerst lebhafte Strömung um Jütland herum ins Skager-Rack zieht — haben wir ganz aufgegeben; wir fischen mit unserer Fleet unmittelbar vom Dampfer aus. Das geschieht auf folgende Weise: 44 unserer Heringsnetze sind so zu einer Fleet vereinigt, daß immer zwei gleichlange und gleichmaschige Netztücher untereinandergesetzt sind, sodaß im ganzen 22 solcher Doppelnetze eine etwa 10 Meter tiefe Netzwand von 660 Meter Länge bilden. Die Oberkante oder das Obersimm dieser Netzwand ist durch zahlreiche, 6 Meter lange Taue oder Zeisinge an eine dicke, vierzöllige, etwa 700 Meter lange Trosse aus Manilahanf befestigt. Diese mächtige Trosse selbst, das sogenannte Fleetreep, wird wiederum an beliebig lang zu nehmenden Tauen in regelmäßigen Abständen von 22 großen tonnenförmigen Bojen getragen. Das freie, überstehende Ende der großen Trosse führt vom Anfange der Netzfleet hinauf zu dem Bug des Dampfers und ist dort befestigt. Eine solche Fleet muß immer so vom Dampfer ausgeworfen werden, daß sie nach vorn von demselben in einer geraden Linie aussteht, und das Schiff selbst muß so gelegt werden, daß der Wind genau von vorn kommt. Ist die Richtung des Windes in Bezug auf das Schiff eine andere, kommt er z. B. von hinten, so würde der Dampfer unfehlbar auf die Netzfleet hinauftreiben, und die unheilvollste Verwickelung wäre die Folge. Daher müssen immer zwei Leute vorn am Bug stehen und ausschauen, ob die Fleet auch richtig steht und beständig mit dem Kapitän auf der Brücke in Verbindnng sein, damit das Schiff immer richtig gelegt werden kann. Noch aus einem andern Grunde ist hier die größte Vorsicht nöthig. Wenn der Wind von vorn kommt, treibt natürlich das Schiff mehr oder weniger zurück und wird die Fleet hinter sich herziehen. Dies darf aber auf keinen Fall geschehen; denn jeder stärkere Zug, der in wagerechter Richtung auf die obere Netzkante wirkt, muß nothwendig die Maschen der Netze schräg ziehen und damit schmäler machen; dann aber können sich gar keine oder nur wenige Fische darin fangen. Um nun jeden Zug auf die Fleet zu vermeiden, muß beständig ein Mann vorn am Bug die Hand an der Trosse haben; sein sicheres Gefühl sagt ihm, wenn die Spannung desselben zu groß wird, und er commandirt nach der Brücke zu: „En Slag vörut" oder „Ganz langsam vörut!" Die Maschine setzt sich ächzend und pustend in Bewegung, der Dampfer geht etwas vor, der Zug ist überwunden; weht der Wind stärker, so muß auch die Maschine stärker gehen. So geht es die ganze Nacht durch in steter Anspannung der Sinne: eine harte Arbeit.

Es ist morgens 5 Uhr, wie gesagt. Wir drei in der Kajüte haben gut geschlafen diese Nacht — der Major nimmt an dieser zweiten Fahrt nicht mehr theil und wir vermissen ihn schmerzlich als unsern vortrefflichen Gesellschafter; statt des Oberfischmeisters begleitet uns diesmal der Fischmeister H. aus Kiel. Er ist schon aufgestanden, als ich von einem lebhaften Geräusch auf Deck erwache und aus der Koje kletternd mit einiger Schwierigkeit in meine Kleider fahre, weil das Schiff stärker schwankt. Es muß über Nacht eine tüchtige Brise aufgekommen sein, und sorgenvoll wälze ich die Frage in mir: „Die Fleet wird eingeholt, sollte es wieder vergebens gewesen sein?" Da schallen hastende Schritte über meinem Kopfe, und die Kajütentreppe herunter ertönt der ju-

Digitized by Google

belnde Ruf des Fischmeisters: „Hurrah! Die Heringe sind da!“ Und der Rufende stürzt fast die Treppe herab und wirft mit freudigem Jauchzen ein Dutzend noch zappelnder Fische klatschend auf den Kajütentisch. Ist's Täuschung, ist's ein Traum? Nein, es sind wirkliche, echte Heringe, groß, voll, prächtig glänzend, wie wir sie drei Wochen lang vergebens gesucht.

„Kolossaler Fang, das Wasser ist weiß von Fischen; schnell, kommen Sie“, ruft der Fischmeister vor Freude fast außer sich.

„Hurrah, Hurrah!“ stimme ich ein aus tiefster Seele, so laut, daß der Dr. E. in seiner Koje erwacht und schlaftrunken fragt:

„Was ist los?“

„Wir haben sie, endlich, sie mußten ja da sein; schnell, raus, auf Deck!“

Wahrlich, es lohnt jetzt, da oben zu stehen am Bug in der frischen, kräftigen Morgenluft und dem Aufholen der Netze zuzuschauen. Langsam dreht sich die Dampfwinde, um das dicke Fleetreep einzuziehen, und über die Reeling gebeugt greifen die freudig erregten Fischer in die Netze, um sie sorglich mit der Hand auf Deck zu holen. Sie sind gerade bei dem Theile der Fleet, der die weitmaschigen Netze enthält und acht Doppelnetze umfaßt. Ein wonniger Anblick, als sie allmählich aus der Tiefe heraufkommen; da hängen in den Maschen die prächtigen Fische, oft einer dicht neben dem andern; eine ganze Menge aber, die nur lose sitzen, lösen sich, wenn das Netz an die Oberfläche kommt, und bedecken weißschimmernd die Stelle des Aufholens. Rasch füllt sich der herbeigeholte Korb mit den schönen Thieren, und sofort überzeugt mich eine flüchtige Untersuchung, daß wir einen fast völlig laichreifen Heringsschwarm angetroffen haben. Milch und Rogen fließen schon bei leisem Drucke ab, und eiligst wird in einer Schale mit Seewasser die künstliche Befruchtung der Eier vorgenommen, um später die Entwickelung der Brut beobachten zu können.

„Ja, dat freut mi doch mächtig, Herr Docter, nun hebben wi se; hier is wat to maken, dat hew ich glicks seggt“, so spricht der biedere Käpten, der auch eben aus seiner Koje gekommen ist. Das Gefühl aufrichtiger Freude und Genugthuung liegt auf seinem Gesicht nicht minder, als es auf dem meinigen zu sehen sein muß. Er übertreibt nicht, die ganze Reise über hat er volles Interesse für die Ziele unserer Fahrt gezeigt und mir beigestimmt, daß, wenn irgendwo, dann gerade hier oben auf der Jütlandbank Heringe sein müßten. Wenn er auch kein Herings-, sondern nur ein Kurrenfischer ist, er kennt doch die Nordsee viel zu genau und hat überhaupt einen solchen Scharfblick in allem, was Fischerei anbetrifft, daß seine Meinung mir von hohem Werth gewesen ist. Mehr als einmal hat er die schon völlig gesunkene Hoffnung wieder belebt.

So kolossal, wie der Fischmeister in der ersten freudigen Erregung meinte, ist freilich unser Fang nicht, denn die übrigen kleinmaschigen Netze enthalten, wie ganz natürlich ist, wenig oder gar keine Fische; so kommen am Ende nur etwa 3—400 große Heringe heraus; aber dieser Fang genügt für unsere Zwecke völlig, er zeigt uns mit Sicherheit einen reichen Heringsplatz an. Eine große embener Heringsfleet mit ihren 70 großen und lauter weitmaschigen Netzen würde sicher hier 20—30 Tonnen gefangen haben.

Auch die Mannschaft und unsere vier Fischer sind freudig erregt, vor allem der schöne Eduard. Am Ende der ersten Reise hat er gar wehmüthige Klagen angestimmt. „Das ärgert mich doch sehr,

Digitized by Google

Herr Doctor, daß wir nichts gefangen haben; wenn ich nun nach Memel zurückkomme, da muß ich mich ja schämen, wenn der Oberfischmeister mich fragt und ich habe nichts gefangen. Warum sind wir denn eigentlich nicht dahin gefahren, wo die andern fischen? Da hätten wir doch wol genug Heringe gekriegt." Da haben wir und besonders der schlaue Oltmann natürlich herzlich gelacht. Es kostete uns eine ziemlich lange Rede, bis wir es Eduard klar gemacht hatten, warum wir gerade dahin gefahren sind, wo bisher noch nie Heringe gefangen sind. Heute hat auch er die Sache begriffen und ist doppelt vergnügt.

Nun heißt's aber: schnell wieder an die Arbeit, denn gerade heute wird's noch viel zu thun geben. Der Austernschraper, die Dredgen und das feine Gazenetz, die Thermometer und Wasserschöpfer, die Angeln, kurz fast alle unsere Apparate treten in Thätigkeit. Es gilt den Heringsplatz und seine nächste Umgebung nach jeder Richtung zu durchforschen. In erster Linie müssen wir sehen, ob nicht an dem Kies und den Steinen des Grundes abgelegter Heringslaich zu finden ist. Ist dies der Fall, so sind die physischen Verhältnisse des neu entdeckten Laichplatzes zu untersuchen, also vor allen der Salzgehalt und die Temperatur des Grundwassers, welche nachweislich von allergrößtem Einfluß auf die Dauer und die Art der Entwickelung sind. Das Wetter ist jetzt so schön ruhig und sonnig klar, daß es eine Lust ist zu arbeiten, und die Freude über den errungenen Erfolg verdoppelt unsere Kräfte. Kaum daß wir in unserm Eifer an das Essen denken!

Schon naht aber der Steward zur Frühstückszeit mit einer Schüssel der frischgefangenen Heringe, schön in Butter gebraten, und fordert uns freundlich zum Zulangen auf; da können wir doch nicht widerstehen. Während Heriben mit kundiger Hand den Rest der gefangenen Heringe kehlt und in einer Tonne nach emdener Weise einsalzt, erheben wir auf dem Hinterdeck unter freiem Himmel die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Ist das ein Genuß! Alle Leiden sind vergessen, die letzten Spuren der Seekrankheit sind auch beim letzten von uns verschwunden; nie wol hat mir ein Gericht so gut geschmeckt wie das heutige, und das ist begreiflich, denke ich.

Unsere Untersuchungen an diesem Tage bieten viel Interessantes. Das feine Gazenetz zeigt uns, daß das Wasser dicht erfüllt ist mit den kleinen Heringskrebschen; vor allem tritt hier in Menge eine größere, 3—4 Millimeter lange Art derselben auf, dem Zoologen als Calanus finmarchicus bekannt. Der Calanus bevölkert die nordischen Meere weit hinauf bis Spitzbergen und Grönland, oft in so ungeheuerer Menge, daß weite Meeresstrecken eine röthliche Färbung durch ihn bekommen; er ist nicht nur eine Hauptnahrung der Heringe, sondern auch zahlreicher anderer heerdenweise lebender nordischer Fische, ja die großen Bartenwale und ein riesiger nordischer Hai sieben ihn zu Millionen aus dem Wasser. Heringslaich zu finden glückt uns leider nicht, trotzdem wir jedes heraufgebrachte Steinchen sorgfältig absuchen. Als wir unsern Steinfischer, den starken eisernen Austernschraper, zum zweiten male herabgelassen haben und bei treibendem Schiffe an der Stahltrosse hinter uns herziehen, zittert die letztere urplötzlich unter einem starken Ruck. Böses ahnend, winden wir das Geräth auf; die etwa 7 Centimeter breite und $1\frac{1}{2}$ Centimeter dicke schmiedeeiserne Schneide desselben, die beim Fischen in den Boden eingreift, ist an einem Ende stumpf abgebrochen und ganz

Digitized by Google

und gar verbogen. So geht's beim Fischen auf Steingrund!

Mehr Erfolge haben wir heute mit frischen Fischen. Der im Angeln so glückliche Jakob hat einen Hering als Köder genommen und zieht triumphirend einen mächtigen, über 30 Pfd. schweren Heilbutt herauf. Das ist eine Art riesiger Scholle, häufig in den nordischen Meeren, namentlich bei Island, der größte aller Plattfische; es sind Stücke bis zu 700 Pfd. schwer gefangen worden. Er ist der geschworene Feind aller großen hartschaligen Muscheln, Schnecken und Krebse, die er mit den steinharten Zähnen seines Schlundes zu Brei zermalmen kann. Diese leckere Nahrung macht auch sein Fleisch sehr wohlschmeckend, namentlich bei den kleinern. So kommt es, daß auf unserer heutigen Mittagstafel schöne Steaks von Heilbutt erscheinen, Steaks mit Recht, denn bei ihnen hat der liebe Gott den Wunsch vieler Feinschmecker erfüllt und einmal ein schönes Fischfleisch ohne Gräten erschaffen.

Ein Unglück, aber auch ein Glück kommt selten allein. Am Nachmittage gegen 3 Uhr lehnen wir vergnügt an der Reeling und schauen dem Angeln unserer Leute zu — das Schiff treibt der ziemlich lebhaften Strömung überlassen nach Nordost. Eben freuen wir uns über die drei großen Kabeljaue, welche auf den fetten Heringsköder gegangen sind, da erspäht das kundige Auge des Fischmeisters plötzlich eine seltsame Erscheinung auf dem ruhigen Wasser um uns her. Eine eigenthümliche Kräuselung der Oberfläche in Gestalt unregelmäßiger glitzernder Erhebungen auf den größern Wellen! „Hier, hier", ruft er freudig erregt, „sehen Sie nur, Heringe, Tausende, aber Tausende von Heringen!" Jetzt sehe ich's auch, alle Leute sehen's und freuen sich laut über das seltsame, schöne Schauspiel. Heriben, der Nordseeheringsfischer, er kennt es genau, er hat es oft gesehen im Westen, jenseit der Doggerbank, wo die großen Fangplätze liegen: das sind die echten und wahren Heringszeichen. Sie „stühmen", die Heringe, wie der Fischer sagt. In dichten Scharen, flockenartig geballt, schießen die zierlichen schlanken Fische mit ihren schnellen eleganten Bewegungen wild durcheinander. Sieh dort! in dem niedrigen Wellenthale kommen sie so nahe an die Oberfläche, daß ihre glitzernden Leiber halb aus dem Wasser tauchen und in dem darüber hinziehenden Sonnenscheine wie flüssiges Silber erglänzen. Ein reizender Anblick und zugleich ein großartiger! Nie ist das Gefühl von dem Lebensreichthum des Meeres so lebendig in mir geworden wie heute. Wovon ich so oft gelesen und was zu sehen ich so lebhaft ersehnt, heute ist's in Wirklichkeit vór mir. Die grünblaue salzige Flut ist lebendig geworden; beruhigt wie sie ist, breitet sie gleichsam selbstgefällig ihre Geheimnisse vor dir aus und zwingt die Seele zu freudiger Bewunderung.

Wenn wir doch nur fangen könnten von dieser gewaltigen Fischmenge! Obwol es Thorheit ist, können wir doch der Versuchung nicht widerstehen, eins unserer Treibnetze am Schiffe hernieder in die Heringsmasse hinabzulassen. Aber blitzschnell ist auch die flockige Schar entflohen, um wiederzukehren, als das Netz wieder herausgeholt wird. Bei Tage rennt kein Hering in die Maschen!

Was wol all diese Fische bewegen mag, so nahe an die Oberfläche zu kommen? Nur der Nahrungstrieb allein? Ich glaube es nicht, das Vorkommen der kleinen Heringskrebschen beschränkt sich keineswegs auf die ersten paar Meter unter der Oberfläche, sie finden sich erfahrungsmäßig in gleicher Häufigkeit

Digitized by Google

bis 50 und mehr Meter tief vor. Vielleicht gibt uns unser Thermometer einigen Aufschluß. Das Wasser an der Oberfläche zeigt heute eine Temperatur von $14^1/_2$° C., und genau ebenso warm ist auffallenderweise die Luft. Alle die Fische also, die ganz nahe der Oberfläche spielend mit ihren Leibern unzähligemal halb aus der Flut emportauchen, können nichts von Temperaturwechsel empfinden; es ist ein wohliges Treiben für sie, dieses Stühmen, und im Grunde keine andere Erscheinung als das lustige Spielen der silberglänzenden Ukeleys in unsern Seen und Flüssen an sonnigen Sommertagen, nur sehr viel großartiger.

Zwei volle Stunden treibt das Schiff durch diese Heringsmassen. Es beginnt allgemach zu dämmern und mahnt uns, unsere Fleet von neuem zum Aussetzen zu rüsten. Noch immer neue Heringszeichen treten auf in Gestalt von Möven, ja ein Matrose hat scharfen Auges den „Jan van Gent" gesehen. So nennen die holländischen Heringsfischer die Baßgans oder den Tölpel (Sula bassana), einen großen, weißen, plumpen Seevogel mit langem, geradem Schnabel, ein Meister im Flug und Tauchen. Er ist äußerst zahlreich an der schottischen Küste der Nordsee; auf dem Baßrock im Firth of Forth nisten viele Tausende von ihnen. Wie der Kohlfisch, die Wale und der Heringshai im Wasser die Anwesenheit der Heringe verkünden, so die Baßgans über dem Wasser mehr noch als die Möven. Sonst kann man tagelang auf der Nordsee herumfahren, ohne in so weiter Entfernung vom Lande auch nur eine einzige Möve oder größern Seevogel zu erblicken; wo Heringsschwärme stühmen, da stellen sie sich aber sicher ein, und wenn erst die Fischer mit ihrer Fleet kommen und die Heringe fangen, da sind sie noch schneller zur Hand. Jetzt, wo wir die Fleet wieder aussetzen, sind etwa ein Dutzend Möven da und schwärmen um die Netzbojen, oder lassen sich eine kurze Weile schaukelnd bei ihnen nieder.

So steht alles aufs beste für einen guten Fang diese Nacht! Wie ist's aber mit den Wetteraussichten? Niemals vorher im Leben habe ich mich so für das Wetter interessirt wie diesmal auf der See, niemals so oft nach dem Barometer gesehen und auf die Wolken geschaut oder mit den Gefährten Vermuthungen und Wünsche getauscht. Ich bin ein geschworener Feind aller Wetterprophezeiungen, namentlich von Laien; sie taugen meist allesammt nichts. Aber das ist gewiß, keiner versteht mehr vom Wetter als der Schiffer und Fischer, keiner versteht besser die kleinsten, unscheinbarsten Anzeichen zu würdigen als er, weil keiner es nöthiger hat. Denn die See ist trügerisch, und keines Weibes Seele ist wechselvoller als Wind und Wellen; auch wir sollen's erfahren.

Heute Abend — es ist mittlerweile 6 Uhr geworden und die Fleet steht vortrefflich aus — sind die Ansichten unserer Autoritäten an Bord wenig schwankend. Es ist schön und ruhig bei flauem Westsüdwestwind; die meisten meinen, daß es eine schöne Nacht gibt. Das glauben wir natürlich am liebsten. Nur der Fischmeister ist skeptisch, er hat eben das Barometer befragt, dasselbe fällt etwas, der Wind beginnt sich langsam zu drehen, erst nach Nordwest, dann Nord, dann Nordost, gleichzeitig wird er frischer. Gegen 8 Uhr ballt sich in Nordost eine dunkle Wolkenmasse.

„Es kann noch was geben", meint der Fischmeister, der aufmerksam dahin blickt.

„Was denn?" frage ich besorgt.

„Eine Gewitterböe! Sehen Sie, da blitzt es schon."

Digitized by Google

Der Wind wird steifer, die See etwas bewegter, aber noch schaut der voll aufgegangene Mond auf eine günstige See. Doch jetzt! Die Wolkenmasse in Nordost schiebt Ausläufer vor, auf uns zu; sie ziehen schneller und schneller heran; es blitzt wieder: die Böe, sie kommt heran, sie ist da! Es saust und schüttelt im Takelwerk, Wolken jagen über den Mond; eine Viertel-, eine halbe Stunde lang weht es heftig, dann scheint's ruhiger zu werden. Ich sehe ängstlich nach dem Barometer, es fällt nicht weiter, es steigt vielmehr ganz wenig; das dünkt mir günstig! Aber die Ruhe ist nur eine kurze; eine zweite heftigere Böe folgt der ersten, ihr eine dritte, immer heftiger werden die Stöße. Ja die See ist trügerisch, wo ist das schöne Wetter mit einem mal geblieben? Und nun kommen gar keine einzelnen Stöße mehr; obwol das Barometer langsam und beständig steigt, wird der Wind immer heftiger und stetiger, und noch ist keine Stunde verflossen, so braust ein heftiger Nordoststurm über die jetzt schon stark bewegten Wellen.

Immer höher wird die See. „Käpten, wo süht 't ut? Wat meent Se?"

„'t kann wat geben, Herr Docter!"

„Aewer de Fleet?"

„Beter wär't, wi harren se binnen."

In der That, die Sache wird immer unheimlicher. Ich gehe vorn nach dem Bug zu der Wache am Fleet, wo Oltmann und Heriben stehen und die Spannung des Reeps prüfen. Das Schiff schwankt schon heftig, ich muß mich tüchtig festhalten.

„Nun", frage ich, „wo steht 't?"

„Ganz god, Herr Docter", sagt Heriben; „wennt nicht slimmer ward, hät't nix to seggen. De Loggers liggen manche Nacht so vör de Fleet, ja männigmal twee Dag und twee Nächte und känen nich uphahlen. Wenn die Maschin man ümmer langsam vörut geiht, denn hät't nix to seggen, wennt nich slimmer ward."

Aber es wird schlimmer. Immer heftiger und lauter saust der Sturm durch das Takelwerk, die Sturzseen kommen über die Reeling, nicht nur vorn aufspritzend bis zur Commandobrücke, sondern auch aufs Hinterdeck klatschend; es wird Zeit, daß drei Leute darangehen, alle nicht niet- und nagelfesten Gegenstände auf Deck mit starken Tauen festzumachen. Auch das Sonnensegel muß entfernt werden, der Wind kann es fortreißen. Schon wird es schwer, sich im Brausen des Sturmes verständlich zu machen und nur mit größter Vorsicht können wir uns sicher auf Deck bewegen.

Mir wird sehr unbehaglich zu Muthe! Nicht als ob ich für unser Schiff und unser Leben fürchtete; da hat's nichts zu sagen mit unserer tüchtigen „Sophie", die wird noch manchen solchen Sturm und noch heftigere ohne Schaden bestehen. Aber ich fürchte für unsere Fleet. Wenn der Zug am Reep zu stark wird — und immer heftiger kommt uns der Sturm entgegen — wenn das Reep bricht, dann ist die ganze Fleet rettungslos auf Nimmerwiedersehen verloren. Dann sind wir unsers wichtigsten Geräthes beraubt und müssen schleunigst umkehren nach Hause. Was sollen wir sagen, wenn wir dort angekommen, geschlagen, vernichtet? Hätten wir den Sturm nicht vorhersehen können und das Fischen unterlassen sollen? Wenn die Trosse auch hält, werden nicht alle Netze zu Fetzen zerrissen sein? Schaut nur hin von der Commandobrücke über die gewaltige Sturmsee vor euch; ich wünschte, ich wäre in diesem Augenblicke nicht der verantwortliche Führer einer wissenschaftlichen Expedition, sondern ein einfacher Passagier auf einem Postdam-

Digitized by Google

pfer. Dann könnte ich ruhigen Herzens dies großartige Schauspiel genießen und bewundern; jetzt dünkt es mir nur fürchterlich und gefahrdrohend. Mächtige Wolkenballen jagen am sonst klaren Himmel über den hellen Mond; bald ist er minutenlang bedeckt, dann siehst du den Sturm nicht, du hörst und fühlst ihn nur, ein wüthendes Heulen, ein Stampfen, Bäumen und Zittern des Schiffes. Bald wieder gießt er frei sein ruhiges Licht über die empörten Wogen. Da dehnt sich vor dir im Mondlicht ein breites, tiefes Wellenthal, ein von silbernen Schaumstreifen durchzogener Abgrund, in den das Schiff im nächsten Augenblicke tief nach vorn geneigt hinabschießt, um sich gleich darauf wieder zu heben und den Kopf in den sich überstürzenden Wogenschwall zu tauchen, daß die braven Männer vorn am Reep in einer Wolke von Gischt verschwinden. Solche gewaltige Wogen gibt's nirgends auf der Nordsee als nur im Skager-Rack. Die Nordoststürme hier sind berüchtigt; denn Strom und Wind wirken in entgegengesetzter Richtung. Sind wir doch auch heute nicht weit ab von jener Gegend der jütischen Küste, welche den Namen „Jammerbai" mit vollem Rechte führt.

Um 12 Uhr nachts erreicht der Sturm seinen Höhepunkt. Auch die wachthabenden Fischer vorn werden nun besorgt um das Schicksal der Fleet. Der Fischmeister, der Kapitän und ich treten zu einem ersten Kriegsrathe zusammen und berathschlagen, was zu thun. Die beiden letztern sind der Ansicht, daß, um wenigstens das kostbare Fleetreep zu retten — die Netze halten wir so wie so für verloren — ein Versuch gemacht werden muß, die Fleet einzuholen; der Fischmeister stimmt dagegen, weil er das Aufholen jetzt für gefährlicher hält als das Draußenbleiben der Fleet. Ich entscheide, daß wenigstens ein Versuch gemacht wird.

Nun beginnt eine ängstliche, wildbewegte Scene: der Kapitän, ich und der Dr. E. auf der Brücke, der Fischmeister bei den Leuten vorn am Bug, ein Mann an der Dampfwinde, zwischen der Brücke und dem Bug in Zwischenräumen drei Matrosen, um die Verständigung zwischen Kapitän und Fischern möglich zu machen und die Commandos weiter zu geben; ist doch das Heulen des Sturmes so gewaltig, daß der lauteste Ruf nur drei bis vier Schritt weit verständlich ist. Unter unsäglicher Mühe ist das Ende des Fleetreeps um die Rolle der Dampfwinde gelegt; der Mann dabei will die Winde in Bewegung setzen, aber das Ventil versagt; es ist irgendetwas nicht in Ordnung. Der Kapitän muß herunterkommen; es dauert eine volle bange halbe Stunde, bis die Winde wieder functionirt. Das Reep wird angezogen, die erste Boje mit dem ersten Netze kommt heran. In wahrhaft lebensgefährlichen Stellungen beugen sich die braven Fischer, von schäumendem Gischt umspritzt, über die Reeling, um die Netze zu heben und sicher heraufzubringen. Es ist vergebens; bei dem tollen Schwanken des Schiffes zerreißen die heraufgeholten Netze, vorher sicher noch heil, in wirre Fetzen. Der Fischmeister hat recht behalten; wenn wir dies Aufholen fortsetzen, bleibt auch nicht ein Netz ganz, wir laufen Gefahr, daß die Trosse unter den Kiel des Schiffes kommt und bricht, wir setzen endlich das Leben unserer Leute aufs Spiel; eine besonders unglücklich überkommende See kann sie in den sichern Tod reißen. Wir verzichten, aber wir haben doch gethan, was möglich war.

Aufs höchste erschöpft von der körperlichen und geistigen Anstrengung,

Digitized by Google

begeben der Dr. E., der Fischmeister und ich uns nach dem Hinterschiffe, um die Koje aufzusuchen, denn weiter an Deck bleiben ist nutzlos. Als wir kurz vor der Kajütenthür sind, kommt eine mächtige See von hinten her über das Heck und setzt das ganze Hinterdeck mindestens einen Fuß unter Wasser. Der Dr. E. und ich haben Glück; es gelingt uns, im letzten Moment auf eine Bank niederzusetzen und die Beine wagerecht auszustrecken; der Fischmeister aber in seinen großen Stiefeln gleitet aus und stürzt der Länge nach auf das überflutete Deck. Das ist wahrlich kein Spaß; denn an mehr als einer Stelle geschunden und durch und durch naß, steht er mit schmerzenden Gliedern wieder auf. Vergebens bemüht er sich, unten in der Koje die schweren nassen Stiefel von den Beinen zu bringen; schließlich sinkt er, von Müdigkeit überwältigt, in den Stiefeln und dem durchnäßten Zeuge auf die Kajütenbank und fällt in einen unruhigen Schlaf.

Es ist 1 Uhr nachts, als wir uns hinlegen, und noch immer wüthet bei beständig steigendem Barometer der Nordoststurm im Skager-Rack. Vier Stunden später, um 5 Uhr, sind wir schon alle wieder an Deck. Jetzt endlich flaut der Sturm ziemlich schnell ab, aber die hohe See bleibt noch in ihrer ganzen Großartigkeit, als die aufgehende Sonne die wilde Scene beleuchtet. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Tonnenbojen unserer Fleet in der empörten See schwimmen wie kleine schwarze Punkte. Jetzt ist die eine von ihnen hoch oben auf dem Kamme der riesigen Welle, die zweite am Abhange derselben, die dritte unten im Thale, ein schöner und zugleich trostreicher Anblick; verkündet er uns doch, daß wenigstens nicht alles verloren ist.

Jetzt wird die Fleet eingeholt; eine volle Stunde währt diese anstrengende Arbeit, und nicht ohne Verluste geht sie vor sich. Vier bis fünf der Netze zerreißen; als die Fleet zu vier Fünftel herauf ist, kommt unglücklicherweise das Reep in dem Augenblicke, wo das Schiff sich vorn aufbäumt, unter den Kiel vorn am Bug. Im nächsten Moment neigt der Dampfer sich wieder nach vorn und der Kiel schneidet das dicke Tau durch wie einen Zwirnsfaden. Zum Glück gelingt es, weitern Schaden zu verhüten. Als die ganze Fleet oben ist und wir den Schaden genau besehen, sind wir freudig erregt, mit einem blauen Auge davongekommen zu sein. Der ganze Fang freilich, den wir uns gestern noch so groß dachten, besteht aus drei Heringen; aber das ist nur zu begreiflich; sowie der Sturm einsetzte, gingen sicher alle Heringe in die Tiefe hinab weit unter den Bereich der Netze. Die ganze lange Fleet, sämmtliche 22 Netze, sind nebst Zeisingen und Bojen wie ein Band um das dicke Fleetreep spiralig herumgeschlungen, und das gerade ist ein Glück gewesen, denn so sind sie fast alle vor Zerrung beschützt worden und ziemlich unverletzt geblieben.

Unsers Bleibens ist aber jetzt nicht länger auf dem neuen Heringsplatze, so gern wir es möchten. Für die nächste Nacht ist an Fischen nicht zu denken; die chaotisch verwirrten Netze wieder klar zu machen und eine neue brauchbare Fleet zusammenzusetzen, kostet mindestens einen vollen Tag und mehr angestrengter Arbeit, zumal den Leuten zunächst Ruhe gegönnt werden muß. Zudem aber wissen wir nicht, wie lange diese wilde See noch andauern wird, ob der Sturm nicht von neuem einsetzt. Also rückwärts nach dem Süden, wo sicher, wie der Kapitän sagt, schönes Wetter ist.

Um 8 Uhr morgens wendet das Schiff und nimmt mit Volldampf den

Digitized by Google

Curs Südwest zu West, gerade auf Horns Riff zu. Je weiter wir von dem neu entdeckten werthvollen Heringsplatze uns entfernen, der uns doch zugleich so viel Leids zugefügt, desto ruhiger wird nach und nach die See, bis schließlich des Abends auf der Höhe von Horns Riff auf ruhiger, leise gekräuselter See eine milde, sommerliche Luft weht und ein prächtiger sternklarer Himmel sich über uns wölbt. Desto mehr beruhigt sich auch das vorher wilderregte Gemüth, die bange Furcht und der quälende Zweifel lösen sich, Ruhe und Zufriedenheit treten an ihre Stelle. Unsere Mühe und Arbeit ist doch nicht umsonst gewesen, unser wichtigstes Ziel ist erreicht; wenn auch vieles hätte besser ausfallen können, sich bescheiden ist ja überall nöthig und kein Baum fällt auf den ersten Streich.

Die Seele des Menschen gleicht dem Wasser! Sie gleicht dem Meere, schön, groß, tief, voller wunderbarer Geheimnisse, aber auch launenhaft, ruhelos, ewig schwankend, furchtbar und schrecklich. Gedankenreich, wie die salzige Flut reich ist an Lebendigem, ein Spiegel der Sonne und der Gestirne des Himmels, tausendfachen Segen spendend, aber auch kalt, öde, erbarmungslos. Wer einen Blick thun will in die eigene Seele, in ihre geheimnißvollen Tiefen, der fliehe das Geräusch und den Staub des Landes, das überall trübe und begrenzt ist, der gehe aufs Meer und schaue allein mit sich selbst auf die vom Sturme aufgewühlten Wellen, oder die zauberisch ruhige, endlose Fläche mit ihren Wolkenschatten und flimmernden Lichtern.

Mir fallen die Worte wieder ein, die sich vier Jahre früher, im Juli 1885, auf meine Lippen drängten, als wir bei herrlichem Wetter Cap Wrath, die Nordwestspitze Schottlands, passirten und in den weiten Atlantischen Ocean steuerten:

Ueber des Oceans endloser Fläche
Wölbt sich das blaue Himmelszelt!
Südwärts von hellem Licht übergossen,
Tiefblau nach Norden sich schrankenlos dehnend.
An der steilen, felsigen Küste
Wirket lebendig die ewige Brandung,
Ihre schneeweißen Köpfe tauchen
Ruhlos empor, um in Staub zu zerstieben.
Sanft geschaukelt gleitet das Schiff
Auf günstiger Woge zum fernen Westen.
Heilige Ehrfurcht, frommes Bewundern
Weitet das Herz mir, es schwinden die trüben,
Wirren Nebel aus dem Gemüthe.
Alle die Qualen und endlosen Mühen
Des täglichen Daseins, sie sind vergessen,
Und auf des Oceans ewigen Fluten
Find' ich dich wieder, reine Natur!

2. Ein Forscher- und ein Fischeridyll in der Deutschen Bucht.

Es ist am Montag, den 16. Sept., früh morgens 8 Uhr, drei Tage nach der Entdeckung des Heringsplatzes oben auf der Jütlandbank. Die Sonne steht schon ziemlich hoch, bei schwachem nordwestlichen Winde ist der Himmel sonnig und klar, die ruhige See glänzt prächtig im Morgenlichte. Wir befinden uns südwestlich von Horns Riff, jenseit der 40-Meter-Kante, über einem weichen, aus dunkelgrauem Schlick bestehenden Meeresboden, der zu den reichsten Fischgründen der Nordsee gehört und jährlich von Tausenden von Fischerfahrzeugen besucht wird. Er ist jedem Kurrenfischer bekannt unter einem Namen, den ihm die Engländer gegeben haben wegen der schmutzigen, schlammigen Beschaffenheit des Grundes, den ich aber hier nicht nennen will, da er nichts weniger als sauber ist.

Unsere „Sophie" dampft langsam, mit nur drei Seemeilen Fahrt, über diesen Grund hin, denn schon seit nachts 2 Uhr ist die große Kurre über Bord

Digitized by Google

und durchfurcht den Meeresboden, um uns eine Probe seiner Fischbevölkerung heraufzuholen, welche wesentlich aus Schellfischen und Schollen besteht. Wir erfüllen damit eine zweite wichtige Aufgabe, welche unserer Expedition neben der Aufsuchung neuer Heringsplätze gestellt ist: wir wollen die Nahrungsverhältnisse der wichtigsten Fischgründe der Nordsee wissenschaftlich untersuchen. Dazu ist zweierlei nöthig. Einmal wird von einer größern Zahl der gefangenen Fische der Mageninhalt genau auf seine Bestandtheile untersucht, und dann holen unsere Dredgen größere Mengen des weichen kleberigen Schlickes herauf, welcher von einer reichen Menge der verschiedensten Thierarten, meist kleinern Formen, bewohnt wird; der Schlick wird in Siebe gethan und unter der Dampfpumpe des Schiffes reingespült, sodaß alle Thiere zurückbleiben. Die Ergebnisse beider Untersuchungen, miteinander verglichen, liefern uns den gewünschten Aufschluß über den Zusammenhang der Thierbevölkerung des betreffenden Meeresgrundes mit der Ernährung der nutzbaren Seefische, welche ihn bewohnen. Werden solche Untersuchungen jahrelang an den verschiedensten Stellen der See fortgesetzt, so müssen sie schließlich zur Lösung eines Problems führen, welches nicht nur von großer wissenschaftlicher, sondern auch von einer noch größern praktischen Bedeutung ist.

Fast alle jene nutzbaren Seefische, welche jetzt schon ein wichtiges Nahrungsmittel des Binnenländers bilden, also Schellfisch, Scholle, Steinbutt, Seezunge und andere, leben mehr oder weniger heerdenweise und ziehen das Jahr hindurch von einem Platze zum andern, ähnlich wie die großen Wildscharen des innern Afrika. Ein Grund, der im Frühjahre reich an Fischen ist, kann im Herbste fast gänzlich verlassen sein. Es ist klar, daß eine möglichst große Ausnutzung des Meeres durch die Fischerei gleichbedeutend ist mit einer möglichst genauen Kenntniß dieser Fischwanderungen. Ebenso klar ist, daß bei den obengenannten Fischarten die Hauptursache ihrer Wanderungen in dem Nahrungsbedürfnisse liegt. Schellfisch, Scholle, Steinbutt und Seezunge sind sämmtlich grundbewohnende Fische, welche nur am Boden ihnen erreichbare thierische Nahrung finden, und nicht wie der Hering befähigt sind, die überall im Meere frei schwimmenden winzigen Thiere des Plankton zu fangen. Die weitaus meisten Thiere, von denen sie sich ernähren, sind langsam oder so gut wie gar nicht von der Stelle sich bewegende, niedrig organisirte Geschöpfe, wie Würmer, Krebse und Muscheln. Man kann daher mit Recht sagen, daß diese Fische nach Art der wiederkäuenden Landthiere den Meeresboden abweiden. Dies wird wahrscheinlich oft so gründlich geschehen, daß die Fischscharen nach einiger Zeit genöthigt werden, den alten Weideplatz zu verlassen und einen neuen aufzusuchen, der seit seiner letzten Beweidung Zeit gehabt hat, sich wieder zu erholen und neue Nahrung hervorzubringen. In dieser Sache eine klare Erkenntniß zu gewinnen, den Meeresboden als Erzeugungsgebiet von Fischnahrung gründlich kennen zu lernen, ist ein des ernstesten Strebens werthes Ziel. Können wir doch, gestützt auf wissenschaftliche Schätzungen und ohne uns der Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß die etwa 12000 Quadratmeilen große Fläche der Nordsee dem Menschen ebenso viel für seine Ernährung unmittelbar nutzbare Stoffe zu liefern vermag, wie 3000 Quadratmeilen fruchtbaren, wohlangebauten Landes. Erforschen wir die heimischen Meere in diesem Sinne, so werden wir nicht weniger thun als jene

Digitized by Google

kühnen Reisenden und Forscher, welche in die dunkeln Regionen fremder Erdtheile eindringen, um für den Ueberschuß unserer Bevölkerung neue Wohnsitze, für unsere Industrie neue Absatzgebiete aufzufinden.

Auch eine Expedition ins Innere des dunkeln Erdtheils kann schöne, genußreiche Tage ohne Strapazen aufweisen; sicher beginnt für uns Meeresforscher heute der Tag unter den günstigsten Anzeichen und verheißt eine ungestörte genußreiche Arbeit. Wir sind nach einer wohldurchschlafenen Nacht in der besten Stimmung und lassen im Vollgenießen der erfrischenden Seeluft die Blicke den Horizont durchwandern. Zwanzig und mehr Segler entdeckt das Auge nach und nach, und jetzt taucht ein kleiner Dampfer auf und kreuzt nach geraumer Zeit in etwa einer Seemeile Entfernung unsern Curs. Wir erkennen ihn bald; er ist, wie die „Sophie", ein geestemünder Fischdampfer; die Segler aber sind sammt und sonders englische Fischerkutter oder Smacks, große, schön gebaute, schnell segelnde Fahrzeuge, welche wie wir mit der großen Kurre (engl. trawl) den Grund befischen. Sie gehören zur Fleet, d. h. einer Schar von einigen hundert Smacks, welche um diese Jahreszeit von Hull und Grimsby aus die Fischgründe hier aufsuchen und wochenlang auf ihnen verweilen. Die Gesammtzahl der englischen Smacks auf der ganzen Nordsee beträgt über 3000. Zu jeder Fleet gehören ein oder mehrere sogenannte Jagerdampfer; diese fahren von einer Smack zur andern und nehmen ihnen die mit den gefangenen Fischen gefüllten Kisten (fishboxes) ab, um dieselben so schnell wie möglich an Land zu bringen. Die Smacks und Jagerdampfer einer Fleet gehören in der Regel einer oder mehrern großen Actiengesellschaften, deren Antheilscheine jedoch meist auf so geringe Summen lauten, daß zahlreiche Fischer selbst Theilhaber sind.

Dies englische System der Befischung der Nordsee hat sich im allgemeinen trefflich bewährt und hat vielerlei Vorzüge gegenüber dem deutschen. Die etwa 300 Fischkutter, welche von der Unterelbe aus den Frischfischfang mit der Kurre betreiben, fischen fast ausnahmslos jeder für eigene Rechnung und ohne Jagerdampfer; sie legen auch nicht wie die Engländer ihre sämmtlichen Fische auf Eis, sondern bewahren wenigstens die Schollen lebend in einem durchlöcherten Raume des Schiffes, der sogenannten Bünn. Der Mangel an Jagerdampfern aber zwingt sie, sobald die Bünn und die übrigen Laderäume mit Fischen gefüllt sind, möglichst schnell den nächsten günstig gelegenen Absatzhafen aufzusuchen, und dadurch geht natürlich sehr viel Zeit verloren. Die englische Smack dagegen bleibt oft monatelang ununterbrochen auf See und kann, durch die Jagerdampfer mit allen Lebensbedürfnissen versorgt, diese ganze Zeit ausschließlich der Fischerei widmen, soweit nicht das Wetter Einspruch erhebt. Freilich einige Ruhepausen gönnt sich auch der Englishman in seiner ausgedehnten Fischsaison: das sind die Sonntage, an denen niemals gefischt wird. Auf einer besonders großen und reinlichen Smack, welche sich am Fischen nicht betheiligt, befinden sich das Lazareth der Fleet mit dem Arzte und ein Geistlicher; dieser läßt die Sonntagsflagge hissen und von allen Seiten segeln die andern Smacks heran, und ihre Mannschaften kommen an Bord zur Abhaltung des Gottesdienstes.

Auch heute feiern die Smacks, wenigstens die, welche in Sicht sind; aber ihr blauer Montag ist kein freiwilliger, sondern ein gezwungener; denn der Wind

Digitized by Google

ist so flau geworden, daß er nicht mehr ausreicht, das Schiff mit dem schweren Netze vorwärts zu bewegen. Bei solchem Wetter ist der Fischdampfer dem Segler gegenüber in großem Vortheil, ja er kann jetzt besser und bequemer mit dem schweren Netze fischen als bei jedem andern Wetter.

Ich gebe das Zeichen zum Aufziehen unserer Kurre, der Dampfer stoppt und alle Hände kommen in Bewegung. Die Dampfwinde beginnt ihre geräuschvolle Arbeit, die Commandos ertönen, und mit überraschender Schnelligkeit zieht das Stahltau das schwere Netz empor, und der gewaltige Baum desselben erscheint an der Oberfläche des Wassers. Erst das eine, dann das andere Ende desselben mit den gewaltigen Klauen wird bis zum Rande der Reeling gehoben, bis Baum und Klauen fest an und auf derselben ruhen. Erwartungsvoll blicken wir auf den jetzt sichtbar werdenden Netzbeutel und spähen nach dem Ende desselben, dem Sack oder Steert, der die Beute enthalten muß. Sieh! Dort schimmert er schon als ein großer Klumpen dicht unter der Oberfläche; wie es scheint prall gefüllt, aus den Maschen ragen die Köpfe und Schwänze von Fischen. Die kräftigen Hände der Fischer greifen in die Maschen des Netzes und holen es langsam über Bord. So kommt der Sack des Netzes schließlich so nahe an das Schiff, daß es möglich wird, die Schlinge eines starken Taues um sein vorderes Ende zu befestigen und ihn nun mit Hülfe der Dampfwinde sammt seinem ganzen Inhalte aus dem Wasser heraus und über die Reeling hinwegzuheben. Ein überraschendes Schauspiel für den, der es zum ersten male sieht! Ein riesiger, zwei und mehr Meter im Durchmesser haltender Ball schwankt über Bord herein, prall gestopft mit Fischen aller Art, außen behangen mit büschelförmigen Moosthieren, Seesternen und allem möglichen andern Gethier, von denen die kleinern lebenszähern Arten mit geschickten Windungen sich durch die Maschen des Sackes nach außen hindurchgedrängt haben und sich fallen lassen, um die rettende Flut zu erreichen. Vergebliches Bemühen in den meisten Fällen! Was der Forscher nicht einheimst für seine Sammlungen, zertreten die schweren Fischerstiefel.

Freude über den guten Fang und ein berechtigtes Erstaunen über den Fischreichthum des Meeres ergreift uns bei diesem Anblick; schätzt doch der kundige Kapitän den Inhalt des Sackes auf 40—50 Körbe Fische, den Korb zu 100 Pfd. gerechnet, das macht nicht weniger als 4—5000 Pfd. mit einem Zuge. Jetzt liegt der gewaltige Klumpen auf Deck in einem durch zwei Breter abgesperrten Raume zwischen Maschine und Reeling, und zwei Mann knüpfen den Verschluß des Sackes auf. „Uphiewen!“ ertönt das Commando; der Sack schwebt wieder aufwärts und klatschend fällt das Gewühl der glatten, schleimigen Fische unten heraus, den abgetheilten Raum bis zum Rande füllend. Die meisten Fische sind Schellfische und fast alle todt, aber die kräftigern Schollen, Kabeljaue, Seehechte und einzelne bis meterlange Haie schlagen noch recht kräftig um sich: eine eindringliche Warnung, nicht allzu ungeschickt in das Gewimmel hineinzugreifen und sich vor Bissen in Acht zu nehmen.

Ja, was nun anfangen mit all den Fischen? Für uns Forscher ist der Segen wahrlich zu groß. Es ist nicht daran zu denken, alle diese Fische auszuweiden, auf Eis zu legen und mit nach Hause zu nehmen. Der Laderaum unsers Dampfers dient ja zu ganz andern Zwecken als zum Aufbewahren von

Digitized by Google

Fischen; für unsere wissenschaftlichen Untersuchungen genügt ein kleiner Bruchtheil des Fanges, und das übrige aufzuessen, das ist nun gar unmöglich. In zwei bis drei Stunden aber muß das Deck rein sein, denn es gibt heute noch mehr zu thun.

Während wir noch darüber nachdenken, was mit den Fischen anzufangen sei, wird einstweilen alles geborgen, was irgend möglich. Es beginnt eine recht lebhafte, malerische, aber sehr, sehr schmutzige Arbeit an Bord. Auf dem Vorderdeck weiden die Leute einige Hundert Fische aus und werfen die Eingeweide, nach Fischarten gesondert, in Schalen und Eimer; hinten eingekeilt zwischen gefüllten Fischkörben und mancherlei Geräth sitzen wir Gelehrte, jetzt ohne Sonnensegel und die dicken Winterüberzieher abgeworfen, in der sonnigen, warmen Luft, bewaffnet mit Messer und Scheren, und entleeren den Inhalt der Fischdärme in unsere Spiritusflaschen, während Oltmann mit einigen Gehülfen die Dredgen auswirft und den Schlick des Meeresgrundes mit seinen Schätzen an kleinen Thieren heraufholt. Fischschleim, Blut, Darminhalt, Schlick und Seewasser bewirken, daß wir bald ebenso sauber aussehen wie die in dem Fischhaufen herumwatenden Leute. Der Kapitän ist bemüht, alle seltenern Geschöpfe aus der Masse des Fanges für uns und einige besonders schöne Schellfische und Schollen für den Steward und Koch zur Frühstücks- und Mittagstafel auszusuchen. Interessantes gibt's genug; da bringt der Kapitän uns unter anderm ein schlankes röthliches, knochenloses Thier mit großem Kopf, mächtigen Augen und kürzern und längern, Saugnäpfe tragenden Armen um den Mund, einen Kalmar oder Loligo, eine Art Tintenfisch. In dem Schlick der Dredgen lebt eine ganz andere Thierwelt als auf den Steingründen der Jütlandbank. Kleine Würmer aller Art in zierlichen köcherförmigen oder bandförmigen Röhren, aus Sandkörnern oder Schlick zusammengeklebt, kleine lebhafte Krebschen, von wenig mehr als einem Centimeter Länge, zierliche Muscheln mit grünen, braunen oder weißen, schön gerippten Schalen, die größere Wellhornschnecke, endlich Austern, besetzt mit massigen lederartigen Polypenstöcken, einer todten Manneshand ähnlich und anderes. Zuletzt noch eine reizende kleine Hummerart, nicht viel größer als ein starker Flußkrebs, mit schön röthlichgelber Farbe, äußerst schlanken Scheren und ganz vorzüglich schmeckendem Fleische; leider sind nur zwei Exemplare davon gefangen.

Inzwischen hat die Mannschaft für sich in alten Fässern so viel von den Fischen eingesalzen, wie sie nur kann, und auch wir haben uns einige Portionen ausgesuchter Fische auf Eis gelegt, alle in derselben löblichen Absicht, nämlich den Lieben daheim doch auch etwas mitzubringen. Aber der große Fischhaufen ist dadurch nur unmerklich kleiner geworden.

„Nun, was hilft's", sage ich, „dann nur alles über Bord!"

„Nee, Herr Docter", sagt der Kapitän, „dat is doch man schade üm de schönen Fisch; wat meent Se, wenn wir se an de Smacks schenken? Dre bet veer dusend Pund de schall de Engelskmann woll geern nehmen!"

Noch heute bin ich dem Kapitän dankbar für diesen Vorschlag; hat er uns doch den hohen Genuß eines echten, rechten Nordseebildes verschafft, das ich nie vergessen werde.

Wir dampfen also auf die nächste Smack los; es ist eine von den kleinern, sie hat aber schöne neue Segel, die im Sonnenlicht schimmern, und sieht recht stattlich aus; da sie alle Segel

Digitized by Google

beigesetzt hat, ist sie augenscheinlich bemüht, den schwachen Wind möglichst auszunutzen und vielleicht einen Fischzug zu wagen. Der Kapitän ruft sie an in dem bekannten internationalen Jargon; sie dreht bei, um verstehen zu können, und schaukelt dicht neben uns wie ein Schwan, aber nicht stumm, sondern mit einem wunderlichen, unangenehmen Knarren der Masten. Der Shipper selbst erscheint auf Deck; aber es dauert eine Weile, bis er begriffen hat, was wir wollen. Das ist freilich kein Wunder; so etwas Unerhörtes wie heute ist ihm sicher nie in seinem Leben vorgekommen: ein deutscher Fischdampfer will einer englischen Smack 40 Körbe Fische schenken! Ist's möglich? Geschieht's ohne Hintergedanken? Nun, versuchen kann er's ja, seit mehrern Tagen hat er nichts fangen können, sein Schiff ist leer.

Smack und Dampfer nehmen wieder etwas größern Abstand, und dann setzt erstere ihr Boot aus; der Shipper und sein Boy springen hinein und nehmen eine Anzahl Körbe mit. Jetzt liegt das Boot backbord des Dampfers; mit noch immer sehr ungläubigen Gesichtern langen die Engelskmen ihre Körbe herauf, und einer nach dem andern kommt gefüllt wieder herunter. Das Antlitz John's beginnt zu strahlen vor Vergnügen; unsern Leuten oben aber dauert bald diese Art Ueberladung zu lange. Sie stülpen die gefüllten Körbe auf der Kante der Reeling um, und ehe die da unten es sich versehen, regnet es Fische auf Fische herunter auf ihre Buckel und Köpfe, die sich ducken unter einem so ungewohnten Segen. Wir an Bord müssen alle aus vollem Halse lachen: das Füllhorn Fortuna's auf der See, wie die Phantasie eines Fischers es nicht drastischer träumen kann, wenn er, von einigen Gins in Schlaf gewiegt, in seiner Wasserwiege schaukelt. Alles so ohne jede Arbeit, und wie hart muß er sonst arbeiten!

Menschen glücklich zu machen ist eine schöne Empfindung, und nun erst recht auf der See bei so herrlichem Wetter, wenn man selbst recht zufrieden ist. Und glücklich ist John, das unterliegt keinem Zweifel. Er ist aber auch dankbar im Glück, und das sagt noch mehr. Unser Deck ist rein, die Fische sind auf der Smack geborgen, John und sein Boy kommen noch einmal zurück, um sich zu bedanken. Sie bringen aber diesmal noch einen dritten Gefährten mit, und dieser scheint ganz besonders vergnügt über das frohe Ereigniß des Tages zu sein. Er äußert seine Freude schon sehr laut, bevor das Boot am Dampfer anlegt. Als seine Insassen an Bord kommen, ist er der erste, der dasselbe betritt und eilig, mit fröhlichen, etwas zudringlichen Geberden auf uns zukommt. Dieser dritte ist ein Hund, ein keineswegs schöner Hund, ein bellender, überall auf Deck herumschnüffelnder, uns anspringender, hochbeiniger, glatthaariger ekliger Köter.

Offenbar John's ganz intimer Freund! Weiß der Leser, welches die geographische Verbreitung des Hundes ist? Die Antwort lautet: er lebt dort, wo Menschen sind. Ist hier nicht wieder ein schlagender Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes? Ich ergehe mich eben in philosophischen Betrachtungen über die Freundschaft zwischen Mensch und Hund, da naht der Shipper in eigener Person. Er reicht uns die mehr als schwielige Rechte und spricht mit freundlichem Grinsen die wenigen, aber ausdrucksvollen Worte: „Plenty thanks, gentlemens! Plenty thanks for the fishes!" Correct ist sein Englisch nicht, ebenso wenig wie sein Anzug. Dicke Holzschuhe, ebenso dicke Strümpfe von Naturwolle, kurze Hosen, eine äußerst schmutzige Wolljacke,

Digitized by Google

ein noch schmutzigerer wollener Shawl um den Hals, auf dem Kopfe eine schirmlose Mütze, richtiger Kappe, auch aus Wolle, kurz, durchaus schmutzig und durchaus wollen; ich bedauere in diesem Augenblicke lebhaft, daß Jäger nicht zugegen ist. Der Dr. E. versucht eine Unterhaltung mit unserm Manne, der sich inzwischen gesetzt hat und seinen ekligen Hund liebkost. „Plenty god for rats! Plenty rats om bord!" Wir sehen uns lachend und enttäuscht an. Die ideale Freundschaft zwischen John und seinem Hunde enthüllt sich als ein auf den crassen materiellen Nutzen gegründetes Verhältniß. Sollten vielleicht auch die Gefühle der Dankbarkeit, welche den Shipper bei uns an Bord geführt haben, nicht ganz frei sein von materiellen Beimischungen? Unser biederer Kapitän, der die Fischer auf der Nordsee ebenso gut kennt wie die Nordsee selbst, muß wol darüber im Klaren sein. „He hätt Hunger un Döst! De Genever is em utgahn!" Er winkt John verständnißvoll und beide tauchen hinab in die Kajüte, wo der Koch gerade das Frühstück aufgetragen hat; dort wird auch der Demijon mit dem Genever für die Mannschaft aufbewahrt. Nach einer Viertelstunde erscheinen beide wieder, der Engelskmann noch strahlender als zuvor, mit dem Ausdrucke vollster Befriedigung. Die Unterhaltung mit ihm ist leider nun noch bedeutend schwieriger als vorher; seine Gedanken bewegen sich offenbar wesentlich um den Gin; mehr als ein Dutzend mal betheuerte er uns ausdrucksvoll: „Plenty god for Johny!" Und das allerdings verstehen wir sehr gut. Wie vorher Kapitän und Shipper, so verschwinden jetzt auch Steuermann und Boy in der Kajüte; am Ende dauern mir aber doch diese Sitzungen zu lange, es wird Zeit, daß wir weiter kommen. Der Kapitän muß also Johny bedeuten, daß es Zeit zum Abschiednehmen ist; aber dies dauert merkwürdig lange; Johny scheint noch etwas auf dem Herzen zu haben und steigt schließlich nicht eher in sein Boot, als bis ihm der Kapitän noch eine Flasche Gin als Abschiedsgetränk mit auf den Weg gegeben.

„Wat will he denn egentlich, Käpten?" frage ich.

„He will uns Snaps afköpen för de Fisch, de wi em schenkt hebben! Aewer Snaps verköpen ist verboden up See, hebb ik em seggt."

Wahrlich, biederer Johny! Du bist plenty jetzt, plenty von Fischen und plenty von Gin.

Ja, so ist's! Unser Johny ist ein typischer Vertreter der englischen Trawlfischer auf der Nordsee. Es sind vorzügliche Seeleute, hart, wetterfest, Meister in ihrem Berufe, aber ihre Schattenseite, ihr Unglück ist der Gin. Tage-, ja oft wochenlang bei härtester Arbeit, mit mäßiger Kost sich begnügend und wenig oder gar keinen Schnaps genießend, weil sie keinen haben, ergeben sie sich dem Alkoholgenuß bis zum Uebermaße, sobald sich die Gelegenheit bietet. Früher, als eigene Branntweinschiffe die Nordsee durchkreuzten und der Fleet folgten, hat mancher englische Fischer seinen ganzen Fang, ja selbst Anker und Ketten für Schnaps verkauft; jetzt, nach der Haager Internationalen Convention, welche jeden Schnapsverkauf auf der Nordsee mit der strengsten Strafe bedroht und eine scharfe Controle durch Aufsichtsfahrzeuge eingeführt hat, ist es Gott sei Dank wesentlich besser geworden. Der englische Fischer ist im allgemeinen nicht nur unmäßiger im Schnapsgenusse als der deutsche, sondern auch schmutziger und überhaupt roher; aber an Seetüchtigkeit und vor allen an Unternehmungsgeist dürfte er jenen unzweifelhaft überragen. Die Hauptursache beider

Digitized by Google

Erscheinungen liegt wol darin, daß der Engländer länger und andauernder auf der See ist als der Deutsche; dies macht ihn einerseits vertrauter mit dem Meere und der Fischerei, andererseits aber entfremdet es ihn dem Leben im eigenen Hause und in der Familie. Darin aber findet gerade sein deutscher Berufsgenosse den Antrieb zu einer ruhigern, mäßigern und mehr gesitteten, man darf sagen vornehmern Lebensführung.

Johny und sein Boy sind heimgekehrt zu ihrer Smack und werden dort einige Tage nichtsthuend auf ihren billigen Lorbern ruhen; die weißen Segel ihres Fahrzeuges entschwinden am Horizont. Wir selbst steuern mit rein gescheuertem Deck auf Helgoland zu, um dort angesichts des rothen Felseneilandes in der Nacht noch einmal die Treibnetze auszusetzen.

Das Mittagessen mit den schönen frischen Schellfischen und Bratschollen schmeckt uns trefflicher als je. Nach Tisch gehen wir auf Deck und schauen über die Reeling auf die sanft bewegten, heute auffallend durchsichtigen Fluten, welche uns besser als sonst Einblick in ihr Inneres gestatten. Zahlreiche blaue und rothe Quallen zeigen sich, oft so schön und groß, daß wir die Fahrt für einen Augenblick unterbrechen und mit einem Ketscher an langer Stange einige Exemplare heraufholen. Nicht um sie zu conserviren und unserer Sammlung einzuverleiben! Diese lebendigen Glasglocken des Meeres mit ihrem reichen Behange durchsichtiger rosenrother Spitzen und Fransen verlieren stets ihre Schönheit im Tode, man mag sie noch so kunstvoll conserviren; sie sind schön nur in ihrem Element, wenn sie langsam ihren krystallenen Schirm zusammenziehen, und in sanften Stößen dahinschwebend die zahlreichen Fangfäden wie einen langen Brautschleier hinter sich herschleppen. Für uns haben sie jetzt ein anderes besonderes Interesse. In den Kanälen ihres Leibes schmarotzt ein eleganter kleiner Krebs, die Hyperia, und in dem Gewirr ihrer Fangfäden soll nicht selten ganz junge Fischbrut von Kabeljau, Schellfisch, Makrele und andern Schutz vor Verfolgung suchen. Es gelingt uns leider nicht, solche Fischchen mit heraufzuholen und damit die Beobachtung anderer Forscher zu bestätigen. Eigenthümlich genug wäre ein solches Vorkommen gewiß. Die Fangfäden der Quallen nesseln bekanntlich sehr empfindlich auf der Haut, besonders der nassen Haut, und die meisten größern Fische hüten sich deshalb sicher vor der unangenehmen Berührung mit ihnen. So ist es wol denkbar, daß die junge Brut zwischen den Fangfäden der Quallen Schutz vor größern Feinden finden, wenn es sich nur erklären ließe, wie sie denn selbst versteht, die Fäden dieses brennenden Netzes zu vermeiden.

Es wird uns jetzt an diesem sonnigen, warmen Nachmittag zu Muthe, als wenn wir auf einem großen, ruhigen Landsee in heiterer Gesellschaft einen Sonntagsausflug machten. Ja etwas Sonntägliches liegt in der Stimmung des Meeres. Wind und Wellen scheinen ausruhen zu wollen von den wilden Kämpfen, die sie sonst miteinander führen; sie kosen sanft wie zwei Verliebte; heißes Begehren und wilde Leidenschaft schweigen, und der Himmel sieht wohlgefällig und lächelnd sein beruhigtes Bild in der klaren Flut.

Doch sieh, welche trüben Schmutzstreifen ziehen dort plötzlich, wellenförmig angeordnet, am Schiffe vorüber? Ist es schmutziges Spülicht aus der Kombüse oder dem Maschinenraume? Ist es Staub, vom Lande hergeweht? Keins von beiden kann zutreffen. Jetzt fünf Minuten lang wieder klares Wasser,

Digitized by Google

dann dieselbe Erscheinung, und so wechselnd eine ganze Stunde lang. Wir lassen stoppen, schöpfen einen Eimer des schmutzigen Wassers und füllen einige Standgläser damit. Da schwebt der Schmutz an der Oberfläche und wir erkennen ihn augenblicklich. Kleine runde Kügelchen, von der Größe eines Stecknadelkopfes, jedes einzelne durchsichtig und fast farblos, zu Tausenden beisammen trübe und bräunlich. Unter dem Mikroskop zeigt jedes Kügelchen einen schwingenden Faden, sein Bewegungswerkzeug. Es ist das Leuchtthierchen der Nordsee, die Noctiluca miliaris. Wer will die Zahl der Millionen schätzen, welche in jenen scheinbaren Schmutzstreifen schon an uns vorübergezogen sind und noch vorüberziehen? Wenn die Nacht hereinbricht, werden diese Schmutzstreifen unter dem Kosen des Südwindes zu leuchten beginnen, und die Netze, welche wir hindurchziehen, in magischem Feuer erglühen. Dann wird die Lebensfülle der salzigen Flut in ihrer stummen Sprache zu uns reden, der einzigen, welche ihr verliehen ist: sie wird leuchtend ihr Dasein bekunden auf dem schimmernden Kamme der Woge, und in dem weißen, mit Diamanten übersäeten Schleier, der mit reizender, wechselvoller Bewegung den schwarzen Rumpf unsers Schiffes umhüllt.

Der Tag neigt sich zu Ende; wir sind auf dem in Aussicht genommenen Fangplatz angelangt, etwa 13 Seemeilen Nordnordwest von Helgoland, auf 24 Meter Tiefe über sandig-steinigem Grunde. Das Aussetzen der Netzfleet beginnt und geht schnell und glatt von statten. Inzwischen sinkt die Sonne zum Horizont hinab. Der westliche Himmel strahlt in der ganzen Pracht herbstlicher Abendbeleuchtung, und im Süden wirft der rothe Felsen von Helgoland in wunderbarer Schönheit das Licht der scheidenden Sonne zurück. Wir stehen auf der Commandobrücke, das Schauspiel ihres Unterganges zu genießen. Eine vollkommen scharf umgrenzte, keine Strahlen mehr entsendende, rothgoldene Kugel berührt sie jetzt mit dem Unterrande den Horizont, zugleich seitlich anschwellend, als würde sie von oben her niedergedrückt. So taucht sie ein, schneller als man denkt, und gewährt jetzt einen eigenartigen wunderbaren Anblick. Wie eine Riesenboje schwimmt sie halb eingetaucht in der Flut, völlig frei; vor ihr Wasser, hinter ihr Wasser. Jetzt gleitet langsam ein Schiff mit vollem Segel an ihr vorüber, auf dem goldigen, leuchtenden Grunde zeichnet sich in wunderbarer Schärfe jede Linie des Fahrzeuges ab. Immer schneller scheint die schwimmende Kugel zu sinken, immer tiefer taucht sie ein, noch ein goldiges Aufleuchten, sie ist versunken. Eine leichte Brise erhebt sich und kräuselt sanft die Stelle des Horizonts, wo sie hinabgesunken. Wahrlich, das ist die Sonne Homer's, die uns geleuchtet hat, das ist Phöbus, der ruheverlangend, liebesehnend nach des Tages Mühe hinabgetaucht ist in die Fluten des Oceans, in die Arme der Meeresgöttin, seiner Geliebten.

Siehe, wer aus des Meers krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Tethys, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Flut.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Auch unsere Tagesarbeit ist gethan.

Digitized by Google

Befriedigt sättigen sich alle an dem frugalen Abendessen und sammeln sich dann auf Deck, dem Bedürfnisse folgend, diese köstliche Nacht voll zu genießen. Auf dem Felsen von Helgoland ist das Leuchtfeuer entzündet und winkt anheimelnd zu uns hinüber. Die Wellen plätschern melodisch an das Schiff und die Noctilucen beginnen zu glühen; aus der dunkeln Tiefe strahlen sie das Licht der versunkenen Sonne in Millionen von leuchtenden Funken zurück.

Auf dem Hinterdeck sitzen Kapitän, Steuermann und der ganze Stab der Expedition um einige Flaschen Rheinwein, und am Heck weht zur Feier des Tages die deutsche Fischereiflagge. Vorn um die Kombüse sammelt sich die Mannschaft und labt sich am wohlverdienten Bier. Unter sie tritt der freundliche Koch, im Arme ein geheimnißvolles Instrument, das er soeben aus einer verborgenen Ecke seiner Koje heraufgeholt. Es ist eine Handharmonika, und ihr musikalischer Besitzer bittet mich um die Erlaubniß, etwas spielen zu dürfen. Sie wird mit Freuden ertheilt. Nun beginnt ein heiteres, fröhliches Leben mitten in der See, ein Leben fast wie des Sonntags abends unter der Dorflinde oder vor den Thüren eines Landstädtchens, nur daß leider die schönere Hälfte fehlt. Vielleicht haben aber den Frauen und Mädchen am Lande die Ohren geklungen, denn gedacht wird ihrer in mehr als einem Liede und mit mehr als einem Trunke. „Fein's Liebchen mein unterm Rebendach"; „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus"; „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten"; „In einem kühlen Grunde", und zahlreiche andere bekannte Volksweisen entlockt der Koch seinem Instrumente, und jeder von den Fischern, wer singen kann und auch nicht singen kann, begleitet ihn mit seiner Stimme nach besten Kräften. So entwickelt sich ein heiteres, harmloses Nachtfest. Der schöne Eduard und der lyrische Tenor treten als Solosänger auf und der Chorus singt den Kehrreim. Mir dünken alle diese Lieder in der prächtigen Umgebung, der wohligen erfrischenden Luft so schön, als hörte ich sie zum ersten male; Erinnerung an die Jugend vereinigt sich mit dem Vollgenusse der Gegenwart, beruhigend, belebend und verjüngend. Auch unserm biedern Kapitän ist sehr wohl; er betheuert es mehr als einmal und meint es gewiß aufrichtig, denn er schließt uns sein Herz auf und erzählt mit Behagen und epischer Breite sogar einige kleine Liebesabenteuer.

Schließlich aber kommen wir wieder auf die deutsche Seefischerei und ihre Zukunft zu sprechen, in deren Dienste wir alle wirken und schaffen und deren Flagge über uns weht. Wir erheben die Gläser auf ihr Blühen und Gedeihen und fordern den Koch auf, einige patriotische Lieder zu spielen. Er intonirt „Die Wacht am Rhein", und aus einem Dutzend mehr oder weniger rauher Kehlen schallt das prächtige Lied über die Fluten der Nordsee. So schön freilich wird es nicht geklungen haben wie am Lande in irgendeinem Liederkranz oder an Kaisers Geburtstag in einer großen Versammlung. Aber das ist sicher, die Herzen der Sänger haben es ebenso warm empfunden wie nur irgendwo sonst, wo Deutsche beisammen sind. Selten aber mag es gesungen sein bei solcher Gelegenheit und in so herrlicher Umgebung wie heute.

Endlich wird es Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben. Als ich schon in der Koje liege und eben einschlafen will, ermuntern mich noch einmal von Deck her die Klänge einer andern wohlbekannten Melodie, welche einige Fischer mit ihrer Stimme begleiten:

Digitized by Google

Wir heißen Deutsche, kennt ihr unsre Zeichen?

Wie frisch und freudig klingt dieser schöne Sang in die Nacht hinaus und wie trefflich passen für uns die Worte:

Die Fahnen vor dem Heere,
Die Flaggen auf dem Meere!
Vom Fels zum Meer weht unsrer Fahnen Schein,
Wir heißen Deutsche, wollen Deutsche sein!

Talleyrand's Denkwürdigkeiten.

Von * *.

Memoiren des Fürsten Talleyrand. Herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling (1. und 2. Bd., Köln und Leipzig, Albert Ahn, 1891).

Das Original des vorliegenden Buches ist zur Zeit seiner ersten Veröffentlichung so eingehend und unter so verschiedenen Gesichtspunkten besprochen worden, daß Anzeigen der deutschen Ausgabe desselben auf Abschätzungen der Uebersetzung beschränkt bleiben könnten. Von dieser Uebersetzung ist wenig zu sagen, weil sie vortrefflich ist, den Sinn des französischen Textes genau wiedergibt und die Uebertragung aus einer fremden Sprache so gut wie nirgends verräth. Daß die nicht allzu geschmackvolle Vorrede der Verlagsbuchhandlung besser gespart geblieben wäre, mag nur beiläufig bemerkt werden. Nehmen dergleichen Selbstanpreisungen sich bereits als bezahlte Zeitungsanzeigen ziemlich peinlich aus, so wirken sie innerhalb des Körpers eines ernsthaften Buches geradezu widerwärtig. Bedauerlich erscheint endlich, daß die dem Talleyrand'schen Texte beigefügten Broglie'schen Anmerkungen nicht der Revision unterzogen worden sind. Einzelne derselben enthalten so haarsträubende Unrichtigkeiten, daß man Mühe hat, dieselben einem Mitgliede des Französischen Instituts und anerkannten Historiker zuzuschreiben. So die Behauptung, die französischen Provinzialversammlungen seien „eine Schöpfung Ludwig's XVI. gewesen" (I, 24; als ob die Pays d'états völlig unbekannt geblieben wären), die Angabe, daß der gegenwärtige Präsident Carnot ein „Sohn" des berühmten Lazare Carnot sei (S. 191), die unbegreifliche Aufstellung, daß der Schreckensmann Saint-Just — Emanuel Fréteau de Saint-Just geheißen, daß er im Jahre 1745 geboren worden, daß er während des Halsbandprocesses (1785) öffentlich für den Cardinal Rohan Partei ergriffen, daß der Sturz Robespierre's den seinigen verursacht habe, und daß er am 12. Juli 1794 hingerichtet worden (a. a. O., S. 71). In Wahrheit ist der Genannte 1767 geboren und auf die Namen Louis Antoine getauft worden, zur Zeit des Lamothe'schen Processes obscurer Student gewesen, gleichzeitig mit Robespierre gefallen und zehn Minuten vor diesem am 28. Juli (10. Thermidor) guillotinirt worden. Wie es möglich gewesen, daß so weltbekannte, in jedem französischen A-b-c-Buch erzählte Dinge einem Manne von der hohen Bildung des Herzogs de

Digitized by Google

Broglie unbekannt geblieben sind, erscheint geradezu unerklärlich und erweckt unwillkürliche Zweifel an der Zuverlässigkeit der übrigen — allzu reichlich und zuweilen überflüssig gespendeten — Noten. Lesern, die ein Buch wie das vorliegende zur Hand nehmen, braucht am Ende nicht gesagt zu werden, daß Mirabeau ein großer Redner, Sieyès ein berühmter Schriftsteller, Gustav III. König von Schweden und Lavoisier einer der bedeutendsten Chemiker aller Zeiten gewesen ist!

Daß die Denkwürdigkeiten des größten Diplomaten alter Schule hinter den an sie gestellten Erwartungen zurückgeblieben sind und daß ein großer Theil derselben in der Absicht geschrieben worden, dem Verfasser die Gunst Ludwig's XVIII. und Karl's X. wiederzugewinnen, ist zu häufig gesagt worden, als daß es der Wiederholung bedürfte. An der culturgeschichtlichen Bedeutung des immerhin merkwürdigen Buches wird durch diesen letztern Umstand indessen nichts geändert, und zwar aus einem nahe liegenden Grunde. Daß Talleyrand im Grunde seines Herzens stets Royalist und Mann des alten Frankreich geblieben war, dürfte vorurtheilsloser Betrachtung seiner Aufzeichnungen keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Keine Frage, daß der alte Faun eine „zeitgemäße" Maske aufgesteckt hat, als er im Jahre 1814 den Ritter des göttlichen Rechts der Legitimität spielte, keine Frage, daß ein Mann von so hoher Einsicht über die Vorurtheile des alten Regiments erhaben war und daß er auf Aberglauben und Standesbornirtheiten der „wahren" Legitimisten mit Geringschätzung herabsah, und die Nothwendigkeit einer Unterordnung unter das Zeitbedürfniß klarer erkannte, als er zu sagen für zweckmäßig hielt. Das hindert aber keineswegs, daß der vielerfahrene Staatsmann Erblichkeit der Monarchie und Thronfolge für dringende Gebote politischer Nothwendigkeit ansah, daß die Erkenntniß dieser Nothwendigkeiten ihm bereits zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft aufgegangen war, und daß er, der vornehme Herr und cousin du roi, die Wiederherstellung des Königthums jahrelang gewünscht und ebenso freudig begrüßt hat wie die Wiederaufrichtung dessen, was von der alten Gesellschaft übriggeblieben war. Darüber, daß Mirabeau Zeit seines Lebens Aristokrat geblieben und daß an seinen Eifer für Rettung der Monarchie und des Königshauses neben den staatsmännischen Einsichten feudale Ueberlieferungen und Erinnerungen einen nicht unerheblichen Antheil gehabt haben, darüber wird heutzutage kaum mehr gestritten. Und man wollte bezweifeln, daß der in die alte Gesellschaft ungleich tiefer eingetaucht gewesene, durch eigene Erfahrung über die Gefahren der Revolution und des Militärdespotismus belehrte, an nahezu allen europäischen Höfen heimisch gewordene Talleyrand die Wiederherstellung der Bourbonen mit wirklicher Sympathie begrüßt habe? „On reviend toujours à ses premiers amours", und daß Talleyrand's Herz dem Frankreich seiner Jugend, daß seine Einsicht einer Ordnung der Dinge zugewendet gewesen, welche das alte mit dem neuen Frankreich versöhnte — das wollte man für eitel Heuchelei halten, weil der ehrgeizige Mann in seinem Memoirenbuche die royalistische Farbe allzu dick aufgetragen hat? Von denen, die das behaupten, sollte man meinen, daß ihnen der Typus des Aristokraten alter Schule vollständig unbekannt geblieben, daß ihnen niemals einer jener merkwürdigen Söhne des 18. Jahrhunderts begegnet ist, die trotz rückhaltslosen Bekenntnisses

Digitized by Google

zu der Philosophie Voltaire's, bezw. der Encyklopädisten niemals aufgehört hatten, sich als Träger blauen Blutes zu fühlen und an jedem bürgerlichen Fuße die silbernen Schuhschnallen des Roturier zu suchen?

Die diesen Typus nachträglich kennen lernen wollen, haben nur nöthig, die ersten Kapitel des Talleyrand'schen Buches mit leidlicher Aufmerksamkeit zu lesen. Aus jeder Zeile derselben sieht der Mann heraus, der bis an das Ende seines Lebens mit gepudertem Haupthaar und in Schuhen und Strümpfen einherschritt, und der für den glücklichsten seiner Tage denjenigen angesehen haben mag, an welchem Ludwig XVIII. ihn mit den „für unsere ganze Familie schmeichelhaften" Worten begrüßte: „Unsere beiderseitigen Familien sind von gleichem Alter, nur daß meine Vorfahren es geschickter anzufangen gewußt haben als die Ihrigen." Zug für Zug bestätigt die Jugendgeschichte des in vornehmer Verwahrlosung aufgewachsenen Knaben die meisterhafte Schilderung, welche Taine von der Erziehungsmethode jenes hohen Adels der vorrevolutionären Zeit entwirft, der sich die Sorge um die eigenen Kinder so rasch wie möglich entledigte, weil er sich auf Sorgen überhaupt nicht verstand und weil er es machte „wie alle andern". „Die Kinder jener Zeit", so sagt Talleyrand mit Rücksicht auf die eigenen Aeltern, „waren nichts als die Erben des Wappens und des Namens. Nach den damaligen Begriffen würde man eine allzu große Sorgsamkeit für Pedanterie gehalten, Zärtlichkeit lächerlich gefunden haben." Und doch fällt nicht ein Wort der Kritik, geschweige denn der Unbotmäßigkeit aus der Feder des um seine Jugend betrogenen Kindes, das nie eine Nacht im älterlichen Hause zugebracht hatte. Den „gebieterischen Gründen", aus denen diese Aeltern gehandelt, beugt sich noch der Greis: seine Sprache ist die des Respects, denn der Sohn des 18. Jahrhunderts weiß, was er der Autorität, was er der Familie und sich selbst schuldig ist. Gerade wie Mirabeau, der dem schlimmsten seiner Feinde, seinem tyrannischen Vater, den schuldigen Respect niemals versagte und dem Sarge des unerbittlichen Quälers seiner Jugend barhäuptig und zu Fuß an die Grüfte folgte, weil er genau wußte, was ein Riquetti de Mirabeau dem andern schuldete, und was es damit auf sich habe, einem Geschlechte anzugehören, das binnen 300 Jahren nur eine „Mésalliance", nämlich diejenige mit einer Tochter des fürstlichen, aber ehemals bürgerlichen Hauses Medici zu erdulden gehabt!

Die nämliche Gesinnung verräth sich, wo Talleyrand auf die vornehmlichsten Genossen der alten Königsherrlichkeit, nämlich auf die „Gesellschaft" und die Kirche zu reden kommt. Nach dem Adel als solchem fragt er nicht, denn was wollte für einen Mann seines Ranges und seiner Stellung eine Kaste bedeuten, zu welcher man selbst als porte-manteau (Mantelträger) der prinzlichen Garderobe gelangen konnte, und in welcher selbst sein Lehrer, der „gute" Herr Langlois, Eingang zu finden gewußt hatte! Etwas anderes war es um die „Gesellschaft", die Klasse der geborenen Theilnehmer an der Würde, Lust und Pracht des Königthums, in welche Talleyrand bereits als Kind von seiner Großmutter, der Fürstin Chalais, geführt worden, der „äußerst distinguirten" alten Dame, die auf ihrem südfranzösischen Schlosse selber Hof hielt und sich ein Gefolge aus Personen von gutem alten Adel gebildet hatte, ihre bäuerlichen Vasallen aber nichtsdestoweniger als ihre Kinder mit mütterlicher Liebe versorgte. „Die

Digitized by Google

Empfindungen, die man gegen eine solche Frau hegt", so heißt es in den Memoiren, „können Emporkömmlinge mit ihren neuen Besitzthümern und Dotationen nicht haben; denn die besten unter ihnen verstehen sich nicht auf würdige Protection. Man denke sich z. B. die Marschallin Lefèvre (die in ihrer Jugend Regimentswäscherin gewesen war) gegenüber einer aus der Verbannung zurückgekehrten (armen) adeligen Familie. . . . Der Adel beruht auf Familientraditionen, und man kann ihm weder etwas nehmen noch etwas geben." Keine andere, von der Revolution verursachte Einbuße Frankreichs beklagt Talleyrand so bitter wie den Untergang der „Gesellschaft". „Wenn jeder an den Staatsgeschäften theilnimmt, so sind der Marktplatz, der Gerichtshof, die Börse die Orte der Versammlungen. Höchstens besucht man noch flüchtig die Werkstätten der Künstler und die Wohnräume der Hetären. Aber so lebte man nicht in höherm Sinne, man vergnügte sich nur. . . . Darum war den Alten die Verschmelzung beider Geschlechter zu einer und derselben Gesellschaft unbekannt."

Diese eine, in ihrer Weise classische Bemerkung macht weitern Anführungen über den Gegenstand überflüssig. Ergänzt wird dieselbe durch die Ausführungen des einstigen Bischofs von Autun über die Kirche. Der Protestantismus, insbesondere der deutsche, bedeutet ihm eine Anhäufung von Sekten, „die einfach lächerlich ist", und die zum Aeußersten gediehen wäre, wenn die Regierungen sie nicht „zu Paaren" getrieben hätten. „Die Kirche", d. h. die katholische, „ist mitsammt ihrem Klerus eine so unentbehrliche Institution, daß Napoleon sein Herrschergenie nie deutlicher bewiesen hat als durch seine Verständigung mit dem Papste, dem allein die Entscheidung in religiösen Fragen gebührt, und zwar mit einer Machtvollkommenheit, welcher keine andern auch nur im entferntesten zu vergleichen ist." Auch hier redet der aus der alten Schule hervorgegangene politische Praktiker, dem die credit- und einflußlose „Theophilanthropie" einen Greuel und eine Lächerlichkeit bedeutete, weil sie keine Autorität übte und weil staatlich nichts mit ihr anzufangen war. Das schließt nicht aus, daß der Sohn des 18. Jahrhunderts die „Philosophie" außerordentlich zu schätzen wußte, aber, wohlverstanden, die Philosophie, die nicht störend eingreift und deren Stimme (wie er aus Voltaire ausschreibt) „nicht laut und gewaltig ist, die man aber vernimmt, wenn sie das eindringliche Wort ruft: «Verehret Gott, gehorcht den Königen und liebt eure Mitmenschen»". Vom Standpunkte dieser Philosophie, „die auch in ihren kühnsten Schlüssen nie zu weit ging und die ewigen Grundsätze menschlicher Moral (sic!) in hohen Ehren hielt" — von diesem Standpunkte aus wird an dem Bestehenden eine Kritik geübt, die die faulen Flecke des alten Systems rücksichtslos aufdeckt, Ungereimtheiten wie die Steuerfreiheit des großen Grundbesitzes und die Beschränkung der Offiziersstellen auf den Adel durchaus am richtigen Namen nennt. Jedem soll sein Recht werden, die Vertheilung der öffentlichen Lasten soll eine billige sein, und es ist unsinnig und verwerflich, wenn einzelne in allem und jedem den Vorrang verlangen, aber ebenso unsinnig, wenn die Mehrheit des Volkes ihr Verlangen auf die socialen Abstufungen und Unterschiede der Gesellschaft richtet. Daß solche Stellungen und Auszeichnungen „nur einem kleinen und bevorzugten Theile der Menschheit zukommen", versteht sich ein für allemal von selbst.

Gehen wir weiter. Die außeror-

Digitized by Google

deutliche Schärfe, mit welcher der Memoirenschreiber sich über Napoleon ausspricht, erklärt sich unzweifelhaft aus der Absicht des Verfassers, die Vorwürfe in Vergessenheit zu bringen, die ihm, dem kaiserlichen Exminister und Fürsten von Benevent, wegen seiner Theilnahme an der Regierung des „Usurpators" von legitimistischer Seite gemacht worden. Nichtsdestoweniger läßt sich durchsehen, daß die Abneigung des vornehmen Herrn der alten Zeit gegen den gekrönten Plebejer der neuen an Talleyrand's herben Urtheilen über den berühmtesten seiner Zeitgenossen reichlichen Antheil gehabt hat. Wäre dem anders, wäre des Memoirenschreibers Antipathie gegen den ehemaligen Gebieter eine künstliche und gemachte, so erschiene unbegreiflich, warum auf den Napoleon anhaftenden „Mangel an innerer Wohlanständigkeit und äußerer Würde" und auf die Gemeinheit der Manieren „dieser Familie" ausführlicher zurückgekommen wird, als sonst Talleyrand's Art ist. Der Ton, in welchem er „diesen Leuten aus sehr beschränkten bürgerlichen Verhältnissen, die nie das geringste Ansehen besessen", vorhält, daß sie sich lächerlich gemacht hätten, „indem sie in ihren Lebensgewohnheiten und ihrem Auftreten neue Wege einzuschlagen versucht", dieser Ton legt Schlüsse darauf nahe, wie hart es dem Aristokraten aus uraltem Hause angekommen war, sich von dem Sohne des unbedeutenden, „kaum französisch gewordenen" corsischen Advocaten jahrelang als Untergebener behandeln zu lassen. An der „unziemlichen Sprache", „der albernen Naivetät", „dem Mangel an gutem Geschmack und Feinheit des Benehmens, die den Napoleoniden eigenthümlich gewesen", hat der Mann, der vor dem Jahre 1789 jung gewesen war, offenbar noch schwerern Anstoß genommen als an der Willkürlichkeit und Frivolität des Imperators und seiner Brüder. Napoleon's Brutalität gegen die Königin Luise bedeutete in den Augen des Zöglings der „guten französischen Gesellschaft" ein ungleich schwereres Vergehen als die „barbarische Behandlung Preußens in Tilsit, bei welcher ich gottlob! nicht thätig war", und die Thränen, welche das Los der edeln Fürstin dem hartgesottenen Manne abpreßte, waren echte, dem Untergange der Welt der guten Formen und gesellschaftlichen Rücksichten geweinte Thränen!

Daß feiner Geschmack, verbindliche Form und guter Ton dem Memoirenschreiber wirklich in Fleisch und Blut übergegangen waren, bezeugt die Art seiner schriftstellerischen Darstellung übrigens noch unwidersprechlicher als die ungewöhnliche Strenge seines Urtheils über den großen Plebejer. Nicht eine Zeile enthält das dicke, die anstößigsten Verhältnisse und verderbtesten Zustände berührende Buch, die nicht in der gewähltesten Frauengesellschaft gelesen werden könnte. Die Denkwürdigkeiten sind in der Sprache eines Weltmannes geschrieben, den Selbstgefühl, Bewußtsein der eigenen Bedeutung und Stellung keinen Augenblick dazu verführten, sich selbstgefällig aufzudrängen oder vor andern wichtig zu thun. Zu dem Leser wird im Tone einer Verbindlichkeit geredet, wie sie das Privilegium von Leuten bildet, die ihre Ueberlegenheit nicht erst zu demonstriren brauchen, die bescheiden sein dürfen, weil ihre Ausnahmestellung über allem Zweifel erhaben ist. Talleyrand berichtet, ohne den Schein des Belehrenden anzunehmen, und wo er in das Lehrhafte fällt, verfehlt er nicht, eine Entschuldigung darüber zu machen, daß er seine Zuhörer allzu lange bei sich selbst aufgehalten. Man hat den Eindruck, einem un-

Digitized by Google

vergleichlich erfahrenen Gesellschafter zuzuhören, der das Maß kennt, in welchem ein Mann von Erziehung die Aufmerksamkeit anderer in Anspruch nehmen darf, ohne sie zu ermüden.

Auf diese, im Grunde nur beiläufigen Eigenthümlichkeiten des Buches unsers Verfassers darf einiger Nachdruck gelegt werden. Talleyrand's Bildung steht zu derjenigen unserer Zeit in einem Gegensatze, der sich von Tag zu Tag verschärft. Virtuosen der Persönlichkeit, Männer, die mehr bedeuten als die Summe ihrer Leistungen, politische Geschäftsleute, die das beste Theil ihrer Bildung nicht dem Hörsaale und nicht dem Studirzimmer, sondern der Gesellschaft verdanken und die die Rücksicht gegen diese jeder andern voranstellen, sie sind dem Geschlechte unserer Allerneuesten nur noch aus Büchern und aus Erzählungen der Großväter bekannt. Die Moral dieser Vertreter des ancien régime erscheint uns ebenso verwerflich und unverständlich wie ihre Politik — die Anschauung, aus welcher Talleyrand z. B. das Recht zu eigenwilliger Abwendung eines französisch-russischen Bündnisses ableiten und seinem Vaterlande einen Dienst erweisen zu dürfen glaubte, indem er sich um die von Napoleon verlachte „Civilisation kümmerte", diese Anschauung (I, 330) dünkt uns eine verrätherische zu sein! Und doch vermag man vergangenen Menschen und Dingen nur an dem Maßstabe ihrer Zeit gerecht zu werden und ihr Wesen nur zu verstehen, wenn man auf ihre Bildungsvoraussetzungen eingeht. Was es mit denselben auf sich gehabt und wie sie beschaffen gewesen, ist uns seit längerer Zeit nicht mehr so vernehmlich gesagt worden wie in den Denkwürdigkeiten des letzten bedeutenden Mannes alter Zeit, der in die neue hineingeragt hat. Geschichtlich sind die Talleyrand'schen Memoiren hinter den an sie gestellten Erwartungen zurückgeblieben — sittengeschichtlich haben sie einen außerordentlichen Werth, weil sie uns das Bild eines echten Sohnes der alten Gesellschaft und jenes philosophischen Jahrhunderts zeigen, dem des Memorienschreibers überlebender Zeitgenosse Metternich wol das Räuspern und Spucken, nicht aber Raffinement der Bildung und innere Sicherheit abgelernt hatte.

Die bildende Kunst in Frankreich.

Von **Friedrich Carl Petersen.**

Es ist ein lustiges, üppiges Wuchern in dem weiten französischen Kunstgarten; von Jahr zu Jahr mehrt sich die Menge der Erzeuger und des Erzeugten, und namentlich auf dem Gebiete der Malerei, deren eigenartig geist- und liebevolle Pflege den Berufenen Ruhm und Reichthum verheißt, gewinnen die schaffenden Kräfte der Zahl nach schier zusehends an Bedeutung. Nun, welchen Kenner des kunstfreundlichen Frankreich sollte dies wundern! Das Ansehen, dessen sich in diesem gesegneten Lande die Kunst erfreut, ist breit und fest begründet; für den goldenen Boden sorgen der Staat, die städtischen Behörden und die

Digitized by Google

besitzenden Klassen. Was für und wie viel Anregungen bieten sich dem angehenden bildenden Künstler nicht schon auf Grund der gestifteten Kunstpreise dar! Welch scharfe Anspornung liegt nicht für die jungen Bewerber in der Aussicht auf die Erzielung des Rom-Preises*, d. h. einer Auszeichnung, welche sie in die Lage bringt, vom Staate freigehalten, drei Jahre auf der französischen Kunstschule zu Rom der Pflege ihrer Kunst leben, entwerfend und schaffend ihren eigenen Weg suchen, sich auf den Kampf ums Dasein vorbereiten zu können! Und welche Aufmunterung bedingt nicht bei dem Kunstschüler das begründete Hoffen, bald mit einem eigenartigen Werke an dem großen Preisringen theilnehmen zu dürfen, das alljährlich in der Landeshauptstadt mit dem „Salon" die Aufmerksamkeit der kunstbeflissenen und kunstfreundlichen Welt beschäftigt! Doch nicht nur das Preisziel ist für den ausstellenden Künstler bedeutungsvoll: der „Salon" bietet ihm den Weg, sich einen Namen zu machen, mit seinem Schaffen eine in Bestellungen sich äußernde Anerkennung zu erringen, somit nicht allein Ehre einzulegen, sondern auch einen Goldstrom in seine Schatulle zu lenken. Bedeutende Spornmittel sind ferner die Ankäufe, zu denen regelmäßig die Kunstausstellungen führen. Von der Stadt Paris und vom Staate werden jährlich Hunderttausende dafür ausgeworfen, von den Erwerbungen der heimischen und überseeischen Kunstfreunde ganz zu geschweigen. Und wie spornwichtig der Gedanke: „Die Bildersäle im Luxembourg und Louvre, auch dir mit deinen Werken stehen sie in ihrer ruhmvollen Bedeutung offen." In lockendem Schimmer entrollt sich endlich vor den im „Salon" vertretenen Kunstjüngern die Reihe der Ehrenzeichen, in deren Verleihung im allgemeinen auch der Künstler die höchste Auszeichnung im Staate erblickt. Kurz, es erschließt sich vor dem Jünger bildender Kunst in Frankreich ein weites, weites Feld voll der anregendsten Punkte, und das erklärt die stete rasche Zunahme namentlich der Zahl derer, die da mit ihren Erzeugnissen den Bildermarkt überschwemmen.

So erheblich nun auch im jüngsten Jahrzehnt die Zahl der Maler in Frankreich zugenommen, so haben sich der Schar gewiegter, gottbegnadeter Künstler, die vor zehn Jahren schon den Kern des Malerheeres bildeten, nur einzelne hervorragende Kräfte gesellt, und das zwar fast ausschließlich in den Malfächern, welche das Genre, die Landschaft, kurz, die marktgängigen kleinern Pinselschöpfungen umfassen; wir haben uns im Jahre 1889 auf der pariser Weltausstellung durch den Augenschein davon überzeugt. Unzweifelhaft tritt in der französischen Malerwelt bei der großen Mehrzahl die Bedeutung des Was? vor der des Wie? in den Hintergrund. Wir wissen allerdings, daß es auch zahlreichen Kunstfreunden und Gemäldebesitzern nicht sowol auf den dargestellten Vorwurf als vielmehr auf die Art und Weise der Ausführung, das Technisch-Vollendete eines Werkes ankommt, und eben dieser Umstand mag sein gut Theil dazu beitragen, daß so viele Maler bei der Wahl ihrer Stoffe von einem geistig höhern Ziele ganz absehen und am ersten besten, d. h. in der Regel an etwas recht Unbedeutendem, ihren Fleiß verschwenden; besonders aber ist es der Mangel an Geist und Gemüth, das Fehlen der wahren Liebe zur Kunst, jener Liebe, die den Berufenen im Schaffen und glücklichen Vollenden eines Kunstwerkes und nicht etwa in der damit verknüpften Einnahme den höchsten Lohn

* Grand Prix de Rome.

Digitized by Google

erblicken läßt, in dem wir die Ursache der durchweg im pariser „Salon" zur Erscheinung kommenden Gedankenarmuth erkennen dürfen. Die wenigsten Künstler sind auch Dichter, daher ihr handwerkmäßiges Schaffen; Dichter aber soll der Künstler vor allem sein, das dichterische Empfinden, die Vorbedingung aller echten Künstlerbegeisterung, kann selbst im Stillleben Lyrisch-Bedeutendes aus den Farbtöpfen hervorzaubern.

Doch immerhin ist es in allen Gebieten der französischen Malerei ein erfreuliches, lohnendes Mustern. Es bietet sich in denselben dem Auge des ästhetisch geschulten Kunstfreundes trotz der vorherrschenden Schalheit so viel des Guten und Schönen, daß er wol zu dem Schlusse gelangen darf, Frankreich dürfe stolz auf seine Malerwelt sein.

Der Anhaltspunkte manche thun sich uns auf in dem umfassenden Gebiete der Geschichtsmalerei, wenn auch der Anbau der bedeutendern Felder desselben just kein vielfacher zu nennen ist. Am spärlichsten ist unter den Neuschöpfungen unstreitig die symbolisch-historische Malerei vertreten, und das darf schon deshalb nicht wundernehmen, weil zur richtigen künstlerischen Verwerthung eines die Darlegung von abstracten Begriffen in der Menschenfigur bedingenden Stoffes ein ungemein zart besaitetes Dichtergemüth, ein ungewöhnliches Anschauungs- und Auffassungsvermögen, eine wahrhaft göttliche Schöpferkraft gehört, und unter den Malern nur eine verschwindend kleine Zahl bezüglich dieser geistigen Erfordernisse einer strengen Prüfung gewachsen ist. Indeß hätten die Franzosen auch nur den Lyoner Puvis de Chavannes als Anbauer des Feldes, so dürften sie sich etwas darauf zugute thun und die Vertretung glänzend nennen.

In Bezug auf Glanz und Frische der Farben übertreffen diesen genialen Künstler andere, die mit prächtigen Wand- und Deckengemälden verwandten Charakters neue Lorbern anstreben, und das mag den kunstrichterlichen Unverstand, wie er in dem und dem vielgelesenen Tagesblatte zu zeiten sich breit macht, hinsichtlich der Puvis'schen Malweise zu Aeußerungen hingerissen haben, wie sie in ihrer wegwerfenden Bedeutung eben nur der Unverstand auf Druckpapier in die Welt hinaussenden konnte. Allein gerade diese eigenartig discrete, übrigens, wie es scheint, nichts weniger als leichte Malweise vermittelt am besten den geistigen Gehalt solcher Bilder; gerade in der lyrisch milden, das Schroffe und Grelle ausschließenden Farbengebung feiert hier die Kunst ihre höchsten Triumphe, indem sie damit das seelische Wesen der vorgeführten Gestalten in schöner Klarheit zur Erscheinung bringt und einen Gesammteindruck erzielt, wie er als Frucht des Harmonisch-Bedeutenden und Harmonisch-Vollendeten zu bezeichnen ist.

Puvis de Chavannes ist als Maler vor allem ein Verherrlicher der Segnungen des Friedens, der Arbeit, des häuslichen Glückes, und nur als solchen führe ich ihn hier an. In lebensgroßen, eine heitere Ruhe athmenden Gestalten zeigt er uns z. B. im Rahmen einer lieblichen, mild durchsonnten Landschaft Menschen, wie sie, schlicht und genügsam, im Naturzustande nach dem Tageskampfe ums Dasein in edler Einfalt mit den Ihren des Lebens sich freuen. Lange, lange kann man vor solchen Bildern betrachtend weilen, ohne des Anschauens satt zu werden. Der Zauber ihrer Durchgeistigung ist dem eines hochschönen lyrischen Gedichtes vergleichbar, bei dessen Genuß die Menschenseele Schauer eines vom Mitempfinden bedingten göttlichen Wohlgefallens durchrieseln.

Digitized by Google

Unter den Vorwürfen, die in neuerer Zeit auf diesem Gebiete seitens anderer gewiegter Maler Verwerthung fanden, begegnen „Weltmusik", „Kirchenmusik", „Muttergefühl", d. h. ebenso viele Aufgaben, deren glückliche Lösung nur eine ganz bedeutende künstlerische Feinfühligkeit nebst vollkommener Meisterschaft in der Technik vollbringen kann. Zum Schauplatze seiner Verherrlichung der Tonkunst in ihrer weltlichen Bedeutung wählte Edouard Dubufe den Säulengang und die hinanführende Seitentreppe eines antiken Tempelbaues. Auf dem Rande des Sockels der phantastischen Thiergestalt neben der Treppe, vor dem der kleine Schelm Amor den Bogen spannt, sitzt der nackte Flötenbläser, dessen Spiel hier den Triumph der Tonkunst bedingen soll. Und auf den Steinstufen im Vordergrunde wie im Hintergrunde oben bewegen sich lichtumflossen, hingerissen vom Zauber der Töne, formenschöne Männer und Frauen in puris, hier vorn hüftlings gebettet, kniend oder stehend in maßvoll lieblichen Geberden, dort hinten rhythmisch, das Tambourin in der über den Scheitel emporgekrümmten Rechten, zu classisch heiterm Tanze. Reine Formenmusik könnte man das interessante Gemälde nennen. Und dann das Gegenstück dazu: „Musique sacrée." Es gewährt den Einblick in eine Kirche. Vor der Orgel sitzt als Tonkünstlerin eine prächtig gekleidete Dame mit Stirnfrisur und erfüllt mit den Klängen des von ihr gespielten mächtigen Instruments das Gotteshaus, während neben der Orgel notenweisend eine andere, geflügelte Dame — die heilige Cäcilie? — sitzt, welche in dem ziemlich unbedeutenden, just nicht schönen Antlitz stiller Freude Ausdruck leiht, weiterab zur Seite zwei weibliche Gestalten mit Heiligenschein am Haupte stehen, von denen die eine, ein Crucifix emporhaltend, zu singen, die andere in dem Notenhefte, das ihnen galant ein hübscher kleiner Engel vorhält, den Gesang zu verfolgen scheint, und aus dem düstern Hintergrunde in endlosem Zuge sonnig leuchtend die Schar der Engel heranschwebt. Nun ja, gegensätzlich mag die Composition bei all ihrem Kirchenspuke sich rechtfertigen lassen; aber statt der himmlischen Heerscharen, die hier wol das in den Himmel Erhebende der Tonkunst veranschaulichen sollen, hätte der Künstler in dem Rahmen füglich ein Dutzend Männer- und Frauengestalten mit entsprechend durchgeistigten, den Frommsinn, die Gottesfurcht verkündenden Zügen vorführen dürfen; damit wäre eine ganz andere, eine wahrhaft überzeugende Wirkung bei dem unbefangenen Beschauer erzielt worden. Freilich, verlockender als eine derartige Darlegung des Bewältigenden und Ergreifenden der Tonkunst mußte einem Dubufe wie zu dem Heidenbilde das ausschließliche Geberdenspiel so zu dem Christenbilde die bloße Figurenparade erscheinen. Und dennoch ist das Bild, ganz abgesehen von der Malerei, insofern eine beachtenswerthe Leistung, als es das Grundwesen des Katholicismus in der gottesdienstlichen Handlung: die Effectberechnung, allerdings treffend an den Tag legt.

Wie ungleich bedeutender erscheint uns gleichwol in seinem prunklosen Farbengewande das Frauenbild, in welchem Emile Lévy das Muttergefühl verherrlichte! Dieser zärtliche, ein beglückendes Empfinden verkündende Blick der Mutter auf den von ihr liebevoll umfangenen und gestillten Säugling, dieses das schöne Antlitz verklärende, dem beglückten Mutterherzen entsprossene kaum wahrnehmbare keusch-süße Lächeln, diese vornehm züchtige Anordnung und Farbengebung machen das Bild zu

Digitized by Google

einem Kunstwerke von um so größerer Bedeutung, als eben in Frankreich, namentlich in den mittlern und höhern Ständen, das Muttergefühl mehr und mehr verleugnet, die Erfüllung der ersten und heiligsten Mutterpflicht meist als ein unangenehmes oder wol gar entwürdigendes Stück Arbeit angesehen wird.

Gleichviel; so anziehend in ihrer Art die eben beispielsweise besprochenen und andere, verwandte Bilder auch sein mögen, geistig gehaltvoller und auch dichterisch anmuthender, weil harmoniereicher, sind unbedingt die symbolisch-historischen Gemälde des Pierre Puvis de Chavannes.

Nicht so bedeutend in ihrer Art, wenn auch originell durchgeistigt, sind die Bilder rein religiösen Wesens, die mir von diesem begabten Künstler zu Gesicht gekommen. In keinem andern Zweige der Malerei wird übrigens in Frankreich so viel gesündigt wie in dem kirchlich-historischen, und das mag in dem katholischen Lande von der Aussicht auf die mehr oder weniger leichte Verwerthung solcher Bilder bedingt werden, ist auch wol zum Theil der Anregung, die dem jungen Malervolke zu solchem Schaffen auf der pariser Kunstschule mit der Ueberlieferung und der kunstrichterlichen Vorschrift anläßlich der Bewerbung um den Rom-Preis geboten wird, wie ingleichen dem Reize zuzuschreiben, der denn doch trotz alledem für den Künstler darin liegt, etwas schon oft Dargestelltes in neuer Anordnung vorzuführen.

Eine reiche Fundgrube ist für den französischen Maler noch immer die Bibel, die denn auch regelmäßig vielfach im „Salon" Vertretung findet. Verlockend schier wie unserer Stammmutter im Paradiese erscheint der ihr von der Schlange gebotene Apfel fort und fort etwelchen Malern, und so geschah es, daß das reizende Märchen vom Sündenfalle Anlaß zum Begehen gar mancher Pinselsünde gab. So leicht es nämlich für einen Maler sein kann, auf Leinwand ein Männlein und ein Weiblein in der Tracht unserer Stammältern darzustellen, so schwierig ist es, in Farben einen Adam und eine Eva zu schaffen, welche die edle Einfalt des Urmenschen, das unbewußt geäußerte Verlangen nach der verbotenen Frucht, die den Tiefen der Seele entsteigende, Stirn und Wangen bepurpernde Glut der Leidenschaft oder das schamvolle Erwachen vom Sinnenrausche, das reuige Empfinden ob dem plötzlich erkannten Fehltritt in entsprechender Weise zur Erscheinung bringen. Die meisten Adam- und Eva-Maler gehen eben, wenn selbständig, ausführend par à peu près vor, wol weil sie der Aufgabe nicht gewachsen sind oder des tiefern Verständnisses für die Sache entrathen. Entschieden ist das auch bequem; aber die Schlange und der Apfel thun es nun einmal nicht allein.

Sonstige alttestamentliche Stoffe, die selten im „Salon" in ölbildlicher Vertretung fehlen, sind: „Kain und Abel", „Hagar und Ismael", „Saul", „David und Goliath", „Simson", „Hiob", „Tobias", „Ruth und Boas", „Judith und Holofernes" u. a. m. Alle die alten, schon so oft in Farben auf Leinwand gebrachten Gestalten erscheinen mehr oder weniger braunhäutig in herkömmlicher Weise; allein ein geniales Künstlerschaffen, wie es z. B. vor geraum 20 Jahren die „Salome" des seitdem leider von der Kriegssichel hinweggerafften begabten Henri Regnault offenbarte, wird bezugs eines derartigen Bibelbildes seitens der Kritik nur höchst selten gebucht. Hin und wieder ein hübscher Abel, ein in Mienen und Geberden die Verzweiflung

Digitized by Google

des Brudermörders äußernder finster blickender Kain, im Wüstenlicht ein anziehendes Gruppenbild: die genannte liebende Mutter mit dem verschmachtenden Sohne; dagegen erschrecklich viel Mislungenes und Uebertriebenes, ans Ungeheuerliche Streifendes, namentlich in den dargestellten Kampf- und Mordscenen. . . . Vorüber!

Die herrlichen Vorwürfe, welche mit seiner Lebens- und Leidensgeschichte Jesu Christi das Neue Testament dem gebildeten, wahr und warm empfindenden Maler bietet, verlocken ingleichen alljährlich so und so viel den Pinsel führende Franzosen zu einer Auswahl, auf Grund deren sie mit ihrer Schöpferkraft den Ruhmesgipfel zu erklimmen hoffen. Allein auch und zumal beim Anbau dieses Feldes entspricht dem Wollen bei nur sehr wenigen das Empfinden und Können. Dem Darstellungsvermögen hält eben das Auffassungsvermögen nur selten das Gleichgewicht. Nun und dann ein Genieblitz, wie er z. B. in einem gewissen Gemälde des Straßburgers Gustave Doré (†) in der Lichtgestalt des zum Tode verurtheilten Nazareners zu Tage tritt, eine anmuthende Offenbarung der Freude ob der Geburt des zukünftigen Erlösers, eine treffende Darlegung des seelischen Empfindens in Gleichnißbildern, wie sie z. B. auf der Ausstellung im Jahre 1889 mit seinem beachtenswerthen Gemälde „Der barmherzige Samariter" Aimé Morot dem Auge des Beschauers bot, oder in passender Anordnung ein sprechendes Episodenbild aus dem Wunderthäterleben des großen Reformators; aber selten oder nie ein Bild des Gekreuzigten, das mit seinem Ausdrucke des grimmen, von der Ergebung in den Willen Gottes gemilderten und gleichsam verklärten Schmerzes den gebildeten Beschauer die weltumfassende Bedeutung des Dulders nur annähernd erkennen ließe. Es liegt etwas unverkennbar Schablonenhaftes in all den neugeschaffenen Christusbildern; die Köpfe erinnern meist an die Vorbilder, die uns auf der Schulbank zum Nachzeichnen vorgelegt wurden, und es begegnen ganz niederträchtige Magister- und Patientenköpfe unter der Schar, wie denn auch mit dem Knäblein Jesus in Hinsicht auf die Gesichtszüge manchmal insofern arg gefehlt wird, als der Künstler den häßlichen, übrigens durchaus unpassenden, Zug des Altklugen darin vorherrschen läßt.

Rühmlicheres läßt sich vom künstlerischen Mariencult aus Frankreich berichten. Nicht daß das hehre Bildniß der gottbegnadeten Jungfrau von allen, die es in den letzten 10 oder 20 Jahren auf Leinwand darzustellen sich bemüßigt fanden, der kunstfreundlichen Welt in musterhafter Weise vorgeführt worden; auch hervorragende Maler sind vor Misgriffen nicht sicher, bürdete doch einmal William Bouguereau der in Lebensgröße dargestellten Schmerzensmutter die fast riesige Leiche des Sohnes auf den Schoß; aber es sind doch in dem Zeitraume mehrere ganz vortreffliche Gemälde aufgetaucht, welche den Charakter der Gottesgebärerin allerdings treffend zur Anschauung bringen. Eben der genannte Maler schuf auch ein solches, und wie erwähnte ich hier nicht des hochschönen Marienbildes, mit dem Ferdinand Humbert in ihrem göttlich keuschen Wesen die Gnadenmutter verherrlichte, wie nicht der geistvollen Mater dolorosa, die Antoine Hébert geschaffen?

Es fehlt in Frankreich auch nicht an Malern, die sich von den Reizen und Schicksalen der schönen Magdalena zu einer Künstlerthat begeistern lassen. Recht liebevoll wollte sich der reuigen Sünderin einmal der Elsässer Johann Henner annehmen, und siehe da, er

Digitized by Google

schuf — es war im Jahre 1874 — eine Thränenalsatia. Ebenso gut hätte er die später von ihm gemalte, übrigens in den etwas üppigen Formen meisterhaft hervorgerundete, wie all seine Nacktheiten leuchtend von dem düstern Hintergrunde sich abhebende, bäuchlings ins hohe Gras gebettete Lesende eine Magdalena heißen können. Ingleichen ließ der Elsässer Emmanuel Benner eine Magdalena aus den Farbtöpfen hervorgehen, ohne daß es ihm gleichwol gelungen, der Kritik etwas anderes zu bieten als ein formenschönes Frauenbild, dessen Antlitz hinsichtlich der Bußfertigkeit just nicht einem offenen Buche vergleichbar ist.

Außer der Bibel wird von französischen Malern die Märtyrer- und Heiligenlegende vielfach als Stoffquelle benutzt, und auch das führt zu mancher Ausschreitung, die als ein Misbrauch der Kunst bezeichnet zu werden verdient. Läßt sich in den nach der Bibelweisung geschaffenen Bildern, wenigstens in den geschichtlich ältern, meist eher das Reinmenschliche zur Geltung bringen, so muß davon bezüglich der Märtyrer- und Heiligenbilder Abstand genommen, mindestens in annehmlicher Verschmelzung der allem trotzende Glaube, die Wollust des Leidens um einer, wenn auch wesentlich auf Selbstsucht beruhenden, fanatischen Anschauung willen in Betracht gezogen und im Bilde anschaulich gemacht werden, und das ist die Klippe, an der selbst ein ehrliches Künstlerwollen durchweg scheitert. Daher denn auch so viele Missethaten auf dem Gebiete: entweder naturalistisch crasse Schaudergemälde mit entsprechendem Marterbeiwerk oder idealistisch seichte Bigoteriebilder, in denen das Verhimmeltsein den Ausdruck einer wahrhaft himmlischen Dummheit bedingt; aber kein Bild, in dem in schöner Klarheit harmonisch gepaart mit der frommen Ergebung in den Willen Gottes die den Schmerz verklärende Dulderfreude, das wehmutsüße, durch Thränen lächelnde Märtyrerhoffen zur Erscheinung käme. Eine solche Leidensfigur ist nun freilich nicht conventionell, aber allerdings menschlich-christlich wahr und ein Triumph der Kunst über den gemeinen Spitaljammer, mit dem es einem Léon Bonnat seinen gekreuzigten Christus* auszustatten beliebte, mit dem der und der französische Heiligenmaler seine Glaubenshelden interessant zu machen sucht, aber in Wahrheit zu reinen Schildhaltern menschlichen Elends herabwürdigt.

Es wurde in neuerer Zeit manchem Heiligen von Malerhand arg mitgespielt. Am besten kam noch der heilige Sebastian, der übrigens kraft seines eigenartig tragischen Endes durchweg im „Salon" mehrfach vertreten ist, und den auch Henner mit gutem Verständnisse malte, dabei weg, während der vom Katholikenteufel in Versuchung geführte heilige Anton, mit dessen tragikomischer Darstellung schon mancher sein „Salon"-glück versuchte, durch die Bank nicht so gut dabei fuhr, und noch andere Heilige, der arme Lorenz z. B., auf der Marterbank vorgeführt, ohne jedwede höhere Bedeutung den reinen Graus der Christenquälerei dem Beschauerauge boten.

Auch aus der Mythologie der Alten wird von französischen Malern noch immer fleißig geschöpft, und das wollen wir ihnen gewiß nicht verargen. Nichts von dem Unerquicklichen hier, das der Kirchenfanatismus, der Märtyrerwahnsinn gebiert; im Gegentheil: frisches, gesundes, natürliches Wesen, echt huma-

* Eingehend von mir gewürdigt in der „Zeitschrift für bildende Kunst" (9. Jahrg., Nr. 46, Leipzig, Seemann).

Digitized by Google

nes Vorgehen zu Scherz und Ernst, zu Freud und Leid, das Wohlgefallen am Dasein, am Lebensgenusse wie am Schönen und Erhabenen, kindlich leidenschaftliche Hingebung in der Liebe, erschütterndes Verzagtsein der Betrogenen und Verlassenen . . . welche Fülle von Auftritten der anregendsten Art für den gewiegten Maler! Wenn gleichwol die Zahl der in den jüngsten Jahren geschaffenen wirklich guten mythologischen Bilder eine sehr beschränkte ist, so liegt das eben an dem leidigen Mangel an schöpferisch intuitiver Begabung, der bei so vielen französischen Künstlern festzustellen ist und das Hervorbringen eines selbständig gedachten und entworfenen, wahrhaft entsprechend begeisteten Kunstwerkes unmöglich macht. Immerhin ist das Mustern mancher der in neuerer Zeit entstandenen dieser Gattung angehörenden Bilder ein Genuß. Im Darlegen des Schelmischen und Naivkomischen zeichneten sich Louis Prion, Henry Gervex und Bouguereau mit ihren Satyr- und Nymphenbildern aus. Bedeutenderes auf dem Gebiete leisten noch François Delobbe, Lecomte du Nouy, Armand Heullant, Joseph Dantan, Alfred Bramtot, Jean Hamon u. a. m.

Ziemlich schwach wird in Frankreich die eigentliche Geschichtsmalerei angebaut. Große historische Gemälde sind eben meist ohne umfassende, zeitraubende Vorstudien nicht auszuführen, zudem, wenn nicht etwa eine amtliche Bestellung in Aussicht steht, schwer zu verwerthen, und wie könnte der Kunst, der nach Brot gehenden, damit gedient sein? Trotzdem darf man sich füglich wundern, daß unter der republikanischen Aera die an bedeutenden und erschütternden Auftritten so reiche Periode der ersten Französischen Revolution bei Frankreichs Malern nicht mehr Beachtung findet, nicht immerfort wenigstens einzelne zu einer hervorragenden Künstlerthat entflammt. Allerdings begegnen im „Salon" jener Epoche angehörende Historienbilder; aber es kommen solche doch nur sporadisch vor, während denkwürdige Auftritte aus der Geschichte der alten Römer weit häufiger durch Künstlerhand auf Leinwand Verwerthung finden. Große mittelalterliche Geschichtsbilder, zumal so treffliche wie das von Diogène Maillart gemalte: „Etienne Marcel und die Verlesung der großen Verordnung von 1357", ein wohl angeordnetes, in allem fleißig vollendetes figurenreiches Gruppengemälde von ganz bedeutender Wirkung, sind dagegen wieder seltener, und auch die wirklichen Schlachtenbilder, welche nach dem Deutsch-Französischen Kriege im „Salon" ein Unterkommen fanden, sind zu zählen. Es hat zwar, was die Schlachtenmalerei betrifft, nicht an Versuchen gefehlt; aber den Versuchen sind meist nur größere Episodenbilder entstanden, von denen wol einzelne — ich erinnere an den genialen Anordner Emile Bayard, — bezüglich der Gesammtwirkung als gelungen bezeichnet zu werden verdienen, die meisten jedoch entschieden zum Froschpfuhl zu verdammen sind, da sie eitel Zerfahrenheit und Confusion. Das einen viele Quadratmeter großen Flächenraum einnehmende Regimentsbild von Aimé Morot, welches vor zwei Jahren im französischen Kunsttempel auf dem Marsfelde die Schaulust beschäftigte, ist im wesentlichen diesen Bildern zuzuzählen. Das in dem weiten Rahmen vorgeführte, bei Wörth zum Angriff vorstürmende 9. Kürassierregiment ist in der im gestreckten Galopp schräg gegen uns heransausenden Schwadron in guter kerniger Malerei zu Ehren gebracht, auch der heißen Begrüßung gemäß vom Künstler gehörig mit Lücken bedacht worden; allein der Roß- und Reiterknäuel tritt, trotz des übrigens treff-

Digitized by Google

lich veranschaulichten Sturmritts, trotz des martialischen Kriegerwesens, zu wenig drastisch vor den Blick, als daß der gerechte Kritiker die Composition für gelungen erklären könnte. Eine einzige Figur mit dem Ausdrucke hehrer Kampfesbegeisterung reckenhaft hervorgerundet, und das hätte der Schwadronschef sein können, wäre für die Gesammtwirkung von hervorragender Bedeutung gewesen. An einem kleinern Reiterbilde von Armand-Dumaresq: „Manövrirende Dragoner", läßt sich dies schlagend beweisen. In diesem Rahmen tritt, dank einer verständigen Anordnung, die Gestalt des Befehlshabers, der, zum Commandorufe das Haupt mit dem beschweiften Helme zur Seite wendend, die Rechte mit dem gezückten Degen in der Frontrichtung vorstreckend, mitten im Vordergrunde sein Roß zügelt, überaus drastisch vors Auge, und damit ist ein bezüglich der kriegerischen Handlung höchst wirkungsvolles Gruppenbild erzielt. Hätte Dumaresq, wie es in dem großen Morot'schen Rahmen geschehen, die Hauptfigur nicht nach ihrem Befehlshaberwerthe gewürdigt, sie einfach durch den Voranritt bemerkbar gemacht, so wäre sein Gemälde in der Gesammtwirkung einfach unbedeutend zu nennen gewesen.

Ganz anders sieht es im Gebiete des historischen Genres in Frankreich aus. So gering die Zahl der großen Geschichtsbilder, welche hierzulande aus den Künstlerateliers hervorgehen, so groß ist die der daraus hervorgehenden kleinern Gemälde, die als bildliche Beiträge zur Kenntniß einer Epoche in der Geschichte eines Volkes gelten können. Es umfaßt dieser Kunstzweig verschiedene Bildergruppen, deren schaffende Vertreter in Bezug auf historische Wahrheit durchweg gewissenhaft zu Werke gehen und im Anordnen und Ausführen meist Gediegenes leisten.

Illustrationen zu dem öffentlichen und häuslichen Leben im alten Rom schufen mit anerkennenswerthem Fleiße Jean Gérôme, Gustave Boulanger (†), Louis Guesnet u. a. m. Ich verdanke dem Mustern solcher Bilder manche genußreiche Stunde.

Nicht minder anziehend in ihrer Art sind die drastischen Schilderungen aus dem Leben der alten Gallier, mit denen Evariste Luminais den „Salon"-Besucher zu fesseln weiß. In diesen typischen Figuren liegt das Wesen der nordischen Barbaren entschieden treffend offenbart.

Zu einer ganz anständigen Reihe meist recht interessanter Genrebilder gibt alljährlich das Mittelalter den Stoff her. Besondere Erwähnung verdient als Pfleger des Genres der, irre ich nicht, vor kurzem mit Tode abgegangene Humorist Jules Garnier, der Art und Weise wegen, wie er in geistvollen Figuren unter anderm das mittelalterliche Schranzen- und Junkerthum verspottete. Dann ist hier mit seinen wie phantastisch angehaucht erscheinenden, in allem, Figuren und Beiwerk, echt alterthümlich fesselnden Bildern Henri Pille zu nennen. Mit meisterhaft angeordneten, sauber gemalten Auftritten aus den Zeiten der Papstwillkür imponirt der treffliche Jean Paul Laurens der Kritik. Die Hugenottenjagd, wie sie in jener Bartholomäusnacht schaurigen Andenkens im katholischen Frankreich in Scene ging, regt auch immer noch einzelne intelligente Maler zu einer künstlerischen Leistung an. Und meist ist auch die Inquisition mit ihren Foltergreueln im Bilde auf der pariser Kunstausstellung vertreten. Derartige Pinselschöpfungen sind als historische Fingerzeige unserm Zeitalter der Aufklärung gegenüber immerhin noch bedeutungsvoll.

Eine der anziehendsten Bildergrup-

Digitized by Google

pen im „Salon" ist unstreitig diejenige, welche, auch und vornehmlich in seiner entsittlichenden Bedeutung, das Klosterleben umfaßt. Der Mönchscharakter gibt eben dem Maler, bei dem der Humorist und Sarkast nicht vor dem Katholiken in den Hintergrund tritt, einen dankbaren Stoff an die Hand, der, treffend auf Leinwand verwerthet, immer ein dankbares Publikum findet. Die mönchische Zecherseligkeit und Kirchenfrömmelei, Vollsäftigkeit und Duckmäuserei, der Kuttenträger Gefallen am Wohlleben, am Faulenzen, am Betteln für Keller und Küche . . . zu alledem, und dann vereinzelt auch zum klösterlichen Lebens- und Glaubensernste, kommen bildliche Hinweise auf den Markt. Ich würde es begreiflich finden, wenn ein reicher Kunstfreund es sich beikommen ließe, aus oder mit den in neuerer Zeit im „Salon" aufgetauchten Mönchs-, beziehentlich Pfaffenbildern eine besondere Sammlung zu stiften. Die Schar der schmausenden, zechenden, liebäugelnden, lungernden, bettelnden, betenden, angelnden, schnitzelnden, schneidernden, barbierenden Gesellen würde eine köstliche, ebenso unterhaltende wie erbauliche Augenweide geben.

Ganz Vorzügliches auf dem Gebiete leistete der geistreiche Jehan Vibert. Ihm an reihen sich mit ihren geistvollen Darstellungen aus dem Mönchs- und Pfarrerleben Léon Olivié, Vincent Chevilliard, Charles Hermann-Léon, José Frappa, Hugues Picard u. a. m. Von den Nichtfranzosen, welche im „Salon" beachtenswerthe Beiträge zu dieser Bildergruppe lieferten, ist in erster Linie unser unlängst zu Paris verstorbener Landsmann Ferdinand Heilbuth, ein geborener Hamburger, mit seinen vornehm drastischen, flott durchgeistigten Persiflagebildern auf das Schranzenwesen der römischen Prälaten, und dann auch der Genfer Edouard Castres mit seinen Kapuzinerfiguren anzuführen. Von den wenigen Malern, die im ernsten Mönchsgenre Tüchtiges leisteten, nenne ich den Elsässer Benner.

Der Herz-Jesu- und Nonnenwahnsinn, der auch heute noch in den mittlern und höhern Ständen Frankreichs manchem Aelternpaare die Tochter abspenstig macht und damit die Freude am Leben vergällt, sollte nur auch im Bilde etwas häufiger sarkastisch beleuchtet werden; es wäre das in der abschreckenden Darlegung eine künstlerische Wohlthat der Menschheit erwiesen. Allein statt dessen malt man lieber nichtssagende, wenn auch hübsche Kirchenbilder mit dem althergebrachten Ritenculte.

Selten, höchst selten werden auch Auftritte aus dem protestantischen und israelitischen Kirchenleben dem Auge der „Salon"-Gäste geboten. Wohlgelungenes schuf in dem Genre der Nanziger Edouard Moyse, übrigens meines Wissens der einzige Anbauer desselben.

Mehr noch als die Mönchsbilder, kamen seit dem Kriege die Soldatenbilder im „Salon" zu Ehren. Von den Ausgeburten überspannter Chauvin- und berechnender Speculantenköpfe, welche beflissen waren, aus allerhand den Siegern zur Last gelegten Kriegsgreueln mit dem Pinsel Kapital zu schlagen, blieben, dank dem weisen Vorgehen der „Salon"-Jury, die Ausstellungen in den Champs-Elysées zum Glück verschont. Dagegen gelangten durch den „Salon" neben manchem Mittelmäßigen eine Menge Soldatenbilder an die Oeffentlichkeit, welche zu unverhohlenem Bewundern hinrissen. Namentlich im Punkte der kriegerischen Action, der Schlachtfeldelegie, des Kriegselends, des wahren, warmen Patriotenempfindens in Augenblicken der Demüthigung, förderte die Anregung, die von dem Ausgange

Digitized by Google

des Krieges gebotene, aus dem Kunstschachte Gediegenes zu Tage, entstanden eine Menge packender und erschütternder Schilderungen, daran der Kenner seine helle Freude haben konnte.

Der Bonapartist Meissonier (†) betheiligte sich an der Bewegung nicht; was hätte dieser Soldatenmaler, bei dem der Dichter unbedeutend, der nur in der Technik groß war, auch Hervorragendes in der Hinsicht leisten können? Andere, nicht minder gewiegte Künstler waren jedoch um so fleißiger, und betrachten wir nun Alexandre Protais (†) oder Alphonse de Neuville (†), Etienne Berne-Bellecour, Edouard Detaille in ihren Werken, so müssen wir ihnen unsere hohe Anerkennung zollen und das Zeugniß ausstellen, daß sie es wie wenige verstanden haben, in ihren Kunstwerken den rechten Lebenston zu treffen, ihr ureigenes Empfinden dem Beschauer mitzutheilen und damit sich einen durchschlagenden Erfolg zu sichern. Und noch manche andere, wenn nicht diesen ebenbürtige, so doch strebsame, mit Lust und Liebe zum Dinge arbeitende Maler — ich nenne Moreau von Tours, Guillaume Regamey (†), Henry Dupray, Louis Galliac, Emile Betsellère — zeichneten sich durch beachtenswerthe Arbeiten in dem Kunstzweige aus.

Nicht minder regelmäßig kommen Genrebilder aus dem Orient zur Ausstellung, und auch diese Gruppe bietet dem Beschauer des Anziehenden und Fesselnden manches. Von den bedeutendern französischen Malern versuchten sich unter andern Gérôme und Bonnat mit Erfolg in dem Zweige. Die Moschee, das Serail, der Markt, die Straße, der Laden, die Werkstatt mit ihrem Leben und Treiben sind die am meisten benutzten Stoffquellen. Als Haremmaler that sich unter andern Benjamin Constant mit einem Gemälde hervor, wie es hinsichtlich des Darlegens der rege werdenden faunischen Lüsternheit und des unverhohlenen Eva-Begehrens in den Figuren nicht sprechender gedacht werden kann. Dieser Künstler pflegt auch besonders das maurische Genre, nach Quellen, wie sie im Mittelalter in Spanien Heimstätten fanden. Mit ungemein interessanten Genrebildern aus dem arabischen Handwerkerleben erringt Gustave Guillaumet die Gunst des Publikums. Und auch ins Freie, unter den sonnigen Himmel Algeriens führt er uns mit reizenden Gruppenbildern; sein poesiereiches „Kameltreiberbivuak" zeigt uns, daß er als Lyriker keineswegs auf einer niedrigen Stufe steht. Fesselnd in hohem Grade sind ingleichen die Scenen aus dem niederägyptischen Ackerbauertreiben, welche Narcisse Berchère vorführt, sowie dessen Nilbilder überhaupt. Zu hohem Ansehen brachte es Eugène Fromentin, den ich zuerst hätte anführen sollen, als Pfleger des Genres, namentlich auch durch die Meisterschaft, mit der er in seinen Rahmen die Schönheit des arabischen Pferdes geltend machte. Auch Louis Mouchot und Henriette Browne bauen mit Glück das orientalische Genre an. Die Karavane im Frühsonnenpurpur der Wüste fand in Théodore Frère einen begeisterten Darsteller. Ueberdies legen sich zahlreiche in Algerien lebende Maler auf den Anbau dieses Kunstfeldes. Die jüngste pariser Weltausstellung beschickten ihrer etwa 20.

Legion ist in Frankreich die Zahl der Anbauer des eigentlichen, gewöhnlichen Genres. Aber bis auf eine verschwindend kleine Anzahl offenbaren die Leute ein rein handwerkmäßiges Trachten. Geist, Witz und Humor scheint den meisten von ihnen vollständig abzugehen. Anregungen zu Seelenvorgängen heiterer oder wehmüthiger Art bringen unter den Hunderten von Gemälden, mit de-

Digitized by Google

nen sie den Bildermarkt überschwemmen, nur einzelne.

Von den dichterisch begabten Meistern in diesem Fache verdient einer vor allen andern Beachtung, und das ist Jules Breton, eine Künstlergröße, welche in den von ihr geschaffenen Figuren aus dem Landvolke den Frommsinn, die Gottesandacht, das Erwachen zum Liebesbewußtsein, den Arbeitsadel, die Menschenwürde in einer Weise verherrlicht, die einer wahrhaft göttlichen Offenbarung gleichkommt.

Bewunderungswürdiges, namentlich im naiven Genre, leistet ferner Antoine Hébert, der unvergleichliche Veranschaulicher seelischer Wehmuth, wie es seine „Pasqua Maria" und sein „Mädchen am Brunnen" dargethan.

Endlich ist als poetisch hochbegabter Anbauer des naiven Genres François Feyen-Perrin (†) anzuführen, der im besondern mit seinen einsam am Meeresufer stehend dargestellten Frauengestalten vielfach verdientes Lob einerntete. Und auch Jules Lefebvre, dessen Gemälde „Die Waise" eine ergreifende Darlegung kindlichen Seelenschmerzes und priesterlichen Glaubensernstes, und Georges Laugée, der mit seinem Bilde „Die Witwe" nicht minder unser Mitgefühl rege macht, will ich dieser Lyrikergruppe gesellen.

Im Volksgenre that sich in verschiedenen dramatisch gehaltvollen großen Bildern („Ausständige Bergleute" und andere) der mit seiner Malweise an Munkacsy erinnernde Pariser Alfred Roll hervor. Ferner zeichneten sich in dem Genre mit großen Bildern Paul Soyer, der mit bedeutender Drastik einen tragischen Auftritt aus der Coppée'schen Dichtung „La grêve des forgerons", und Léon Lhermitte, der in kernvollen Figuren einen Auftritt aus dem Arbeiterleben in der Weinschenke darstellte, aus.

Auf dem Marsfelde waren noch mehrere andere große Genrebilder ausgestellt, von denen besonders zwei figurenreiche Spitalscenen: „Dr. Péan, vor der Operation", von Gervex, und „Klinischer Unterricht in der Salpétrière", von Pierre Brouillet, ein ganz bedeutendes Interesse darboten.

Ausgezeichnetes im Volksgenre leistete noch Jean Béraud. Sein Gemälde „Im Saale Graffard", das dem Beschauer eine Volksversammlung vorführt, ist in den zahlreichen typischen Figuren von geradezu prachtvoller Drastik, und auch seine „Bierschenke" bietet in der Hinsicht Unübertreffliches. Ebenso sind seine „Advocaten" ganz köstliche, in der Darstellung die feinere Persiflage keineswegs ausschließende Gesellen.

Schier noch Außerordentlicheres schuf Fernand Pelez mit seinem Gemälde „Grimaces et misère", der Darstellung eines auf der Vorbühne einer Marktkünstlerbude sich abspielenden Auftritts, die unbedingt in Bezug auf Typenwahrheit, zumal was die drei „verdrossen liederlich" dasitzenden Musikanten betrifft, meister- und musterhaft zu nennen ist.

Einzelnes wirklich Gute auch nur im socialen Genre. Ein Prachtstück, zugleich eine schneidige Satire auf das Lotterleben einer vornehmen Jugend, schuf der Elsässer Charles Marchal (†). Hier sind auch die vorzüglichen Leistungen im Salon- oder Gesellschaftsgenre von Albert Aublet und Auguste Toulmouche anzuführen. Aublet's „Autour d'une partition", ein elegantes Intérieur mit einer Damen- und Herrengruppe am Klavier, ist, namentlich was die dargelegte Theilnahme am Spiele des Pianisten betrifft, im vollen Sinne des Wortes ein Meisterwerk. Toulmouche's „Envoi de fleurs", ein reizendes Schön-Evchen, das sich an den ihr gespendeten Blumen ergötzt, hat

Digitized by Google

in Bezug auf gewinnende Lieblichkeit seinesgleichen nicht.

Mehr Beachtung scheint seit kurzem das Familiengenre zu finden. Einzelne gute Darsteller fand auch das Dorfgenre. Im charakterwahren Vorführen von Provinzlertypen ist Henri Brispot Meister. Speciell im Malen von Kanalschiffertypen zeichnet sich Roger Jourdain aus. Die Schuljugend würdigt recht treffend Jean Geoffroy, Struwwelpeter und Katerlieschen mit Geist und Humor Timoléon Lobrichon auf Leinwand.

Glänzend ist durchweg im „Salon" das Porträtfach vertreten; fast alle bessere Genremaler produciren sich in diesem Kunstzweige, und daran ist Publikus mit seinen Bestellungen schuld. Kaum hat sich eine jüngere Kraft im Genre einigermaßen hervorgethan, so wird auch von Leuten, die mit dem Gelde nicht knickern, sein Talent zum Porträtmalen in Anspruch genommen. Lüstern nach der Ehre, im Bilde auf der Kunstausstellung vom Publikum bewundert zu werden, ist eben im schönen Frankreich alles, was irgendwie auf Ansehen Anspruch macht. Mit Carolus Duran beginnend könnte ich hier zu einer ganz interessanten Musterung schreiten: Bonnat's Cardinal Lavigerie z. B., welch vollsäftige, streitkräftige Kerngestalt! . . . Allein auf Grund des Raumgesetzes muß ich es wol bei der Andeutung bewenden lassen.

Auch auf ihre stattliche Schar guter und minder guter Landschafter mögen sich die Franzosen etwas zugute thun. Nur lassen die Pinselschöpfungen derselben im allgemeinen noch immer die Rückkehr zum Naturstudium wünschenswerth erscheinen. Einerlei, mit der Weise, in der François Français seine frischen, von Sonnengoldflittern durchblitzten Waldlandschaften, Emile Breton seine Dämmerungsstücke, Alfred de Curzon seine glutvollen Stillandschaften malt, kann man sich wol befreunden. Lyriker, wie es Jean Corot und Antoine Chintreuil waren, vermissen wir freilich unter den heutigen Pflegern der Landschaft. Frankreichs Marinemaler sind sowol der Zahl wie dem Talente nach ohne Bedeutung.

In der Thiermalerei bleibt Rosa Bonheur unübertroffen. Freunde vom edeln Weidwerk können allerdings im „Salon" regelmäßig ihre Lust am Beschauen büßen; dafür sorgt unter andern Jules Gélibert auf recht lobenswerthe Weise mit seinen Jagdbildern: Sauhetzen u. s. w.

Der genialen Stilllebenmaler sind in Frankreich auch eben nicht viele. Blaise Desgoffe fährt fort, mit seiner Verherrlichung des Kunstgewerbes im Darstellen aller möglichen Gegenstände in Seide, Holz, Metall, Glas, Porzellan das Auge des Sammlers zu erfrischen. Philippe Rousseau, der unvergleichliche Pflaumenmaler, hat dagegen der Kunst auf immer Valet geben müssen, und wird natürlich, da sich ein ebenbürtiger Nachfolger noch nicht gefunden, von den Pariserinnen, die für Mirabellen und Perdrigons schwärmen, im „Salon" schmerzlich vermißt. Gute Blumenmaler sind Chabal-Dussurgey und Alexandre Couder. Besondere Anerkennung als Frucht- und Blumenmaler verdient Alexis Kreyder aus Andlau im Elsaß.

Im Gebiete der Plastik Umschau haltend, muß ich, der Wahrheit die Ehre gebend, zuvörderst bemerken, daß unter den seit dem Kriege in Frankreich überhaupt geschaffenen plastischen Kunstwerken das Vortreffliche und Gediegene keineswegs selten, im Gegentheil vorwiegend ist, wohl aber im Heroischen und Tragischen, in der künstlerischen Offenbarung der edelsten Aufwallungen nur sporadisch etwas Bedeutendes, wirk-

Digitized by Google

lich Ergreifendes geleistet wurde. Zu Anfang der neuen republikanischen Geschichtsperiode schien es, als sei in die hervorragendern von Frankreichs Bildhauern ein neuer Geist gefahren und entflamme sie der Patriotismus und die Freiheitsbegeisterung zu Künstlerthaten, wie sie ihren Urhebern unsterblichen Ruhm sichern. Die Marmorgruppe „Der Schwur des Spartacus" von Ernest Barrias, der „Mucius Scävola" des Etienne Captier, die Gips- und Marmorbilder „Gloria victis" von Antonin Mercié, „Hercules, den nemeischen Löwen würgend", von Georges Clère, „Jeanne d'Arc zu Domremy", von Henri Chapu, der „Netzfechter" des Antony Noël und andere verwandte Meisterwerke mehr ließen zur Genüge darauf schließen. Allein nicht lange, so erlosch die Flamme, und das Unbedeutendere, Marktgängige gewann wieder die Oberhand. Tauchte auch nun und dann im Punkte des Tragisch- und Heroisch-Großen und -Schönen noch eine bedeutende Leistung auf, so blieb doch überhaupt das Kleine, Nichtige, Alltägliche, die Spielerei und Tändelei im „Salon" der Plastik vorherrschend, was allerdings den Kunstwerth des Dargestellten, der auch ein hochbedeutender sein kann, nicht ausschließt. Wenn mitunter, namentlich in Bezug auf Muttergottes- und Heiligenbilder, arg gesündigt wird, so bieten doch, vom rein ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, die meisten biblischen und mythologischen Bilder dafür reichlichen Ersatz, von den vielen vortrefflichen Porträtbüsten und historischen Standbildern, die aus den französischen Bildhaueratelliers hervorgehen, gar nicht zu reden. Freimüthig ehrlich schließe ich denn auch mit der Behauptung: Frankreich kann nicht nur auf seine Maler, auch stolz auf seine Bildhauer sein.

Reiseeindrücke und Stimmungsbilder aus der Türkei.

Von * *.

Im gegenwärtigen Zeitpunkte ist die Türkei, den fremden Mächten gegenüber, in einen gewissen Zustand der Ruhe gelangt, wie überhaupt auf der Balkanhalbinsel eine politische Windstille eingetreten, die der innern Entwickelung jener Staatengruppe zu statten kommt. Man kann in der Türkei höchstens von zwei innern Fragen sprechen, die noch immer auf der Tagesordnung sind und bisweilen Aufregung und Unruhe erzeugen. Es sind dies die armenische Frage, wenn man eine solche anerkennen will, und zweitens der Streit zwischen dem griechischen Patriarchat und der Pforte, der aber bekanntlich kirchlicher und nicht politischer Natur ist, und in welchem die hohe griechische Geistlichkeit gewisse Privilegien und staatliche Rechte für sich in Anspruch nimmt. Die türkische Regierung möchte unzweifelhaft gern von diesen beiden innern Streithändeln befreit sein, aber ohne Zugeständnisse zu machen, mit denen sie ihrer Würde etwas vergeben würde. Der jetzt eingetretene friedliche Augenblick hat wesentlich dazu beigetragen, der Türkei und besonders ihrer Haupt-

Digitized by Google

stadt zahlreiche Besucher zuzuführen, zumal die Reise dorthin durch die Eisenbahn sehr erleichtert ist.

Der Besuch der alten, durch geschichtliche Erinnerungen geweihten, von der Natur mit unvergleichlicher landschaftlicher Schönheit ausgestatteten Bosporusstadt ist deshalb ganz besonders lohnend, weil er dem Reisenden den Blick in eine neue Welt eröffnet und ihn auf einen Punkt führt, wo sich zwei Welttheile auf das innigste berühren, wo Menschen der verschiedensten Abstammung, der verschiedensten Bildung, Gesittung und Anschauung friedlich miteinander leben, und wo die Pracht und Großartigkeit der Natur ein Rundbild zeigt, wie man es in der Welt nicht leicht wiederfindet.

Je näher uns die Türkei infolge ihres festern Anschlusses an das Abendland rückt, desto mehr wächst auch das Aufmerken auf ihr inneres Staatsleben, auf ihre wirthschaftlichen und Verkehrseinrichtungen sowie auf ihre culturelle Entwickelung, ihre finanziellen Hülfsquellen, ihre Fremdencolonien u. s. w. In dieser Beziehung herrschen aber noch sehr unklare Anschauungen, welche dazu geeignet sind, irrige und falsche Urtheile über das türkische Staatswesen zu verbreiten. Wie viele wundern sich doch, daß es überhaupt noch besteht, während andere die Lebensfähigkeit seiner Institutionen überschätzen, und namentlich den vom Auslande der Türkei zu Gebote gestellten Hülfskräften einen Einfluß und eine Einwirkung zutrauen, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen! Bei Beurtheilung der Frage, wie es im Innern der Türkei aussieht und welche Hülfsquellen der Staatsleitung zu Gebote stehen, um den Staatsorganismus zu erhalten, kommt vor allen die Erwerbsthätigkeit und die Production der Bevölkerung in Betracht.

Hier interessiren in erster Linie die Verhältnisse des Landbaues, denn eine Industrie im modernen Sinne gibt es nicht in der Türkei. Der von Steuern sehr gedrückte Landmann lebt aus der Hand in den Mund, ihm fehlt jede Beurtheilung, er hat weder die Möglichkeit noch die Neigung, Ersparnisse zu machen; er kommt nothdürftig durch, versagt sich alles und überläßt Allah die Sorge für die Zukunft. Er ist ganz in der Hand von Wucherern, und diese sind eine Geißel für das platte Land. Juden, Griechen und Armenier thun das Uebrige und beuten den armen Teufel um die Wette aus. Derselbe muß infolge der Zwangslage, in der er steckt, sich allen ihren Bedingungen unterwerfen. Da er im höchsten Grade ehrenwerth und ehrlich ist, so verbringt er sein ganzes Leben bei der Arbeit, um einen Gläubiger zu bezahlen, der ihn jedes Jahr geschickter zu umschlingen und schließlich den letzten Tropfen Blut auszusaugen weiß. Dazu kommen noch die Anforderungen der Conscription. Nach dem mohammedanischen Brauche darf allein der Moslem Soldat sein, Griechen und Armenier sind auf Grund einer geringen Abgabe vom Heeresdienste befreit. Dies Gesetz ist eins der verderblichsten für den Bestand der Türkei, denn während man dem Landbau seine besten und kräftigsten Arme entreißt und viele tausend Familienväter von den Ihrigen trennt, betreiben die Christen ruhig ihre Geschäfte weiter und vermehren sich in einer Weise, daß das griechische Element an einzelnen Stellen das mohammedanische völlig verdrängt hat. Ein anderes, nicht minder unheilvolles Gesetz befreit die sämmtlichen Bewohner der Hauptstadt vom Militärdienste. Daher kommt es, daß die Conscription fast allein auf der ländlichen Bevölkerung der Türkei lastet. Der Eintritt der jungen heerespflichtigen

Digitized by Google

Leute in die Reihen der Armee verursacht stets große Betrübniß. Fast alle sind verheirathet und haben Kinder; sie müssen ihre Familien in der größten Noth zurücklassen. Man macht sich übrigens nur schwer eine richtige Vorstellung von dem Zustande der Landwirthschaft und der Lage der Landbewohner selbst. Ein großer Theil des Grund und Bodens liegt culturlos da, selbst in der Nähe der Hauptstadt und anderer großen Städte. Der Ertrag an Feldfrüchten beträgt ungefähr den fünften Theil von dem, was er bringen müßte. Man ist daher zur Ernährung ganzer Städte auf die Einfuhr russischen Getreides angewiesen; da aber der Türke zu träge ist, um das Getreide selbst zu mahlen, so zieht er es vor, russisches und ungarisches Mehl zu kaufen. Bei Ausbruch eines Krieges braucht man nur den Zugang zum Bosporus und zu den Dardanellen zu schließen, um Konstantinopel auszuhungern. Es fehlt aber nicht allein an Getreide, es fehlt auch an Fleisch. In den fruchtbaren Thälern wächst die Futternahrung zwar überreich und liefert ausreichende Erträge, aber es mangelt an großem Schlachtvieh. Das Rindfleisch ist eine Seltenheit, die Milch theuer; die feinern Buttersorten werden aus Italien bezogen, die geringern kommen aus Rußland und werden unter dem Namen sibirische Butter (einem Gemisch von Oel und Fett) verkauft.

An Stelle der kräftigen Pferderassen, die es sonst in der Türkei gab, und die ein zu kriegerischem Gebrauche so leistungsfähiges Pferd lieferten, ist jetzt eine kleine, verkümmerte Bastardrasse getreten, der es an Kraft und Ausdauer fehlt. Um die Cavalerie entsprechend zu remontiren, mußte man im Jahre 1886 4—5000 ungarische Pferde kaufen.

Der Weinbau hat sich in neuerer Zeit etwas gehoben, aber die Weinfabrikation ist bekanntlich vom Koran verboten. Die armen Türken müssen diesem Erwerbszweige, der ihnen wirklich etwas eintragen könnte, fern bleiben; derselbe liegt ausschließlich in den Händen der Griechen und anderer Nationen. In seiner Stumpfheit und seiner willenlosen Ergebung lebt der ottomanische Landbewohner mitten im tiefsten Elend. Er leidet unter demselben, er erliegt ihm, er wird aber nie nach dem Grunde seines Misgeschicks forschen. Dieser Grund ist ein vierfacher, und zwar die jämmerliche Organisation der Ackerbauverwaltung, das Unzureichende der Verkehrsmittel, die Unsicherheit im Lande, die tiefe Unwissenheit des Volks. An der Spitze der Landwirthschaft steht der Minister. Er ist bald Jurist, bald Militär, bald Seemann, denn nach türkischem Begriffe verlangt man von den Fachministern keine Specialbildung für den Posten. Man hat schon Provinzgouverneure, Großveziere, Arbeits-, Finanz- und Unterrichtsminister an der Spitze der Landwirthschaft gesehen. Der eigentliche Leiter ist der Director des Ackerbaues. Dieser gehört zur Klasse der türkisirten Armenier. Er hat in der Regel einige Jahre in Paris gelebt, französische landwirthschaftliche Anstalten besucht und sucht nun seine Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Unter seiner Geschäftsleitung kommen manchmal unglaubliche Dinge vor. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man in der Türkei alles kennen muß, wenn man nicht für einen Dummkopf gelten will, erläßt der Director Vorschriften mit einer Dreistigkeit nnd Sicherheit, die geradezu erstaunlich sind. So kam es eines Tages vor, daß die Einrichtung einer künstlichen Berieselung der Weinberge am Marmarameere angeordnet wurde, ohne Rücksicht darauf, daß diese Hügel 20 Meter über dem Spiegel des Mar-

Digitized by Google

marameeres liegen; ein anderes mal verbot er die Fabrikation von schwefelsaurem Ammoniak, weil dies der Landwirthschaft schädlich sei. Was von der landwirthschaftlichen Verwaltung eben gesagt wurde, gilt auch von der Forstverwaltung. Kein Land ist so reich an Wäldern wie die Türkei. Es gibt dort ganz unbekannte Holzsorten, Kleinasien zählt allein 52 verschiedene Arten, von denen 26 nirgends anders vorkommen. Die Kraft des Wuchses und die Höhe der Stämme sprechen für die Trefflichkeit des Bodens und des Klimas, das den Pflanzenwuchs zu üppigster Entfaltung an vielen Stellen bringt.

Aber die Verwüstung des Waldes geht, man kann sagen, unaufhaltsam fort; man schlägt die Bäume nieder, ohne an die Wiederaufforstung zu denken, und überläßt dieselben zu niedrigen Preisen an Käufer, welche auf unrechtmäßige Weise den Zuschlag erhielten. Um sich Geld zu verschaffen, verschleudert die Regierung selbst das Holz in verschwenderischer Weise. Meist werden die Wälder von der Bevölkerung verwüstet, indem man die Stämme in der Mitte durchschneidet, den stehen bleibenden Stumpf aushöhlt und mit Wasser füllt, damit er verfault und die Arbeit unnöthig macht, die erforderlich ist, um das Klobenholz zum Heizen zu gewinnen. Häufig legt man auch Feuer an, um dann die verkohlten Aeste und Zweige zum Kochen gebrauchen zu können. Es gibt auch keine gebahnten Waldwege, ebenso wenig Holzmärkte. Mit dem Feuer geht der Orientale überhaupt sehr sorglos um. Die Hirten und die ländlichen Arbeiter entzünden durch ihre Nachlässigkeit oft große Brände. Auch liebt man es, Brachland abzusengen. Infolge der zunehmenden Entwaldung trocknet der Boden ein, die Quellen versiegen, das Material für den Häuserbau wie für die geringe Holzindustrie verschwindet, und auch Brennholz ist nicht mehr zu finden.

Sowol für die Landwirthschaft wie für die Forsten ist der Mangel an gebahnten Wegen ein großer Uebelstand. Außer einigen Poststraßen gibt es nur sehr schlechte Wege, auf denen die Gefährte kaum im Winter passiren können. Die großen Straßen wiederum haben einzelne so schlechte Stellen, daß die Wagenführer es vorziehen, über das freie Feld zu fahren, sodaß über dieses bisweilen zehnfache Gleisspuren hinziehen, wodurch natürlich viel Culturboden verloren geht. Die schlechten Wege, das zertretene Land und die unvollkommenen Beförderungseinrichtungen wirken zusammen, um die Lebensmittelpreise fühlbar zu steigern; sie verhindern auch, daß der ländliche Producent gegen die fremde Concurrenz ankämpfen kann; es bleibt ihm meist nichts anderes übrig, als den Ueberschuß seiner Ernteerträge in Erdhöhlen niederzulegen, statt ihn zu verkaufen. Auf diese Weise fehlt den dem Meere ferner gelegenen Landestheilen die Möglichkeit der Ausfuhr; selbst die verschiedenen Centren der Production vermögen nicht miteinander ihre Bodenerzeugnisse auszutauschen. Ein Bezirk, der einen überschüssigen Ertrag hat, kann seinem Nachbarbezirke, der vielleicht Misernte gehabt, nichts abgeben. Bei solchen Zuständen ist es natürlich schwer, eine Vervollkommnung der Landwirthschaft in der Türkei zu erhoffen.

Man spricht jetzt viel von Eisenbahnbau in der Türkei, aber wie viel derartige Pläne sind gescheitert. Englische, französische, deutsche Gesellschaften bewerben sich ohne Unterlaß um neue Concessionen. Sie bringen ansehnliche Opfer, um die Vorarbeiten zu den geplanten Linien ausführen zu lassen und

Digitized by Google

sich die Gunst der höhern Beamten zu erwerben; aber sie scheitern mit ihren Bemühungen an der Gleichgültigkeit und der Abneigung der Türken gegen Reformen. Alle Tage neue Versprechungen, die aber nie gehalten werden, und ebenso Verzögerungen und Verschleppungen aller Art, die deutlich zeigen, daß der Türke zwar nicht wagt, dem Fortschritt offen entgegenzutreten, aber ihn im geheimen bekämpft. Eins der charakterischsten Beispiele, wie es auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in der Türkei zugeht, ist die nur 42 Kilometer lange Bahnstrecke von Mudania nach Brussa, einem der beliebtesten Ausflugspunkte der Besucher Konstantinopels. Diese Eisenbahn ist zwar vorhanden, aber nicht im Betriebe. Die Schienen liegen seit dem Jahre 1873, also mehr als 17 Jahre; es fehlt nicht an Bahnhöfen, an Bahnwärterbuden, Wasserstationen u. s. w., sogar einige Locomotiven sind vorhanden und ebenso die Wagen und das sonstige Betriebsmaterial, und doch liegt alles unter Schmutz und Staub vergraben, über die Schienen hat sich eine dicke Moosdecke ausgebreitet und die Locomotiven sind mit Rost bedeckt. Alles geht einer langsamen Zerstörung und Auflösung entgegen. Der Grund zu diesem Verfalle einer ursprünglich vollständig betriebsfähigen Bahn ist einfach der, daß die Fuhrwerksbesitzer in beiden Städten um Nichtbetrieb der Bahn bei der Regierung eingekommen sind, weil sie sonst ihren Erwerb verlieren würden; die Regierung hat dem Gesuche entsprochen, und so muß man jetzt die drei Stunden Weges lange Strecke von Mudania nach Brussa auf einer schlechten, staubigen Chaussee fahren und den Wagen sehr theuer bezahlen. Der Mangel an guten Verkehrsstraßen thut auch der öffentlichen Sicherheit in beklagenswerther Weise Eintrag und ermuthigt das Räuberunwesen. Alles vereint sich so gegen den Landmann: die Staatsverwaltung, die ihn quält, der Wucherer, der ihm Geld abpreßt, der Räuber, der ihn bestiehlt. Ist es unter diesen Umständen zu verwundern, daß der letztere so wenig Sorgfalt auf die Pflege des Bodens verwendet, und daß er so ungebildet, ungeschickt und beschränkt ist. Um der Landwirthschaft etwas aufzuhelfen, hat man vor einiger Zeit eine praktische Ackerbauschule in der Nähe Konstantinopels gegründet. Aber so trefflich die Idee auch an und für sich erscheint, so seltsam ist sie ausgeführt worden. Es wäre in einem mit Naturschätzen reich bedachten Lande nicht schwer gewesen, ein Grundstück zu erhalten, dem es weder an Güte des Bodens, noch an Trinkwasser, noch an der Nachbarschaft einer Eisenbahn oder eines guten Weges fehlte. Man hatte mehrere Flächen als geeignet in Aussicht genommen, aber dank den Intriguen und vor allem dank dem Bakschisch, entschied man sich für eine öde, ertraglose Hochfläche ohne Wasser, ohne Schatten. Auf demselben ist ein ungeheuerer Bau aufgeführt worden, der einer vollständigen Festung gleicht und an dem eine große Verschwendung von Baumaterial zu bemerken ist. Dafür fehlt es an Versuchs- und Studienräumen zu praktisch-landwirthschaftlichen Zwecken. Die Geschichte und das Ende dieses Baues ist charakteristisch für türkische Zustände. Ein Jahr hielt derselbe vor, dann fiel er kläglich in Trümmer und benöthigte etwa 150000 Frs. Reparaturkosten. Der Fall war zu sehr Aufsehen erregend, als daß er ganz unbemerkt bleiben konnte. Eine Commission erklärte darauf, daß die Lehranstalt, so wie sie gebaut war, dem Zwecke nicht entspräche. Als nun der Vorstand des Agriculturdepar-

Digitized by Google

tements einen Credit verlangte, um das Werk zu vollenden, forderte ihn der Ministerrath vertraulich auf, das ganze Unternehmen aufzugeben und kein Geld weiter an dasselbe zu verwenden. Dies geschah denn auch.

Von der türkischen Beamtenwelt kann man wirklich nur sagen, sie ist ein gefährliches, den ganzen Organismus der Verwaltung bedrohendes Uebel. Und zwar ist dieses Uebel von oben herab gekommen. Um sich davon eine Vorstellung zu machen, muß man die Seiten der türkischen Geschichte durchblättern, die im allgemeinen wenig bekannt ist, die aber eine einzige Kette von Grausamkeit, von Willkür und von Verbrechen darstellt. Ein Volk, das seit so langer Zeit unter einer solchen Herrschaft gelebt und so bedrückt worden ist, muß mit der Zeit verfallen. Erschreckt durch die schnellen Fortschritte, die dieser Verfall gemacht, haben die letzten Herrscher versucht, Reformen im Geiste der Zeit einzuführen. Aber die milden Gesetze Abd-ul-Meschid's sind im Volke selbst auf Widerstand gestoßen, und dieser Widerstand hat dann in leicht erklärlicher Rückwirkung den guten Willen des Reformators wieder gelähmt. Gegenwärtig besitzt die Türkei einen von den edelsten, besten Absichten erfüllten Monarchen, dessen ganzes Bemühen darauf gerichtet ist, sein Volk zu beglücken. Er legt sich beträchtliche Opfer auf, um das Unterrichtswesen zu heben, er überwacht die Verwaltung und ihre Misbräuche, und gibt sich Mühe, um eine nationale Industrie ins Leben zu rufen. Die Türken sind voller Anerkennung für das reformatorische Bestreben Abd-ul-Hamid's II., aber sie wollen durch dasselbe nicht persönlich berührt werden. Alles ist zwar für den Fortschritt, aber niemand will dadurch in seinen Verhältnissen belästigt werden, d. h. er will auf der Stelle, wo er steht, stehen bleiben. Daher kann man wol sagen, daß auch diese Regierung nichts ändern wird, wie überhaupt in der Türkei nichts zu ändern ist, da sie nur durch eine völlige Umgestaltung an Haupt und Gliedern lebensfähig zu machen wäre. Durch eine traurige Verkettung von Umständen muß gerade einer der bestveranlagten Herrscher seiner Dynastie sich in nutzlosem Ringen gegen die von seinen Vorgängern begangenen Fehler erschöpfen. Faßt man diese Eindrücke zu einem Gesammtbilde zusammen, so kann man sagen: unten eine arme und verwahrloste Bevölkerung, oben eine in Selbstsucht und Schlaffheit verkommene Gesellschaft, die selbst nicht mehr den Glauben an die Zukunft bewahrt.

Ein schwerer Uebelstand, unter dem die türkische Staatsverwaltung zu leiden hat, ist die Unordnung und Planlosigkeit, die in ihrem Finanzwesen herrscht. So sind z. B. das gesammte Kirchengut und die Krondomänen abgabenfrei. Da es eine Statistik nicht gibt, so ist es auch nicht möglich, den Flächenumfang dieser beiden Kategorien von Grundbesitz anzugeben. Derselbe ist aber sehr bedeutend, da namentlich in der Provinz Mesopotamien fast alles Land großherrlicher Besitz ist und nur kleinere Flächen der Besteuerung unterliegen. Ein Kataster gibt es natürlich nicht; mehrere zur Einrichtung desselben gethane Schritte sind ohne Erfolg gewesen, man hat mithin gar keinen Anhalt zur Abschätzung einer besteuerungsfähigen Fläche. Der Zehnt wird noch in natura erhoben. Wenn das Getreide ausgedroschen ist, muß der Landmann es auf dem Felde in kleinen Körnerhaufen unter freiem Himmel liegen lassen, bis der Steuererheber dagewesen ist. In der Zwischenzeit leidet das Korn unter der Hitze oder Nässe und dann verfault es. Auch die Vögel und

Digitized by Google

Nager nehmen zuerst ihren Zehnten von den aufgestapelten Feldfrüchten, außerdem geht natürlich noch der Zehnte, den der Steuerempfänger für sich beansprucht, von der dem Staate zufließenden Einnahme ab. Staat und Producent leiden also gleichmäßig unter dieser Art der Erhebung. Um nun die in natura erhobene Steuer zu Gelde zu machen, muß der Staat selbst den Getreidehändler spielen und sich dabei den Schwankungen des Curses unterziehen. Ist die Ernte reich, dann sinkt der Preis der Feldfrüchte und dem Staate fällt eine verhältnißmäßig geringfügige Summe zu. Mit derartigen Einnahmequellen ist, wie leicht zu ersehen, schwer ein Budget aufzustellen. Abgesehen davon, gibt es in jeder Provinz mehrere Speculanten, welche die Getreidezehnten aufkaufen. Dieselben stecken unter einer Decke mit den Steuererhebern. Beide verständigen sich leicht, wo es gilt, den Staat nach Kräften zu betrügen. Der Fehlbetrag in den Einnahmen wird dann auf die veränderliche Jahreszeit geschoben; Regen und Trockenheit bieten stets einen willkommenen Vorwand, um auf zudringliche Fragen zu antworten. Dank den auf diese Weise geübten Veruntreuungen bleiben für den Fiscus kaum 60 Proc. der zu erhebenden Steuerquote übrig.

Außer dem Zehnten gibt es noch eine Einkommensteuer, die in einer Abgabe von 10—25 Proc. vom beweglichen, unbeweglichen oder commerziellen Vermögen der türkischen Staatsangehörigen besteht. Dann die Militärbefreiungssteuer, die alle jungen Leute zu zahlen haben, welche nicht mohammedanischer Religion sind. Die Steuerbehörde erhebt ferner einen Eingangszoll von 8 Proc. und einen Ausfuhrzoll von 2 Proc. Dieser letztere scheint wie besonders zu dem Zwecke erdacht, die Entwickelung der nationalen Industrie zu hemmen und den Ausfuhrhandel zu erschweren. Fast unglaublich scheint es, daß das aus einem türkischen Hafen der Küste des Schwarzen Meeres nach Konstantinopel bestimmte Getreide auch diese 2 Proc. Ausgangssteuer zu zahlen hat. Die natürliche Folge davon ist eine Erhöhung der Brotpreise, die der türkische Consument zahlen muß. Solche Verhältnisse tragen natürlich dazu bei, die fremde Concurrenz zu ermuthigen und das Publikum zu der Ansicht zu bekehren, daß es zweckmäßiger ist, seinen Lebensunterhalt vom Auslande her zu beziehen. Man hat es in der Türkei noch nicht dahin bringen können, Kartoffeln zu einem Preise auf dem Markte zu verkaufen, der den Wettbewerb mit der von Marseille oder Triest eingeführten Frucht aushielt. Was an Rindfleisch in Konstantinopel verzehrt wird, wird aus Rußland bezogen u. s. w.

Jeder Fremde muß ein Trinkgeld bei dem Betreten des Landes bezahlen, auch wenn er nichts Steuerpflichtiges hat. Die türkische Zollbehörde drückt diesen Unregelmäßigkeiten gegenüber ein Auge zu; sonst würde auch die große Zahl der Unterbeamten mit 25 Frs. Gehalt im Monat, wenn sie diese überhaupt erhalten, nicht existiren können. Hierin liegt, wie leicht begreiflich, der Keim zu den größten Willkürlichkeiten und Eigenmächtigkeiten des Beamtenpersonals. Die Steuerbehörde kehrt sich thatsächlich an keine feste Regel, um die Waare abzuschätzen. Da es mehrere Steuerbureaus in Stambul und Galata gibt, so ist auch der Tarif ein ganz verschiedener. Bei einem Bureau zahlt man alles ein halbmal so theuer für denselben Artikel wie bei dem andern. Der heutige Tarif ist ein anderer als der gestrige und wechselt morgen wieder. Es ist dies alles in das Belieben des

Digitized by Google

einzelnen Beamten gestellt. Die Erhebung der indirecten Steuern hat die Regierung an ein großes Bankinstitut übertragen, welches die Regelung der öffentlichen Schuld des Reiches (Dette publique) dafür auf sich genommen hat. Die hauptsächlichsten Erträge der indirecten Steuern entfallen auf das Salz (639589) türkische Pfund), die Spirituosen (220896), die Stempel (133122), das Fischereiregal (38400), die Seide 23809), den Taback (759342). Die Tabacksrevenue ist an eine besondere Gesellschaft, welche sich Regie nennt, verpachtet; dieselbe zahlt dafür 75 Mill. Piaster an die „Oeffentliche Schuld". Die Tabacksregie ist der türkischen Bevölkerung ein wahrer Dorn im Auge; sie schädigt dieselbe wo und wie sie kann, zündet ihre Lagerhäuser an, prügelt ihre Angestellten durch und betreibt in dreister und kecker Weise einen Schmuggel, sodaß diese Gesellschaft zu ihrer Vertheidigung und zum Schutz ihrer Anstalten eine kleine Armee von Gensdarmen unterhalten muß.

Die öffentliche Schuld wird von einem Verwaltungsrathe geleitet, dem abwechselnd der Vertreter der englischen, französischen und deutschen Bondholder präsidirt. Die genannte Behörde macht löbliche Anstrengungen, um die sechs Verwaltungszweige, die ihr unterstellt sind, zu entwickeln und lebensfähig zu erhalten; leider ist sie gezwungen, sich mit der türkischen Verwaltung über alle Schritte zu verständigen, und dadurch wird ihre Thätigkeit sehr gelähmt und gehindert. In zahlreichen Fällen würden sich, dank ihrem Eingreifen, große Fortschritte in der Wein- und Maulbeerbaumcultur, der Seidenraupenzucht u. s. w. erzielen lassen, wenn man nicht den schwerfälligen Apparat, der Ackerbaudirection heißt, im Schlepptau hätte. Die bulgarischen Wirren haben den Hülfsquellen der öffentlichen Schuld viel Schaden zugefügt, namentlich was die aus dem Salze, der Seidenzucht, der Fischerei und dem Taback herrührenden Einnahmen betrifft. Die türkische Finanzverwaltung verfügt selbständig nur über die Einnahmen, die aus den Pässen, aus den Forsten, Telegraphen und den Abgaben einiger Vasallenländer herfließen.

Eine sehr empfindliche Einbuße erleidet die türkische Staatskasse durch die Verwüstungen des Waldes. Was die aus den Bergwerken zu erzielenden Einkünfte betrifft, so geben dieselben nicht entfernt den Ertrag, den sie liefern könnten, weil der größere Theil des Mineralreichthums aus Mangel an Wegsamkeit des Landes gar nicht auszubeuten ist. Dabei sind wenig Länder mineralisch so reich mit Blei, Eisen, Kupfer, Borax, Antimon u. s. w. ausgestattet als die Türkei. Albanien birgt unermeßliche Kohlenlager, auch aus Macedonien ließe sich manches gewinnen. Die Einnahmen aus der Postverwaltung sind nur höchst gering, weil die in der Türkei bestehenden fremdländischen Postanstalten der türkischen Post nicht viel übriglassen. In Konstantinopel gibt es bekanntlich eine österreichische, französische, deutsche, englische und russische Post, ebenso sind in den größern Seeplätzen mehrere fremde Postbureaus eingerichtet. In Smyrna vermittelt die französische Post die ausländische Correspondenz. Natürlich geht damit dem türkischen Fiscus eine sehr werthvolle Einnahme verloren. Die Regierung hat bei den Mächten, welche ihre eigene Post unterhalten, wiederholt die Abschaffung derselben beantragt; diese Mächte haben solches Ansinnen aber jedesmal unter Bezugnahme auf die Unzuverlässigkeit und Mangelhaftigkeit der heimischen postalischen Institutionen von der Hand gewiesen. Auch

Digitized by Google

haben sich die Türken selbst jetzt dermaßen an die fremden Posten gewöhnt, daß sie denselben ausschließlich ihre Correspondenz anvertrauen.

Aus alledem ist zu ersehen, wie sehr die Einnahmen des Staates in der Türkei beschnitten sind. Bei aller Bedrückung des Volks preßt man doch nicht die Hälfte von dem heraus, was mit einer wohlgeordneten Verwaltung zu erlangen wäre. Die Steuern lasten schwer auf dem Steuerpflichtigen und führen den Staatskassen doch nur mäßige Erträge zu. Der größte Theil derselben wird von der Militärverwaltung verschlungen; ein anderer wird vom Hofe in Anspruch genommen, es bleibt also nur wenig übrig für die öffentlichen Arbeiten, die Civilverwaltung, den öffentlichen Unterricht, die Rechtspflege u. s. w.

Unter diesen Umständen bleibt dem Staate nichts anderes übrig, als seine Zuflucht zu zwei Auskunftsmitteln zu nehmen, oder eigentlich nur zu einem, das eine zweifache Wirkung übt: er bezahlt weder seine Lieferanten, noch seine Beamten. Den erstern gegenüber hat er natürlich einen schwerern Stand als den letztern, denn sonst würden jene mit der Zeit die Lieferungen einstellen. Aber man läßt sie diese Gunst theuer erkaufen, denn man zwingt diese Unglücklichen, wol sechs, sieben, auch acht Monate hindurch wöchentlich mehreremal auf das Ministerium zu kommen, und schickt sie hier von Bureau zu Bureau. In jedem derselben klebt ein Beamter dann an den untern Rand der Rechnung einen kleinen Papierstreifen an, auf den er einige Zeilen hinwirft. Nach Verlauf einiger Monate hat dieser Streifen die Länge von zwei Meter erhalten. Der obere Theil desselben ist dann bereits ganz gelb geworden, und dieses Gelbwerden ist ein Zeichen, welches verkündigt, daß der Augenblick der Zahlung herannaht. Das Sicherste für die Gläubiger des Staates ist, immer mit einigen einflußreichen Beamten ein Compromiß zu machen und ihnen 25 Proc. von der zu erhaltenden Summe zuzubilligen. Auf diese Weise verkürzt man wenigstens etwas die Länge der Zahlungsfrist.

Das ist aber noch nicht alles; der Kassirer des Ministeriums wird alles aufbieten, um den Lieferanten in möglichst schlechten Papieren zu bezahlen, wie z. B. in Banknoten, die keinen Curs haben, oder in Zahlungsanweisungen auf Districte, die gar nicht existiren u. s. w., sodaß der Empfänger abermals geschädigt wird. Bei einer derartigen Praxis ist es nicht zu verwundern, daß die Lieferanten, da sie wissen, daß ihre Forderungen erst nach endlosem Warten befriedigt werden, und zwar um den Preis großer Opfer, ihre Rechnungen unverhältnißmäßig erhöhen, um auf diese Weise möglichst in den Besitz der Summe zu gelangen, die ihnen der Staat schuldet. Und zwar sind dies noch die anständigen Leute unter ihnen. Die weniger gewissenhaften einigen sich einfach unter der Hand mit den niedern Beamten und deren Genossen, um den Staatsschatz zu plündern. Man behauptet, daß wol die Hälfte der großen Vermögen in Pera auf diese Weise zusammengeschlagen worden ist.

Im Eingange dieser Zeilen ist auf die armenische Frage hingewiesen worden, als auf die einzige, die gegenwärtig für die Regierung manche Unbequemlichkeit im Gefolge hat, und die auch ihre Schatten nach außen wirft. Zur Beleuchtung derselben mögen nachstehende Bemerkungen dienen.

Die Mehrheit der Armenier ist verständig genug einzusehen, daß sie ein

Digitized by Google

selbständiges Staatengebilde nicht zu formen vermögen, daß sie unter einer ausschließlich aus Stammesgenossen gebildeten Verwaltung weit schlechter führen und das Verhältniß zum Gesammtreiche ein erheblich ungünstigeres sein würde als gegenwärtig, wo ihnen in kirchlicher wie bürgerlicher Verwaltung die weitestgehenden Privilegien gesichert sind, daß endlich jede Lockerung des jeweilig bestehenden Staatsverbandes nur die Gefahr des Verschlungenwerdens seitens des russischen Nachbarn erheblich näher rücken würde. Diese ganze Bewegung ist künstlich angefacht und beruht auf Agitationen, die von auswärts kommen. In erster Linie sind diese Aufstachelungen zurückzuführen auf das sogenannte Armeniercomité in London, bestehend aus Leuten, die, meist in der Fremde geboren, von Vätern abstammen, die freiwillig oder unfreiwillig ihr Geburtsland verlassen haben und die mit letzterm höchstens noch im Briefverkehr stehen, aus eigener Anschauung aber nicht die geringste Kenntniß dortiger Verhältnisse besitzen. Sie leiden an jener Nichtbefriedigung des Vaterlandslosen, die man überall bei den Nachkommen von Auswanderern antrifft, welche nicht vermocht haben, sich mit der Bevölkerung des neuen Heimatlandes zu verschmelzen. Eine zweite Kategorie bilden jene Elemente, die in der armenischen Rasse leider nicht selten: fahrende Glücksritter, schlaue Speculanten auf die Leichtgläubigkeit des Publikums, mit einem Worte catilinarische Existenzen vom Schlage des Armeniers in Schiller's „Geisterseher". Sie wollen im Trüben fischen, sie bieten ihre Hand zu jeder Unternehmung, die mühelosen Gewinn verspricht; die Intrigue ist ihr Lebenselement, und wenn sie von reichen Glaubens- und Stammesgenossen gut bezahlt werden, so lassen sie sich zu allem gebrauchen, nur nicht zu dem, was ernste Arbeit oder persönlichen Muth erfordert. Zu dieser Gesellschaft finden sich dann noch einige herrschsüchtige und ehrgeizige Priester, die von orthodoxen Cardinalshüten träumen. Diese Leute sind es namentlich, die das europäische Publikum auf dem Wege der Presse in Broschüren u. s. w. fortgesetzt über die „armenische Frage" unterhalten und im Lande selbst, unter Benutzung der Leichtgläubigkeit und Dummheit (und was in diesen beiden Eigenschaften von den niedern Klassen der armenischen Bevölkerung geleistet wird, übersteigt weit alle abendländischen Begriffe) stetig Unfrieden und Unruhe, aber glücklicherweise ohne Erfolg, zu stiften trachten.

Es ist bekannt, daß der Einfluß und das Ansehen, das Deutschland als politischer Factor in der Türkei genießt, in neuerer Zeit beträchtlich gestiegen sind, und daß der Sultan den ihm von deutscher Seite ertheilten Rathschlägen ein besonderes Gewicht beilegt. Ebenso ist bekannt, daß die ottomanische Regierung mehrere preußische Offiziere in den Reihen des türkischen Heeres angestellt hat, um dasselbe zu verbessern und zu vervollkommnen. Dieselben sind gut bezahlt, erhalten ihr Gehalt regelmäßig und noch dazu Orden, Geschenke und Vergünstigungen mannichfacher Art. Wenn diese Militärs ihre Stellungen verlassen wollen, dann werden ihre Verträge, die sie abgeschlossen haben, verlängert und meist noch günstiger für sie gestaltet. Andererseits aber bleibt es in der Armee beim alten, und größere Reformen sind bisher noch nicht eingeführt worden. Die Aufgabe dieser Offiziere ist eine sehr schwierige und birgt manche Enttäuschung in sich. Infolge der Unmöglichkeit, mit ihren Ge-

Digitized by Google

danken, Plänen und Vorschlägen durchzudringen, entstehen sehr häufig Spannungen zwischen ihnen und dem türkischen Kriegsministerium, und bedarf es außerordentlicher Einwirkungen von oben her, um sie an Stambul zu fesseln. Natürlich sind die Versprechungen, die ihnen gemacht werden, am nächsten Tage wieder vergessen, und es beginnt dasselbe Spiel. Ein hoher türkischer Militär von Geist und Bildung äußerte einmal zu einem preußischen: „Warum beklagen Sie sich? Sie sind gut besoldet, Sie genießen hohe Achtung und dafür verlangt man von ihnen doch nur, daß Sie — nichts thun. Gehen Sie also ruhig zu Biere und beunruhigen Sie sich weiter nicht.“ — Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von der Beschränkung und Einengung zu machen, welchen der Wirkungskreis dieser militärischen Instructoren in der Türkei unterworfen ist und mit welchen Schwierigkeiten dieselben zu kämpfen haben. So gibt z. B. die Regierung nicht zu, daß die Soldaten nach der Scheibe schießen; denn dann würden sie ja scharfe Patronen erhalten, was man im Rückblick auf die Janitscharenaufstände bei Hofe für viel zu gewagt hält. Manchen sehr ängstlichen Hofleuten sind schon die Seitengewehre, mit denen die Armee ausgerüstet ist, ein Dorn im Auge. Der Soldat zieht meist zu Felde, ohne eine Kugel vorher verschossen zu haben. Dagegen werden mit Hülfe verschiedener Apparate sehr häufig Zielübungen angestellt und die Soldaten in der Theorie des Schießens unterrichtet. Wie der Infanterist, so verfeuert auch der Artillerist niemals im Frieden ein Geschoß, sondern lernt nur zielen. Schießplätze für die Artillerie sind ebenso unbekannt wie Scheibenstände. Einen wenig vortheilhaften äußern Eindruck macht der türkische Soldat sowol in seiner Kleidung wie in seiner Ausrüstung. Rock und Beinkleider fadenscheinig, wo nicht zerlumpt, die Knöpfe fehlend, die Stiefel zerrissen, das Seitengewehr verrostet und schlecht gehalten. Etwas besser ist, dank dem Einflusse der preußischen Offiziere, die Haltung und das Aeußere der türkischen Offiziere, die in dieser Beziehung schon Fortschritte gemacht haben. Einen etwas günstigern Eindruck als sonst machen die Truppen der Garnison von Konstantinopel bei den Selamlikparaden. Trotz der mangelhaften Heeresverwaltung und der gänzlich ungenügenden militärischen Ausbildung stellt die türkische Armee noch immer durch ihren Muth, ihre Hingebung und ihre religiöse Begeisterung einen nicht zu unterschätzenden Machtfactor dar. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß sie sich im Ernstfalle mit Zähigkeit und Tapferkeit schlagen wird, wie sie dies auch 1877/78 bewiesen hat, wenn ihr auch eine gleiche taktische Ausbildung fehlt, wie sie andere Armeen besitzen. Doch die unbedingte Einheit des Denkens und Empfindens, die vom General bis zum Soldaten herab in dem ottomanischen Heere herrscht, gibt demselben einen festgeschlossenen Zusammenhang und macht seine Stärke aus. Und diese Stärke ergibt sich aus der Ungetheiltheit der politischen und religiösen Anschauungen und Gefühle, die durch die Vorschriften des Koran vornehm und gering, hoch und niedrig, alt und jung eingeprägt sind. Die Armee wird stets in der Vertheidigung Tüchtiges leisten, und selbst siegreiche Feinde werden in ihr einen entschlossenen und ausdauernden Gegner finden.

Die gleiche Erfahrung wie die fremdherrlichen Offiziere machen auch die fremden Beamten. Fürst Bismarck hat auf Ersuchen des Sultans Beamte verschiedener Verwaltungszweige nach der

Digitized by Google

Türkei entsandt, welche als Unterstaatssecretäre u. s. w. den einzelnen Fachministerien zugetheilt sind. Sie sind meist mit hohen Gehältern bedacht, wenn dieselben auch nicht ganz pünktlich und regelmäßig gezahlt werden; und ebenso fehlt es ihnen nicht an ehrenvollen Auszeichnungen. Im Anfange ihre Aufgabe mit allem Ernst erfassend, haben sie Vorschläge, Anträge, Berichte mit einem wahren Feuereifer an ihre vorgesetzte Instanz erstattet, ohne indeß damit große Erfolge zu erzielen. Als sie sahen, daß man allen ihren Vorstellungen und Erörterungen gegenüber taub blieb, und daß alle ihre Mühen an der Gleichgültigkeit und an der Scheu vor Verantwortung der Türken scheiterten, fügten sie sich mit Ergebung in ihr Schicksal und verließen entweder den türkischen Dienst, wenn sich ihnen in der Heimat eine gute Stellung bot, oder sie arbeiteten in den Bahnen des gewohnheitsmäßigen Schlendrians und zerbrachen sich nicht weiter den Kopf über das Wohl und Wehe des Staates. Auch eine gewisse Zahl von Unterbeamten deutscher Nationalität ist im türkischen Staatsdienste angestellt, die ebenfalls ihren eingeborenen Collegen sehr vorgezogen werden.

Von den im türkischen Militärdienste stehenden preußischen Offizieren sind es besonders drei, die sich einen Namen gemacht und welche seit fast einem Jahrzehnt theils als Instructoren, theils als Rathgeber thätig sind. Es sind dies von der Goltz, Kamphövener und Ristor; alle drei haben den Grad von Divisionscommandeuren. Der erstere, der bekannte Militärschriftsteller, ist Lehrer an der Generalstabsschule und Mitglied mehrerer Commissionen, die im Kriegsministerium für organisatorische, administrative und technische Zwecke gebildet sind. Er hat eine sehr angesehene und geachtete Stellung und wird in allen wichtigen militärischen Fragen zu Rathe gezogen. Aber bei aller Anerkennung dringt er doch auch nicht mit seinen Reformen und Vorschlägen durch, und scheitert an der Beschränktheit und dem Starrsinne der höhern Militärs. Schon wiederholt hat von der Goltz-Pascha sein Entlassungsgesuch eingereicht, ist aber jedesmal wieder durch den Sultan zur Zurücknahme desselben veranlaßt worden. Das große Verdienst von der Goltz-Pascha's ist die Einführung und Pflege des wissenschaftlichen Unterrichts in den Militärschulen und der Unterweisung der jungen Offiziere im praktischen Generalstabsdienste.

Kamphövener ist Instructor eines aus besonders ausgewählten Elementen zusammengesetzten Infanterieregiments, welches ganz in der Nähe vom Yildizpalaste, der Wohnstätte des Großherrn, einquartiert ist. Der Zweck dieser Ausbildung ist namentlich, junge intelligente Führer und Unterführer heranzuziehen. Man bemerkt äußerlich wenig von dieser Truppe und von ihren Leistungen, die ganz nach Art einer preußischen Lehrtruppe organisirt ist.

Ristor ist Artillerist und leitet die Ausbildung und den Dienstbetrieb nach den Normen der entsprechenden preußischen Dienstvorschriften und Reglements. Es wird für zweifelhaft gehalten, ob er auch Einfluß auf die schwierigen Fragen der Technik und der Construction des Artilleriematerials hat. — In der Militärverwaltung ist Schilgen-Pascha zur Mitarbeit berufen, und im Kriegsministerium angestellt. Er ist einer der ältesten preußischen Intendanturbeamten.

Von Civilbeamten hat sich Bertram-Pascha großes Verdienst um die Regelung und Ordnung des Zoll- und Steuerwesens in der Türkei erworben. Er genießt das besondere Vertrauen des

Digitized by Google

Sultans und wird bei der Wichtigkeit, welche diesem so sehr im argen liegenden Staatsverwaltungszweige innewohnt, mit der größten Auszeichnung behandelt. — Horn-Pascha ist Unterstaatssecretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, in seiner Hand ruht die Entscheidung aller der zahlreichen Projecte, Pläne und Unternehmungen, mit denen die Türkei jetzt von allen Seiten und aus andern Ländern bestürmt wird. Es sind Eisenbahnen, Pferdebahnen, Chausseen, Berg- und Hüttenwerke, Salinen u. s. w., die ausgebeutet oder abgebaut werden sollen. — An der Leitung der Tabacksregie betheiligt ist Gescher, der dem preußischen Richterstande angehört, und eine hervorragende Stellung in der Dette publique nimmt der frühere Generalconsul Geh. Legationsrath Gerlich ein. Beide letztern sind keine Staatsbeamten, aber in fortwährender naher Berührung mit dem Finanzministerium sowie der innern Staatsverwaltung.

Sowol bei der Dette publique als bei der Tabacksregie und bei der Eisenbahn sind viele Bedienstete deutscher Nationalität angestellt; im ganzen zählt die deutsche Colonie Konstantinopels wol 5000 Personen, die verschiedene Vereine und Gesellschaften gegründet haben, in denen sie gesellige Beziehungen pflegen und besondere Interessen verfolgen. In erster Linie ist der Verein „Teutonia" zu nennen, der über ein eigenes Haus verfügt, das mit einem kleinen Theater, mit einem Tanz- und Concertsaale sowie mit Lese- und Spielzimmern ausgestattet ist und auch noch andere Gesellschafts- sowie mehrere Wirthschaftsräume enthält. Die „Teutonia" ist zugleich das Local, in welchem der deutsche Musikverein und der deutsche Gesangverein ihre Zusammenkünfte abhalten. Beide genannten Gesellschaften sind die Träger des musikalischen Lebens in Konstantinopel und pflegen mit Vorliebe die deutsch-classische Musik. Sie veranstalten die Aufführung von Symphonien und Oratorien, in welchen auch hervorragende fremde Künstler sich hören lassen. Die „Teutonia" steht dadurch bei den andern Fremdencolonien Peras in großem Ansehen. Neben den musikalischen Bestrebungen gewährt dieser Verein auch andern Genossenschaften Aufnahme in ihren Räumen, namentlich dem deutschen Turnerbunde und dem deutschen Touristenclub. Dieser letztere bildet ein sehr belebendes und anregendes geselliges Element, er unternimmt im Sommer größere Ausflüge nach dem Bosporus und dem Marmarameere und ordnet Pickenicks und kleinere Vergnügungspartien in der nächsten Umgebung und in der Stadt selbst an. Dank diesen Ausflügen, von welchen man erst spät abends auf illuminirtem Boote und unter heiterm Gesange zurückkehrt, hat sich ein lebendiges Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Deutschen Peras entwickelt, welches dazu beiträgt, das nationale Selbstgefühl zu stärken und Einheit unter unsern Landsleuten zu erhalten. Unter ganz besonders reger Betheiligung aller Kreise der deutschen Colonie wird im Mai jeden Jahres ein deutsches Schulfest gefeiert, bei welchem die besten Schüler und Schülerinnen der deutschen Schule prämiirt werden. Den Mittelpunkt dieser Feier bildet das Moltke-Denkmal im Parke des deutschen Botschaftshotels in Therapia, an welchem die Vertheilung der Preise in Gegenwart des Botschafters vorgenommen wird.

Aus dem Schoße des Vereins „Teutonia" ist die Anregung zu einigen gemeinnützigen Instituten hervorgegangen, welche nunmehr bereits seit mehrern Jahrzehnten sich eines gedeihlichen Fortganges erfreuen und auf eine segen-

Digitized by Google

bringende Thätigkeit zurückblicken. Es sind dies die deutsche und die schweizer Schule mit der neben ihr bestehenden evangelischen Kirchenschule, und zum Theil das deutsch-evangelische Krankenhaus. Der Lehrplan der deutschen und schweizer Schule ist so angelegt, daß die Knaben mit dem in der Prima vollendeten neunten Jahre, die Mädchen mit dem in der ersten Klasse abschließenden zehnten Schuljahre eine deutschen Verhältnissen entsprechende allgemeine Bildung erhalten. Die Schule ist in vier Klassen gegliedert, die von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich besucht werden. An der Anstalt wirken 10 Lehrer und 4 Lehrerinnen. Besucht wird dieselbe etwa von 300 Kindern. Verbunden mit ihr ist auch ein Kindergarten. Das deutsch-evangelische Krankenhaus verdankt ursprünglich seine Entstehung dem früher in Konstantinopel bestandenen evangelischen Wohlthätigkeitsverein, für den sich König Friedrich Wilhelm IV. warm interessirte. Das Haus enthält 125 Lagerstätten, die nöthigenfalls auf 160 erhöht werden können; der Krankenbestand beträgt etwa im Durchschnitt 1200 im Jahre. Die eigentliche Krankenpflege ruht in den Händen der kaiserswerther Diakonissen, von denen zehn Schwestern in den Krankensälen thätig sind. Die segensreiche Wirksamkeit dieses Hospitals, das aus einem massiven dreistöckigen Gebäude und einer Holzbaracke, in der speciell ansteckende Krankheiten behandelt werden, besteht, hat den guten Ruf der deutschen Krankenpflege von den Gestaden des Bosporus bis zum Indischen Ocean verbreitet. Von sonstigen Vereinen ist noch einer Filiale des Deutschen Schulvereins, zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande, sowie des Deutschen Frauenvereins zu gedenken. In den wöchentlichen Vereinigungen des letztern ist der Keim zu manchen gemeinnützigen und wohlthätigen Werken, so namentlich zur Gründung des schon erwähnten Kindergartens gelegt worden.

Sämmtliche vorstehend aufgeführten humanen und gemeinnützigen Anstalten stehen unter der obern Aufsicht und Verwaltung des deutschen Generalconsulats, welches angesichts des ausgedehnten Geschäftskreises, der dieser Behörde in Konstantinopel zugewiesen, mit einem besonders zahlreichen Personal ausgestattet ist.

Die protestantische Seelsorge liegt in der Hand des allverehrten und geschätzten Botschaftspredigers Suhle; der Sammelplatz der katholischen Gemeinde ist die St.-Georgskirche. Im Winter ist eine kleine Kapelle, im Sommer das Deck des bei Konstantinopel stationirten deutschen Kriegsschiffes der Schauplatz der gottesdienstlichen Andachten, zu denen sich die Gemeinde stets zahlreich versammelt. Die sehr verschiedenartige Zusammensetzung der deutschen Colonie, in welcher Mitglieder des Hofstaats, Beamte, Offiziere, Kaufleute, Chemiker, Industrielle, auch einige Künstler, Gelehrte und Schriftsteller vertreten sind, und der Mangel an andern Vergnügungen und Zerstreuungen hat eine sehr rege Geselligkeit in den Kreisen der deutschen Gesellschaft wach gerufen, die in zahlreichen Privatfestlichkeiten aller Art ihre Bethätigung findet. Seit dem August 1890 ist auch ein deutsches Blatt in Konstantinopel in das Leben getreten, als Organ für die Wahrung und Pflege der deutschen Interessen. Es erschien bis zum Schlusse des Jahres 1890 unter dem Namen „Osmanische Post" und erfreute sich regen Interesses in der deutschen Colonie.

Die Staatsangehörigen fremder Länder nehmen, entgegen dem sonst im Aus-

Digitized by Google

lande herrschenden Brauche, auf Grund der sogenannten Capitulationen, d. h. besonderer Verträge zwischen der Hohen Pforte und den fremden Regierungen, in der ganzen Türkei eine Ausnahmestellung ein und genießen gewisse Vorrechte dem türkischen Gesetze gegenüber. Neben der Befreiung von allen directen Abgaben, haben sie sich auch der persönlichen Freiheit im weitesten Maße zu erfreuen und dürfen beispielsweise nur durch Kawassen (Polizisten) ihrer zugehörigen Botschaft bezw. Gesandtschaft und Consulate verhaftet werden.

Die Reise nach Konstantinopel ist jetzt durch die Eisenbahn sehr leicht gemacht, und die Beschwerden und Unbequemlichkeiten, mit denen man bis in die letzte Zeit hinein auf dieser Tour zu kämpfen hatte, fangen ebenfalls an zu schwinden. Jeder in der Frühe von Wien nach Budapest gehende Zug hat einen directen Wagen, der das Umsteigen unnöthig macht. Auch gibt es von Wien und Konstantinopel Rückfahrkarten mit 30 Tagen Gültigkeit (Preis erster Klasse 333 Frs., zweiter Klasse 252 Frs., 30 Kilo Freigepäck). Man braucht sich auch nicht mehr so vorsorglich wie früher mit Proviant zu versehen, da in Belgrad, Nisch, Sofia, Philippopel, Adrianopel bereits Bahnhofsrestaurationen eingerichtet sind, wo man zu billigen Preisen Speisen und Getränke erhält. Nur auf der Strecke Adrianopel-Konstantinopel gibt es durchaus nichts. Man legt dieselbe aber meist bei Nacht zurück.

Die politische Gesundung Dänemarks.

Von **Heinrich Martens.**

Die berüchtigte dänische Verfassung vom 18. Nov. 1863, durch welche Schleswig dem Königreiche einverleibt wurde, war durch den Verlust Schleswigs hinfällig geworden; eine neue Verfassung mußte geschaffen werden. Das Ministerium Bluhme, welches dem Reichstage einen Verfassungsentwurf unterbreitete, hatte indeß dem Widerstande der Bauerndemokratie gegen diesen Entwurf zu weichen; letztere verlangte die Wiederherstellung der demokratischen Juni-Verfassung von 1849, während die conservative Partei die Volksrechte noch weiter schmälern wollte, als es zuvor schon geschehen war. Dem Ministerium Friis, welches dem Bluhme'schen folgte und der altliberalen („nationalliberalen") Richtung angehörte, gelang es endlich, „das durchgesehene Grundgesetz vom 28. Juli 1866" zu Stande zu bringen, welches das Grundgesetz von 1849 und die „Novemberverfassung" von 1863 miteinander verschmolz. Der innere Verfassungskampf und die Wirkungen des Krieges waren nicht ohne Einfluß auf die dänischen Nebenländer, insbesondere auf Island, geblieben. Island hatte seine alte Selbständigkeit nie vergessen, und nach dem Kriege von 1864 forderten die Isländer immer entschiedener die Selbstverwaltung. Diese erhielt es denn auch in beschränkterer Form durch eine besondere Verfassung vom 5. Jan. 1874 anläßlich des tausendjährigen isländischen

Digitized by Google

Jubelfestes, an welchem König Christian persönlich theilnahm, als erster Dänenkönig, der isländischen Boden betreten. Die Isländer sind indeß durch die Verfassung von 1874 noch keineswegs zufriedengestellt. Den westindischen Inseln Dänemarks wurde schon 1863 eine gewisse Selbständigkeit verliehen.

Kaum waren die ersten und nothwendigsten Schritte zur Befestigung und Regelung der durch den Krieg in Unordnung gebrachten staatlichen Verhältnisse gethan, als der Kampf zwischen den politischen Parteien aufs neue und in verstärktem Maße entbrannte. Das Ministerium Friis, welches 1870 abging, wurde durch das Ministerium Holstein-Holsteinborg ersetzt, dem 1874 das Ministerium Fonnesbech und 1875 das Ministerium Estrup folgte, welches bekanntlich noch jetzt am Ruder ist. Die dem letztgenannten voraufgegangenen drei „altliberalen" Ministerien waren bemüht, sich mit der oppositionellen Mehrheit im Folkething (Zweiten Kammer) zu verständigen. Diese war bestrebt, das Folkething zu der allein maßgebenden Gewalt in der von ihr erstrebten Parlamentsherrschaft zu machen, stieß aber in diesem Bestreben nicht nur auf den Widerstand der königlichen Gewalt, sondern auch des Landsthings (Ersten Kammer), das als Vertreter hauptsächlich theils des Königs, der von den 66 Mitgliedern desselben 12 ernennt, theils der höhern und begüterten Bevölkerungsschichten, in seiner großen Mehrheit conservativen Grundsätzen huldigt. Die Opposition im Folkething wäre auch wol nie so stark geworden, wie sie wurde, wenn nicht, und zwar schon unter den „altliberalen" Ministerien, der große Landesvertheidigungsplan mit der Befestigung der Hauptstadt auf die parlamentarische Tagesordnung gebracht worden wäre. Nicht der Gesammtplan, sondern die Befestigung Kopenhagens, für welche verhältnißmäßig enorme Summen gefordert wurden, fand seitens der großen Mehrheit des Volks die entschiedenste Misbilligung. Die altliberalen Ministerien wichen diesem Widerstande, obgleich sie die kopenhagener Festungsfrage weniger in den Vordergrund stellten; das conservative Ministerium Estrup stellte sich dagegen gerade den kopenhagener Festungsbau als zu lösende Hauptaufgabe, und ließ von vornherein keinen Zweifel darüber, daß es entschlossen sei, einen Kampf aufs Messer mit dem widerstrebenden Folkething zu führen. Von der oppositionellen Mehrheit des letztern unter Führung des frühern Volkshochschulvorstehers Berg und des Gutsbesitzers Grafen Holstein-Ledreborg wurde zunächst die Losung ausgesprochen: „Fort mit dem Ministerium Estrup", und zu diesem Zwecke dem letztern die Mittel zur Fortführung der Staatsverwaltung verweigert. Das Landsthing, dessen Rechte die Opposition schmälern wollte, stellte sich jedoch auf die Seite des Ministeriums, und dieses trat nun, sich auf das Landsthing und die königliche Gewalt stützend, mit sogenannten „provisorischen", vom Könige verfügten Budgets hervor. Das erste dieser Budgets erschien 1877, später folgten weitere, und nun ist schon seit Jahren in Dänemark ohne verfassungsmäßige, von beiden Reichstagsabtheilungen genehmigte Staatsbudgets regiert worden. Die Versuche Estrup's, den Widerstand des Folkethings durch Auflösung des letztern und Berufung an die Wählerschaft des Landes zu brechen oder zu schwächen, ist bisher ebenso erfolglos geblieben wie die Anstrengungen des Folkethings, den Rücktritt des Ministeriums zu erzwingen. Der Verlauf dieses vieljährigen Kampfes ist zuletzt

Digitized by Google

vor vier Jahren* ausführlicher von uns dargestellt worden. Damals lagen verschiedene Anzeichen vor, die zu der Annahme eines baldigen Abschlusses des Kampfes, der das dänische Staatswesen tief erschüttert hat, berechtigten. Ein bedeutungsloser Sieg, den die Regierungspartei bei den am 28. Jan. 1887 infolge voraufgegangener Auflösung des Folkethings stattgefundenen Wahlen erzielte, führte eine sehr gehobene Stimmung in den Regierungskreisen herbei und ermuthigte letztere zu einer um so schroffern Haltung der Opposition gegenüber, als letztere sich ihres bisherigen obersten Führers Berg entledigte, weil man die erlittene Niederlage auf die von Berg vertretene „Verwelkungspolitik" (Verschleppung und Ablehnung der Regierungsvorlagen) zurückführte. Während die Regierung und ihr Anhang sich aufs hohe Pferd setzten, zeigte sich auch in den oppositionellen Kreisen nur wenig Neigung, von gewissen zweideutigen Bestimmungen des Verfassungsflickwerks von 1866 entspringenden Forderungen abzulassen. So verlief denn auch die Tagung des Reichstags von 1887/88 in der gewohnten fruchtlosen Weise und endete am 2. April 1888, ohne daß irgendein nennenswerthes Gesetz während der gewöhnlichen sechsmonatigen Tagung, die verfassungsgemäß alljährlich am ersten Montage des October beginnt, zu Stande gekommen war. Es blieb nur noch die schwache Hoffnung, daß die Jubelfeierlichkeiten des Jahres 1888 dem dänischen Volke den ersehnten innern Landesfrieden wiederbringen würden. Am 8. April 1888 vollendete nämlich Christian IX. sein 70. Lebensjahr, und am 15. Nov. 1888 beging der König sein 25jähriges Regierungsjubiläum. Sodann war am 21. Juni 1888 ein Jahrhundert seit der Aufhebung der Leibeigenschaft (Hörigkeit) in Dänemark verflossen. Anläßlich dieser Jubelfeier fand im Sommer 1888 die „Nordische Kunst- und Industrieausstellung" in Kopenhagen statt. Das erwartete erlösende Wort des Königs aus Anlaß dieser Feierlichkeiten blieb aus. Seltsamerweise erfreuten sich gerade Persönlichkeiten der besondern Huld des Königs, die, wie unter andern Ploug, den König zur Zeit seiner Thronbesteigung aufs gehässigste angegriffen hatten. Jenen Persönlichkeiten mag es im Vereine mit den berufenen und verantwortlichen Rathgebern um so leichter geworden sein, den greisen Herrscher von einem entgegenkommenden Schritte abzuhalten, als die Opposition sich in anstößiger Weise von den königlichen Jubiläen fernhielt.

Der Eröffnung des Reichstages im October 1888 ging ein Congreß der Vertreter der oppositionellen Vereine des Landes voran. Die Beschlüsse dieses Congresses, welche den oppositionellen Reichstagsabgeordneten gewissermaßen zur Richtschnur dienten, gingen dahin, daß oppositionellerseits zum Zwecke der Beendigung des Verfassungsstreites keinerlei Opfer gebracht werden dürfe, solange nicht das verfassungsmäßige Mitbestimmungsrecht des Folkethings in Geldbewilligungs- und Gesetzgebungssachen „unbedingt" anerkannt worden sei; ferner wurde beschlossen, daß kein Heller für die Befestigung Kopenhagens bewilligt werden dürfe, und daß die Ausgaben für das Landesvertheidigungswesen zu vermindern seien. Diese Beschlüsse wurden von dem oppositionellen Parteicongresse wiederholt, der vor Eröffnung des Reichstags von 1889/90 stattfand. Auf letzterm Congresse wurde jedoch die Nothwendigkeit sehr entschieden betont, von der „Verwelkungspo-

* Vgl. „Unsere Zeit", 1887, II, 51 fg.

Digitized by Google

litik", die in der voraufgegangenen Tagung noch entschieden die Oberhand behalten hatte, abzulassen und für das Zustandekommen dringender Reformgesetze einzutreten, mit Einem Worte: ernstlich in die „Verhandlungspolitik" einzutreten, eine Verständigung mit der Regierung und der Regierungspartei wegen der nothwendigsten gesetzgeberischen Reformen zu erstreben. Von der Mehrheit der Opposition unter Führung des Grafen Holstein-Ledreborg wurde dementsprechend im Folkething gehandelt; nur Berg mit seinem Anhange hielt an der starren „Verwelkungspolitik" fest. Das Ministerium schlug dem gegenüber ein ganz eigenthümliches Verfahren ein.

Schon am Schlusse der Tagung von 1887/88 hatte eine Minderheit der Opposition im Folkething sich mit dem Ministerium und der regierungsfreundlichen Mehrheit des Landsthings wegen des Budgets für 1888/89 verständigt; es waren selbst gewisse Beträge zur Vollendung der begonnenen kopenhagener Festungsanlagen bewilligt, jedoch unter der Bedingung, daß weitere Anlagen ohne Zustimmung des Folkethings nicht in Angriff genommen werden durften. Die Mehrheit der Opposition verwarf diese Vereinbarung; es erfolgte der Schluß des Reichstags, und demselben auf dem Fuße folgte eine königliche Verfügung, durch welche die Fortführung der Landbefestigungsarbeiten angeordnet wurde. In der Tagung von 1888/89 kam es nicht zu Verhandlungen, aber wiederum erschien nach Schluß derselben eine Verfügung des Königs, welche den Bau eines neuen kopenhagener Seeforts, des Mittelgrundforts, dessen Herstellung 9 Mill. Kronen erfordert, betraf. Diese letztere herausfordernde Handlung der Regierung führte man allgemein auf die Absicht der letztern zurück, das Folkething hinterher aufzulösen in der Erwartung, daß die folgende Neuwahl wiederum, wie im Januar 1887, zu Ungunsten der Opposition ausfallen und diese sich dann mürber erweisen werde. Bestärkt wurde diese Auffassung einerseits durch den Umstand, daß die Mandate der Folkethingsabgeordneten inmitten der Reichstagstagung von 1889/90, nämlich am 28. Jan. 1890, endeten, also die parlamentarischen Geschäfte eine unliebsame Unterbrechung erfahren mußten, andererseits durch die krampfhafte agitatorische Thätigkeit, welche die Regierungspartei, die meisten Minister eingeschlossen, schon im Frühjahr 1889 im Lande entfalteten. Die Auflösung des Folkethings erfolgte jedoch nicht, sondern der Reichstag trat Anfang October wieder zusammen. Demselben wurde nun von dem Kriegsminister eine besondere Vorlage über das bereits in Angriff genommene Mittelgrundfort unterbreitet. Früher als sonst hatte der Budgetausschuß des Folkethings seinen Bericht abgestattet, welcher schon am 2. Jan. dem Folkething vorlag. Dann folgte plötzlich am 3. Jan. die Auflösung des Folkethings, dessen Neuwahl am 21. Jan. stattfand. Die Regierungspartei büßte bei diesen Wahlen die Erfolge von 1887 wieder ein; sie verlor vier Sitze zu Gunsten der Socialisten und Radicalen, welche je zwei der conservativen Mandate eroberten, und außerdem büßte der rechte, gemäßigt-freisinnige Flügel der Opposition mehrere Mandate zu Gunsten der entschiedenen Opposition ein. Am 24. Jan. trat das neugewählte Folkething wieder zusammen und gleich darauf wurde demselben eine neue Ueberraschung bereitet. Der Kriegsminister zog seine Seefortsvorlage zurück, und es wurde der Kammer alsdann ein Nachtrag zum Budget unterbreitet, welcher unter anderm eine Forderung

Digitized by Google

von 3 Mill. Kronen als erste Rate zum Bau des Seeforts enthielt; die Budgetberathung mußte natürlich vom Folkething aufs neue aufgenommen werden und wurde nun erst in den letzten Tagen des März zum Abschlusse gebracht. Da das Budgetjahr am 1. April beginnt, war es dem Landsthing selbstverständlich unmöglich, das Budget, welches erst nach Erledigung im Folkething an dasselbe gelangt, rechtzeitig zu erledigen. Dem Landsthing, welches ersichtlich im Einverständnisse mit der Regierung handelte, war das offenbar sehr erwünscht, denn es trat gar nicht in die Berathung des Budgets ein, sondern faßte statt dessen einen Beschluß, welcher der Regierung freie Verfügung über die Staatsgelder zusprach und dieselbe auch zum Bau des Seeforts ermächtigte, und in welchem endlich dem Folkething sogar eine Rüge ertheilt wurde. Hiernach schloß die Regierung den Reichstag. Das Folkething schied jedoch nicht, ohne zuvor entschiedenen Widerspruch gegen das Verfahren der Regierung und die verfassungswidrige Handlungsweise des Landsthings zu erheben. Selbst hervorragende Persönlichkeiten der regierungsfreundlichen Rechten, wie unter andern der frühere Justizminister Klein, schlossen sich dem Tadel des Things an. Klein warnte die Regierung, den Bogen zu straff zu spannen. Der Verfassungsstreit hatte damit seinen Höhepunkt erreicht, mit der Eröffnung des Reichstags im October 1890 trat eine Wendung zum Bessern ein.

Der außerordentlichen Neuwahl des Folkethings im Januar 1890 folgte im September desselben Jahres die ordentliche Neuwahl der Hälfte der aus Volkswahlen hervorgehenden Mitglieder des Landsthings. Dieses Thing zählt 66 Mitglieder, von denen der König 12 auf Lebenszeit ernennt, die übrigen 54 Mitglieder werden auf acht Jahre gewählt, und zwar alle vier Jahre die Hälfte; diese Wahlen sind nicht mittelbare, sie werden von zwei Wahlmännerklassen vollzogen, deren eine aus allgemeinen Wahlen, zu der alle Folkethingswähler, unbescholtene Männer über 30 Jahre, berechtigt sind, hervorgeht, und deren andere Klasse von Höherbesteuerten gewählt wird, in Kopenhagen z. B. von den Folkethingswählern, die ein Jahreseinkommen von mindestens 4000 Kronen versteuern. Diesmal waren 28 Landsthingsabgeordnete zu wählen, da ein verstorbener Abgeordneter außer den 27 ausscheidenden Mitgliedern zu ersetzen war. Die Neuwahlen ergaben 18 Anhänger der Regierungspartei und 10 Anhänger der Opposition; letztere war durch dieselben um vier Mitglieder auf Kosten der regierungsfreundlichen Rechten verstärkt worden, sodaß die oppositionelle Linke nunmehr 18 Mitglieder zählt. Kopenhagen wählte zum ersten male drei Oppositionelle ins Landsthing, in welches es acht Vertreter entsendet, und unter den drei Oppositionellen befanden sich zwei Socialdemokraten, die im October 1890 zum ersten male Sitz und Stimme im dänischen Oberhause erhielten. Die voraufgegangene Neuwahl des Folkethings hatte die socialdemokratische Vertretung in diesem Thing um zwei vermehrt; von diesen beiden Socialisten war einer in Jütland, der andere ebenfalls in Kopenhagen gewählt, das zuvor schon durch einen Socialdemokraten im Folkething vertreten war. Beide Reichstagswahlen des Jahres 1890 ergaben eine bedeutende Zunahme der socialistischen Wählerstimmen, nicht nur in Kopenhagen, sondern auch in den Provinzen, wo socialistische Candidaten aufgestellt waren. Die Socialdemokratie war überhaupt die eigentliche Siegerin bei den Wahlen, wenngleich

Digitized by Google

sie sich der Unterstützung der äußersten Linken erfreute, mit welcher sie in Kopenhagen Wahlbündnisse geschlossen hatte. Die Socialdemokratie konnte mit Recht jubeln und sie unterließ dies nicht. Das leitende kopenhagener Organ derselben, „Socialdemokraten", betonte dabei namentlich, daß die Socialdemokratie ihre Fahne in dem ersten ländlichen Wahlkreise aufgepflanzt habe, und daß auch in einigen andern ländlichen Wahlkreisen erhebliche Stimmenzahlen auf die socialistischen Candidaten entfallen seien. „Es kommt hinzu" — schrieb „Socialdemokraten" — „daß der Kampf in jenen Kreisen ausschließlich zwischen der Linken und der Socialdemokratie geführt wurde. Die hohe Politik als Kampffrage war somit ausgeschlossen, da beide Parteien im Widerstande gegen den Verfassungsbruch einig sind. Die Wähler hatten somit nur Stellung zu nehmen zwischen dem gegenwärtigen Wirthschaftssystem und dem Socialismus. Daß so viele sich für den letztern erklärten, zeigt, wie tief das Verständniß unserer Ideen in den letzten vier bis fünf Jahren, in der Zeit, während welcher wir auf dem Lande gearbeitet haben, in die Landbevölkerung eingedrungen ist." — Deutlicher konnte es den Bauernhofbesitzern, welche den eigentlichen Kern der Linken (Opposition) bilden, nicht offenbart werden, welche Absicht den Socialdemokraten bei dem Bündnisse zu Grunde lag, welches sie im Jahre 1884 mit und auf Wunsch der damals noch unter Berg's Führung stehenden Linken hauptsächlich zur Bekämpfung der Regierungspartei in Kopenhagen einging. Die Socialdemokratie ist durch jenes Bündniß nicht nur in der dänischen Hauptstadt hochgekommen, sondern sie hat sich auch unter den Fittichen der parlamentarischen Linken in den von diesen beherrschten Gebieten der Provinzen eingenistet, um diejenigen zu verdrängen, auf deren Schultern sie emporgehoben worden ist. Die Offenheit des socialdemokratischen Organs riß denn auch manchem Führer der Linken die Binde von den Augen; man sah in den einsichtigern Kreisen des liberalen dänischen Bauernthums ein, daß man die Natter, welche letzteres als Opfer ausersehen hatte, am eigenen Busen nährte, und da die äußerste Linke sich trotzdem im Sommer 1890 wieder mit den Socialdemokraten in Kopenhagen verbündete, um die Rechte bei den Landsthingswahlen zu bekämpfen, entstand auf dem rechten Flügel der Linken der Entschluß, sich von Berg und seinen socialistischen Freunden, mit denen man zuvor schon auf gespanntem Fuße gestanden hatte, zu trennen und der Berg'schen „Verwelkungspolitik" die „Verhandlungspolitik" im Ernste und in der Wirklichkeit entgegenzusetzen. Diese Politik war, wie bereits erwähnt, schon zuvor von der Mehrheit der Linken ins Programm aufgenommen, aber dieselbe führte in der Reichstagstagung von 1889/90 nicht das geringste Ergebniß herbei. Die Seele dieser Politik war Graf Holstein-Ledreborg, der sich indeß zur Führung von Verhandlungen wenig eignete, da er bei der Linken wie Rechten nicht das erforderliche Zutrauen genoß und es außerdem allen sich widerstrebenden Elementen der Linken recht machen wollte, es aber schließlich mit allen verdarb. Im Sommer 1890 legte der Graf daher sein Folkethingsmandat nieder und siedelte ins Ausland über. Mit dem Rücktritte des Grafen vom politischen und parlamentarischen Schauplatze Dänemarks war das letzte lose Band zerrissen, welches die verschiedenen Gruppen der Linken bisher noch zusammengehalten hatte. Schon lange war es jedem Kenner der innern Verhältnisse im Lager

Digitized by Google

der Opposition klar, daß die große Kluft, welche zwischen den Ansichten der einzelnen oppositionellen Gruppen auf allen wichtigern gesetzgeberischen Gebieten politischer und socialer Natur bestand, es diesen Gruppen unmöglich machte, sich über bestimmte Fragen zu einigen. Graf Holstein war zu dieser Einsicht nicht gelangt, wohl aber ein anderer hervorragender Führer der Linken, Bojsen, der seit 1888 erster Vicepräsident des Folkethings ist. Bojsen und andere hervorragende Persönlichkeiten der gemäßigten Opposition waren sich bald darüber klar, daß die durch Graf Holstein's Rücktritt gelockerte Verbindung zwischen den oppositionellen Gruppen des Folkethings wirklichen, ernstlich gemeinten Verhandlungen mit der conservativen und regierungsfreundlichen Rechten Vorschub leisten werde, da letztere in socialen, religiösen, wirthschaftlichen und nationalen Fragen mit dem rechten Flügel der Linken ziemlich gleichartigen Bestrebungen nachgeht. Schon gleich zu Anfang der Tagung von 1890/91, bei der ersten Lesung des Budgets im Folkething, kündigte Bojsen an, daß er und seine Freunde fest entschlossen seien, der Rechten die Hand zur Durchführung nothwendiger Reformgesetze zu bieten. Gewissermaßen um der Rechten in dieser Beziehung den Puls zu fühlen, brachte Bojsen alsbald mit einem Parteigenossen, dem zweiten Vicepräsidenten Clausen, Gesetzesvorlagen ein, welche dahin gingen, den Ertrag der von der Regierung beantragten Biersteuer zur Erleichterung der Abgaben für allgemeine Bedürfnisse, insbesondere für Zucker, zu verwenden, sowie den ländlichen Arbeitern Gartenland zu überweisen. Als Zweck dieser socialen und wirthschaftlichen Vorlagen wurde von den Antragstellern die Verbesserung der sehr dürftigen Lage der ländlichen Arbeiter bezeichnet, welche zugleich dazu dienen sollte, die ländlichen Arbeiter den socialdemokratischen Lockungen zu entziehen und von der die Landwirthschaft, als Haupterwerbszweig Dänemarks, schädigenden, zunehmenden Uebersiedelung in die größern Städte abzuhalten. Dadurch, daß den ländlichen Arbeitern von den Gemeinden gegen einen niedrigen Jahrespacht ein angemessenes Stück Gartenland zugetheilt wird, hoffen die Antragsteller, den Gemüsebau und die Obstbaumzucht im Lande zu heben, und um die Erzeugnisse der Gartenwirthschaft besser verwerthen zu können, soll zugleich die Conserven- und Obstweinfabrikation gefördert werden, welchem Zwecke die Herabsetzung der Steuern und Zölle auf Zucker sowie eine Entschädigung für den Zucker dient, der für zur Ausfuhr gelangende Conserven und Obstweine verwendet ist. Die Antragsteller entsprachen durch ihr Vorgehen den vor Eröffnung des Reichstages im October mit großer Mehrheit gefaßten Beschlüssen der Vertreter der Linkenvereine des Landes. In jener Versammlung war besonders die Durchführung freisinniger Reformen zum Vortheil der Landwirthschaft und der Arbeiterbevölkerung betont worden, und zwar sprach sich die Delegirtenversammlung entschiedener denn je zuvor für die Fortsetzung sachlicher Verhandlungen mit der Regierungspartei und gegen das politische Phrasenthum mit seinen nutzlosen Sturmläufen gegen das Ministerium Estrup aus. Andererseits wußte man, daß gerade der Ministerpräsident Estrup auf wirthschaftliche Reformen von jeher ein großes Gewicht gelegt hatte und er wie die Mehrheit der Rechten sich einer Verbesserung des Loses der Arbeiter zuneigten.

An Anknüpfungspunkten für erfolgreiche Verhandlungen zwischen der Regierung und deren Anhang auf der einen,

Digitized by Google

und der verhandlungsfreundlichen Mehrheit der Opposition auf der andern Seite fehlte es also nicht, und der gemäßigte rechte Flügel der Opposition unter Bojsen's Führung verstand es, die Sache beim richtigen Ende anzufassen. Im Gegensatze zum Grafen Holstein-Ledreborg, der in der voraufgegangenen Reichstagstagung mit einer hochpolitischen Vorlage, betreffend die Umgestaltung des Reichsgerichts, welches über Verfassungsstreitigkeiten zwischen der Volkskammer, dem Folkething und dem verantwortlichen Ministerium oder einzelnen Mitgliedern desselben entscheidet, hervortrat, um auf diesem Wege dem Verfassungsstreite ein Ende zu machen, erschien Bojsen mit gesetzgeberischen Neuerungen, von denen er wußte, daß sie auch auf gegnerischer Seite empfänglichen Boden finden würden. Bojsen sprach sich hierüber selbst zu Anfang der Tagung ausführlicher aus. Er wies nach, daß beide sich im Kampfe gegenüberstehenden Parteien für hochpolitische Ausgleichsverhandlungen noch nicht reif seien. Während man also von solchen Verhandlungen bis auf weiteres absehen müsse, handle es sich darum, etwas anderes zu thun, wodurch unter anderm auch der Widerstand gegen das „Provisorium" (verfassungswidrige Maßnahmen der Regierung) wirksamer als bisher werden könne. Bojsen verglich hierbei die jetzigen politischen Zustände mit einem von Unkraut überwucherten unfruchtbaren Ackerlande, welches fruchtbar gemacht werden soll. Das politische Ackerfeld Dänemarks sei vom Unkraute des Provisoriums überwuchert; es sei versucht worden, das Unkraut dadurch zu beseitigen, daß man das ganze Feld habe brach liegen lassen; dies erwies sich aber allzu kostspielig, zumal willige Hände dauernd neuen Unkrautsamen ausstreuten. Alsdann habe man mit der Verhandlungsarbeit begonnen. „Ich" — sagte Bojsen — „fasse die Verhandlungspolitik wie folgt auf: indem wir unablässig das Provisorium im großen wie im kleinen bekämpfen, ist doch das vornehmste Mittel, etwas Anderes und Nützliches zum Wachsthum zu bringen, sodaß dieses das Provisorium im Wachsen erdrückt." Die regierungsfreundliche (conservative) Rechte ließ es denn auch nach einigem Zögern nicht an bereitwilliger und entgegenkommender Unterstützung der gesetzgeberischen Reformbestrebungen der Linken auf socialem und wirthschaftlichem Gebiete fehlen, insbesondere von dem Augenblicke an, als außer den Berg'schen Verwaltungspolitikern sich auch die Hörup'sche Gruppe, die sogenannte „europäische" (internationale) Demokratie, welche sich zuvor auf die Seite Bojsen's gestellt hatte, von letzterm abwandte und mit Berg vereint Front gegen den Bojsen'schen Flügel der Linken machte. Anfang December fand die alljährliche Delegirtenversammlung der Rechten statt, an welcher die sämmtlichen Minister theilnahmen, mit deren Zustimmung die Versammlung sich unter anderm für die Reformirung der wirthschaftlichen Gesetzgebung zur Förderung menschenfreundlicher Maßnahmen und Verbesserung der Lage der untern Bevölkerungsklassen unter der Bedingung und Voraussetzung aussprach, daß die gegnerische Seite (Linke) ehrlichen Willen zur Förderung guter Reformen offenbare. Die Versammlung erklärte sich sodann auch für eine entschiedene Bekämpfung der Umwälzungs- und Auflösungsbestrebungen der Socialisten und deren Geistesverwandten. Nachdem solcherweise die Rechte des Folkethings unter Zustimmung der Regierung von der Parteivertretung zu Verhandlungen mit der gemäßigten Linken bevollmächtigt wor-

Digitized by Google

den war, während die äußerste Linke im Bunde mit der Socialdemokratie mit einer wahren Berserkerwuth gegen Bojsen und Genossen vorging und diese dadurch immer mehr von sich abstieß, führte die Verhandlungspolitik um so rascher zu schätzenswerthen Ergebnissen. Die wichtigsten der zwischen der Regierung, der Rechten und der verhandelnden Linken vereinbarten und zum Theil bereits vom König bestätigten Gesetze sind folgende:

Ein neues Armengesetz, welches eine Reihe menschenfreundlicher Fortschritte für die Armen und eine künftige Erleichterung der den Gemeinden obliegenden Armenlasten enthält. — Ein Altersunterstützungsgesetz für würdige bedürftige Personen, die das 60. Lebensjahr vollendet haben und nicht vom Armenwesen versorgt worden sind. Diesem Gesetze zufolge sind die in Rede stehenden alten Leute vollständig von den Gemeinden zu versorgen, zu welchem Zwecke letztern aus der Staatskasse ein jährlicher Zuschuß von 2 Mill. Kronen (vorläufig in vier Jahren nur 1 Mill. Kronen jährlich) gewährt wird, welcher Zuschuß an die Gemeinden im Verhältnisse zu dem vertheilt wird, was jede einzelne Gemeinde verwendet hat, und welcher Zuschuß die Hälfte des Verwendeten nicht übersteigen darf. Durch dieses Gesetz wird der Arbeiter sich dagegen zu sichern vermögen, in seinen alten Tagen dem Armenwesen zu verfallen, während das Gesetz zugleich eine mächtige Triebkraft für die Betreffenden enthält, ihre Ehre und Selbständigkeit aufrecht zu erhalten. Das neue Armengesetz bestimmt, daß Personen, die fünf Jahre keine Armenunterstützung empfangen haben, nicht als vom Armenwesen Versorgte betrachtet werden, auch wenn sie zuvor unterstützt worden sind. Aerztliche Hülfe, Arznei u. dgl., welche das Armenwesen gewährt, werden nicht als Armenunterstützung betrachtet. — Eine Steuerreform, durch welche der Zuckerzoll vom 1. Oct. d. J. um 6—8 Oere per Pfund ermäßigt und der Petroleumzoll auf die Hälfte herabgesetzt wird. Zugleich wird eine Ausfuhrentschädigung für den Zoll auf Zucker gewährt, der zu Conserven verwendet worden ist. Diese Entschädigung, im Verein mit der Verbilligung des Zuckers im inländischen Verbrauch, wird den Gartenbau und zugleich die Conservenfabrikation heben. — Zum Ersatz der genannten Zollerleichterungen, welche die Staatseinnahmen um etwa 6 Mill. Kronen jährlich vermindern, ist eine Biersteuer beschlossen worden, welche vorläufig auf 7 Kronen festgesetzt ist und nach vier Jahren 10 Kronen per Tonne betragen soll. Alles ober- wie untergärige Bier, welches keine $2^1/_4$ Proc. Spiritus enthält, ist steuerfrei. Es wird hier also gewissermaßen eine Prämie für die Herstellung von Bier mit geringem Alkoholgehalt ausgesetzt. Der Ertrag aus dieser Steuer wird auf $4^1/_5$ Mill. Kronen in den ersten vier Jahren und später auf 6 Mill. Kronen veranschlagt. — Ferner ist endlich die Herstellung des lange begehrten kopenhagener Freihafens beschlossen worden, von welchem Unternehmen man glaubt, daß es den Handel und die Schiffahrt Dänemarks in den Stand setzen wird, die Concurrenz unter denjenigen Dänemark ungünstigen Verhältnissen aufzunehmen, welche entstehen werden, wenn der deutsche Nord-Ostseekanal eröffnet wird. Sobald der kopenhagener Freihafen eröffnet ist, fallen die staatlichen Schiffsabgaben im ganzen Lande weg, welche jetzt jährlich nahezu 1 Mill. Kronen einbringen. Das finanzielle Gesammtergebniß der vorerwähnten Gesetzesbeschlüsse (die Herstellung und Verwaltung des Freihafens ist einer

Digitized by Google

Actiengesellschaft übertragen worden, deren Actionären ein gewisser Zinsertrag vom Staate gewährleistet ist) wird eine Verminderung der Staatseinnahmen von jährlich $2^1/_2$ Mill. Kronen sein. Endlich sind noch viele weniger bedeutsame Gesetze zu Stande gekommen; so ein Gesetz, betreffend die Untersuchung und Beaufsichtigung von Lebensmitteln; ein Feiertagsgesetz, welches den Arbeitern und Gewerbetreibenden an Sonn- und Festtagen möglichst ausgedehnte Ruhe sichert, sowie andere dem Gemeinwohl dienende Reformgesetze. Mehrere Gesetzentwürfe von Bedeutung sind nicht zur endgültigen Annahme gelangt; jedoch ist in den Ausschüssen beider Kammern eine Verständigung über dieselben bereits erzielt. Dies gilt namentlich auch in Bezug auf die schon erwähnte Gesetzesvorlage der gemäßigten Linken, betreffend die Vertheilung von Gemeindeländereien an Arbeiter. Eine Anzahl wichtiger Reformgesetze, die den dänischen Reichstag schon seit Jahren beschäftigen, sind allerdings auch in der letzten Tagung nicht zur Durchführung gelangt. Zu den besonders dringenden Reformen dieser Art gehört die Zollreform. In Bezug auf die nothwendige gründliche Umgestaltung der veralteten dänischen Zollgesetzgebung gehen die Ansichten und Bestrebungen in der Regierungspartei und der Opposition nach wie vor weit auseinander. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als Dänemark sich in wirthschaftlicher Beziehung der Außenwelt gegenüber nahezu abgesperrt hat. Es gibt wenige Staaten in Europa, die sich in so geringem Maße wie Dänemark durch Handels- und Schiffahrtsverträge wirthschaftliche Vortheile gesichert haben. Schon aus diesem Grunde ist eine gründliche Zollreform dringend geboten. Ein lange entbehrtes ordentliches Staatsbudget ist auch für das neue Budgetjahr nicht zu Wege gebracht. Es ist aber als ein gutes Zeichen zu betrachten, daß beide Abtheilungspräsidenten des Reichstages, der Präsident des Folkethings Högsbro, welcher der oppositionellen Mehrheit, der verhandelnden Linken, angehört, wie der Präsident des Landsthings Liebe, welcher zur Regierungspartei steht, ihr aufrichtiges Bedauern darüber ausgesprochen haben. Indem Liebe vor dem am 1. April auf königlichen Befehl erfolgten Schluß der Tagung in einem Rückblicke auf letztere betonte, daß das erzielte gute gesetzgeberische Ergebniß als ein Anfang neuer und besserer Zustände betrachtet werden könne, der das Land wieder geregelten Verhältnissen entgegenführen werde, bedauerte er das Nichtzustandekommen eines ordentlichen Budgets, nach welchem gewiß alle sich sehnten. Högsbro sprach die Hoffnung aus, daß die durchgeführten großen Gesetze von eingreifender Bedeutung für das Volksleben des Landes sich von heilsamer Wirkung erweisen möchten. Wenn dagegen der Reichstag abermals geschlossen werde, ohne daß die Budgetberathung zum Abschlusse gebracht, und man wiederum Zuständen entgegengehe, in welchen ohne Zustimmung des Folkethings der Staatshaushalt geführt und vorläufige Gesetze erlassen würden, so würden die traurigen Folgen solcher Zustände für das gesammte Volksleben nur um so mehr befestigt werden, je länger sie dauerten. Solchen Zuständen müsse daher ein Ende gemacht werden. — Dem Reichstagsschlusse folgte denn auch das sogenannte „provisorische“, vom Könige verfügte Budget für 1891/92, welches die einzelnen Verwaltungschefs zur Erhebung der bestehenden Steuern und Abgaben sowie zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben ermächtigt, auf dem Fuße.

Gleich nach dem Reichstagsschlusse

Digitized by Google

erließen die Mitglieder der gemäßigten Linken des Folkethings und des Landsthings (bezw. 37 und 10 Abgeordnete) einen Aufruf an ihre Wähler folgenden Inhalts: „In der Erkenntniß, daß jeder Versuch einer Lösung des Verfassungsstreites, der zu keinem annehmbaren Ergebnisse führt, nur geeignet ist, den Knoten weiter anzuspannen, haben wir uns nicht auf Verhandlungen über die Verfassungsfrage eingelassen. Unser Verhalten zu den Provisorien (Gesetzeserlassen der Regierung ohne Zustimmung des Folkethings, wie Budgets [Finanzgesetze] u. s. w), und was damit in Verbindung steht, ist gegen früher unverändert, wie dies auch genügend aus der Berathung des Finanzgesetzes hervorgeht. Wir hoffen auf dem Wege sachlicher Verhandlungen früher oder später eine Lösung zu erzielen, durch welche der verfassungsmäßige Rechtsstandpunkt des Folkethings anerkannt wird. In der jetzt beendeten Reichstagstagung haben wir in Uebereinstimmung mit diesem Gedankengange eine Verhandlung zwischen den Parteien herbeigeführt, die zu einem fruchtbaren Ergebnisse auf dem allgemeinen Gesetzgebungsgebiete führen konnte. Die Kraft der Entwickelung hat uns natürlich in erster Reihe die socialen und wirthschaftlichen Reformen angewiesen, für welche alle Parteien sich im Laufe der Jahre mit steigendem Interesse ausgesprochen haben. Wir können nun mit Befriedigung auf eine Reihe vom Reichstage durchgeführter Gesetze verweisen, welche bedeutende Fortschritte auf diesen Gebieten enthalten, und welche einige der Versprechungen einlösen, die den untern Gesellschaftsklassen gegeben worden sind. Es ist hierdurch eine Reformarbeit eröffnet, welche, so hoffen wir, weitere gute Früchte tragen wird.“ Alsdann versichern die Unterzeichner des Aufrufes, daß sie der Verhandlungspolitik treu bleiben werden, und fordern ihre Wähler zur Unterstützung auf, sodaß in den folgenden Jahren auf der begonnenen Bahn zur Erreichung guter Ergebnisse in freisinnigem und volksthümlichem Sinne, gleich entfernt von tödlichem Stillstande und unverantwortlicher Phantasterei, fortgeschritten werden könne. Schon zuvor hatte Berg, der Urheber und das Haupt der „Verwelkungspolitik“, einen Aufruf an die Wählerschaft des Landes erlassen, dem die sogenannte „europäische“ (internationale) Demokratie unter Führung Hörup's, nebst einigen der äußersten Linken angehörenden „Wilden“, sich anschloß, in welchem der gemäßigten Linken ein Kampf aufs Messer angekündigt wurde. Dieser Kampf wird nun überall im Lande zwischen der gemäßigten (verhandelnden) Linken unter Führung Bojsen's und der Berg-Hörup'schen äußersten Linken mit großer Heftigkeit ausgefochten. Die Bojsen'sche Richtung hat bisher ganz entschieden den Sieg davongetragen. Die conservative Rechte sieht dem Kampfe mit verschränkten Armen zu; indeß drücken die leitenden Preßorgane derselben unverhohlen ihre Sympathie für die gemäßigte Linke aus. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Mehrheit der liberalen und oppositionellen Wählerschaft des Landes sich auf die Seite der „verhandelnden“ Linken stellen wird, und die Möglichkeit ist sogar nicht ausgeschlossen, daß eine größere Anzahl der auf die Berg'sche Seite getretenen Anhänger Hörup's sich wieder unter die Führung Bojsen's stellen und mit diesem für die „Verhandlungspolitik“ eintreten wird. Es liegt indeß, von einem Personenwechsel im Ministerium abgesehen, auch die Möglichkeit vor, daß das Folkething abermals, und zwar diesmal vor Eröffnung des Reichstages im October,

Digitized by Google

aufgelöst und neu gewählt wird, da es der Regierung sehr erwünscht sein könnte, die verhandelnde Linke auf Kosten der äußersten Linken verstärkt zu sehen, und gleichzeitig auch den Puls der Anhänger der conservativen Partei in Bezug auf die eingeschlagene neue politische Richtung kennen zu lernen. Gegenwärtig zählt die regierungsfreundliche Rechte des Folkethings 25 Mitglieder, die jedoch nicht sämmtlich conservativ sind, sondern der alt-(national-)liberalen Partei angehören, die freilich stark zusammengeschmolzen ist; die Rechte hat bei einer Neuwahl auf keinen nennenswerthen Zuwachs zu rechnen. Die beiden Fractionen der Linken (Opposition) des Folkethings zählen bezw. 37 Mitglieder (die gemäßigte) und 32 Mitglieder (äußerste Linke), wobei die 3 Socialdemokraten letztern zugerechnet sind; außerdem stehen 8 Wilde zwischen diesen beiden Linkenfractionen, bald der einen, bald der andern sich zuneigend. Da ein Ausgleich zwischen der gemäßigten und dem Kern der äußersten Linken ausgeschlossen ist, gestaltet sich die gemäßigte Partei zu einer Mittelpartei, die vielleicht noch eine Verstärkung auch von rechts erfährt. Eine solche starke Mittelpartei ist aber eine der Hauptbedingungen für einen befriedigenden Ausgleich in der Verfassungsfrage. Auch in Bezug auf letztere ist eine Wendung zum Bessern zu Tage getreten, und zwar insofern, als die auswärtige Politik Dänemarks allen Anzeichen nach die Signale, denen der Verfassungskampf entsprungen ist, verändert hat.

Die auswärtige Politik Dänemarks ist seit langen Zeiten eine deutschfeindliche gewesen; sie stützte sich auf England, Frankreich, Rußland, nicht aber auf Deutschland, den natürlichsten Freund Dänemarks. Ueber die Irrwege jener Politik, welche so unheilvoll für das Dänenreich geworden, ist in den letzten Jahren manches aufgedeckt worden. Im Sommer 1889 wurden Briefe des 1872 verstorbenen Barons Blixen-Finecke, Schwagers des Königs Christian IX., veröffentlicht. Baron Blixen stand mit den hervorragendsten Politikern Europas, unter andern auch mit dem Fürsten Bismarck, dessen Jugendfreund er war, in nahen Beziehungen. Die dänischen Gegner Blixen's nannten seinerzeit Bismarck den „deutschen Blixen", der in ihren Augen vor 1864, gleichwie Blixen, als politischer „Pfuscher" betrachtet wurde. Blixen weist nun in seinen kurz vor seinem Tode geschriebenen Briefen darauf hin, wie sehr sich die dänischen Gegner Bismarck's in diesem irrten, und gibt seine Ansicht dahin kund, daß die deutschen Herzogthümer Dänemark erhalten worden wären, falls ein Plan von ihm und dem dänischen Staatsmanne Rottwitt zur Ausführung gelangt wäre, der darin bestand, vorderhand den damaligen Thronfolger, jetzigen König Christian, zum Statthalter von Holstein-Lauenburg zu ernennen und wegen Schleswigs eine Vereinbarung mit dem Deutschen Bunde und besonders mit Preußen zu treffen. Bei den bezüglichen Verhandlungen sollte dänischerseits auf das Londoner Protokoll, das bekanntlich die Erbfolge in Dänemark und den Herzogthümern regelte, durchaus kein Gewicht gelegt werden. König Friedrich VII. billigte den Plan, nicht aber Prinz Christian. Blixen hatte damals, Anfang 1860, in der amtlichen kopenhagener „Berlingske Tidende" ein Schreiben an seinen Schwager, den Prinzen Christian, in welchem er diesen für die möglichen Folgen seines Verhaltens verantwortlich machte, veröffentlicht; er sagte, daß ihm keine andere Wahl bleibe, als ins Privatleben zurückzutreten, da er andernfalls seinen Schwager, den Thron-

Digitized by Google

folger, und mit diesem das Londoner Protokoll hätte fallen lassen müssen, was er seiner Gemahlin, der Prinzessin Auguste, und deren Familie wegen nicht wollte und durfte. Als sein Schwager am 15. Nov. 1864 den Thron bestieg, stellte Blixen sich ihm zur Verfügung; König Christian hat aber nie von dem Anerbieten Gebrauch gemacht, sondern warf sich zu seinem und des dänischen Staates Unglück in die Arme der „nationalliberalen" Professoren. Blixen sagt in seinen Briefen an Lehmann, daß er sich die Fähigkeit zugetraut habe, als dänischer Minister des Auswärtigen mit Bismarck's Hülfe den Krieg von 1864 zu hintertreiben, und führt zum Beweise Folgendes aus einem Schreiben Bismarck's vom October 1863 an, das an ihn gerichtet und auch für den König bestimmt war: „Es sollte mich herzlich freuen, wenn ich Gelegenheit bekäme, mit Ihnen amtlich zu unterhandeln, denn ich bin überzeugt, daß es uns gelingen würde, die Steine des Anstoßes zu beseitigen, weil wir beide nur das Vernünftige und Mögliche wollen. Ihre jetzigen Minister (Lehmann, Monrad, Fenger und Hall) können sich nicht frei genug bewegen, um eine friedliche Auffassung herbeizuführen: ihre Vergangenheit bindet sie."* Man darf Blixen wol glauben, daß es in Dänemark anders aussähe, wenn er im Jahre 1859/60 das Londoner Protokoll zerrissen und das preußische und dänische Ministerium, vertreten durch Bismarck und ihn, auf friedlichem Wege „den Stein des Anstoßes" aus dem Wege geräumt hätten. Die nationalliberale Eiderdänenpartei war in den letzten Regierungsjahren König Friedrich's VII. wie auch beim Regierungsantritt Christian's IX. und später zum Unglück Dänemarks die herrschende, und wenngleich sie seit den sechziger Jahren in politischer Hinsicht mehr und mehr dem Rückschritte verfiel und von der streng conservativen Richtung, die den Anschauungen des Königs Christian am meisten zusagt, zurückgedrängt wurde, so ist ihre nationale Politik doch bis in die neueste Zeit noch die maßgebende geblieben, der vor allen Dingen auch die deutschfeindlichen Wiedervergeltungsmaßnahmen, die Befestigung Kopenhagens u. s. w., entsprangen, welche seit dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 auf der Tagesordnung stehen.

Diese Politiker hielten Dänemarks Sache 1863 für vollkommen gesichert durch die Bündnißvereinbarungen zwischen den Königen Friedrich VII. und Karl XV. von Schweden und Norwegen, sowie durch die diplomatischen Bemühungen der englischen Regierung zu Gunsten des Dänenstaates. Sie hatten indeß die Rechnung ohne — Bismarck gemacht. Auch dieser war nicht unthätig gewesen, sondern hatte sich und seine Sache weit geschickter vorbereitet und gesichert als die dänischen Staatsmänner und deren Einflüsterer und Beschützer in England. Nachdem letztere ihre Bemühungen aufgeben mußten, den Kaiser Napoleon von seiner neutralen Haltung im deutsch-dänischen Streite abzubringen, waren sie zu gleichem Zwecke in St.-Petersburg thätig. Vor Ausbruch des Krieges von 1864 richtete die englische Regierung durch ihren Botschafter Lord Napier in St.-Petersburg wiederholt die Mahnung an den Fürsten Gortschakow, gemeinsam mit England dem Vorgehen Oesterreichs und Preußens gegen Dänemark in Wien und Berlin amtlich und nachdrücklich entgegenzutre-

* Vgl. auch von Sybel, „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", III, 132—134.

Digitized by Google

ten. Anfang Februar 1864, als der Krieg schon begonnen, wurde der englische Vorschlag in St.-Petersburg nochmals und in noch möglichst dringenderer Form erneuert. Es stellte sich alsdann aber heraus, daß Rußland sich zuvor schon den beiden deutschen Großmächten gegenüber durch bindende Versprechungen verpflichtet hatte, mit allen Mitteln eine Theilnahme Schwedens am Kriege gegen Deutschland unwirksam zu machen; falls Schweden Dänemark zu Hülfe eile, werde sofort ein russisches Beobachtungsheer in Finland zusammengezogen werden. Eine gleiche Erklärung nahm Ende Februar der österreichische Botschafter in St.-Petersburg, Graf Thun, von dem Fürsten Gortschakow entgegen. Es ist nicht bekannt geworden, daß die russische Regierung in amtlicher oder vertraulicher Weise der schwedischen Regierung Mittheilung von dem Abkommen mit Oesterreich und Preußen gemacht hätte: durch militärische Maßnahmen Rußlands die voraufgegangene schwedisch-dänische Vereinbarung, nach welcher Schweden und Norwegen am Kriege Dänemarks gegen Deutschland theilnehmen sollten, auszugleichen. Anzunehmen ist jedoch, daß der schwedischen Regierung von anderer Seite ein Wink in Bezug auf die Absichten Rußlands gegeben worden ist, die doch wol nur darin bestanden, eine sich darbietende Gelegenheit zur Erwerbung eines wünschenswerthen schwedisch-norwegischen Landstriches auszunutzen.

Erst die in den letzten Jahren veröffentlichten Erinnerungen der zu Anfang 1864 diplomatisch betheiligten Personen und amtliche Schriftstücke haben in Schweden und Norwegen in Verbindung mit schwedenfeindlichen Auslassungen der russischen Presse und den Russificirungsmaßnahmen in Finland die Wirkung gehabt, daß man dort aus den Friedensträumen aufgeschreckt worden ist und sich auf eine erfolgreichere Begegnung von Ereignissen wie die, von denen Schweden in den Jahren 1808—9 heimgesucht wurde, vorzubereiten beginnt; in Dänemark aber ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß der Schwerpunkt der Interessen der Großmächte Europas nicht in Dänemark liegt, daß von dem Wohle und Wehe des Dänenstaates die Politik Rußlands, Frankreichs oder Englands nicht in so hervorragendem oder gar ausschlaggebendem Maße beeinflußt wird, wie gar manche dänische Staatsmänner und Politiker allen Ernstes glauben oder dem dänischen Volke doch glauben machen wollten und zum Theil noch heute glauben machen möchten. Zu dieser sich in Dänemark zunehmend, auch nach oben hin Bahn brechenden Erkenntniß hat ferner die deutschfreundliche Haltung und Politik Schwedens und Norwegens seit der Thronbesteigung des Königs Oskar II. das Ihrige beigetragen. In demselben Maße wie unter Karl XV. und Friedrich VII. der skandinavische Einheitsgedanke gefördert und gekräftigt wurde, ist dieser phantastische, unreifen Jünglingsgehirnen entsprungene Gedanke, der 1864 seinen ersten Todesstoß erhielt, unter König Oskar II. von Schweden und Norwegen vollends zu einer Sage geworden. In Schweden und Norwegen denkt heutigentags kein verständiger Mensch mehr daran, die Waffen gegen Deutschland für Dänemark zur Wiedererlangung Schleswigs zu ergreifen, und damit ist dieser, jedenfalls natürlichste Rückhalt der dänischen Wiedervergeltungsbestrebungen gegen Deutschland hinfällig geworden. Trotzdem spielt die schleswigsche Frage noch heute eine Hauptrolle in der dänischen Politik, was besonders erkennbar zur Zeit der beiden letzten Personenwechsel auf dem deut-

Digitized by Google

schen Kaiser- und preußischen Königsthrone zu Tage trat.

Das dänische Volk ist sich in der Auffassung einig, daß die nördliche Hälfte Schleswigs ein natürliches dänisches Gebiet ist, welches, wenn nicht ganz Schleswig, früher oder später wieder dem Dänenreiche zufallen muß; nur darüber besteht in Dänemark eine Meinungsverschiedenheit, ob Nordschleswig auf freundschaftlichem oder kriegerischem Wege wiederzugewinnen ist. Die gegenwärtigen Regierungskreise neigen meist letzterm, die der Opposition anhängenden Volkskreise dagegen mehr dem erstern Gedanken zu. Als Kaiser Friedrich zur Regierung gelangte, war die Hoffnung in Dänemark weitaus vorherrschend, daß Nordschleswig dem Dänenstaate freiwillig wieder werde abgetreten werden. Man gab sich dieser Hoffnung auch noch nach der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers hin, kam aber wesentlich von dem Gedanken ab, als Kaiser Wilhelm II. bei einem festlichen Acte erklärt hatte, daß das durch Ströme deutschen Blutes für Deutschland Gewonnene mit dem letzten deutschen Blutstropfen werde vertheidigt werden. Diese Erklärung ist in Dänemark nicht misverstanden worden, und sie veranlaßte die fanatischen Gegner Deutschlands beim Besuche des Kaisers am dänischen Königshofe im Sommer 1888 zu lauten Demonstrationen während der Empfangsfahrt durch die Hauptstadt. Und noch im Juli 1890, als der Kaiser seinen zweiten Besuch am dänischen Königshofe, diesmal auf Fredensborg, gemacht hatte und von dem norwegischen Volke in der norwegischen Hauptstadt so außerordentlich begeistert empfangen worden war, unterließ die kopenhagener Presse nicht, ihrem Ingrimm hierüber Ausdruck zu geben. Das ministerielle kopenhagener „Dagblad" schrieb: „Die Bevölkerung Christianias fühlte sich derart durch den Kaiserbesuch geehrt, daß sie nicht wußte, auf welchem Bein sie stehen sollte. Wir wollen nicht davon reden, daß die officiellen Herren, welche Anreden an den Kaiser hielten, sich der deutschen Sprache bedienten und daß die Damen Blumensträuße mit deutschen Bändern trugen, aber sogar ein so schroff-radicales und republikanisches Blatt wie «Verdens Gang» bot dem Vertreter der größten Militärmacht in einem deutschen Leitartikel Willkommen, in welchem das Blatt sich vor dem Kaiser auf den Bauch warf. König Oskar hat keine Gelegenheit an sich vorübergehen lassen, seinen hohen Gast zu küssen, gleichwie er ihn zum Ehrenadmiral der norwegischen Flotte ernannte, eine Ernennung, die übrigens den Kaiser kaum schmeicheln wird, dem es selbstverständlich nicht unbekannt, daß die Flotte Norwegens eine Parodie ist." Ein anderes ministerielles kopenhagener Blatt, „Dagens Nyheder", verglich das norwegische Volk mit einem bekannten Gemälde: „Der König kommt!" wo alle Leute auf den Zehen stehen und entzückt sind. „Jedoch", schloß das Blatt, „hat es noch keine Bestätigung gefunden, daß knieende Herren und Damen längs des Kaiserweges Spalier bildeten." In ähnlicher bissiger und gehässiger Weise sprachen sich die meisten kopenhagener Zeitungen, insbesondere die regierungsfreundlichen, über den warmen Empfang des Kaisers Wilhelm seitens der Bevölkerung der norwegischen Hauptstadt aus. Wir führen dies an, einestheils um zu zeigen, daß der Deutschenhaß in den dem gegenwärtigen Regimente nahestehenden Parteikreisen Dänemarks noch in hoher Blüte steht, anderntheils um darzuthun, daß man in diesen Kreisen leidenschaftlich ergrimmt über die deutschfreundliche Gesinnung der skandinavischen „Brüder" in Schweden

Digitized by Google

und Norwegen ist. Jene Ausschreitungen einer dänischen Presse, die in nahen Beziehungen zu den verantwortlichen Rathgebern des Königs steht, mit welchem der Deutsche Kaiser zuvor in freundschaftlichen persönlichen Verkehr getreten war und welchem der Kaiser bezüglich seiner politischen An- und Absichten Dänemark gegenüber klaren Wein eingeschenkt haben dürfte, wie dies dem ganzen Wesen unsers jetzigen Reichsoberhauptes entspricht, dürfte, in Verbindung mit der entschieden deutschfreundlichen Haltung der Regierung und des Volkes in Schweden und Norwegen, in Dänemark nach oben hin die Anregung zu einer politischen Signalveränderung gegeben haben. Das Gefährliche und Verderbenbringende einer Großmachtspolitik des dänischen Kleinstaates, die ihre vorzüglichste Nahrung aus einem künstlich genährten Deutschenhaß im Volke zieht, scheint an maßgebender Stelle Dänemarks endlich erkannt worden zu sein, und damit zugleich die Nothwendigkeit freundlicherer Beziehungen zum deutschen Nachbarreiche. Als ein Ausfluß dieser Wendung der dänischen Regierungspolitik nach außen hin kann der Entschluß der dänischen Regierung betrachtet werden, die Befestigung Kopenhagens mit den Anlagen abzuschließen, die gegenwärtig vollendet oder in der Ausführung begriffen sind. Daß der kopenhagener Festungsbau eine deutschfeindliche Maßnahme ist, haben wir vor Jahren schon ausreichend durch die amtliche Begründung derselben nachgewiesen. Neuerdings wird dies jedoch in Deutschland sehr entschieden bestritten und in einem Theile der deutschen Presse namentlich viel Aufhebens von einer im Märzhefte der „Preußischen Jahrbücher" erschienenen Abhandlung gemacht, die einem deutschen Fachmann zugeschrieben wird. Der Verfasser scheint von derselben Auffassung auszugehen wie die dänische Landmilitärcommission, welche den letzten Landesvertheidigungsplan vom Jahre 1883 feststellte, in welchem sie der vollen Befestigung der Hauptstadt die Hauptrolle zuwies, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß ein befestigtes Kopenhagen den Schlüssel zur Ostsee bilde. Das in dieser Beziehung jedenfalls zuständigere Urtheil des dänischen Marineoffiziercorps, welches im Februar 1889 in der kopenhagener „National-Tidende", also in einem durchaus regierungsfreundlichen Blatte veröffentlicht wurde, hat die Haltlosigkeit jener einseitigen Auffassung in überzeugender Weise nachgewiesen. Es wird dargelegt, daß das dänische Inselreich sein Hauptvertheidigungsmittel in einer starken Kriegsflotte besitze, welche ihren befestigten Stützpunkt im Agersösund (Großen Belt) haben müsse; Kopenhagens Landbefestigung sei werthlos, wenn es sich um den Schutz der dänischen Neutralität in einem Kriege handle, an welchem die Ostmächte betheiligt. „Denkt man sich", hieß es in den Ausführungen der dänischen Marineoffiziere, „einen Krieg zwischen Ostseemächten und Westmächten, dann würden die fremden Flotten sich sofort in unsern Fahrwassern zeigen und den Großen Belt aufsuchen, um sich dort eine Operationsbasis zu bilden. Kopenhagen würden sie nicht viele Gedanken opfern. Kopenhagen ist nämlich nicht der Schlüssel zur Ostsee, weil es eine Pforte zur Ostsee außer dem Oeresund gibt, nämlich den Großen Belt. Die großen Schlachtschiffe der Gegenwart können ihrer Tiefe wegen nicht durch den Sund gehen, und selbst wenn einige derselben durch diesen gehen sollten, kann es nichts nützen, daß man ein gutes Schloß zu der einen Pforte besitzt,

Digitized by Google

wenn es eine andere gibt, die offen steht und welche den großen Vortheil hat, daß sie von allen Schiffen passirt werden kann. Aus Rücksicht auf die Passage nach der Ostsee hat eine Flotte also keinen Grund, sich Kopenhagens zu bemächtigen." Es wird alsdann weiter dargethan, daß Kopenhagen auch für eine fremde Kriegsflotte, die dort Reparaturen vornehmen oder sich mit Proviant u. s. w. versorgen will', von geringer Bedeutung ist, da zwischen der Stadt und Dreikronen nur 24 Fuß Wasser ist, sowie die Docks und dergleichen für große Schiffe zu klein sind. Bezüglich der Versorgung sei sodann wohl zu beachten, daß die Transportmittel der Jetztzeit so gute seien, daß keine Kriegsflotte sich die Mühe geben werde, eine große Truppenmasse mitzuführen, um Seeland zu erobern, lediglich um Kohlen und Provisionen zu erlangen, wenn es sich in aller Ruhe und Gemächlichkeit im Großen Belt einnisten und sich hier eine Stellung auf dem Wege nach der Ostsee sichern könne. Deutschland könne man hier ganz außer Betracht lassen, da Kopenhagen für die deutsche Flotte als Operationsbasis ganz bedeutungslos sei, indem es Kiel habe. Eine deutsche Flotte habe eigentlich nur Interesse daran, daß der Große Belt passirbar bleibe. Wir haben hier nur einige kurze Sätze aus den Darlegungen dänischer Marineoffiziere angeführt, welche der Behauptung widersprechen, daß Kopenhagen den Schlüssel zur Ostsee bildet und daß die Befestigung Kopenhagens gerade dem Interesse Deutschlands diene, denen der Feinde Deutschlands aber zuwider sei. An der Spitze der großen Mehrheit der dänischen Marineoffiziere, welche die Landbefestigung (gegen die Befestigung nach der Seeseite hat auch die dänische Opposition nichts einzuwenden) Kopenhagens verwerfen, steht die bedeutendste seemännische Kraft Dänemarks, Admiral Schönheyder, und selbst mehrere der höchsten und tüchtigsten Landoffiziere verwarfen sie.

Es ist, wie gesagt, nach manchen Anzeichen anzunehmen, daß die dänische Regierung sich gegenwärtig einer Deutschland freundlichern Politik zuwendet und deshalb die eigentliche Hauptbefestigung Kopenhagens nach der Landseite fallen läßt, um sich mit dem Ausbau der frühern Seebefestigung und den ausgeführten Feldbefestigungsanlagen zu begnügen. Wer aber die amtliche Begründung des kopenhagener Festungsplanes kennt und liest, der kann und wird nicht bestreiten wollen, daß der Maßnahme ein deutschfeindlicher Zweck zu Grunde lag. Der dänischen Opposition, gerade der besonnenen großen Mehrheit derselben, die neuerdings sich der Verhandlungspolitik zugewendet hat und deren entschieden patriotischer Sinn über allen Zweifel erhaben ist, wußte das, und sie kämpfte gegen die Landbefestigung der Hauptstadt, nicht aus politischen Parteigründen, sondern weil sie das kleine Land grundsätzlich von Kriegen fern halten will, die nicht der Abwehr feindlicher Ueberfälle dienen oder durch Eroberungsangriffe seitens fremder Staaten dem Volke aufgezwungen werden. Nachdem die dänische Regierung von der Absicht abgekommen ist, großmächtigen Freunden Dänemarks und gleichzeitigen Feinden Deutschlands eine Festung zu bauen, die im Kriegsfalle als Ausfallspforte gegen Deutschland von Werth ist, um für solchen Liebesdienst nach etwaiger Besiegung Deutschlands Schleswig als Dankesgabe aus den Händen des oder der Sieger entgegenzunehmen, ist zugleich das Haupthinderniß der Beseitigung des Verfassungsstreites hinfällig

Digitized by Google

geworden, denn dieser Streit ist eben der kopenhagener Festungsfrage entsprungen. Die hinter der großen oppositionellen Mehrheit des Folkethings stehende große Mehrheit des dänischen Volkes hat seit zwei Jahrzehnten mittels aller stattgefundenen ordentlichen und außerordentlichen Folkethingswahlen gegen die durch den kopenhagener Landbefestigungsplan und mit dieser von oben herab großgezüchteten chauvinistischen Wiedervergeltungsagitation zum Ausdruck gebrachten Abenteurerpolitik entschiedenen Widerspruch erhoben. Die Volksvertretung hat dementsprechend die Forderungen der Regierung zu kopenhagener Festungszwecken stets verworfen, welche anfangs mittels besonderer Gesetzesvorlagen gestellt, später dem Budget einverleibt wurden; hierdurch wurde die Ablehnung der Budgetvorlagen bewirkt, an deren Stelle die bisherigen verfassungswidrigen „Budgetprovisorien", jetzt sieben an der Zahl, traten, auf Grund deren die bisherigen Festungsanlagen hergestellt sind. Der Regierung genügte das mittelbare Ja des Landsthings, das unmittelbare Nein des Folkethings beachtete sie nicht. Das oppositionelle Folkething glaubte nun sich dadurch Geltung zu verschaffen und die Regierung zur Umkehr zu zwingen, daß es alle Regierungsvorlagen beiseitelegte und die Gesetzgebung sozusagen zum Stillstand brachte. Indeß auch dieses Mittel schlug dem Ministerium Estrup gegenüber nicht an. Letzteres erließ mehrere Gesetze ohne Zustimmung des Folkethings; eine Preßgesetznovelle, ein Gesetz betreffend die Errichtung eines Landespolizeicorps u. s. w., und drohte im Jahre 1890 mit weitern derartigen „Gesetzen". So war denn dem Folkething durch dessen „Verwelkungspolitik" so gut wie jeglicher Einfluß auf die Gesetzgebung verloren gegangen, und letztere selbst, soweit es sich um allseitig gewünschte Reformen handelte, brach gelegt. Ein solcher Zustand frommte wol den äußersten Parteibestrebungen, dem politischen Rückschritt auf der einen, der gesellschaftlichen und staatlichen Umsturzpartei auf der andern Seite, da sie bei den Wahlen mehr und mehr emporkamen, die besonnenern Parteirichtungen in Stadt und Land verlangten aber immer dringender gesetzgeberische Reformen, namentlich auf socialem und wirthschaftlichem Gebiete, da deren Mangel sich mit zunehmender Stärke fühlbar machte. Diesem Verlangen ist die „Verhandlungspolitik" und die neue Parteibildung auf oppositioneller Seite entsprungen. Die Regierung und deren Anhänger boten zu diesem ersten versöhnenden Schritte der hauptsächlich den soliden Mittelstand der Bevölkerung vertretenden gemäßigten Linken um so williger die Hand, als sie mit dieser das dringende Bedürfniß fühlt, den auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung gerichteten Bestrebungen mit allen Kräften entgegenzutreten. Es ist unverkennbar, daß die gemäßigte Linke den richtigen Weg eingeschlagen hat, um wieder geregelte staatliche Zustände herbeizuführen. Durch das von denselben erzielte werthvolle gesetzgeberische Ergebniß hat sie dem Folkething einen wesentlichen Theil seines verlorenen Einflusses zurückerobert, das allgemeine Verständniß für das Gemeinschädliche der Aufrechterhaltung verfassungswidriger Zustände geschärft und durch die stattgefundenen Verhandlungen die chauvinistischen und reactionären Elemente, welche hinter der Regierung stehen, zurückgedrängt. Wie die Dinge thatsächlich liegen, ist auf eine andere Weise gar nicht aus der politischen Versumpfung, welcher Dänemark verfallen ist, herauszukommen. Was

Digitized by Google

wäre denn z. B. gewonnen, wenn an die Stelle des jetzigen, sich auf das Landsthing stützenden conservativen Ministeriums ein liberales träte, dessen Stütze das Folkething bildete, zu welchem aber das dem letztern Thing gleichberechtigte Landsthing in Opposition stände? Das liberale Ministerium müßte ebenfalls zu verfassungswidrigen Maßnahmen greifen, wenn es seinen und des Folkethings Willen im Widerspruche mit den Landsthingsbeschlüssen durchsetzen wollte. Es ist also unter der bestehenden dänischen Verfassung nothwendig, daß beide Reichstagsabtheilungen sich durch sachliche Verhandlungen wegen gesetzgeberischer Reformen verständigen, und um in Zukunft die jetzige einseitige Verfügung über die Staatsmittel unmöglich zu machen, braucht man nur die schwedische Einrichtung einzuführen, welcher zufolge über Budgetposten, die von der einen Kammer angenommen, von der andern abgelehnt sind, in gemeinsamer Abstimmung beider Kammern entschieden wird. Eine bezügliche Gesetzesvorlage ist dem dänischen Reichstage schon einmal von dem jetzigen Ministerium überreicht worden. Daß eine Verfassungsrevision erforderlich ist, um den jetzigen Verfassungsstreit aus der Welt zu schaffen und einem neuen Streite möglichst vorzubeugen, verhehlt man sich auf beiden kämpfenden Seiten nicht, und eine befriedigende Verfassungsänderung erscheint jetzt unschwer erreichbar, da der Stachel des jetzigen Streites für die Opposition durch das Fallenlassen des Haupttheiles der Landbefestigung Kopenhagens und für die Regierungspartei durch das Entgegenkommen der Opposition beseitigt ist. Es ist von beiden Seiten Luft und Licht geschaffen, unter welchen eine gedeihlichere politische Entwickelung des Volkes ermöglicht wird. Von den frühern innern politischen Kämpfen abgesehen, hat der jetzige ununterbrochene zwanzigjährige Kampf das dänische Volk politisch ganz besonders geläutert, indem man auf beiden Seiten zu der Erkenntniß gelangt ist, daß in einem Verfassungsstaate die Interessen und Wünsche einzelner Parteien und Klassen dem Gemeinwohle willig unterzuordnen sind. In dieser Erkenntniß liegt der Beginn einer politischen Wiedergeburt des dänischen Volkes, die sich um so rascher und erfreulicher entfalten würde, wenn wirklich, vorliegenden Anzeichen zufolge, die Signale der auswärtigen Politik Dänemarks in der von uns bezeichneten Richtung geändert worden sind.

Graf Moltke.

Rückblick auf sein Leben und Wirken.

Von **Joseph Schott**, Major a. D.

Eine angesehene Militärzeitung Italiens rechnet in ihrem Nachruf an den am 24. April 1891 abgeschiedenen Generalfeldmarschall Grafen von Moltke den großen Todten zu den wenigen Sterblichen, welche in dem Augenblicke, wo sie der Natur ihren letzten Tribut zahlen, bereits wissen, was dereinst die

Digitized by Google

Geschichte über sie urtheilen wird. Man kann der Zeitung nur recht hierin geben, selten hat aber auch eines Menschen ganzer Lebenslauf in der Stunde des Todes so klar vor uns gelegen wie heute derjenige von Moltke. Ein seltenes Glück hat Moltke allezeit zur Seite gestanden wie kaum einem andern, aber nicht das blinde Glück, welches meist den Unverstand begünstigt, dann aber vergänglich ist. Fortes fortuna adjuvat, es war das Glück des Starken, des geistig Starken, welches in seinem Wahlspruch „Erst wägen, dann wagen" verkörpert ist. Sein von aller Selbstsucht freies Wesen, sein bis ins hohe Alter ungetrübter Blick und seine klare Selbsterkenntniß haben ihm auch jene Widrigkeiten erspart, welche die leicht wechselnde Gunst der Großen im Gefolge haben kann. Dafür ist ihm in seinen spätern Lebensjahren, insbesondere an seinem 91. Geburtstage, von hoch und gering eine Ehrung zutheil geworden, wie sie nicht leicht zum zweiten male vorkommen wird; sie ist bei seinem Tode nicht nur zu einem Nationalcultus, sie ist zu einer einmüthigen Kundgebung des gebildeten Theiles aller Völker, auch solcher, denen er seinerzeit feindlich gegenübergestanden hat, ausgestaltet worden. Dieser gottbegnadete Mann darf als der einzige Meister der Kriegskunst angesehen werden, der bis zu diesem Augenblicke auf dem Boden unserer neuern Cultur emporgewachsen ist. Was im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen und der hohen Fortschritte der Kriegstechnik auf dem Gebiete der Kriegskunst sonst bis heute geleistet worden ist, entbehrt zumeist der Genialität; wo aber solche oder mindestens Eigenartigkeit vorgelegen hat, sind es nur Theilleistungen, die wir vor uns sehen; geschlossene Bilder hat allein Moltke geliefert, dazu rechnen wir selbstredend vor allem die Feldzüge von 1866 und von 1870/71. Es wird dereinst auch von hohem Interesse sein, wenn erst Moltke's „Künstlermappen" zugänglich gemacht werden, in welchen noch die Entwürfe zu einer Reihe von Feldzügen schlummern, die entweder nachher gar nicht stattgefunden haben, oder an denen Moltke keine unmittelbare Betheiligung gehabt hat, zu denen er aber Pläne entworfen, die nicht befolgt worden sind. Jene werden weitere Beweise seiner Schaffenskraft liefern.

Wir haben als leitenden Gedanken Moltke als Meister einer Kunst unserer Betrachtung vorangestellt. Ja eine Kunst ist die Kriegskunst, wie sie von Moltke aufgefaßt ward, im wahren Sinne des Wortes. Dies legt den Gedanken nahe an die Werkzeuge, mit denen der Künstler arbeitete, und an die Masse, aus welcher er sein Gebilde schuf. In beiden Beziehungen hat über Moltke ein glücklicher Stern gewaltet. Das unmittelbare Organ des Künstlers Moltke, der Generalstab Preußens, ist in seiner Entstehung auf niemand Geringeres als die mit der Wiedergeburt Preußens so innig verwachsene hehre Gestalt von Scharnhorst zurückzuführen. Der Generalstab hatte sich unter seinen in ihrer Art gleichfalls bedeutenden drei Nachfolgern an der Spitze des Instituts in dem Tempo und Maße weiter entwickelt, wie es die Mittel der kleinsten Großmacht zuließen, nicht äußerlich effectvoll, sondern in stiller, aber emsiger und wirkungsvoller Arbeit, und, was nicht unwichtig, nach außen hin wenig bemerkt und noch weniger nachgeahmt. Der preußische Generalstab bildete auch schon vor Moltke eine mit dem innersten Wesen des Heeres verwachsene Organisation, keine geschlossene Kaste, wie damals in andern Staaten, die in eitler Ueberhebung über die Offiziere der

Digitized by Google

Truppe sich mit Wissenschaftlichkeit brüstet, aber über dem todten Wissen das lebendige Können aus dem Auge verliert. In Preußen hat es niemals eine Generalstabsschule gegeben; es ist nicht einmal nöthig erschienen, daß jeder Generalstabsoffizier die Kriegsakademie absolvirt hätte, ein Lehrstuhl der Strategie ist zudem an letzterer nie dagewesen. Die Theorie des großen Krieges hat sich in Preußen niemals sehr breit gemacht. Was in preußischem Sinne als Strategie gilt, hat Moltke in einem 1870 geschriebenen Aufsatze behandelt, der gelegentlich seines letzten Geburtstages im 13. Hefte der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Generalstabs veröffentlicht wurde. Der preußische Generalstab, der 1821 seiner Unterordnung unter das Kriegsministerium enthoben wurde, steht seitdem in der Person seines Chefs unmittelbar unter dem allerhöchsten Kriegsherrn, sein Personal aber ist einem steten Wechsel mit der Stellung als Truppenoffizier unterworfen. Beides aber ist es, was im Gegensatze zu allen andern Armeen den preußischen Generalstab in der neuern Zeit zur Erfüllung aller seiner Aufgaben in so hohem Maße geschickt gemacht hat.

In weiterm Sinne haben wir als die Organe des schaffenden Meisters der Kriegskunst das gesammte Offiziercorps, ja die ganze geistig belebte Masse des Heeres zu denken, die zugleich das Material abgeben, aus welchem die Gebilde entstehen. An diesem Heere hatten, als die Künstlerhand Moltke's zu ihrem eigentlichen Schaffen berufen wurde, mehr als zwei Jahrhunderte bildend vorgearbeitet, die letzte Feile sozusagen hatte wenige Jahre vorher Kaiser Wilhelm I. in seinem großen Reorganisationswerke angelegt. Die glücklichsten Vorbedingungen für Moltke's Feldherrnthätigkeit haben also vorgelegen.

Auf diesem wohlvorbereiteten Boden ist nun jene ganz eigenartige Gestalt, wie wir sie in Moltke erblicken, emporgewachsen, ohne daß wir behaupten könnten, es sei dies gleichsam nach der vorhergegangenen Arbeit eine Naturnothwendigkeit gewesen, ein solcher Moltke hätte unter diesen Umständen entstehen müssen. Damit wollen wir uns dieses Geschenk der Vorsehung an das deutsche Volk nicht verkümmern. Eigenthümliche Naturgaben waren diesem Sterblichen in die Wiege gelegt worden, deren glückliche Vereinigung für die Meisterschaft in der Kriegskunst eine Vorbedingung bildet. Die weitere Vorarbeit hat sein eigenartiger Lebensgang bis zu dem Augenblicke, wo ihn das Vertrauen seines Herrschers in die wichtige Stellung als Chef des Generalstabes berufen, zu Wege gebracht. Im Anschluß an Hauptmomente dieses Lebensganges versuchen wir im Folgenden ein kurzes Bild von Moltke's militärischer Thätigkeit und deren Erfolgen zu geben.

Helmuth Freiherr von Moltke entstammte einem sechs Jahrhunderte alten Adelsgeschlechte, das über Dänemark, Schweden, Nord- und Süddeutschland in weiter Verästelung sich verbreitet. War es in jener Zeit schon ein großer Vorzug, als Edelmann geboren zu sein, so mußte die Zugehörigkeit zu einem so angesehenen Geschlechte, das schon manche hervorstechende Persönlichkeit zu den Seinen gezählt, das Selbstbewußtsein des Knaben und Jünglings heben und seinen Blick freier gestalten. Als Sohn eines deutschen Zweiges der großen Familie war Helmuth von vornherein ein Angehöriger des Vaterlandes, das er später so groß gemacht. Französische Verkleinerungssucht mit Unwissenheit gepaart suchte ihn gern als geborenen Dänen hinzustellen und hieraus allerlei

Digitized by Google

Gehässigkeiten abzuleiten. Die Zeit, in welche Moltke's erste Jugend fällt, war für sein Heimatland keine rosige; als sechsjähriger Knabe erlebte er schon, wie die Scharen des corsischen Eroberers bei der Erstürmung von Lübeck das älterliche Haus plünderten. Solche Eindrücke sind unauslöschlich. Sein bitteres Wort über den Marschall Davoust, welches vergangenen Sommer im Reichstage gelegentlich der Militärvorlage gefallen war, ist darauf zurückzuführen; Moltke sprach aus, was das deutsche Volk vom Peiniger Hamburgs bis heute noch allgemein denkt. An der Härte des Verfahrens gegen die Hansastadt wird auch durch die französischen Richtigstellungen nichts gemildert. Die Noth der Zeiten, die bedrängte Lage der eigenen Familie, die harte Schule in der dänischen Cadettenakademie von 1811 bis 1817 vereinigten sich, um den jungen Moltke frühzeitig an Selbstverleugnung und Entbehrungen zu gewöhnen. Sein Körper wurde gestählt, die einfache Lebensweise, welche jene Verhältnisse mit sich brachten, ist von Moltke auch nachmals beibehalten worden; sie hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn bei voller Rüstigkeit und Arbeitskraft ein so hohes Alter erreichen zu lassen. Seine allgemein- und fachwissenschaftliche Ausbildung in Dänemark hat, nach den Erfolgen zu urtheilen, nichts zu wünschen gelassen. Vom Pagenleben am dänischen Hofe, womit er gleichsam seine Schuld an Dänemark für die ihm gewordene Erziehung abzutragen hatte, ist wenig bekannt. Seine dänische Lieutenantszeit verbrachte er im Bundeslande Holstein. Von Dänemark, dem Mitgliede des Deutschen Bundes für Holstein und Lauenburg, dessen Contingent mit der königlich dänischen Armee völlig verschmolzen war, trat er in die Dienste des größern Bundesstaates Preußen, zu dessen Armee schon sein Vater gehört hatte. Daraus wollen thörichte Franzosen, aber nicht blos der politischen Presse, sondern auch gewisse Militärzeitungen ihn zum vaterlandslosen Landsknecht stempeln. Ja selbst die Einsichtigern construiren sich daraus, daß Moltke 1864 den Feldzugsplan gegen das vertragsbrüchige Bundesmitglied Dänemark entworfen und dessen Ausführung später geleitet, einen Beweis geringer Dankbarkeit gegen das Land, das ihn erzogen, welches freilich auch dem weltberühmt Gewordenen niemals eine Ordensdecoration verliehen hat, ebenso wenig wie Großbritannien. In der preußischen Armee ist Moltke bald als besonders tüchtiger Offizier erkannt, seine binnen Jahresfrist erfolgende Commandirung zur Allgemeinen Kriegsschule (jetzigen Kriegsakademie), das später folgende Commando zum Generalstab, an welches sich wieder die Versetzung in diesen knüpft, sprechen deutlich genug hierfür. Wenn auch die Beförderungsverhältnisse anfänglich ungünstig erscheinen, so hätte Moltke, selbst wenn er niemals die Gelegenheit gefunden hätte, sich so weit über das allgemeine Gleichmaß zu erheben, seinen Uebertritt in preußische Dienste nicht zu bereuen gehabt. Waren ihm die Verhältnisse auch darin günstig, daß sie ihn schon früh zum Mitgliede des Instituts werden ließen, an dessen Spitze er später seine Größe zeigte, so lag darin noch immer nichts Außergewöhnliches. Dies erblicken wir erst in seinem fast vierjährigen Aufenthalte in der Türkei, welcher ihm zuerst die Theilnahme an kriegerischer Thätigkeit brachte. Die Bedeutung jener Zeit voll zu würdigen, fehlt uns der Raum. Es genügt, auf die vielseitigen Aufgaben hinzuweisen, welche ihm die türkische Regierung stellte, nachdem man von Anfang an

Digitized by Google

seine hervorragenden Eigenschaften erkannt hatte. Vor dem Feinde zeigt er hier zuerst jene richtige Beurtheilung der jeweiligen Sachlage und der hieraus abzuleitenden Maßregeln, wenngleich seine Stellung eine eigentliche Initiative nicht zuließ. Welche reiche Fülle neuer Anschauungen, welche Erweiterung des Blickes, welche Summe von Erfahrungen, welche Stählung des Willens mußte jene Zeit ihm gebracht haben! Bereits um eines Hauptes Länge seinesgleichen überragend, finden wir ihn nach der Rückkehr wieder eine Reihe von Jahren im Dienste des Generalstabs thätig. In der Folgezeit ist sein mehr als einjähriger Aufenthalt in Rom als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen wichtig, weil er ihm Gelegenheit bot, die Zeugen der Geschichte und der Kunst des alten Weltreichs unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Moltke's Aufnahmen der Umgebungen von Rom aus den Jahren 1845 und 1846 zählen mit ihren spätern Ergänzungen noch heute zu dem Besten, was in dieser Art besteht. Der Topograph Moltke hatte bereits gelegentlich seines Aufenthalts in der Türkei und Kleinasien hervorragende Leistungen zu verzeichnen gehabt. Nach dem Tode des Prinzen über Spanien zurückgekehrt, steigt er im Generalstab allmählich höher, wir finden ihn 1848 als Abtheilungsvorsteher im Großen Generalstabe und bald nachher als Generalstabschef des 4. Armeecorps. Die Jahre 1848—50 gingen ohne eine Theilnahme an den damaligen kriegerischen Ereignissen vorüber. Einen weitern wichtigen Lebensabschnitt bildet die Zeit, da er persönlicher Adjutant des nachmaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm war, 1855—57, welche wichtige Reisen, insbesondere nach Rußland, England, Frankreich im Gefolge hatte.

Der Prinz von Preußen, nachmaliger König und Kaiser Wilhelm I., welcher am 23. Oct. 1857 die Stellvertretung seines schwer erkrankten königlichen Bruders übernommen, berief bereits am 29. Oct. desselben Jahres den damaligen Generalmajor Freiherrn von Moltke zur Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabs der Armee in Stelle des am 7. Oct. verstorbenen Generals der Cavalerie von Reyher. Moltke war damals noch einer der jüngsten Generalmajors, und es spricht für des Herrschers nachmals so berühmt gewordenen Kennerblick, daß die erste seiner selbständigen Handlungen gerade diese Wahl war. Nach dem bekannten Werke des Generals der Infanterie Bronsart von Schellendorff I.: „Der Dienst des Generalstabs", zählte der Generalstab der preußischen Armee im Frieden damals außer dem Chef nur 13 Obersten, 32 Stabsoffiziere und 18 Hauptleute, im ganzen 64 Offiziere. Dies ist der Stamm, mit welchem Moltke bis zum Jahre 1867 gearbeitet hat; im Kriege erfolgte die Ergänzung durch Einberufung solcher Offiziere, welche dem Generalstabe früher angehört oder sich als dazu geeignet gezeigt hatten. Im Kriege 1866 war man genöthigt gewesen, zu den 64 Offizieren des Friedensstandes 41 weitere Generalstabsoffiziere zu ernennen. Moltke's Einwirkung auf das ihm unterstellte Corps, das sein Rüstzeug im Kriege bilden sollte, konnte zunächst nur eine qualitative sein. Eine der wichtigsten Aufgaben des Leiters zur Ausbildung seiner Offiziere bewegt sich anscheinend auf theoretischem Gebiete, es handelt sich um die taktisch-strategischen Arbeiten der Generalstabsoffiziere, welche entweder lediglich auf dem Papiere oder unter gewissen Annahmen, ohne Heranziehung von Truppen, im Gelände vorgenommen werden. Es kommt hier entweder auf

Digitized by Google

die begründete Darlegung eines im einzelnen Falle zu fassenden Entschlusses an, wodurch gleichsam der vom Generalstabsoffizier seinem Truppenbefehlshaber zu erstattende Vortrag seinen Ausdruck erhält, oder auf die Ausfertigung des erforderlichen Operationsbefehls, wobei die eigentliche Dienstthätigkeit des Generalstabsoffiziers, nachdem die Beschlußfassung durch den Truppenbefehlshaber vorausgesetzt ist, zur Darstellung gelangt. Diese Arbeiten gipfeln in den sogenannten Generalstabsreisen, welche den Verlauf der Operationen zweier gegnerischen Parteien zu Grunde legen, während die beiderseitigen Führer den betheiligten Offizieren einzelne im Anschluß hieran stehende Aufgaben stellen, welche Marsch- oder Gefechtsbefehle, Erkundungen, Truppenunterbringung, Vorpostenstellungen, Gefechtsberichte u. s. w. zum Gegenstande haben. Es ist bekannt, eine wie große Meisterschaft Moltke sowol in der Stellung der Aufgaben zu solchen Arbeiten wie in der Leitung der letztern und in der spätern Beurtheilung der Leistungen gehabt hat, und einen wie tiefgreifenden Einfluß er dadurch auf das geistige Element nicht nur des Generalstabs, sondern des Offiziercorps überhaupt geübt hat. Moltke's Aufgaben sind nicht nur hinsichtlich ihrer Abfassung classisch geworden, sondern auch durch die Art seiner eigenen Lösungen, auf die selten ein anderer kam, die aber hinterher durch ihre schlagende Einfachheit und Klarheit auch dem ausgebildetsten Verstande imponirten. Es wird gewiß schwer sein für den Geschichtschreiber, dereinst auszusondern, was in der Fortentwickelung des preußischen Generalstabs vorwiegend oder ausschließlich auf Moltke's Rechnung kommt, oder was als ererbt betrachtet werden muß. Unbestritten bleiben aber Moltke's Verdienste um das militärische Eisenbahnwesen. Er hat das ganze Eisenbahnnetz des Staates, einschließlich der im Privatbesitz befindlichen Linien, dem militärischen Interesse im Kriegsfalle nutzbar gemacht, bereits im Frieden die nach den Aufmarschgebieten führenden, eingeschlossen die als Etappenstraßen durch deutsche Bundesstaaten zu betrachtenden außerpreußischen Linien, in ein System gebracht, die Fahrpläne vorbereitet und die Verwaltung im Kriege vereinheitlicht, auch auf die Sicherstellung des Bedarfs an rollendem Material hingearbeitet, sowie die Schöpfung von Feldeisenbahnformationen zu baldmöglicher Inbetriebsetzung der in Feindesland vorgefundenen Linien und zu deren Ergänzung vorgesehen. Moltke und der ihm unterstellte Generalstab haben in dieser Hinsicht allen 1859 seitens der Franzosen und später den in Nordamerika gemachten Erfahrungen Beachtung geschenkt. Moltke ist auf diese Weise der Schöpfer des strategischen Aufmarsches mittels der Eisenbahnen, worunter man die Versammlung der Truppen in den Landstrichen, gewöhnlich den Grenzbezirken, welche die Ausgangsstelle der eigentlichen Operationen werden, versteht. Vordem war die Benutzung der Eisenbahnen nur eine theilweise und mehr gelegentliche gewesen, Moltke hat dann auch alle Einrichtungen getroffen, um den operirenden Truppen den Nachschub an Existenzmitteln mittels der Eisenbahnen ebensowol zu sichern, als durch ein Evacuirungssystem das rechtzeitige Abstoßen aller Elemente, welche dem Verlaufe der Operationen hinderlich werden können, herbeizuführen.

Nachdem Moltke im September 1858 endgültig zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt worden war, sehen wir bei der Mobilmachung des Jahres 1859 bereits ernstliche Aufgaben an ihn herantreten. Es handelte sich zunächst um die

Digitized by Google

Ausnutzung der vorhandenen Eisenbahnverbindungen, um den Aufmarsch am Rheine zu sichern. Ein von Moltke bearbeiteter eigentlicher Feldzugsplan ist bisjetzt nicht bekannt geworden. Der unerwartete Frieden hat auch alle weitern Maßnahmen ausgeschlossen. An der darauf vom Prinz-Regenten ins Werk gesetzten und vom Könige durchgeführten Reorganisation des preußischen Heeres kam Moltke vermöge seiner Stellung kein unmittelbarer Antheil zu, wir haben ihn aber doch auch hierin wie hinsichtlich der Bewaffnungs- und Festungsfrage als Berather seines Kriegsherrn zu denken. So sehen wir Moltke 1862 in einer Commission thätig, welche im Hinblick auf den mit dem Abgeordnetenhause ausgebrochenen Militärconflict berathen sollte, ob in dem Militäretat, ohne Gefährdung der Schlagfertigkeit der Armee, vorübergehende Ersparnisse gemacht werden könnten. Kurz nachher wird er zu einem Ausschusse deutscher Bundesstaaten herangezogen, welcher über die zur Vertheidigung der deutschen Küsten erforderlichen gemeinsamen Maßregeln berathen sollte; Moltke hatte vorher in Begleitung von Generalstabs-, Ingenieur- und Marineoffizieren die deutsche Nord- und Ostseeküste bereist, und es hat dann Moltke's Entwurf jenem Ausschusse vorgelegen, der, in Hamburg zusammentretend und die Vorschläge an Ort und Stelle prüfend, schließlich alle preußischen Anträge, namentlich auch den auf Gründung einer deutschen Flotte unter preußischer Führung, getreu den Traditionen des Deutschen Bundes, verworfen hat. Im selben Jahre trat die erste Leistung des Generalstabs unter Moltke's Einwirkung auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte ans Tageslicht: „Der italienische Feldzug des Jahres 1859", redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabs, woran Moltke eine wesentliche Antheilnahme zukommt.

Nachdem im Hinblick auf den ausgebrochenen Streit mit Dänemark Moltke an einer im November 1863 in Frankfurt a. M. zusammenberufenen Berathung theilgenommen, welche vom militärischen Standpunkte aus die erforderlichen Maßregeln zur Vollziehung der Bundesexecution in Holstein zu überlegen hatte, entwirft späterhin der preußische Generalstabschef den Operationsplan für das verbündete österreichisch-preußische Heer, welches in die Elbherzogthümer einzurücken hatte. Das dänische Heer entzog sich durch vorzeitige Räumung der Danewerkstellung der Vernichtung, welche ein Gelingen des Moltke'schen Planes nothwendig im Gefolge gehabt haben würde. Um Mitte Februar schon auf den Kriegsschauplatz berufen, übernahm Moltke Ende April 1864 die Geschäfte als Chef des Stabes beim Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, Prinzen Friedrich Karl. Es ist nur wenig bekannt, daß schon vier Wochen vor dem Sturme auf die Düppeler Schanzen Moltke seinem Könige eine Denkschrift unterbreitet hat, in der er sich für eine Landung auf Fünen, als eine wirksame Diversion für den Angriff auf Düppel und als die stärkste Zwangsmaßregel gegen Dänemark, ausspricht. In diesem Plane, den Moltke als Stabschef von Friedrich Karl zu einem gleichzeitigen Uebergange nach Alsen und nach Fünen umgestaltete, um so den Krieg mit einem Schlage zu beenden, spricht sich bereits der besondere Charakter der Moltke'schen Kriegführung aus, die auf eine rasche Entscheidung hinarbeitet; der zweite Plan fand die Zustimmung des Prinzen, kam aber infolge der Ablehnung seitens Oesterreichs nicht zur Ausführung. An dem dann folgenden Uebergange nach Alsen,

Digitized by Google

zu welchem kühnen Unternehmen Moltke gleichfalls den Entwurf bearbeitete, hat dieser persönlich Antheil genommen. Die vollständige Besetzung von Jütland durch preußische und österreichische Truppen schloß sich hieran und ein neuerdings von Moltke bearbeiteter Entwurf zum Uebergange nach Fünen, wo die letzte dänische Armee versammelt stand, war der Ausführung nahe, als sich Dänemark zum Abschluß des Friedens bereit erklärte.

In der Folgezeit wirkt der mit Ausgang 1864 wieder in seine frühere Stellung als Chef des Generalstabs der Armee zurückgetretene Generallieutenant von Moltke durch seine 1865 erschienenen „Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Schußwaffen auf das Gefecht" klärend auf die taktischen Anschauungen ein und legt den Grund zu der Feuertaktik der preußischen Infanterie, mit welcher diese 1866 so große Erfolge erzielen sollte. In den der „Verordnung über die größern Truppenübungen" beigegebenen Bemerkungen, welche Moltke direct zugeschrieben werden, findet sich die erste Würdigung des Zündnadelgewehrs als der Schnellfeuerwaffe in ihrer ausschlaggebenden Ueberlegenheit über die Präcisionswaffen der andern Armeen; die Berechnung konnte im Jahre nachher auf den Schlachtfeldern Böhmens und am Main ihre volle Bestätigung finden.

Eine ungleich umfassendere Aufgabe sollte 1866 an Moltke als Generalstabschef herantreten, aber auch eine ungleich freiere Bewegung in der Entfaltung seiner Pläne ihm gestattet sein, als es 1864 der Fall gewesen war. Der vornehmlichste Grundgedanke der Moltke'schen Feldherrnkunst ist die Vereinigung der Kräfte gegen die feindliche Hauptmacht, mit deren Niederwerfung die mehr untergeordneten Ziele dem Sieger von selber zufallen müssen. Dieser Gedanke kam schon drei Wochen vor dem Beginne der Feindseligkeiten darin zum Ausdruck, daß mit fast gänzlicher Entblößung der westlichen Hälfte der Monarchie beinahe die ganze preußische Armee, mit ausgedehnter Benutzung der Eisenbahnen, in die an Oesterreich und Sachsen angrenzenden Provinzen dirigirt wurde. Erst hieran knüpfte sich der eigentliche strategische Aufmarsch im Wege des Fußmarsches, unter Verkürzung der angenommenen Front und unter Bildung von drei selbständigen Armeen, welche auf verschiedenen Straßen in das feindliche Gebiet einzurücken hatten. Wir sehen hier als Moltke's eigene Schöpfung die Armee als ständiges Zwischenglied zwischen das Obercommando und die Armeecorps eingeschoben, wodurch die Befehlsertheilung wesentlich vereinfacht wird; wir finden ferner die Armeen von verschiedenen Ausgangspunkten her auf getrennten Operationslinien vorgehend, in dem Gedanken der steten Abstandsverminderung mit jedem Marsche nach vorwärts bis zur endlichen Vereinigung auf dem Schlachtfelde, nicht vor der Schlacht. Es ist dies später in dem Stichworte: „Getrennt marschiren, vereinigt schlagen", zum Ausdruck gebracht worden. Der Gedanke ist völlig neu; wenngleich auch früherhin schon die Bildung von Armeen vorgekommen ist, so fand dies doch auf getrennten Kriegsschauplätzen und niemals mit dem planmäßigen Vorhaben statt, diese erst in der Schlacht und durch die Schlacht zur Vereinigung zu bringen. Bis Ende Juni leitete Moltke die Operationen von Berlin aus, gleichzeitig auch diejenigen auf dem westlichen Kriegsschauplatze, wo von preußischer Seite nicht die Entscheidung gesucht werden konnte, aber es darauf ankam, mit verhältnißmäßig wenig Kräften einen an Zahl sehr überlegenen

Digitized by Google

Gegner zu fesseln. Der Glanzpunkt der Moltke'schen Kriegführung 1866 tritt in dem Entschlusse zur Schlacht von Königgrätz zu Tage. Binnen einer Stunde nach dem Eintreffen des Generalstabschefs der I. Armee im Großen Hauptquartier mit der Meldung über die zweifellose Versammlung der österreichischen Armee auf dem rechten Elbufer waren schon die Befehle zu der dann folgenden Hauptschlacht ausgefertigt. Noch ehe das Eintreffen der kronprinzlichen Armee auf dem Schlachtfelde erfolgt war, konnte Moltke seinem Könige nicht nur den Gewinn der Schlacht, sondern sogar den des Feldzugs in Aussicht stellen, so sicher war er seiner Sache.

Es ist bekannt, daß der preußische Generalstabschef 1866 dem Obercommando der verbündeten italienischen Armee Vorschläge für die Operationen zu Lande zugehen ließ, daß dieselben aber bei dem italienischen Feldzugsplane keine Berücksichtigung gefunden haben. Wie seinerzeit verlautete, war dem Moltke'schen Entwurfe eine südliche Umgehung des venetianischen Festungsvierecks zu Grunde gelegt. Es wäre interessant zu wissen, inwieweit hierbei der Gedanke einer spätern Cooperation der verbündeten Heere Moltke vorgeschwebt hat. Jedenfalls mußte es ihm von Wichtigkeit erscheinen, die österreichische Südarmee dauernd an einer Vereinigung mit der Nordarmee zu hindern. Wenn Italien dem Verbündeten diesen Dienst nicht bis zum Schlusse geleistet hat, so war gleichwol die preußische Armee beim Eintritt der Waffenruhe bereit, die Donau zu überschreiten und mit guten Aussichten den Angriff auf Wien zu unternehmen. Es war nicht Sache der militärischen Leitung, wenn das entsprechende Ziel jedes Krieges, die völlige Niederwerfung des Gegners, nicht erreicht wurde; in diesem Falle hatte sich der Stratege dem Politiker unterzuordnen.

Der siebentägige Krieg in Böhmen mit seinen beispiellosen Erfolgen hat den Feldherrnruhm Moltke's, unbeschadet des Antheils, welcher dem Könige gebührt, auf ewige Zeiten begründet. Reich waren die Auszeichnungen, in welchen die Dankbarkeit seines königlichen Herrn zu Tage trat; dauernd hat sich aber der Schlachtendenker einen Platz auch im Herzen seines Volkes erworben.

Die folgenden Jahre bis zum Deutsch-Französischen Kriege nahmen Moltke's Thätigkeit in den verschiedensten Richtungen in Anspruch. Zunächst hatte er seinen Antheil an der Angliederung der Streitkräfte des Norddeutschen Bundes an das bewährte Heerwesen Preußens. Der preußische Generalstab erhielt mit Rücksicht auf den vermehrten Umfang des Heeres einen höhern Friedensstand, und außerdem wurde für die mehr den wissenschaftlichen Zwecken dienenden, somit dem Wechsel weniger zu unterwerfenden Offiziere der Nebenetat geschaffen; eine entsprechende Gestaltung erhielt der Generalstab des Königreichs Sachsen und der des Großherzogthums Hessen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde unter Moltke's persönlicher Betheiligung die Geschichte des Feldzugs von 1866 in Deutschland von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabs bearbeitet. Moltke betheiligte sich ferner an den Berathungen über die Maßregeln zur Befestigung der deutschen Küsten, begleitete auch seinen König 1867 nach Paris, wo ihm vom Kaiser Napoleon durch Verleihung des Großkreuzes der Ehrenlegion eine hohe Auszeichnung zutheil wurde. Gleichwol stand bei Moltke seit 1866 die Ansicht unabänderlich fest, daß das in diesem Kriege Errungene erst durch einen Waffengang mit Frankreich seine Behauptung erfahren müsse. Im Hin-

Digitized by Google

blick darauf wurden, namentlich seit dem Zwischenfalle mit Luxemburg 1867, alle Vorkehrungen getroffen, um für die Mobilmachung und den Aufmarsch aller deutschen Heere an der französischen Grenze die möglichste Beschleunigung herbeizuführen. Der Entwurf für den Aufmarsch der deutschen Streitkräfte am Rhein, insbesondere auch des Eisenbahntransports, ist bereits Ende 1868 von Moltke bearbeitet und dem Könige unterbreitet worden. Dieser Entwurf ist im Sommer 1870 mit nur wenig Abänderungen zur Ausführung gekommen. Die Unterstützung der süddeutschen Verbündeten war hier für die Eröffnung des Feldzuges noch nicht in Rechnung gestellt, da man über die rechtzeitige Beendigung ihrer Mobilmachung noch keine volle Sicherheit besaß. So sehr vermied es Moltke, ungewisse Factoren mit in Rechnung zu stellen.

Im Kriege 1870 finden wir Moltke nun als Generalstabschef des Obercommandos aller deutschen Armeen, nachdem ihn der plötzliche Ausbruch der Verwickelung mit Frankreich der Sommerruhe auf seinem schlesischen Gute entrissen hatte. Die vielfach gehegten Besorgnisse einer sofortigen Offensive der Armee von Châlons konnten Moltke nicht bewegen, den Gang der Mobilmachung durch eine größere Concentrirung immobiler Truppen zum Grenzschutze zu stören. Der weitere Verlauf rechtfertigte seine Anschauungen. In reichem Maße ernteten der König und sein Generalstabschef die Früchte der angestrengten Vorarbeiten. Einem Uhrwerk gleich vollzog sich die Mobilmachung und der Aufmarsch der deutschen Armeen in der bestimmten Zeit und an der bestimmten Stelle; die dem Entwurfe des Feldzuges zu Grunde gelegte Anschauung über das Verhalten des Gegners ward mit mathematischer Genauigkeit bestätigt. Der Geist, der die Führer der Truppen durchdrungen, war ein einheitlicher, der Moltke'sche Grundgedanke, immer den Feind an der entscheidenden Stelle anzugreifen, führte schon vor der persönlichen Antheilnahme der Oberleitung zu unerhörten Erfolgen, auf denen jene neue kühne Entwürfe aufbaut, welche durch die Initiative der Führer und die Tüchtigkeit der Truppen in ihrer glücklichen Durchführung gewährleistet werden. Wir erinnern an die Maßnahmen, welche zur Einschließung der Rheinarmee in Metz und zu der Gefangennahme der Armee Mac Mahon's in Sedan führten. Ganz wesentlich ist dabei der von Moltke 1870 angeregte Gedanke, von der Reiterei zu weitgreifendem Aufklärungsdienste einen ausgedehnten Gebrauch zu machen, statt sie als Schlachtenrückhalt hinter der Front der Armeen aufzusparen, zu statten gekommen. Sie bildete gleichsam das Auge und Ohr des Feldherrn, erleichterte das getrennte Marschiren der Armeen und gewährleistete ihre rechtzeitige Versammlung zum Schlagen. Wesentlich veränderte Aufgaben stellte der zweite Theil des Krieges mit den Kämpfen gegen die Heere der Republik, wobei die Deckung der Einschließung von Paris den leitenden Gedanken bildete. Es würde uns zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen; es zeigt sich hier am deutlichsten, daß Moltke's genialer Geist allen möglichen Voraussetzungen gerecht zu werden verstand, wenngleich es ihm nicht gelungen ist, eine „Lücke in seiner Feldherrnkunst" zu beseitigen, die neuerdings von wunderbaren Franzosen entdeckt worden ist, nämlich „einer total geschlagenen Armee wieder zum Siege zu verhelfen" (!). Ein dankbarer Schüler Moltke's* bezeichnet als den bei weitem hervorragendsten Zug aller von Moltke er-

* „Unser Moltke" (Berlin 1890).

Digitized by Google

dachten und nach seinen Rathschlägen durchgeführten Kriegsunternehmungen „die mit weiser Voraussicht gepaarte Thatkraft und Entschlossenheit, welche, immer große Ziele verfolgend, sich in entscheidenden Augenblicken bis zu hoher Kühnheit steigerte, ohne doch je zu einer Unbedachtsamkeit hinzureißen". Der Verfasser sieht in Moltke Genialität mit strenger Schulung des Geistes gepaart; zum großen Feldherrn ist nach ihm Moltke erst dadurch geworden, daß mit der Geistesgröße in ihm die hervorragendsten Charaktereigenschaften sich vereinigten. An erster Stelle hebt er unter diesen Moltke's große, ja vollkommene Objectivität hervor, welche ihn in den kritischsten und verwickeltsten Kriegslagen stets vermocht hat, das objectiv Richtige mit der Klarheit eines Philosophen zu erfassen. Hiermit vereinigt sich eine ungewöhnliche Energie und Unternehmungslust, welche als der hervorragendste und glänzendste Zug in Moltke's Charakter aus seiner kriegerischen Thätigkeit uns entgegentritt. Dabei erscheint Moltke als eine der edelmüthigsten, zartfühlendsten Naturen, deren die deutsche Nation sich rühmen darf. „In antiker Größe ragt Moltke's Gestalt heraus aus unserer bewegten Zeit, eine Verkörperung der sittlichen Ideale des deutschen Heeres und des deutschen Volkes."

Wie der Feldmarschall Graf Moltke nach Beendigung des glorreichen Krieges gegen Frankreich weiterhin zum Ausbau der Institutionen des geeinten deutschen Heeres innerhalb seines besondern Dienstkreises wie als Berather seines Kaisers weit über jenen hinaus beigetragen, wie er auch nach dem Rücktritt von der Stellung an der Spitze des Generalstabs unter dessen zweitem Nachfolger auf dem beschränktern Arbeitsfelde bis zu seinem letzten Athemzuge thätig geblieben ist, befindet sich noch in lebhafter Erinnerung. Ein Verdienst, das bis heute noch keinen äußern Ausdruck gefunden, möchten wir an dieser Stelle besonders hervorheben: Moltke ist der Schöpfer der dauernd organisirten Eisenbahntruppen, welche in künftigen Kriegen zu wesentlich erweiterten Aufgaben berufen sein werden.

Durch Moltke's Tod ist eine Lücke im deutschen Heere entstanden, die sich noch auf lange Zeit fühlbar machen wird und der die offene Natur unsers Kaisers im Gefühle des ersten Schmerzes einen bezeichnenden Ausdruck verliehen hat. Gleichwol können wir uns der Ueberzeugung hingeben, daß nicht nur Moltke's Andenken, sondern auch sein Geist im deutschen Heere fortleben, sein Erbe ungeschmälert uns erhalten bleiben wird. Was an Moltke selber gelegen hat, ist dazu sicherlich von ihm gethan worden.

Ferdinand Gregorovius.

Von **Karl Krumbacher.**

Nun ist auch Gregorovius todt! Der 1. Mai 1891 sah seine Scheidestunde. Innerhalb weniger Jahre sind der deutschen Geschichtschreibung ihre bewährtesten Führer, zu denen die Blicke aller sich mit ungeheuchelter Verehrung und gerechtem Stolze erhoben, vom Verhängnisse geraubt worden. Pertz, Duncker,

Digitized by Google

Waitz, Ranke, Giesebrecht, Döllinger sind in kurzen Zwischenräumen hingeschieden, und schwer ausfüllbare Lücken bezeichnen ihre Stelle. Denn wer von den Jüngern getraut sich die volle Verantwortlichkeit für die Verwaltung des von diesen Männern zurückgelassenen Erbtheiles auf seine Schultern zu nehmen! Die Auflösung in Einzelgebiete, unter der heute alle Wissenschaften seufzen, bemächtigt sich der Geschichtschreibung mit zudringlicher und dem ferner stehenden Beobachter fast unverständlicher Heftigkeit. Wenn sich schon aus der Geschichte des Alterthums, die man früher als ein Ganzes zu betrachten pflegte, die classische und alexandrinische Epoche, die römische Republik und die Kaiserzeit als Sondergebiete herausgelöst haben, so vermehrt sich die Spaltung in kleinere Arbeitsfelder in den Jahrhunderten des Mittelalters und sie wächst zu unheimlichen Graden mit dem Beginne der neuern Zeit. Die meisten der jüngern Historiker leben und arbeiten nur noch für irgendein Jahrzehnt, für eine Stadt, einen Localkrieg, einen Bischof oder Fürsten. Immer drohender wird die Gefahr, daß sich jeder einzelne in einen besondern Schacht vergrabe, wo er weder die Thätigkeit seiner Mitarbeiter übersehen, noch selbst von ihnen erblickt und nach den Ergebnissen seiner Arbeit gerecht beurtheilt werden kann. Bald wird der große Verein unserer Geschichtsforscher einer Riesenwerkstätte gleichen, in welcher jeder Arbeiter sich um ein Rad, eine Schraube oder ein anderes Theilchen bemüht, ohne von dem Zusammenhange dieses Arbeitsstückes mit den übrigen und mit dem Gesammtbau der Maschine eine Ahnung zu besitzen. Daß es so kam, ist die Folge eines Naturgesetzes, das sich auf allen Gebieten des menschlichen Lebens geltend macht, und weder höhere Verordnungen noch die Klagen naiver Leute, wie unsers berühmten Erziehers Rembrandt, daß die Universitäten zu Specialitäten herabgesunken seien, werden daran etwas zu ändern vermögen. Vielleicht ist auch das Uebel nicht so groß, als es auf den ersten Blick bedünken will. Auch in der Wissenschaft vollzieht sich der Proceß, der die vielbesprochene Selbstreinigung der Flüsse zu Stande bringt. Der massenhafte Zudrang der Einzelbeiträge und Dissertationen vermag den klaren Strom der Gesammtwissenschaft nicht auf längere Strecken zu trüben; sie verwandeln sich alsbald in einen ungefährlichen Bodensatz und werden von organischen Wesen, die im Flusse leben, zur Beruhigung aller, die sich an der klaren Flut erlaben wollen, nach kurzer Weile aufgezehrt. Immerhin hat nach wie vor der einzelne Diener der Wissenschaft die Pflicht, bei aller Versenkung in die „Kärrnerarbeit" sich den Blick für das Ganze offen zu erhalten und über der Beschäftigung mit abgelegenen Seitenfragen den großen Zusammenhang nicht aus dem Auge zu verlieren. Hierin liegt doch schließlich das untrügliche Merkmal, durch welches sich der berufene Meister von dem nur durch mechanische Unterweisung und äußere Nöthigung zur Arbeit getriebenen Handlanger unterscheidet.

Nach dieser Erwägung wird es leicht, die Stelle zu bezeichnen, welche Gregorovius im Parlament der deutschen Geschichtsforscher einnimmt. Er steht, wenn man die aller Intuition feindliche, selbst gegen verstandesmäßige Combination mistrauische, nur der greifbaren, fest bezeugten Thatsache zugewandte peinliche Kleinforschung, ihren eigenen Intentionen entsprechend, als „Fortschritt" bezeichnen will, so weit rechts wie kein zweiter der neuern deutschen Historiker.

Digitized by Google

Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob ihn nur die Geschichte umfangreicher Epochen, großer Völker oder welthistorischer Begebenheiten angezogen hätte. Was seinen Charakter als Historiker bestimmt, ist vielmehr seine Auffassung, seine Arbeitsmethode und seine Darstellung. Mit der Erforschung und objectiven Erzählung der Thatsachen verbindet sich bei ihm stets die philosophische Vertiefung und poetische Verklärung des Stoffes. Demgemäß liegt der Schwerpunkt seiner Werke in der Geschichte der Cultur und der Gesellschaft, in der genialen Verknüpfung des landschaftlichen und architektonischen Hintergrundes mit den historischen Ereignissen, in der unablässigen Betonung der Kämpfe, Triumphe und Niederlagen des Geistes, in der psychologischen Ergründung der Charaktere und in dem Bestreben, aus den Stücken der Ueberlieferung einen innern Zusammenhang herzustellen. Daher liebt er nichts mehr als die Epochen der Gegensätze und Uebergänge, und wählt so gern abgelegene, durch den geheimnißvollen Reiz des Halbdunkels lockende Vorwürfe. Seine Lieblingsidee ist der Gegensatz zwischen der heidnischen und christlichen Welt. Dieser Gedanke, der auf italienischem und griechischem Boden aus den ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit auf Schritt und Tritt zu uns redet, ist in den zwei großen Werken über die mittelalterliche Geschichte von Rom und Athen gewaltig durchgeführt; er herrscht in den Biographien der Kaiserin Eudokia und der Prinzessin Lucrezia Borgia; er durchdringt die historischen Betrachtungen in seinen Reisebildern. Der Zauberstab, durch welchen Gregorovius auch undankbaren und dem allgemeinen Verständnisse scheinbar fern liegenden Stoffen Bahn gebrochen hat, ist seine Darstellung. Er besitzt nicht die dramatische Lebendigkeit, die aphoristische Kürze und die objective Ruhe, durch welche Ranke die Verehrung der Historiker gewonnen und die Wirkung auf weitere Kreise verscherzt hat; er ist entfernt von der sinnspruchartigen Schärfe und der kernigen, gedankenschweren Straffheit, welche wir an Mommsen bewundern; was seine Stärke ausmacht, ist vielmehr jene in behaglicher Breite hinfließende, durch sorgfältig ausgeführte Vergleiche und wirkungsvolle Bilder belebte, durch sittliche Wärme und vornehmen Ton gehobene Erzählungsweise, die seit den Tagen Homer's das Gemüth der Menschen am meisten gefesselt hat. Wenn man das Wesen der literarischen Persönlichkeit von Gregorovius in seinen allgemeinen Umrissen durch einen Vergleich klar machen will, so kann man ihn wol mit keinem Schriftsteller passender zusammenstellen als mit seinem großen livländischen Stammesgenossen Victor Hehn. Gemeinsam ist beiden die Begeisterung für Humanität und Freiheit, der Feinblick für die Natur, die Vorliebe für das Studium südlicher Länder und Menschen, das intime Verständniß der Culturzustände und das Talent künstlerischer Abrundung spröder Stoffe. Auch in ihren Studienkreisen berühren sich beide; wie Gregorovius, so hat auch Victor Hehn geistvolle Werke über Goethe und Italien geschrieben. Doch hat Hehn mehr kritische Schärfe und Sorgfalt, Gregorovius übertrifft ihn an sittlicher Wärme und poetischer Anschauungskraft.

Es ist für die positive Entschiedenheit und Selbständigkeit des schriftstellerischen Charakters von Gregorovius sehr bezeichnend, daß die leitenden Grundgedanken, welchen er durch sein ganzes Leben treu geblieben ist, schon in der Vorrede seines ersten historischen Werkes, der „Geschichte des Kaisers Hadrian“,

Digitized by Google

die er am 31. Dec. 1850 niedergeschrieben hat, von ihm völlig bewußt ausgesprochen sind. An Champagny's Buch über die Cäsaren tadelt er, daß es dem „philosophischen Bewußtsein unserer Gegenwart" nicht genüge. In der Ergründung des Despotismus der ersten Kaiser sieht er „eine der riesigsten Aufgaben, an welche die Psychologie sich überhaupt machen könne". „Die dämonische Größe, die Genialität des Wahnsinns in einem Caligula, die titanenhafte Jugendlichkeit in einem Schwärmer wie Nero, oder die diabolische Greisenhaftigkeit des finstern Eremiten Tiberius imponirt dem Charakterzeichner und fordert von ihm selbst Genialität der Darstellung." Hätte man, fährt er fort, ein solches plastisches Gemälde in der Geschichtschreibung, es würde als ein rühmlicher Beitrag zur Philosophie der Menschheit zu betrachten sein. Die Geschichte der spätern Kaiser schreckt ihn durch die Elendigkeit der Charaktere ab, und er bemerkt, der Geschichtschreiber dieser Epoche werde auf die Charakteristik des Einzelnen verzichten und mehr die Gesellschaft im großen zu betrachten haben. In der Geschichte Hadrian's selbst interessirt ihn vor allem der Proceß der Auflösung der antiken Welt, der Kampf der alten Philosophien und Religionen mit der orientalischen Mystik und dem Christenthum; der Hauptbegriff dieser Epoche scheint ihm der Charakter des Uebergangs zu sein. Eine Geschichte der friedlichen Menschheit oder eine Geschichte der Gesellschaft, schließt er, heiße eigentlich die wahre Philosophie der Geschichte, welche uns noch fehle, insofern wir das Stoffliche noch nicht überwunden haben. In dem einige Jahre später erschienenen Buche „Corsica" (II, 118) faßt er seine geschichtliche Grundanschauung in die Worte zusammen: „Auch die Geschichte ist Natur. Es gibt eine Kette von Ursachen und Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menschen nennen, ist immer das Resultat von bestimmten Bedingungen und nothwendig." Wie in seiner allgemeinen geschichtlichen Auffassung, so hat sich Gregorovius auch in seiner Methode wenig verändert. Wenn er in dem erwähnten Vorworte bescheiden gesteht, daß er sein Werk nicht als Geschichtschreiber von Fach, sondern als Freund der Geschichte und des Alterthums verfaßt habe, so hat er damit selbst die schwache Seite seiner Werke angedeutet, die eine objective Würdigung nicht übersehen darf. Durchdrungen von dem innerlichen Bedürfnisse, jede historische Aufgabe zu einem farbenreichen, künstlerisch wirksamen, wohl gruppirten und abgerundeten Werke zu gestalten, sucht Gregorovius, wenn die Quellen versiegen oder trübe fließen, durch die Kraft der poetischen Intuition nachzuhelfen und die Lücken der Ueberlieferung durch Vermuthungen zu ergänzen. Dazu kommt noch das Bestreben, in der historischen Erzählung bestimmte Grundgedanken durchzuführen und die Charaktere aus dem Nebel der Tradition völlig herauszuarbeiten. Dadurch verwischen sich in der Darstellung die Grenzlinien der sicher bezeugten Thatsache, der Wahrscheinlichkeit und der bloßen Combination, bei der oft die Sympathie der Vater des Gedankens ist. Die strenge, jedes Wort kühl abwägende Kritik, welche die deutsche Geschichtsforschung von Ranke und von der Schwesterwissenschaft Philologie gelernt hat, widersprach einer Natur, in welcher die künstlerische Phantasie und die menschlich warme Begeisterung für Freiheit und Humanität übermächtig herrschte. Aber auch hier war der Schatten auf der einen Seite nur eine Folge des mächtigen Lichtes auf der andern, und

Digitized by Google

das deutsche Volk kann für diese Vertheilung dankbar sein, denn wohlgeschulte, correcte Forscher gibt es mehr als geistvolle, warm empfindende, künstlerisch begabte Schriftsteller. Auch die strengsten und in Sachen der Kritik nachsichtslosesten unserer Historiker wie Ranke und Mommsen, vor deren Augen der Geschichtschreiber der Stadt Rom bekanntlich keine Gnade gefunden hat — vielleicht mehr wegen seiner Neigung zur Sentimentalität als wegen seiner Unzuverlässigkeit im Kleinen —, werden zugestehen müssen, daß Gregorovius im denkbar großartigsten Maßstabe eine geistige Vermittlerrolle im doppelten Sinne durchgeführt hat: durch sein schönes und bleibendes Verhältniß zu Italien hat er das gegenseitige Verhältniß der beiden so lange getrennten Nationen gefördert und ihren Freundschaftsbund wirksam vorbereitet. In Deutschland hat er wie wenige andere die Ergebnisse der Fachwissenschaft den breitern Schichten des gebildeten Volkes zugänglich gemacht, seine Werke sind im schönsten Sinne des Wortes populär geworden, und nur die intimste Geschichte der nationalen Geistes- und Herzensbildung, die nicht mit der Sprache von Wörtern und Ziffern geschrieben, sondern höchstens in ihren allgemeinen Umrissen geahnt werden kann, vermöchte zu erzählen, wie unendlich viel Gregorovius zur innerlichen Hebung unsers Volkes beigetragen hat. Gregorovius schrieb nie, wenn er nicht wirklich etwas auf dem Herzen hatte und das Bedürfniß fühlte, einem Gegenstande mit ganzer Seele nahe zu treten und sich über ihn gründlich auszusprechen. Seine literarische Thätigkeit ist so sehr aus seiner eigenartigen Persönlichkeit und aus dem äußern Gange seines Lebens hervorgewachsen, daß es nicht möglich ist, sie losgetrennt von der Betrachtung seiner Biographie und seines Charakters zu verstehen.

Ferdinand Gregorovius wurde am 19. Jan. 1821 an einem der äußersten Vorposten der deutschen Cultur, in dem nicht weit von der polnischen Grenze gelegenen ostpreußischen Städtchen Neidenburg, als der jüngste Sohn des dortigen Kreisjustizrathes geboren. Die ziemlich unfruchtbare Landschaft seiner Heimat wird durch dunkle Tannenwälder, kleine Seen und Hügelketten belebt. Das Städtchen erhält einen historischen Charakter durch ein Schloß der Deutschritter. Gregorovius' Vater erwirkte vom preußischen Ministerium, daß dieses halb verfallene Denkmal des Mittelalters wiederhergestellt und als Gerichtsgebäude eingerichtet wurde, in welchem auch die Familie Gregorovius eine geräumige Wohnung erhielt. So verlebte der Geschichtschreiber sein Knabenalter an einem Orte, der die Richtung seines Geistes auf das Mittelalter mächtig beeinflussen mußte. Er selbst meinte einmal, er würde die Geschichte Roms im Mittelalter vielleicht nie geschrieben haben, wenn er nicht in jenem alten Ritterschlosse aufgewachsen wäre. Bald nach den Stürmen der polnischen Revolution von 1830, die ihre Wogen oft bis in den kleinen Grenzort schlug und so in der Seele des Knaben einen bleibenden Eindruck hinterließ, wurde Gregorovius zu einem Bruder seines Vaters nach Gumbinnen geschickt, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Im Herbste 1838 bezog er die Universität Königsberg und studirte auf den Wunsch seines Vaters, der aus einer alten Predigerfamilie stammte, Theologie, ohne für dieses Fach eine innere Neigung zu besitzen. Von den Professoren der Universität machte nur der Philosoph Karl Rosenkranz, ein glänzender Redner, einen

Digitized by Google

tiefern Eindruck auf Gregorovius, der sich nun eifriger mit Kant und Hegel als mit Theologie beschäftigte. Man wird nicht irren, wenn man die in allen seinen Werken bemerkbare Vorliebe für historische Construction mit diesen Studien, besonders mit dem damals allmächtigen Einflusse der auch von Rosenkranz vertretenen Lehre Hegel's in Verbindung bringt. Nachdem Gregorovius im Herbste 1841 das theologische Examen bestanden hatte, verkostete er mehrere Jahre die Annehmlichkeiten des Haus- und Privatlehrerthums. Mit der Theologie brach er nun vollends, indem er der philosophischen Facultät der Universität Königsberg eine Dissertation „Ueber den Begriff des Schönen bei Plotin und den Neuplatonikern" vorlegte, auf Grund deren er zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Im Jahre 1845 veröffentlichte er sein erstes Buch, den Roman „Werdomar und Wladislaw", der sich die Gunst des Publikums nicht zu erobern vermochte. Bald darauf unternahm er, von Drumann angeregt, sein erstes historisches Werk, die „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian", das schon 1848 vollendet war, jedoch wegen der durch die Revolution verursachten Störungen des Buchhandels erst im Jahre 1851 gedruckt werden konnte. Aus dem Geiste der Revolution von 1848, an der sich Gregorovius durch Agitation in den Volksversammlungen lebhaft betheiligte, erwuchsen seine Schrift „Die Idee des Polenthums", in welcher er für das Selbstbestimmungsrecht der Völker eintrat, seine „Polen- und Magyarenlieder" und die geistvolle Studie „Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen". Im Jahre 1851 erschien bald nach dem Buche über Hadrian das Drama „Der Tod des Kaisers Tiberius".

Mit diesen zwei Werken war die künftige und bleibende Richtung seiner Studien bezeichnet. Im Frühjahre 1852 verließ er Königsberg, um den classischen Boden zu betreten. Die Reise nach Italien wurde der Wendepunkt für die weitere Entwickelung seines persönlichen und literarischen Lebens. Es gehörte wahrlich das ganze Selbstvertrauen und die ideale Begeisterung, welche Gregorovius immer ausgezeichnet hat, zu dem kühnen Entschlusse, mit den dürftigsten Mitteln und ohne persönliche Beziehungen im fremden Lande den Wohnsitz aufzuschlagen. Er hat es gewagt und hat gewonnen. Die Reise nach Rom unterbrach Gregorovius durch einen Ausflug nach Corsica; er bildete den Anlaß zu der ersten Schrift seiner italienischen Periode, die den Grund zu seinem schriftstellerischen Ruhme gelegt hat. Das Buch „Corsica" gehört zum Besten, was Gregorovius geschrieben hat. Hier wie in seinen spätern Landschaftsbildern aus Italien und Griechenland kommt seine dichterische Phantasie, sein feiner Blick für Natur und Volksleben, sein runder, glänzender Stil noch wirksamer zur Geltung als in den großen historischen Werken. Im Jahre 1855 faßte Gregorovius den Plan zu einer Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Es ist eine glückliche Fügung, daß dieses bedeutende Unternehmen von einem großen, geistvollen Geschichtschreiber ausgeführt wurde, ehe noch der eigenartige Charakter des mittelalterlichen, päpstlichen Rom durch die gewaltthätigen Eingriffe der vorwärts stürmenden Neuzeit unwiederbringlich verloren ging. Gregorovius konnte Rom zu einer Zeit studiren, wo noch etwas von dem idyllischen Hauche der Mirabilia urbis Romae über der Stadt schwebte. Nachdem er sich während eines Jahres über den gesammten Plan orientirt hatte, ging er mit Leidenschaft an die Aus-

Digitized by Google

arbeitung der einzelnen Abschnitte. Nach 17 Jahren war das Riesenwerk, welches den Zeitraum vom 5. bis zum 16. Jahrhundert umspannte, in acht stattlichen Bänden abgeschlossen. Es ist ein großes Glück für unsere Literatur, daß durch eine hochherzige Entschließung der preußischen Regierung die materiellen Schwierigkeiten, mit denen Gregorovius noch immer zu kämpfen hatte, beseitigt wurden. Auf Betreiben des Ritters von Bunsen, des hochverdienten Begründers des Deutschen Instituts, erhielt Gregorovius, ohne daß er darum nachgesucht hatte, aus der Kasse des preußischen Cultusministeriums eine jährliche Unterstützung bewilligt, welche nach dem Tode Bunsen's durch die Bemühungen des Gesandten von Thile noch öfter erneuert wurde. Die ersten Bände der „Geschichte der Stadt Rom" wurden in Deutschland ziemlich kühl aufgenommen; später aber brach sich das Werk so gewaltig Bahn, daß im Verlaufe von zwei Jahrzehnten vier Auflagen nöthig wurden. Die Anerkennung, welche in dieser Thatsache ausgesprochen liegt, erscheint um so bedeutender, als der Stoff des Buches weder der vaterländischen Geschichte noch den durch den Schulunterricht dem allgemeinen Interesse näher gerückten Epochen des Alterthums angehört. Mit Italien bleibt der Name Gregorovius durch die „Geschichte der Stadt Rom" für alle Zeiten verknüpft. Durch einen Beschluß des römischen Municipiums wurde die Uebersetzung des Werkes in die Landessprache gesichert, und im Jahre 1876 verlieh die dankbare Stadt ihrem Geschichtschreiber die große und seltene Ehre des römischen Bürgerrechts, eine Auszeichnung, welche Gregorovius höher schätzte als alle Würden und Orden, mit denen er von gelehrten Körperschaften und Fürsten überhäuft wurde. Weniger angenehm fühlte sich Gregorovius durch eine andere Art von Anerkennung berührt, die ihm aus der slawischen Ostwelt, wo man sich sonst um abendländische Geschichte nicht viel bekümmert, zutheil geworden ist. Ein gewisser Ssawin veranstaltete eine russische Uebersetzung der „Geschichte der Stadt Rom", aber merkwürdigerweise, ohne den Verfasser um seine Einwilligung zu bitten oder ihn auch nur einer kurzen Mittheilung zu würdigen. Gregorovius, der von den Pflichten des Anstandes und der Höflichkeit die höchste Vorstellung hatte, veröffentlichte in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte" (1887, S. 320) eine Erklärung, in welcher er sein moralisches Autorrecht energisch wahrte. Noch einige Monate vor seinem Tode mußte Gregorovius auch mit seiner „Geschichte der Stadt Athen" eine ähnliche Erfahrung machen. Ein weder in den Thatsachen noch in den zwei Sprachen hinlänglich bewanderter Athener begann das Werk in elendes Griechisch zu verballhornen; doch wurde das Unternehmen, nachdem der unberufene Uebersetzer von der griechischen Presse gebührend zurückgewiesen worden war, nicht fortgesetzt. Die zahlreichen kleinern Schriften, welche Gregorovius theils vor, theils während der Ausarbeitung der „Geschichte der Stadt Rom" veröffentlichte, können hier kaum gestreift werden. An der Spitze stehen die unnachahmlichen Stadt- und Landschaftsbilder, die er unter dem Titel „Wanderjahre in Italien" zusammenfaßte. Dazu kommt die deutsche Uebertragung der „Lieder des Giovanni Meli von Palermo", das idyllische Epos „Euphorion" und die Schrift „Die Grabdenkmäler der Päpste", eine ernste Vorarbeit für das Hauptwerk.

Wie sehr nun auch Gregorovius durch seinen langjährigen Aufenthalt in

Digitized by Google

Rom, durch seine Studien und durch seine persönlichen Beziehungen mit dem italienischen Boden verwachsen war, so zog es ihn doch nach der Vollendung des Werkes, in dem er die Hauptaufgabe seines Lebens sah, unwiderstehlich in sein Vaterland zurück. Im Jahre 1874 siedelte er nach der Stadt über, die ein hochsinniger Fürst zum deutschen Rom umgestaltet hatte. Mit einem Bruder, dem Obersten Gregorovius, und einer Schwester gründete sich der unvermählt gebliebene Forscher in München ein trautes Heim. Hier fand er nun durch die Akademie, die ihn zu ihrem Mitgliede erwählt hatte, und durch die Staatsbibliothek reichliche Anregungen und Hülfsmittel zur Fortsetzung seiner Studien. Von jetzt an theilte er sein Leben zwischen Deutschland und Italien; den Winter und Frühling pflegte er in Rom, den übrigen Theil des Jahres in München und im bairischen Gebirge zu verbringen. Nur einige Reisen nach Griechenland und in den Orient, nach Norddeutschland und Dänemark unterbrachen noch den streng geregelten Gang seines Lebens. In München betheiligte sich Gregorovius mit großer Gewissenhaftigkeit an den Arbeiten der Akademie und veröffentlichte in ihren Sitzungsberichten mehrere Monographien, die sich größtentheils auf die Geschichte Roms beziehen. Daran schlossen sich seit dem Jahre 1881 mehrere Studien über griechische Gegenstände, Vorboten seines zweiten Hauptwerkes, der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter". Einige derselben erschienen in „Unserer Zeit", die in Gregorovius einen treuen Mitarbeiter verloren hat. Wer diese kleinern Aufsätze und Abhandlungen vollständig kennen zu lernen wünscht, sei auf das Verzeichniß im „Almanach" der münchener Akademie von 1884 und 1890 hingewiesen. Die meisten derselben hat Gregorovius in Buchform unter dem Titel „Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur" (2 Bände, Leipzig 1887—88) einem größern Leserkreise zugänglich gemacht.

Unter allen Arbeiten, welche er in dieser Zeit des Uebergangs vom römischen Studienkreise zum griechischen verfaßt hat, ragen zwei historische Biographien hervor, von denen die erste als eine Ergänzung der Geschichte Roms, die zweite als eine Vorarbeit für die Geschichte Athens erscheint: „Lucrezia Borgia" (1874) und „Athenais" (1882). An den zwei äußersten Punkten des Mittelalters, im 15. und im 5. Jahrhundert, hat hier Gregorovius die Bildnisse zweier Fürstinnen aus dem Schutte der Ueberlieferung aufgerichtet, einer Italienerin und einer Byzantinerin. Beide vertreten in typischer Weise die Zustände ihrer Epoche. In den merkwürdigen Schicksalen der schönen Philosophentochter Athenais, die durch eine wundersame Verknüpfung von Umständen das kaiserliche Diadem gewinnt, später vom Throne verbannt wird und in der düstern Einsamkeit eines Klosters ihr Leben beschließt, spiegelt sich der letzte Kampf der alten heidnischen Welt gegen die triumphirende Macht des Kreuzes. In Lucrezia Borgia schildert Gregorovius die Zeit des Uebergangs aus dem mit Scholastik und mystischer Vertiefung erfüllten Mittelalter in die halbheidnische, naturalistische Renaissance.

Die Reisen, welche Gregorovius in den Jahren 1880 und 1882 nach Griechenland, Aegypten und Palästina unternahm, und einige Schriften, die er als Früchte derselben veröffentlichte, ließen erkennen, mit welchem Ernste er sich nach Abschluß seiner großen italienischen Arbeiten nunmehr in die östliche Culturwelt versenkte. Bald hörte man, daß er den kühnen Plan gefaßt habe,

Digitized by Google

seinem großen Werke über Rom in einer Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter ein würdiges Seitenstück nachfolgen zu lassen. Die Möglichkeit dieser geschichtlichen Darstellung trat Gregorovius namentlich durch seinen ersten Besuch Griechenlands im Frühjahr 1880 ins Bewußtsein. Mit der Leidenschaft eines Jünglings warf er sich in die Forschungen, die sich nur zum geringsten Theile mit seinen frühern Studienkreisen näher berührten. Die Sammlung und Prüfung der Quellen stellte ungeahnte Forderungen an seine vielbewährte Arbeitskraft und Umsicht. Die byzantinischen Historiker und Chronisten sprechen von Athen nur zufällig und beiläufig. Eine locale Chronik hat die Stadt des Thucydides und Xenophon im Mittelalter nicht hervorgebracht, und auch der einzige mittelgriechische Schriftsteller, der in Athen geboren ist, Laonikos Chalkondyles, gedenkt in seinem Geschichtswerke, welches den Untergang des oströmischen Kaiserthums erzählt, seiner erlauchten Vaterstadt nur mit wenigen Worten. So sieht sich der Forscher fast ausschließlich auf die in italienischen, französischen und spanischen Bibliotheken erhaltenen Urkunden und Chroniken angewiesen, auf deren Sammlung Buchon und Karl Hopf den größten Theil ihres arbeitsvollen Lebens verwendet haben. Hopf verdankt Gregorovius auch die bedeutendste zusammenfassende Vorarbeit, die „Geschichte Griechenlands vom Mittelalter bis auf unsere Zeit". Nach Hopf haben einige Griechen, besonders K. Sathas, Sp. Lambros und der wenige Tage vor Gregorovius verstorbene athenische Geschichtsprofessor K. Paparrigopulos, durch Veröffentlichung byzantinischer Schriftwerke wie durch selbständige Forschungen zur Aufstellung der mittelalterlichen Geschichte Athens beigetragen. Zur allgemeinen Orientirung dienten die berühmten Werke von Gibbon, Finlay und Fallmerayer. Endlich hat Gregorovius die ihm längst vertrauten Archive Italiens, die wegen der Verbindung der Staaten Venedig, Genua, Neapel und Sicilien mit Griechenland werthvolles diplomatisches Material boten, auch für die Geschichte Athens selbständig durchforscht und die Arbeiten von Hopf, soweit sie seinen Gegenstand betrafen, wiederholt und nachgeprüft. Nun gelang es ihm noch einmal, seine Neigung, die Geschicke von Völkern und Staaten in ihren historischen Städten zu betrachten, in großartigem Maßstabe zu verkörpern. Im Sommer 1889 ist die „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" in zwei stattlichen Bänden erschienen (Stuttgart, Cotta's Nachfolger).

Wie ärmlich steht freilich das mittelalterliche Athen neben der Tiberstadt! Die Entfernung von den großen geistigen und politischen Kämpfen der Zeit verurtheilte Athen zu einem Schattendasein. Wer kümmert sich um den römischen Provinzialort, um das byzantinische Landstädtchen, um die albanesisch-türkische Bauerngemeinde? Und doch ist auch Athen eine ewige Stadt, gehörte nie zu jenen Orten wie Ephesus und Sardes, von deren Dasein nur noch von Unkraut und Dorngestrüpp umwucherte Säulenstücke Zeugniß ablegen. Was Athen nach dem Verluste der Unabhängigkeit verblieb, ist der alte Ruhm als Stadt der Kunst und Weisheit. Ihr größtes Besitzthum in der römischen Zeit ist ihre Philosophen- und Rhetorenschule, eine Art von Universität, die zur Zeit der Republik blühte und von den Kaisern reichlich unterstützt wurde. Mit der Aufhebung dieser Philosophenschule durch Justinian schließt das antike Leben der Stadt. Bald versinkt sie in solche Geschichtslosigkeit, daß Fallmerayer die un-

Digitized by Google

geheuerliche Behauptung aufstellen konnte, Athen sei vom 6. bis zum 10. Jahrhundert eine unbewohnte Waldwildniß gewesen. Doch ist das Fortleben der Stadt durch mehrere Thatsachen, welche die byzantinischen Chronisten berichten, sicher bewiesen. Im Jahre 662 weilte Kaiser Constans II. mehrere Monate in Athen. Im Anfange des 8. Jahrhunderts betheiligte sich die Stadt an der blutigen Erhebung der Inselgriechen gegen den Bilderstürmer Leo III. Vier Jahrzehnte später wurde die durch Schönheit ausgezeichnete Athenerin Irene von Kaiser Konstantin Kopronymos zur Gemahlin seines Sohnes Leo auserwählt. Im Jahre 1018 hat der furchtbare „Bulgarenschlächter" Basilios II. der Ilissosstadt einen Besuch abgestattet und in der Parthenonkirche der Gottesmutter Dankgebete für seinen Sieg über die Bulgaren dargebracht. Mit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnen die Nachrichten über Athen reichlicher zu fließen, und das dauert fort bis zur Eroberung durch die Türken. Die erste Gruppe dieser Nachrichten verdanken wir dem glücklichen Zufalle, daß um das Jahr 1175 den Bischofsstuhl von Athen ein Mann bestieg, der zu den bedeutendsten Schriftstellern des byzantinischen Zeitalters gehört, Michael Akominatos, der Bruder des berühmten Staatsmannes und Historikers Niketas Akominatos. Das Bild, das uns der gelehrte Erzbischof von der einstigen Musenstadt entwirft, ist freilich traurig genug. Zwar konnte er sich rühmen, in der Parthenonkirche eine Kathedrale zu besitzen wie wenig andere Bischöfe der Christenheit, aber die Stadt schildert er als einen von verarmten Menschen bewohnten Schutthaufen; nicht minder verödet war die attische Landschaft. Nichts sei übriggeblieben, sagt er mit rhetorischer Uebertreibung, als ihr erlauchter Name; die ausgedörrte Erde verweigere die Frucht, in den Olivenhainen seien die Bäche, in den Gärten die Quellen versiegt und in Eleusis werden die Bewohner nur noch von Piraten in die Mysterien des Todes eingeweiht. Der Anblick der Ruinen begeisterte den Erzbischof zu einer Elegie, der ersten und einzigen Klagestimme über den Untergang der erlauchten Stadt, die auf uns gekommen ist. Sie ist voll warmer Empfindung und könnte allein schon die landläufige Ansicht widerlegen, daß die poetische Ader im Geschlechte der byzantinischen Menschen völlig vertrocknet sei. Die Anfangsworte lauten:

Die Liebe zu Athen, deß Ruhm einst weit erscholl,
Schrieb dieses nieder, doch mit Wolken spielt sie nur
Und kühlt an Schatten ihrer Sehnsucht heiße Glut.

Noch zu Lebzeiten des edeln Erzbischofs brach über Byzanz ein furchtbares Verhängniß herein, durch welches auch die Geschicke Athens für zwei und ein halbes Jahrhundert in neue Bahnen gelenkt wurden. Der vierte Kreuzzug zerschmetterte das Reich der Komnenen. Die nie bezwungene Kaiserstadt am Bosporus ward im April 1204 erstürmt, verbrannt, geplündert und mit namenlosen Greueln erfüllt. Die Gebiete des Reiches wurden von den fränkischen Kriegsfürsten untereinander vertheilt. Athen nebst Megara und Theben erhielt der burgundische Edelmann Otto de la Roche. Am Ende des Jahres 1204 hielten zum ersten male seit Sulla wieder Lateiner ihren Einzug in die Akropolis. Die bunte Reihe der athenischen Verfassungen ward jetzt um die eines aristokratischen Feudalstaates vermehrt. Auf das Haus der La Roche folgte Graf Walther von Brienne, um nach kurzer Herrschaft einer neuen und

Digitized by Google

eigenartigen Macht zu weichen, der großen catalanischen Companie. In einer Stärke von etwa 7000 Mann war diese berühmteste Söldnerbande des Mittelalters in die Dienste des byzantinischen Kaisers Andronikos II. getreten, der sie gegen die Türken zu verwenden gedachte. Als jedoch die Catalanen aus Söldnern die Gebieter von Byzanz zu werden drohten, ließ der Kaiser ihren Anführer verrätherisch ermorden. Die Folgen der verbrecherischen That hatten die Völker des Reiches jahrelang zu büßen. Die kriegsgeübten Söldner hielten ein entsetzliches Strafgericht; mordend und brennend durchzogen sie als freie wandernde Militärrepublik, „das glückliche Heer der Franken in Romania", wie sie sich selbst nannten, die Balkanländer. Nachdem ein Angriff auf Konstantinopel mislungen, zog die Companie durch Thessalien nach Hellas. Graf Walter von Brienne stellte sich mit seinen Vasallen und der gesammten Kriegsmacht der fränkischen Barone von Morea dem „glücklichen Heere der Franken", dessen Name sich diesmal furchtbar bewährte, in offenem Kampfe entgegen. Die Entscheidungsschlacht bei Livadia in Böotien im Jahre 1311 endete mit der vollständigen Vernichtung der fränkischen Barone. Die Catalanen richteten sich sofort im Herzogthum Athen oder Satines, wie es jetzt hieß, häuslich ein und vertheilten unter sich die Schlösser und Güter, die Frauen und Töchter der erschlagenen Ritter. Trotz ihres großen Sieges vermochten sich die Spanier nicht auf die Dauer zu behaupten. Im Jahre 1387 wurde die Companie, die sich fast völlig aufgelöst hatte, durch den wohlberechneten Angriff eines reichen Kaufmanns mit einem Schlage zertrümmert.

Nerio Acciajoli, ein mit ungeheuern Geldmitteln und seltener Klugheit ausgestatteter florentiner Bankherr, eroberte mit einer Schar von türkischen und albanesischen Söldnern das byzantinisch-fränkische Bergschloß von Athen, die Akropolis. Sein Haus behauptete sich unter manchen Wechselfällen bis zur Türkenherrschaft. So nahmen am Besitze der Stadt des Perikles nacheinander die drei romanischen Hauptnationen theil. Auf das französische Ritterthum der Kreuzzüge folgte der Militärstaat der spanischen Companie, auf diese die Geldmacht des schon im Frühlichte der Renaissance emporblühenden Florenz. Im August 1458 hielt der Eroberer von Konstantinopel, Mohammed II., seinen Einzug in die Akropolis und brachte der Stadt eine Knechtschaft von fast 400 Jahren.

Aus diesen rohen Umrissen mag man ahnen, ein wie unerfreuliches Material hier zu bewältigen war. Gregorovius hat die schwierige Aufgabe mit unvergleichlichem Geschick gelöst; selten ist ein so spröder Stoff so vollständig bemeistert und künstlerisch belebt worden. Er schildert Athen auf der großen Folie der tausendjährigen Leidensgeschichte des Byzantinischen Reiches. Nur auf diesem bedeutenden und scharf ausgeführten Hintergrunde konnte die mittelalterliche Geschichte Athens zur verdienten Geltung kommen.

Nach der Vollendung dieses schönen Werkes arbeitete Gregorovius zumeist für die Fortführung der vierten Auflage der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter". Seine letzte gedruckte Arbeit ist die Abhandlung „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte", die er in der Festsitzung der Bairischen Akademie am 15. Nov. 1890 öffentlich vortrug. Nichts hätte sein literarisches Wirken, das stets auf den welthistorischen Zusammenhang und die

Digitized by Google

geistigen Grundideen der Geschichte hin gerichtet war, würdiger und beruhigender abschließen können. Wie in einer Vorahnung des nahenden Todes hat er sein großes Doppelwerk, welches uns das römische und griechische Mittelalter aufgedeckt hat, durch einen rückblickenden, seine Grundanschauungen über die Weltgeschichte zusammenfassenden Epilog gekrönt. So harmonisch ist selten ein literarisches Leben ausgeklungen!

Gregorovius war eine in sich geschlossene, in ihren wesentlichen Umrissen stets gleich gebliebene, durch innerliche Uebereinstimmung zwischen Denken und Handeln ausgezeichnete Persönlichkeit. Wie ihn die philosophisch-poetische Neigung in seiner Geschichtsauffassung, der milde Optimismus in seiner Weltanschauung, die glühende Begeisterung für Humanität und Freiheit nie verlassen haben, so hat er auch die Grundgedanken seiner politischen Ueberzeugungen treu bis ins Alter bewahrt. Seine demokratische, kosmopolitische Gesinnung entsprang weniger einem persönlichen Verhältnisse zur Tagespolitik als dem tief in ihm wohnenden Glauben an den geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit. Der hervorstechendste Zug seines Charakters war das Bedürfniß nach absoluter Unabhängigkeit. Daher konnte er sich weder in seiner ostpreußischen Zeit entschließen, eine feste Anstellung zu suchen, noch wollte er, nachdem er ruhmgekrönt nach Deutschland zurückgekehrt war, der goldenen Freiheit des Schaffens und Lebens entsagen. Im persönlichen Umgange war Gregorovius ein vollendeter Edelmann, in dem sich altrömische Würde mit deutscher Herzlichkeit verband. Der äußere Gang seines Lebens, wie wir es während seines Aufenthalts in München vor uns erblickten, war der Arbeit und Erholung gewidmet. An den Vormittagen sah man ihn gewöhnlich in der Staatsbibliothek emsig beschäftigt; nachmittags pflegte er befreundete Familien zu besuchen oder in der Umgebung der Stadt zu lustwandeln. Auf den Spaziergängen kam die in Italien ausgebildete Vorliebe für alles Architektonische und Topographische in der lebhaften Theilnahme zum Ausdruck, mit welcher er die in der Stadt und in der Nachbarschaft aufgeführten Neubauten begleitete. Eine besondere Freude machte es ihm, auf seinen kleinen Ausflügen mit Kindern Gespräche anzuknüpfen, und auch hierin ist er sich gleich geblieben; der Leser erinnert sich vielleicht aus dem Buche über „Corsica" oder den „Wanderjahren", wie gern er mit der schwarzäugigen, antwortklugen italienischen Kinderwelt verkehrte.

Die Nachricht vom Hinscheiden dieses auserlesenen Mannes hat nicht nur, so weit die deutsche Zunge klingt, sondern ebenso außerhalb unsers Vaterlandes, besonders in Italien und Hellas, den zwei Ländern, welchen Gregorovius vor allen seine Liebe und geistige Kraft geweiht hat, aufrichtige Trauer erweckt. Tiefer ist der Schmerz bei denen, die das Glück hatten, zu seiner liebenswürdigen und reinen Persönlichkeit in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Eine so wohl ausgeprägte, feinfühlende, lautere und selbständige Seele wird in unserer von dem mörderischen Kampfe geistiger und materieller Interessen durchwühlten Zeit nicht mehr so leicht gefunden.

Digitized by Google

Todtenschau.

Andrássy (Emanuel, Graf), k. und k. Geheimrath, ungarischer Reichstagsabgeordneter, Bruder des Grafen Julius Andrássy (geb. 1821), starb 24. April d. J. in Görz.

Bratiano (Joan), Rumäniens bedeutendster Staatsmann, Ministerpräsident 1867—68 und 1876—88 (geb. 1821), starb 16. Mai d. J. in Bukarest.

Chapu (Henri), berühmter französischer Bildhauer (geb. 1833), starb 21. April d. J. in Paris.

Cheruel (Pierre Adolphe), französischer Historiker (geb. 1809), starb 2. Mai d. J. in Paris.

Fleischauer (Gustav Ludwig August), Senatspräsident beim Reichsgericht in Leipzig (geb. 1819), starb daselbst 9. April d. J.

Frantz (Konstantin), politischer Schriftsteller (geb. 1817), starb 2. Mai d. J. in Blasewitz bei Dresden.

Hagn (Charlotte von), ehemals berühmte Schauspielerin (geb. 1809), starb 23. April d. J. in München.

Hähnel (Ernst Julius), berühmter Bildhauer (geb. 1811), starb 22. Mai d. J. in Dresden.

Handelmann (Gottfried Heinrich), schleswig-holsteinischer Geschichts- und Alterthumsforscher (geb. 1827), starb 26. April d. J. in Kiel.

Mackenzie (George Henry), bekannter Schachspieler (geb. 1837), starb 15. April d. J. in Neuyork.

Nikolaus Nikolajewitsch, russischer Großfürst, Oheim Kaiser Alexander's III. (geb. 1831), starb nach jahrelanger Krankheit zu Alupka in der Krim in der Nacht zum 25. April d. J.

Reuß (Eduard Wilhelm Eugen), bis 1888 Professor der protestantischen Theologie an der Universität Straßburg (geb. 1804), starb daselbst 15. April d. J.

Saucken-Julienfelde (Konstanz von), langjähriges freisinniges Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstages (geb. 1826), starb auf Julienfelde am 15. April d. J.

Schomburgk (Richard), Director des Botanischen Gartens in Adelaide (geb. 1811), starb daselbst 24. März d. J.

Schönfeld (Eduard), ordentlicher Professor der Astronomie und Director der Sternwarte in Bonn (geb. 1828), starb daselbst 1. Mai d. J.

Verzeichniß der Mitarbeiter

zum ersten Bande des Jahrgangs 1891.

Achelis, Th. 267.
Albrecht, Heinrich. 164.
Alsberg, Moritz. 14.
Asmus, Martha. 1. 97.
Batsch, C. F. 316.
Bendt, Franz. 287. 479.
Bienemann, Friedrich. 191.
Bloesch, E. 419.
Bormann, Walter. 278.
Diercks, Gustav. 68.
Engelnstedt, N. von. 366.
Friedrichs, Karl. 47.
Fuld, Ludwig. 79. 95. 477.
Hansson, Ola. 258.
Heincke, Friedrich. 241. 481.
Justi, Frank. 426.
Koelle, Ludwig. 226.
Krenke, Gustav. 444.
Krumbacher, Karl. 561.
Kurs, Victor, Major a. D. 27.
List, Karl. 83.
Martens, Heinrich. 533.
Müller, Wilhelm. 107.
Oertel, Richard. 283.
Peterssen, Friedrich Carl. 506.
Portig, Gustav. 372.
Schirmacher, Käthe. 182.
Schneider, Lina. 468.
Schott, Joseph, Major a. D. 551.
Schröder, G., Generalmajor z. D. 142. 214.
Schroeter, Adalbert. 193. 289.
Schwicker, J. H., Professor. 400.
Spitta, Philipp. 306.
Supra, J. 343.
Wehl, F. von. (Aus seinem Nachlasse.) 153.
Anonym. 129. 337. 385. 451. 501. 519.

Digitized by Google

Register

zum ersten Bande des Jahrgangs 1891.

Die mit * bezeichneten Namen befinden sich unter der Rubrik „Todtenschau".

*Andrássy, Emanuel, Graf. 573.
*Aube, Hyacinthe Laurent Théophile. 191.
Auslieferung, Die, von politischen Verbrechern. Von Ludwig Fuld. 79.

Baden, s. Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen.
Baiern, s. Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen.
*Balduin, Prinz von Belgien. 287.
*Bancroft, George. 191.
*Banville, Théodore Faullain de. 479.
*Baring, Thomas. 479.
*Barnum, Phineas Taylor. 479.
*Becker, August. 479.
*Belot, Adolphe. 191.
*Beneke, Otto Adalbert. 287.
*Berghaus, Hermann. 96.
*Berthet, Elie. 287.
*Beust, Friedrich Konstantin, Freiherr von. 479.
Bildende Kunst, Die, in Frankreich. Von Friedrich Carl Petersen. 506.
*Bradlaugh, Charles. 287.
*Bratiano, Joan. 573.
*Brouckère, Henri de. 287.
*Brown, John Lewis. 96.
*Bylandt-Rheidt, Arthur, Graf. 384.

*Campenon, Jean Baptiste Marie Edouard. 479.
*Camphausen, Ludolf. 96.
*Capranica, Luigi, Marchese. 287.
Cartelwesen, amerikanisches, s. Schurz, Karl, über das amerikanische Cartelwesen.
*Chaplin, Charles. 287.
*Chapu, Henri. 573.
*Cheruel, Pierre Adolphe. 573.
*Clam-Gallas, Eduard, Graf. 479.
*Coccius, Ernst Adolf. 96.

Dänemark, s. Politische Gesundung, Die, Dänemarks.
*Danilewski, Grigori Petrowitsch. 191.
*Decker, Pierre Jacques François de. 192.
*Delaplanche, Eugène. 288.
*Delibes, Leo. 288.
Denkwürdiges. 95. 191. 287. 477.
Deutschland, s. Dichterschule, Eine französisch-deutsche; Eisenbahnfahrt, Die Verbilligung der, und ihre Folgen; Schulconferenz, Die berliner, und die Reform des höhern Unterrichtswesens; Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen; Zolleinigung, Die, zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland; Zollpolitischen Verhandlungen, Zu den, mit Oesterreich-Ungarn.
Dichterschule, Eine französisch-deutsche. Aus dem Nachlasse F. von Wehl's. 153.

Eggers, Friedrich und Karl, s. Rauch-Biographie, die Eggers'sche.
*Eicken, Heinrich von. 96.
Eisenbahnfahrt, Die Verbilligung der, und ihre Folgen. Von J. Supra. 343.
Elsaß-Lothringen, s. Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen.
England, Das dunkle. Von Käthe Schirmacher. 182.
Erdkunde, Fortschritte in der mathematischen. Von Friedrich Bienemann. 191.
Erdwachs, Das. Eine Weihnachtsstudie von Dr. Karl List. 83.
Evangelisch-lutherische Landeskirche, Die, der Ostseeprovinzen. Von ***. 451.

*Fabrice, Georg Friedrich Alfred, Graf von. 479.
*Feuillet, Octave. 192.
Finlands Dichter. Essay von Ola Hansson. 258.
*Fleischauer, Gustav Ludwig August. 573.
*Flemming, Martin Karl. 480.
*Foucher de Careil, Louis Alexandre, Graf. 192.
Frankreich, s. Dichterschule, Eine französisch-deutsche; Bildende Kunst, Die, in Frankreich; Schreckenszeit, Die pariser, und ihre Lobredner; Talleyrand's Denkwürdigkeiten.
*Frantz, Konstantin. 573.
*Frege, Richard Woldemar von. 192.

*Gade, Niels Wilhelm. 192
Gewinnbetheiligung, s. Lohnfrage, Die, und die Gewinnbetheiligung.
Gibraltar, s. Großbritannien.
*Giers, Theodor von. 288.
*Giseke, Robert. 192.
*Granville, George Leveson-Gower, Graf. 480.

Digitized by Google

Gregorovius, Ferdinand. Von Karl Krumbacher. 561.
*Greiffenhagen, Thomas Wilhelm. 192.
*Grimm, Wilibald. 480.
Großbritannien, Welchen Werth haben Gibraltar und Malta für. Von N. von Engelnstedt. 366.
Gruson-Werk, s. Septemberwoche, Die, des Gruson-Werks.

*Hagn, Charlotte von. 573.
*Hahn, Werner. 96.
*Hähnel, Ernst Julius. 573.
*Handelmann, Gottfried Heinrich. 573.
*Hansen, Theophil Eduard, Freiherr von. 288.
*Hartnack, Edmund. 288.
*Haußmann, Georges Eugène, Baron. 192.
*Heiberg, Johanne Luise. 288.
*Hellqvist, Karl Gustav. 96.
*Henneberg, Wilhelm. 96.
*Heusner, Eduard. 384.
*Hilgers, Karl. 96.
*Hoppe, Ferdinand. 96.

Ibsen's neuestes Räthsel. Von Walter Bormann in München. 278.
Industrielle Wandlungen. Von Dr. Heinrich Albrecht in Berlin. 164.

*Jacini, Stefano. 480.
*Johnston, Joseph Eccleston. 480.
Jütlandbank, s. Sylt und die Jütlandbank.

*Kalakaua I., König der Sandwichinseln. 288.
*Kaselowsky, August. 192.
*Kervyn de Lettenhove, Joseph Maria Bruno Konstantin. 480.
*Kindermann, August. 384.
*Kinglake, Alexander William. 192.
*Knop, Wilhelm. 288.
Koch, Robert, und seine große Entdeckung. Von Dr. med. Moritz Alsberg. 14.
*Krüdener, Nikolai, Baron. 480.
Kunst, s. Bildende Kunst, Die, in Frankreich.

*Lafayette, François Edmond du Motier. 96.
*Lami, Eugène Louis. 288.
*Leuchtenberg, Nikolaus Maximilianowitsch Fürst Romanowski, Herzog von. 192.
*Liphart, Karl Eduard von. 384.
*Liske, Franz Xaver. 480.
*Löbe, William. 288.
Lohnfrage, Die, und die Gewinnbetheiligung. Von Ludwig Koelle. 226.
*Löwenstein, Rudolf. 192.

*Mackenzie, George Henry. 573.
*Mädler, Minna von. 480.
*Magliani, Agostino. 480.
Malta, s. Großbritannien.
*Maximowicz, Karl Joh. 480.
*Meissonier, Jean Louis Ernest. 288.
*Meran, Franz, Graf von. 480.
*Michaelis, Otto. 96.
*Miklosich, Franz Xaver, Ritter von. 480.
Moltke, Graf. Rückblick auf sein Leben und Wirken. Von Joseph Schott, Major a. D. 551.
*Morelli, Giovanni. 384.
*Mücke, Heinrich. 288.
Musik, Pflege der, in Rußland. Von Lina Schneider in Köln. 468.
*Musurus-Pascha, türkischer Staatsmann. 288.
*Mutkurow, S. 480.

*Napoleon, Joseph Charles Paul (Prinz Napoleon). 384.
Naturvölker, s. Vorstellungen, Die sittlichen, bei den Naturvölkern.
*Nikolaus Nikolajewitsch, russischer Großfürst. 573.
Nordseeskizzen eines Naturforschers. Von Friedrich Heincke. 481.
Novellen:
Asmus, Martha. Mondschein. 1. 97.
Schroeter, Adalbert. Source Bonnevie. 193. 289.

Ochsenbein, Bundespräsident Ulrich. Von E. Bloesch. 419.
*Olga Feodorowna, russische Großfürstin. 480.
*Oesterley, Karl Wilhelm. 480.
Oesterreich-Ungarn, s. Zolleinigung, Die, zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, und: Zollpolitischen Verhandlungen, Zu den, mit Oesterreich-Ungarn.
Ostseeprovinzen, s. Evangelisch-lutherische Landeskirche, Die, der Ostseeprovinzen.

*Pacius, Friedrich. 192.
*Paepe, Cäsar de. 192.
Petersburger Gesellschaft, Die. Von * * *. 129.
*Petzholdt, Julius. 288.
Physik, Fortschritte in der. Von Franz Bendt. 287.
Der Widerstand, welchen der menschliche Körper elektrischen Strömen entgegensetzt.
Das Riesenpendel auf dem Eiffelthurm.
Das Spectrum des Zodiakallichtes.
Photographiren der elektromagnetischen Wellen.
Physik, Fortschritte in der. Von Franz Bendt. 479.
Ueber den höchsten Luftdruck.
Blitzableiter und Gas- und Wasserleitungsrohre in Gebäuden.
Politische Gesundung, Die, Dänemarks. Von Heinrich Martens. 533.
*Porter, David Dixon. 288.
Portugal, Zur politischen Lage in. Von Gustav Diercks. 68.
*Pouyer-Quertier, Augustin Thomas. 480.
*Pressensé, Edmond Déhoult de. 480.
*Pretis, Sisinio, Freiherr von Pretis-Cagnodo. 96.

Digitized by Google

Rauch-Biographie, Die Eggers'sche. Von Gustav Portig. 372.
Rechtsverhältnisse, Die, der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten. Von Karl Friedrichs. 47.
Reichsgesetzgebung, Deutsche. Von Ludwig Fuld. 95. 477.
*Reuß, Eduard Wilhelm Eugen. 573.
*Reyher, Karl von. 192.
*Rjedkin, Peter Grigorjewitsch. 480.
*Rochow, Hans von. 288.
*Rothenburg, Adelheid von. 288.
*Rothkirch und Trach, genannt von Schwarzenfels, Alexander, Freiherr von. 96.
*Russell, Francis Charles Hastings, Herzog von Bedford. 288.
Rußland, s. Evangelisch-lutherische Landeskirche, Die, der Ostseeprovinzen; Musik, Pflege der, in Rußland; Petersburger Gesellschaft, Die.

Sachsen, s. Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen.
*Saucken-Julienfelde, Konstanz von. 573.
*Scheler, August. 96.
*Schenk, August. 480.
*Schliemann, Heinrich. 192.
Schliemann's Verdienst um die Kunde der Vorzeit. Von G. Schröder. 214.
*Schmidt, Friedrich, Freiherr von. 288.
*Schomburgk, Richard. 573.
*Schönfeld, Eduard. 573.
Schreckenszeit, Die pariser, und ihre Lobredner. Von H. S. 237.
Schulconferenz, Die berliner, und die Reform des höhern Unterrichtswesens. Von Frank Justi. 426.
*Schulz-Briesen, Eduard. 480.
Schurz, Karl, über das amerikanische Cartelwesen. Von C. F. Batsch. 316.
Schutzgebiete, deutsche, s. Rechtsverhältnisse, Die, der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten.
Seegefechtsübungen und Seegefechte. Von Victor Kurs, Major a. D. 27.
Seelenmessen, Musikalische. Von Philipp Spitta. 306.
Septemberwoche, Die, des Gruson-Werks. Ein Ueberblick über sein Artilleriematerial und seine Panzerconstructionen. Von Generalmajor z. D. G. Schröder. 142.
*Sherman, Tecumseh. 288.
*Simor, Johann Baptist, von, Cardinal, Fürst-Primas von Ungarn. 288.
Simplonbahn, Die. Von Gustav Krenke. 444.
*Solms-Braunfels, Georg, Fürst. 480.
*Solms-Sonnenwalde, Theodor, Graf zu. 192.
*Stadion, Philipp, Graf. 192.
*Stoltze, Friedrich. 480.
*Studer, Gottlieb. 192.
Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen im neunten Jahrzehnt. Von Wilhelm Müller. 107.
*Swert, Jules de. 480.
Sylt und die Jütlandbank. Nordseeskizzen eines Naturforschers. Von Friedrich Heincke. 241.

Talleyrand's Denkwürdigkeiten. Von **. 501.
*Taubert, Karl Gottfried Wilhelm. 192.
Todtenschau. 96. 191. 287. 384. 479. 573.
Türkei, Reiseeindrücke und Stimmungsbilder aus der. Von **. 519.

Unterrichtswesen, höheres, s. Schulconferenz, Die berliner, und die Reform des höhern Unterrichtswesens.

Verbrecher, politische, s. Auslieferung, Die, von politischen Verbrechern.
*Verhulst, Jean. 288.
Vorstellungen, Die sittlichen, bei den Naturvölkern. Von Th. Achelis. 267.
Vorzeit, s. Schliemann's Verdienst um die Kunde der Vorzeit.

*Weihrauch, Karl. 288.
*Wigand, Martin. 192.
*Wilhelm III., Alexander Paul Friedrich Ludwig von Oranien, König der Niederlande. 96.
*Windom, William. 288.
*Windthorst, Ludwig. 384.
Würtemberg, s. Süddeutschen Staaten, Die, und Sachsen.

Xenien, Neue. Von einem deutschen Philister. 385.

Zolleinigung, Die, zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Von Professor Dr. J. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. 400.
Zollpolitischen Verhandlungen, Zu den, mit Oesterreich-Ungarn. Von Dr. jur. Richard Oertel. 283.
*Zoepffel, Richard Otto. 192.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

CoLibri
Made in Italy
10-13 STD
www.colibrisystem.com
Digitized by Google

Digitized by Google

10-13 STD

www.colibrisystem.com

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073907609

Digitized by Google